Friedrich-Martin Balzer (Hrsg.)

Ärgernis und Zeichen

Erwin Eckert — Sozialistischer Revolutionär aus christlichem Glauben

Mit Beiträgen von Hans-Werner Bartsch, Frank Deppe, Walter Ebert, Erwin Eckert, Emil Fuchs, Georg Fülberth, Günter Giesenfeld, Hans Heinz Holz, Wolfgang Langhoff, Hanfried Müller, Helmut Ridder, Jürgen Scheele, Marie Veit, Manfred Weißbecker, Gert Wendelborn

PAHL-RUGENSTEIN

Erwin Eckert – Sozialistischer Revolutionär aus christlichem Glauben

Pahl-Rugenstein Verlag Nachf. GmbH Bonn 1993

2. *durchgesehene und korrigierte Ausgabe Marburg 2021*

Eckert (Mitte) nach dem Urteil des Düsseldorfer Landgerichts 1960 mit dem britischen Kronanwalt D. N. Pritt (links), der 1933 Vorsitzender des Gegen-Reichstagsbrand-Prozesses war, und Rechtsanwalt Prof. Friedrich Karl Kaul (rechts)

Inhalt*

Vorwort 4

Erwin Eckert
Vernehmung zur Person 9

Erwin Eckert
Impressionen aus dem Ersten Weltkrieg 21

Bewußte Verächtlichmachung der Kirche? 60

Hanfried Müller
„[...] um Gerechtigkeit willen verfolgt“ 116

Gert Wendelborn
Zu Erwin Eckerts Predigten 122

Erwin Eckert
„Man kann doch nicht gegen sein Gewissen handeln“ 133

Frank Deppe
Der „Klassenverrat“ des Erwin Eckert 136

Gert Wendelborn
Zur Legitimität des Eintritts Erwin Eckerts in die KPD 140

Marie Veit
Als Christ und Sozialist gegen die „armselige Judenhetze“ 156

Erwin Eckert – Wolfgang Langhoff
1933: Briefe aus dem Gefängnis 161

Erwin Eckert
„Vorwärts zur neuen Demokratie“ 203

Erwin Eckert
„Brüder, in eins nun die Hände...“ 212

Günter Giesenfeld
Appelle an das „Lautschlagende Einzelgewissen“ 214

Jürgen Scheele
Erwin Eckert: Exponent eines „Neuen Deutschlands“ 219

Manfred Weißbecker
Auf der Anklagebank des kalten Krieges 234

Schlußwort des Angeklagten Erwin Eckert im Düsseldorfer Prozeß vom 4. April 1960 254

Georg Fülberth
Gab es einen „Fall Eckert“ in der KPD? 258

Walter Ebert
Erinnerungen an Erwin Eckert 263

Emil Fuchs
Briefe an Erwin Eckert 271

Hans-Werner Bartsch
Erwin Eckert – Ärgernis und Zeichen 275

Hans Heinz Holz
Achtung für eine Aporie 277

* Das Inhaltsverzeichnis orientiert sich an den Seitenzahlen der PDF-Datei.

Helmut Ridder
Zur europäischen Dimension von Erwin Eckerts Vermächtnis 280
Publikationsverzeichnis 292
Erwin Eckert – Kurzer Lebenslauf 303
Zu den Autoren 304

Vorwort

Der Mannheimer Stadtpfarrer Erwin Eckert, der nach 20jähriger Tätigkeit in der SPD angesichts der von ihm erkannten Barbarei des heraufziehenden Faschismus zur KPD übertrat und schließlich von der Badischen Kirchenleitung am 11. Dezember 1931 aus dem Dienst der Kirche entfernt worden war, stand in seinem 74. Lebensjahr, als ich ihm 1966 zum ersten Mal begegnete. Ungebrochen vom Schuldspruch des „Düsseldorfer Prozesses“[1] war er intensiv damit beschäftigt, sein schon damals umfangreiches Privatarchiv zu ordnen. Sein Bestreben galt vornehmlich einem Buch, das er aus den erhalten gebliebenen Unterlagen seines Lebens, seines jahrzehntelangen Bemühens um Humanismus und Frieden, um Demokratie und Sozialismus aufschreiben wollte. Da seine eigene Kraft hierfür nicht mehr ausreichte, sollte es in der DDR geschrieben werden.

Der von Eckert vorgeschlagene Titel mutet trotz seines autobiographischen Klanges recht programmatisch an: „Von der Kanzel zur KPD. Entscheidungen aus evangelischem Glauben und politischer Erkenntnis.“ Das Buch sollte, wie Eckert in einem zweiseitigen Konzept darlegte, „weder Memoiren-Literatur noch romanhafte Erzählung“ sein.[2] Es ging Ihm um „einen kleinen, zuverlässigen Beitrag zur analytischen Einschätzung der letzten 50 Jahre“ sowie um eine lebendige, dokumentarische Darstellung seines eigenen christlich und politisch motivierten Engagements. Erneut wollte er nachweisen, wie sich aus seinem kritischen Blick in die Zeit und aus seinen Hoffnungen auf eine menschliche Zukunft sein „entschlossenes Handeln“ und auch sein Eintritt in die Kommunistische Partei Deutschlands begründete. Immer handelte er als „Täter aus Überzeugung“ – so treffend charakterisierte Ihn das Urteil des Düsseldorfer Landgerichts von 1960. Diese Maxime und die große Zerreißprobe seines Lebens sollten Gegenstand, Leitfaden und Ziel der Darstellung sein. Biographisch und wissenschaftlich-dokumentarisch suchte er jene beiden so unterschiedlichen Sinngebungssysteme, denen er anhing, miteinander in Einklang zu bringen. Der Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens war er sich durchaus bewusst. Zu oft war ihm widerfahren, wie das „Ärgernis“, das er erregen wollte, und die „Zeichen“, die er zu setzen beabsichtigte und zu setzen verstand, von Gegnern und Freunden falsch, engherzig und einseitig aufgenommen worden sind. Er aber wollte Christ *und* Revolutionär sein, Humanist *und* Sozialist, Demokrat *und* Antifaschist, Pfarrer *und* KPD-Mitglied.

Seine Analysen der politischen Situation vor 1914 und nach 1918, vor 1933 und nach 1945 sollten nicht zuletzt den Lesern einen Vergleich mit den drängenden Problemen ihrer Zeit ermöglichen. Immer noch, so suchte er zu verdeutlichen, seien „trotz der vernichtenden Katastrophe des Faschismus die entscheidenden Ursachen, die einen Krieg herbeiführen könnten, genau wie nach 1918 virulent geblieben“. Als die dazu notwendige und mögliche Alternative schwebte Ihm ein verpflichtendes Bekenntnis zu den „Forderungen des Evangeliums“ als auch „zum revolutionären Sozialismus“ vor. Wenn verhindert werden solle, daß „Deutschland ein drittes Mal Ursache und Ausgangspunkt eines Weltkrieges“ wird – und dies noch dazu im Atomzeitalter –, müsse „mit aller Entschiedenheit die DDR, der Sozialistische deutsche Staat, bejaht und verteidigt“, dann müsse auch das 1956 ausgesprochene und „gegen alle demokratische und soziale Rechtsstaatlichkeit“ verstoßene KPD-Verbot aufgehoben werden. Nur in einem „wirklich demokratisch geordneten Deutschland“ [8] sowie auf der Grundlage einer einheitlich handelnden Arbeiterklasse und ihres Bündnisses „mit allen um den Frieden Besorgten“ sei der von ihm konstatierten Zersetzung des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Lebens Herr zu werden, nur so könne der Frieden in der Welt gerettet werden.

Mit seinen Erörterungen wollte er vor allem jene Leser zum „Nachdenken“ zwingen, die „aus religiösen und weltanschaulichen Vorurteilen, betäubt durch die raffinierte, heuchlerische, tendenziöse und direkt lügnerische Propaganda der Massenmedien“ in einem „emotionalen und verhärteten Antikommunismus“ verharrten. Beabsichtigt war „eine die Herzen erschütternde Mahnung und Warnung eines Sprechers jener Generation, die zweimal das Grauen der Vernichtung und der Unmenschlichkeit des ‚christlichen Zeitalters‘, die verratene Revolution“ von 1918 und die „verhinderte Revolution nach dem totalen Zusammenbruch 1945 im Westen unseres Vaterlandes erlebt, durchkämpft und

1 Siehe den Beitrag von Manfred Weißbecker in diesem Band.

2 Das Konzept befindet sich im Privatarchiv Eckert. Auch die folgenden Zitate sind ihm entnommen.

erlitten“ habe. Nichts wünschte er sich offensichtlich mehr, als daß sein Buch „nicht ohne Wirkung in unserer Zeit“ bliebe: als „Aufruf in einer Zeit sich ankündigender Entscheidungen.“

Dieses Buch ist nie erschienen. Zwar wurde 1968 – im Auftrag des damaligen Staatssekretärs für Kirchenfragen in der DDR, Hans Seigewasser – ein Manuskript angefertigt, doch dies verfiel Eckerts zorniger Ablehnung. Das Ergebnis löste bei Eckert eine tiefe Enttäuschung aus.[3] Zu sehr mußte er sich als Opfer der damaligen Bündnispolitik von SED und KPD bzw. DKP sehen. Ihn verletzte, daß man zwar bereit war, nach langer Tabuisierung die religiösen Sozialisten als progressive Vorläufer christlicher Bündnispartner gelten zu lassen, jedoch verschweigen wollte, daß er 1931 zur Kommunistischen Partei gekommen war und aktiv als ihr Mitglied wirkte, ohne seinen christlichen Glauben preiszugeben. Solches passte eben nicht in das dogmatisch-sektiererische Konzept einer Parteiführung, die keinerlei Zweifel an Ihrem absoluten Führungsanspruch aufkommen lassen wollte und jegliche Realität dem eigenen Machtstreben unterzuordnen bereit war.

Es hatte Eckert bereits verwundert, daß er in der offiziellen achtbändigen „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“, die 1966 unter Leitung von Walter Ulbricht entstanden war, mit seinem lebensbestimmenden Schritt zur KPD – im Gegensatz zu Richard Scheringer – nicht erwähnt worden war. Lediglich als Staatsrat der (süd)badischen Regierung hatte man von Ihm Kenntnis genommen[4], auch an dieser Stelle ohne jeden Hinweis auf seine Vergangenheit als Pfarrer.[5] Erst nach dem Erscheinen der „Klassengegensätze in der Kirche“[6] im Jahre 1973 begann sich die Situation in der Geschichtsschreibung der DDR zu ändern. Jenaer Historiker, die sich um ein für jene Zeit relativ breites Bündniskonzept bemühten, würdigten Eckert in einer Darstellung zur Geschichte nichtproletarischer Demokraten[7] und in einem parallel dazu erarbeiteten Quellenband[8] mehrfach, wenn auch unvollständig. Hinweise darauf, daß Eckert als Pfarrer in die KPD eingetreten war, finden sich lediglich in den Memoiren von Max Seydewitz[9] Heinz Hoffmann[10].

In den Jahren von 1966 bis 1972 konnte ich viele Wochen im Hause Eckerts in Großsachsen bei Weinheim an der Bergstraße verbringen, mit ihm jene Dokumente einsehen und erörtern, die ihrer Aufarbeitung harrten. Von Wolfgang Abendroth[11] auf ihn aufmerksam gemacht und vermittelt durch

---

3 Dies bestätigt auch Walter Ebert (siehe sein Beitrag in diesem Band) in einem Brief an den Verf. vom 27.11.1992.

4 Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (in acht Bänden), hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED, Berlin 1966, Bd. 4.

5 Ebenda, Bd. 6, S. 102; siehe hierzu die Widmung des Pfarrers und Schriftstellers (u. a. „Unruhige Nacht“, „Das Brandopfer“) von Albrecht Goes, die er Eckert zu seinem 70. Geburtstag 1963 schickte: „Dem Staatsrat Erwin Eckert zum Gruß (auch wenn sich der Staat von ihm nicht raten läßt).“

6 Friedrich-Martin Balzer, Klassengegensätze in der Kirche, Erwin Eckert und der Bund der Religiösen Sozialisten, mit einem Vorwort von Wolfgang Abendroth, Köln 1973, [2]1975, Bonn 1993.

7 Dieter Fricke (Hrsg.), Deutsche Demokraten. Die nichtproletarischen demokratischen Kräfte in Deutschland. 1830 bis 1945, Köln 1981.

8 Dieter Fricke (Hrsg.), Für Eures Volkes Zukunft nehmt Partei. Nichtproletarische Demokraten an der Seite des Fortschritts, Köln 1980 (siehe hierzu S. 382).

9 Max Seydewitz, Es hat sich gelohnt zu leben, Berlin (DDR) 1976, S. 274 f. Als Motto seines Buches wählte Seydewitz den Spruch von Johannes R Becher, der zu einem Lieblingswort des Herausgebers wurde: „Man kann sein Leben nicht umgestalten, indem man das Vergangene außer Kraft setzt, sondern nur, indem man produktiv fortschreitet und dadurch das Vergangene, soweit es irrtümlich und unproduktiv gewesen ist, überwindet.“

10 Heinz Hoffmann, Mannheim, Madrid, Moskau. Erlebtes aus drei Jahrzehnten, Berlin (DDR) 1981, S. 152–162.

11 Siehe Wolfgang Abendroth, Bilanz der sozialistischen Idee in der Bundesrepublik Deutschland, in: Hans Werner Richter (Hrsg.), Bestandsaufnahme. Eine deutsche Bilanz 1962, München 1962, S. 245; ders., Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie, Das Problem der Zweckentfremdung einer politischen Partei durch die Anpassungstendenz an vorgegebene Machtverhältnisse, Frankfurt a.M. 1964, S. 63 f.; siehe auch ders., Vom Weg marxistischer Widerstandskämpfer zum Verständnis für den christlichen Widerstand der „Bekennenden Kirche“, in: Heinz Kloppenburg, Eugen Kogon, Walter Kreck, Gunnar Matthiesen, Herbert Mochalski, Helmut Ridder (Hrsg.), Martin Niemöller. Festschrift zum 90. Geburtstag, Köln 1982, S. 117; Abendroth und Eckert kannten sich persönlich aus ihrer gemeinsamen illegalen Widerstandstätigkeit nach 1933 in Frankfurt im „Hochverratsprozeß“ gegen Eckert 1936 in Kassel taucht Abendroth mit seinem Decknamen „Fritz“ auf. Die einzig mir bekannte Erwähnung Eckerts in westdeutschen Publikationen nach 1945 und vor 1968 findet sich – neben den Hinweisen von Wolfgang Abendroth – bei Karl-Wilhelm Dahm, Pfarrer und Politik, Soziale Position und politische Mentalität des deutschen evangelischen Pfarrerstandes zwischen 1918 und 1933, Köln 1965, S. 88 f.

Hans Fladung[12], erlebte ich in Erwin Eckert eine faszinierende und mich bis heute fesselnde Persönlichkeit. Auch wenn mit der vorliegenden Sammelschrift – dank der erkenntnisreichen Beiträge der Autoren – ein wichtiges Zwisch-[9]energebnis in den mehr als zwei Jahrzehnte währenden Anstrengungen erreicht wird, empfand und empfinde ich es als meine bleibende Aufgabe, die Erinnerung an um wachzuhalten.

In diesem Sinne entstand als erstes meine Arbeit „Die Auseinandersetzungen um den Pfarrer Erwin Eckert. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung“, die den skizzenhaften Versuch wagte, trotz der Materialfülle den Lebensweg Eckerts von 1918 bis 1962 nachzuzeichnen.[13] Der Plan, bei Wolfgang Abendroth zu diesem Thema zu promovieren,

ließ sich angesichts meiner 1968 begonnenen Tätigkeit als Lehrer erst 1972 realisieren. Das Erscheinen der Dissertation als Buch[14] im Jahre 1973 konnte Erwin Eckert nicht mehr erleben. Er verstarb am 20. Dezember 1972. Sowohl das mit ihm verbundene „Ärgernis“ als auch das von Ihm gesetzte „Zeichen“ blieben unvergessen. Auch mich ließ beides nicht mehr los. Soweit es die beruflichen Belastungen erlaubten, verfasste ich weiter kleinere Schriften über Ihn, aber auch über Heinz Kappes, Arthur Rackwitz, Ludwig Simon, Hans Francke und Martin Rade.[15] Zusammen mit dem Pfarrer Karl Ulrich Schnell legte ich 1987 das Buch „Der Fall Erwin Eckert“ vor, das sich eingehend mit dem zweiten Kirchlichen Dienstgerichtsverfahren gegen Eckert von Dezember 1930 bis Juni 1931 befasste.[16] Nach dem Versuch aus dem Jahre 1973, Eckerts Platz in der Geschichte der Arbeiterbewegung zu bestimmen und zu ermöglichen, ging es in dem „Lesebuch“ aus dem Jahre 1987 darum, Eckert als massenwirksamsten und konsequentesten Theologen gegen den Faschismus vor 1933 dem Vergessen von Christen und Kirchengeschichtsschreibern zu entreißen.

Der vorliegende Sammelband versteht sich als eine zusammenführende, analytisch vertiefende und dokumentarisch erhellende Ergänzung der bisherigen Literatur über Erwin Eckert. Allein drei Gerichtsverfahren werden In diesem Band erstmals aufgearbeitet: Das erste Kirchliche Dienstgerichtsverfahren von 1929, das Kirchliche Dienstgerichtsverfahren, das im Dezember 1931 zu seiner definitiven Entfernung aus dem Kirchendienst führte – der „Hochverratsprozess“ gegen den antifaschistischen Widerstandskämpfer Eckert Im Jahre 1936 kann aufgrund der weitgehenden Vernichtung der Akten des Volksgerichtshofes in Kassel durch Bombardierung während des Zweiten Weltkrieges nicht näher untersucht werden[17] – und schließlich der „Düsseldorfer Prozess“ gegen das „Westdeutsche Friedenskomitee“ in den Jahren 1959/60. Gut zur Hälfte besteht der Sammelband aus erstmals veröffentlichten Dokumenten, zum großen Teil aus der Feder Eckerts selbst.[18] Insgesamt soll der Band den sozialistischen Revolutionär aus christlichem Glauben und Gewissen darstellen und nicht länger selektiv den einen oder den anderen Eckert lebendig machen. Der Band

---

12 Siehe Hans Fladung, Erfahrungen – Vom Kaiserreich zur Bundesrepublik, hrsg. und eingeleitet von Josef Schleifstein, Frankfurt a. M. 1986. Fladung kannte Eckert seit der gemeinsamen Düsseldorfer Arbeit in der von Erich Glückauf redigierten Zeitung „Freiheit“.

13 Geschrieben 1967 und erstmals veröffentlicht in: Friedrich-Martin Balzer, Miszellen zur Geschichte des deutschen Protestantismus, Gegen den Strom, Marburg 1990, S. 31–104.

14 Friedrich-Martin Balzer, Klassengegensätze in der Kirche. Erwin Eckert und der Bund der Religiösen Sozialisten Deutschlands, a. a. O.

15 Da die Zeitschriften zum größten Teil nicht mehr existieren und die Bücher vergriffen sind, wurden die gesammelten Beiträge 1990 unter dem Titel „Miszellen zur Geschichte des deutschen Protestantismus – Gegen den Strom“, mit einem Geleitwort von Gert Wendelbonn, Marburg 1990, veröffentlicht.

16 Friedrich-Martin Balzer/Karl Ulrich Schnell, Der Fall Erwin Eckert. Zum Verhältnis von Protestantismus und Faschismus am Ende der Weimarer Republik, mit einem Geleitwort von Hans Prolingheuer, Köln 1987[1], Bonn 1993.

17 In einem Schreiben vom 12. Mai 1992 teilte das Hessische Ministerium der Justiz mit, daß sich die Prozeßakten nicht mehr bei den Justizbehörden in Kassel befinden und möglicherweise im Jahre 1943 verbrannt sind. Weitere Nachforschungen beim Staatsarchiv in Marburg blieben ohne Ergebnis.

18 Dabei hoffe ich, den Rat des kanadischen Historikers, John Conway, beachtet zu haben, der mir am 12.9.1991 schrieb: „I look foreward to seeing your book in honour of Eckert’s 100th birthday, but please avoid hagiography. Rehabilitation is likely only to be effective if the whole person, warts and all, is acknowledged.“

versucht durch eine „diachronische Verfolgung geschichtlicher Zusammenhänge“[19] die innere Einheitlichkeit des individuellen Daseins in einer Welt voller Widersprüche nachzuvollziehen. Das Exemplarische am Leben und Wirken Erwin Eckerts schafft neue Voraussetzungen für das Begreifen der Geschichte.

Langjährige Recherchen, viel anregende Kritik und nachdenkliche Gespräche sind in diesen Band eingegangen. Der persönlich intensive Kontakt zu Eckert, Heinz Kappes, der am 1. Mai 1988 im 95. Lebensjahr starb, und Ludwig Simon (Jg. 1905) Ist für mich von anhaltender Ermutigung gewesen. Rückhalt und Unterstützung über viele Jahre erhielt ich von Freunden in Marburg. Für viele andere mögen einige Namen genannt werden: Helge Speith, Gottlieb Gudopp, Thomas Vogel, Ernst von Pritzelwitz, Leonhard Froese. Der [10] Streit- und Aktionskultur der Friedensbewegung der 80er Jahre erinnere ich mich dankbar. Manfred Weißbecker, Helmut Ridder und Gen Wendelborn danke ich für die kritische Durchsicht des Gesamtmanuskriptes. Nur die Menschen in meiner allernächsten Umgebung – Traudl, Eva und Brigitte – wissen, was es bedeutet, wenn einer zusätzlich zu dem beruflichen Engagement darum ringt, daß ein anderer nicht vergeblich gelebt, gekämpft und gelitten hat. Für Ihre verständnisvolle Geduld bedanke ich mich bei ihnen in besonderem Maße. Mein Dank gilt der Evangelischen Kirche im Rheinland, dem Oberbürgermeister von Mannheim und der Badischen Landeskirche, die Druckkostenzuschüsse gewährten, was von anderen Institutionen keineswegs als selbstverständlich betrachtet worden ist.[20]

Bleibt die begründete Erwartung an die Badische Landeskirche, daß – 62 Jahre, nachdem sie ohne theologische Legitimation und aus purer Zweckentfremdung der kirchlichen Organisation an vorgegebene Machtverhältnisse innerhalb und außerhalb der Kirche Eckert aus dem Kirchendienst entfernte und ihm nach 20 Dienstjahren den rechtlichen Anspruch auf Altersversorgung für weitere 40 Jahre nahm, 60 Jahre, nachdem Ihr Landesbischof, der zuvor in drei Kirchlichen Dienstgerichtsverfahren über Eckert zu Gericht gesessen und ihn für „schuldig“ befunden hatte, seine „Treue und Dankbarkeit“ gegen „unseren Führer“ bekundete, den „Gottes Gnade“ in schwerster Not „uns geschenkt“ habe und der „für das Wohl und für die Zukunft unseres deutschen Volkes“ und „damit auch der evangelischen Kirche“ seine. ganze Kraft einsetze – sie an dem aus Anlass der 100. Wiederkehr des Geburtstages von Erwin Eckert angekündigten „Wort der Landeskirche zum ‚Fall Eckert‘“ festhält, was ja nur bedeuten kann, daß sie erklärt, daß Eckert gegenüber der Badischen Landeskirche und dem deutschen Protestantismus des Jahres 1931 theologisch und politisch im Recht war.[21]

Der vorliegende Band wird gewiss nicht die letzte Publikation über Erwin Eckert, zu seinem „Fall“ und seinem Ringen sein können; zu viel immer noch nicht aufgearbeitetes Material hat sich inzwischen im Privatarchiv Eckert angesammelt. So befinden sich dort allein 200 Zeitungsartikel, die anlässlich seines Übertritts zur KPD und seiner Entfernung aus dem Kirchendienst im Zeitraum zwischen dem 3. Oktober und 31. Dezember 1931 erschienen sind und dringend der Auswertung bedürfen. Ich sah jedoch keinen Anlass, mit der Veröffentlichung „Ärgernis und Zeichen“ bis zu dessen vollständiger Bearbeitung zu warten und die damit verbundenen erheblichen Verzögerungen in Kauf zu nehmen. Es ist nicht allein die bevorstehende 100. Wiederkehr seines Geburtstages, die zu diesem Buch führte. Nein, die Zeit drängt! Vielleicht finden auch andere Kraft und Stärke, Antrieb und

---

19 Helmut Ridder, „Aufarbeitung“, Rezension zu Friedrich-Martin Balzer/Karl Ulrich Schnell, Der Fall Erwin Ecken, in: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte, 9/1988, S. 879.

20 Ablehnungsbescheide erhielt ich vom Ministerium für Wissenschaft und Kunst in Baden-Württemberg (30.4.1992), der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn (11.12.1992), der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck (21.12.1992).

21 Siehe hierzu das „Schuldbekenntnis“ gegenüber Eckert von Altbischof Kurt Scharf, Der Antikommunismus als Schuld der Kirche, in: Brücken der Verständigung, hrsg. im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Solidarische Kirche Westfalen und Lippe von Elisabeth Raiser, Hartmut Lenhart und Burkhard Homeyer, Gütersloh 1986, S. 129 ff. und den Brief von Kurt Scharf an den „Bruder Balzer“, zit. in: Friedrich-Martin Balzer, Karl Barth, Dietrich Bonhoeffer, Erwin Eckert – Unterschiedliche Traditionslinien, gemeinsam verpflichtendes antifaschistisches Erbe, in: ders., Miszellen zur Geschichte des deutschen Protestantismus – Gegen den Strom, Marburg 1990, S. 220.

Beharrlichkeit, um jene „Ärgernisse“ hervorrufen und jene „Zeichen“ setzen zu können, die in der Welt von heute erforderlich sind, die noch zwingender als früher dazu veranlassen, nach einer sinnvollen, erfüllbaren christlich-humanistischen und sozial-gerechten Alternative zu den bestehenden Verhältnissen Ausschau zu halten.

Es bestärkte mich beispielsweise in meinen Bemühungen, als ich in einer Trauerrede Erwin Eckerts – oder soll ich sie lieber eine Predigt nennen?[22] – für den Mannheimer Antifaschisten und ehemaligen Reichstagsabgeordneten der KPD Paul Schreck[23] aus dem Jahre 1948 lesen konnte: „Nicht daß wir lange leben ist wichtig, sondern allein daß wir unserem Leben den höchsten Inhalt zu geben entschlossen sind, den es haben kann, und jederzeit [11] bereit sind, vom Leben Abschied zu nehmen in dem Bewusstsein, nicht umsonst gelebt und dem Ganzen gedient zu haben, von dem wir ein Teil sind. Wie viele meinen, daß nur ein Leben Wert habe, in dem man es zu etwas bringt, ganz gleichgültig mit welchen Mitteln. Wie viele glauben, daß ein geruhsames, gesichertes bürgerliches Dasein die höchste Form und der höchste Inhalt des Lebens sein könne, wie viele, daß Ruhm und Macht über andere ein erstrebenswertes Ziel ihrer Anstrengungen sei. Eines Tages merken sie, daß weder erfüllte Lust noch Besitz, noch Ehre und Macht wert waren, alle Energien des Lebens einzusetzen.

Für uns aber, die wir wissen, daß es notwendig ist, um der Erfüllung des Lebens jedes einzelnen willen eine neue, bessere Ordnung der menschlichen Gesellschaft zu erkämpfen, ist das Leben nicht sinnlos geworden. Wir kämpfen, seit uns die Erkenntnis der Notwendigkeit dieser neuen Ordnung aufgegangen ist, dafür, daß die Ursachen, die zu Krieg und Vernichtung führen, aus der menschlichen Gesellschaft ausgemerzt werden, dafür, daß anstelle der Ungerechtigkeit Gerechtigkeit trete, anstelle des Kampfes aller gegen alle die tragende Gemeinschaft aller, dafür, daß die Zeit einmal komme, in der Menschen andere Menschen nicht mehr unterdrücken und ausbeuten können, dafür, daß alle, die Menschenantlitz tragen, auch menschenwürdig leben können. – Es ist für manche unter uns vielleicht gerade in dieser Zeit des konzentrierten Angriffs unserer Gegner eine Mahnung: *Werdet nicht müde, verzagt nicht, zweifelt nicht, es gibt keine höhere Aufgabe als die, an der wir stehen*.“

Gleichsam als ein aktuelles Vermächtnis fügte Eckert hinzu: „Wir wissen, daß wir noch weit entfernt sind von dem Ziel, das wir uns gesteckt haben, daß die Wege dorthin beschwerlich sind und voller Gefahren, daß wir an Abgründen vorbei und auf schmalen steilen Graten vorwärts müssen. Aber wir wissen auch, daß keine Macht der Erde das aufzuhalten vermag, was kommen muß, wenn nicht die Geschichte der Menschheit ihren Sinn überhaupt verloren haben soll.“

Friedrich-Martin Balzer

Marburg, den 30. Januar 1993

[14]

---

22 Die folgenden Zitate sind der Rede entnommen, die sich im Privatarchiv Eckert befindet.

23 Zu Paul Schreck siehe Erich Matthias/Hermann Weber (Hrsg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Mannheim, Mannheim 1984; Fritz Salm, Im Schatten des Henkers, Vom Arbeiterwiderstand in Mannheim, Frankfurt/Main 1973.

Erwin Eckert
Vernehmung zur Person

Vorbemerkung des Herausgebers: Am 10. November 1959 gab Erwin Eckert als angeklagter „Rädelsführer“ einer „verfassungsfeindlichen“ Organisation, des „Westdeutschen Friedenskomitees“, vor dem Düsseldorfer Landgericht die folgende Auskunft über sein Leben und seine Person. Der Text findet sich im Privatarchiv Erwin Eckert und wird hier ungekürzt erstmals veröffentlicht. Zum „Düsseldorfer Prozeß“ siehe den Beitrag von Manfred Weißbecker in diesem Band.

Herr Vorsitzender, meine Herren Richter und Schöffen!

Ich wurde am 16. Juni 1893 in Zaisenhausen, einer Bauerngemeinde des Kreises Bretten im damaligen Großherzogtum Baden, als ältester Sohn unter den acht Kindern meiner Eltern, des Hauptlehrers Georg Ludwig Eckert und seiner Frau Emma, geb. Lohrer, geboren. Der Vater meiner Mutter war Oberlehrer in Weissweil am Kaiserstuhl in Südbaden. Mein Vater stammte aus einer der vielen badischen Familien – ich wollte das nicht besonders erwähnen, aber es ist wichtig, das zu wissen –, die entschieden republikanisch und demokratisch gesinnt waren und 1848 auf Seiten der Revolutionäre standen. Dadurch hatten sie große Schwierigkeiten.

Meine Erinnerungen gehen zurück bis in das 3. Lebensjahr. Als ich sechs Jahre alt war, wurde mein Vater nach Mannheim an eine Volksschule der Arbeitervorstadt, der Neckarvorstadt, versetzt. Mannheim war damals eine aufblühende Industriestadt. Jahrelang wirkte er dort neben seiner Tätigkeit an der Schule ehrenamtlich als Armenpfleger der Stadt. Und nun kommt etwas, was für mein Leben sehr wichtig ist. Jeden Mittwoch und Samstag nahm er mich mit, wenn er die hilfsbedürftigen, kinderreichen Familien, die Kranken, die alleinstehenden alten Leute in den engen, dumpfen und überfüllten Wohnungen aufsuchte, um nach ihnen zu sehen, sie zu beraten und ihnen gegen die äußerste Not Unterstützung auszuzahlen. Die Eindrücke dieser Besuche haben sich damals unauslöschlich in mein Kindesgemüt eingegraben. Die Situation war erschütternd für mich, und ich bin froh, daß mein Vater mir das damals alles gezeigt hat, wie es in Wirklichkeit war. Ich fragte, warum das so sei. Dann erklärte er mir die Ursachen dieses Elends und daß diese Menschen nichts dafürkönnten, daß es nicht ihre eigene Schuld sei, daß sie zwangsläufig in ein solches Leben eingespannt wären. Später lehrte er mich die Ursachen des Elends und den Weg seiner Überwindung erkennen. In seiner Weise erklärte er mir die Grundlagen der sozialistischen Arbeiterbewegung, zu der er sich bekannte.

[15] Meine Mutter war eine ausgesprochen innerlich gerichtete Frau, die ganz in der Sorge um ihre vielen Kinder aufging. Sie war von einer tiefen und lebendigen Religiosität erfüllt, die vor allen Dingen nicht Ungerechtigkeiten dulden konnte. Das waren meine Eltern.

Als ich 14 Jahre alt war, übernahm mein Vater neben seiner Tätigkeit als Lehrer an einer großen Schule die Leitung des städtischen Waisenhauses „Wespinstift“ in Mannheim. Wespin ist der Name des Mannes, der dieses Waisenhaus gründete. In diesem Waisenhaus waren 50 bis 60 Kinder. Über 20 Jahre lang waren meine Eltern zugleich Eltern von vielen Waisenkindern. Es waren aber nicht nur Waisenkinder, sondern auch uneheliche Kinder dort, um die sich niemand kümmerte, Kinder von geschiedenen Eltern, die keine Heimat mehr hatten und die allein geblieben sind. Sie wuchsen mit uns acht Kindern auf. Bei meinen Eltern gab es keinen Unterschied zwischen ihnen und uns. Sie waren uns mehr Geschwister, als wir ahnten. Vielen hundert Menschen haben meine Eltern so ins Leben geholfen.

Ich besuchte in Mannheim nach vier Jahren Volksschule das humanistische Karl-Friedrich-Gymnasium. Nach dem Abitur, nach anfänglichem Schwanken zwischen dem Studium der Medizin und dem der Theologie, entschloss ich mich dann, Theologie zu studieren. Ich habe dann in Heidelberg, Göttingen und Basel studiert und wollte bei Prof. Windelband später über ein religionsphilosophisches Problem promovieren. Prof. Windelband war mein Lehrer. In Göttingen hörte ich bei Prof. Husserl Philosophie. Besonders interessiert hat mich neben exegetischen Studien vor allem die systematische

Theologie und Ethik. Ich habe mit heißem Bemühen Theologie studiert aus innerster Bereitschaft, über das Begreifen hinaus die letzten Dinge zu erkennen. Mein Verlangen nach der Philosophie entsprang dem Wunsche, die Vielseitigkeit des Geschehens zu erkennen und Maßstäbe für mein Leben zu gewinnen. Es würde zu weit führen, all das zu schildern. Die verschiedenen philosophischen Systeme, auch die modernen, konnten mir keine Antwort geben. 1913 habe ich eine Arbeit über Römer 13 geschrieben, die heute sehr interessant wäre. Als ich 19 Jahre alt war, hielt ich meine erste öffentliche Diskussionsrede in einer Freidenker-Versammlung in Mannheim, und zwar im Apollo-Saal. Ich sprach davon, daß ein Christ genauso gut ein überzeugter Sozialdemokrat sein könne wie ein Atheist und Freidenker. 1911 trat ich in die SPD ein.

1914 meldete ich mich freiwillig beim Ausbruch des Krieges in Mannheim. Mit anderen jungen Sozialdemokraten war ich der Meinung – vor allem, als der von uns schwärmerisch verehrte Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordnete Dr. Ludwig Frank sich freiwillig zum Heer gemeldet hatte –, daß es unsere Pflicht sei, Deutschland, dessen republikanische und sozialistische Zukunft nur eine Frage der Zeit sein konnte – das war unsere Meinung –, vor der Niederlage zu bewahren, und daß der Einfluß der Sozialdemokratischen Partei nach dem Kriege sichergestellt bleiben müsse. Später, als ich erkannte, welche Ursachen zum Kriege 1914–4918 führten, habe ich meine damaligen Auffassungen gründlich revidiert. Mit dem aus Schneeschuh-Bataillonen zusammengesetzten Alpenjäger-Regiment Nr. 3 stand ich an der Karpatenfront russischen Regimentern gegenüber, an der italienischen Front im Marmolata-Gebiet in Frankreich bei den Kämpfen in der Champagne. Außerdem habe ich den ganzen Feldzug in Serbien mitgemacht, zuletzt als Leutnant der Reserve. Ich bin [16] verwundet und ausgezeichnet worden. Ich hatte sehr viel Glück, auch bei Patrouillen, obwohl mein Bataillon, vor allen Dingen meine Kompanie, immer in vorderster Front stand.

Aus dem Krieg kam ich völlig vernichtet und zerschlagen zurück. Ich war vor allem im Innersten bedrückt, daß ich das alles mitgemacht habe.

Ich nahm im Jahre 1918 an großen Versammlungen teil, an öffentlichen Diskussionen und Demonstrationen, die nach dem Sturz der Monarchie in Mannheim stattfanden. Mannheim war eine sehr lebendige Stadt. Sie wissen, daß es in Mannheim eine politisch sozialistisch orientierte Arbeiterschaft gibt. Ich nahm also nach dem Sturz der Monarchie an den Demonstrationen, die in Mannheim stattfanden, teil. Ich wollte, wie viele, eine Demokratie. Ich sprach dort auch und forderte, wie andere mit mir, daß es jetzt nicht nur darauf ankomme, eine neue demokratische Ordnung zu schaffen, sondern darauf, den Einfluss der Arbeiterschaft und damit den Weg für das demokratische Leben und für eine wirkliche Neuordnung zu sichern. Das war ein Anliegen, das mir besonders am Herzen lag. Ich war überzeugt davon, daß der Weg zum Sozialismus ein demokratischer Weg sein würde, der durch Wahlen und Abstimmungen nach dem Willen des Volkes unausweichlich zum Ziele führen müsse. Dann, so hoffte ich damals, würde kein neuer Krieg mehr möglich sein. Ich nahm mein Studium wieder auf und beendete es mit einer Abschlussprüfung, die ich mit Auszeichnung bestand. Eine akademische Laufbahn war für mich nach dem, was ich erlebte, völlig unmöglich. Ich war entschlossen, als Pfarrer auf der Kanzel jeden Sonntag von dem leidvollen Ringen in den Jahren der Erschütterung zu sprechen aus der innersten Nötigung des Gewissens, aus der Kenntnis der Dinge, aus den Maßstäben des evangelischen Bewusstseins und der evangelischen sittlichen Motivierung des Handelns.

Im September 1919 wurde ich Stadtvikar in Pforzheim. Dort hatte ich die Vertretung für drei große Pfarreien. Das war eine sehr anstrengende Angelegenheit. Ich zog noch eine große Jugendbewegung auf mit über 100 jungen Menschen. Dann hielt ich viele Vorträge in der SPD über „Christentum, Kirche und Sozialismus“, über die Aufgaben des Sozialismus, über die Zeit nach dem Kriege, über den Aufbau der sozialistischen Demokratie. Damals versuchte ich, in den Städten Zentren zu schaffen aus dem Querschnitt der Bevölkerung, die sich gegen den Krieg wehrten, die sich aus dem Verlangen, ehe alles vergessen sei, einsetzen gegen den Gedanken, daß Kriege notwendig sind, die sich für den Frieden einsetzten, für eine neue Ethik, die im Frieden Wirklichkeit und Gestaltungskraft haben würde. Ich wurde eingeladen, in anderen Versammlungen zu sprechen, die von der „Friedensgesellschaft“, die heute noch da ist, der Arbeiterjugend, den Naturfreunden und der Gewerkschaft einberufen waren. Das war die Zeit, in der ich junger Vikar war.

1920 heirateten wir. Meine Frau war meine Jugendgespielin. Sie hat mit mir alle Zeit hindurch das getragen, was durch den besonderen Kampf meines Lebens bedingt und sehr schwer für sie war.

In jener Zeit fanden die Wahlen zur Landessynode statt. Es waren die ersten direkten Wahlen der Landessynode, die vom Volk ausgingen. Ich war noch zu jung, um kandidieren zu können. Aber ich gründete mit anderen Männern und Frauen den „Bund evangelischer Sozialisten“. Vor 40 Jahren verfasste ich einen Aufruf zur Beteiligung an den Kirchenwahlen, der damals in der „Pforzheimer Freie Presse“ veröffentlicht wurde. 13.000 Menschen [17] haben sich zu diesem Aufruf bekannt. Darin heißt es in Punkt 4: „Die evangelische Kirche darf nie mehr für den Krieg predigen. Sie soll künden von allen Kanzeln und bei allen Gelegenheiten: Völkerversöhnung und Völkerfrieden!“

Nach drei Jahren wurde ich nach Meersburg am Bodensee als Diaspora-Pfarrer versetzt. Außer der Gemeindearbeit in der sehr umfangreichen Diaspora am Bodensee erteilte ich Religionsunterricht und Unterricht über philosophische Propädeutik für die evangelischen Schüler des dortigen Lehrerseminars. Ich richtete eine Beratungsstelle für die Kriegsopfer und Hinterbliebenen des Bodensees ein, ganz gleich, woher sie kamen. Ich hatte eine Jugendherberge auf dem Schloß Kirchberg, das dem Grafen Max von Baden gehörte, eingerichtet.

Die Bewegung der religiösen Sozialisten wuchs überall in ganz Deutschland. In den Ländern Baden, Bayern, Württemberg, Hessen, in Köln und Berlin, in Thüringen, aber auch in Nordrhein-Westfalen und in ganz Deutschland gab es religiöse Sozialisten. Hunderttausende haben sich damals zu uns bekannt und weit über 200 evangelische Pfarrer. Mit meinem Freund Emil Fuchs habe ich 1924 einen großen Kongress in Meersburg durchgeführt, an dem aus ganz Deutschland Vertreter, Gäste aus dem Ausland, aus der Schweiz, aus Frankreich, aus Holland und aus England teilnahmen.

1925 wandte ich mich als Pfarrer von Meersburg gegen die Unterstützung der Kandidatur des Generalfeldmarschalls von Hindenburg durch Kirchengemeinderatsbeschlüsse und Erlasse der Oberkirchenbehörde.

1926 setzte ich mich in überfüllten Versammlungen, z. B. im Konzilsaal in Konstanz, in der Stuttgarter Stadthalle für die entschädigungslose Enteignung der Fürsten aus der gleichen Sorge ein. Der Kirchenpräsident wollte mir das verbieten, daß ich mich dafür aus Gründen des Evangeliums einsetzte. Die Kirchenpräsidenten von Baden und Württemberg hatten die Enteignung der Fürsten als unvereinbar mit den Grundsätzen des Evangeliums bezeichnet. Das rief einen Sturm der Entrüstung in der Bevölkerung hervor. Ich wandte mich in einem offenen Brief gegen die Auffassung und parteiliche Stellungnahme der Kirchenpräsidenten, die sich schützend vor die Fürsten stellten. Ich sprach in der Stadthalle in Stuttgart vor über 10.000 Menschen.

1926, das sind 33 Jahre her, hielt ich in meiner Kirche in Meersburg am Bodensee bei einer Weihnachtsfeier eine Ansprache, aus der ich einige Sätze wörtlich zitiere:

„Man sollte meinen, daß die Forderung ‚Nie wieder Krieg‘ zur Selbstverständlichkeit geworden sei nach den Erfahrungen des letzten Krieges und dessen unmittelbaren Folgen, die wir heute noch spüren und auch in den kommenden Jahrzehnten noch verspüren werden.

Aber so ist es nicht. Nicht einmal die Christen in allen Völkern sind davon überzeug, daß kein Krieg mehr sein wird und daß sie uns für den Frieden tun müssten. Alle Vernünftigen, alle wirtschaftlich Erfahrenen, alle kulturell Empfindenden, alle sittlich und religiös Bestimmten müssten eine geschlossene Front gegen einen neuen Krieg, gegen kriegerische Gesinnung bilden. Auch das ist nicht so. Gerade aus vernünftigem Denken, gerade aus Wirtschaftlichen Überlegungen und Berechnungen, gerade um der angeblich bedrohten Kultur willen werden neue Kriege notwendig sein, sagt man. Diesem Aberglauben setzen wir den Glauben gegenüber, daß einmal eine Zeit sein wird, in der keine Kriege mehr sind, in der es [18] *den dann lebenden Menschen vorkommen wird wie eine finstere Mär; daß sich die Völker und Länder mit allen Mitteln der Technik bekämpft und gegenseitig vernichtet haben. Das wird einmal sein, und die an dieses Kommen des Friedens zwischen den Völkern Glaubenden müssen alles tun, damit dieses ‚Einmal‘ bald sei.*

Es liegt nicht im Wesen der natürlichen Bedingungen des menschlichen Lebens, daß immer Kriege sein werden, es liegt aber in der Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntnis von der eigentlichen Bestimmung des Menschengeschlechtes, daß mit dem Krieg als einer Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit gerechnet wird

Die Opfer des Krieges, der hinter uns liegt, wurden von der Maschine des modernen Militarismus erzwungen, die nicht, um etwas Höheres zu erreichen, funktionierte, sondern ein Werkzeug war, durch das die wirtschaftlich und politisch Mächtigen der Völker noch mehr Macht, noch mehr Reichtum, noch mehr Einfluss, noch mehr Herrschaft sich sichern zu können glaubten, als sie schon vorher hatten. Nicht für das Vaterland hieß es zu sterben, sondern für die Interessen derer, die das Land und seine Bewohner ihren Interessen und Wünschen dienstbar gemacht hatten. Es soll Friede sein auf Erden. Jeder Christ sollte das in seinem ganzen Leben, in allem Tun und jedem Wort, das er über die Möglichkeit eines neuen Krieges verlieren muss, wiederholen. Es ist eine sittliche und religiöse Pflicht, den Frieden zu bereiten und sich für ihn einzusetzen. Was aber sollen und können wir heute schon für diesen Frieden tun? Wir wollen überall, wo wir auch sind, auch dann, wenn es nicht angenehm ist und wir darum angesehen werden als Schwärmer oder gar Feiglinge und vaterlandslose Gesellen, bekennen, daß wir an den Frieden glauben; wir wollen die Internationale der Herzen vorbereiten helfen durch Fühlungnahme mit den Friedensbereitern anderer Völker. Wir wollen alles tun, um den Krieg unmöglich zu machen durch die Förderung internationaler Zusammenschlüsse aller Art. Wir wollen vor allem die Kirchen, die den Geist Jesu Christi lebendig erhalten sollen, zwingen, daß sie jenseits von aller nationalen Liebedienerei den Frieden predigen, die Gemeinschaft aller Völker, die Botschaft verkündigen und ihr Nachdruck verleihen, die über der Krippe zu Bethlehem erklang: ‚Friede auf Erden allen Menschen, die guten Willens sind'."

Wie lange Zeit ist das her?

1927 wurde ich von den evangelischen Arbeitern und Bürgern zum Mitglied der badischen Landessynode gewählt und zum Pfarrer an der ältesten Kirche Mannheims, der Trinitatis-Kirche. Meine Pfarrei, die Jungbusch-Pfarrei, lag im Hafenviertel Mannheims. Ich freute mich auf die Tätigkeit eines Pfarrers in einer großen Stadt sehr. Meine Gottesdienste waren überfüllt, auch die Andachtsstunden, die ich regelmäßig hielt. Ich hatte viele hundert Schüler an den Volks- und Mittelschulen im Religionsunterricht. Am 1. Mai hielt ich in meiner Kirche, die wegen Überfüllung polizeilich geschlossen war – Hunderte von Menschen standen vor dem Portal –, eine Feier ab. Ich sprach über den Sinn des Lebens, über das Fundament einer neuen Gemeinschaft, die auf Zusammenarbeit, dem Dienst des Einzelnen am Ganzen und auf dem Frieden aufgebaut sein müsse.

Ich war inzwischen zum Vorsitzenden des Bundes der religiösen Sozialisten Deutschlands gewählt worden und Redakteur der Wochenzeitung „Der religiöse Sozialist". Ich will Sie [19] nicht noch bemühen, eine Rede anzuhören, die ich am 30. Oktober 1927 vor etwa 1.000 Menschen, meist Kriegshinterbliebenen, in Mannheim hielt, wo ich die Schändlichkeit des Krieges, der wir auch heute wieder begegnen, kennzeichnete. Ich schloss die Rede mit folgenden Worten: *„Wenn es einen Sinn auch dieses letzten Krieges gibt, dann ist es die Überwindung seiner Sinnlosigkeit. Nur dann, wenn wir alles tun, um einen Krieg zwischen den Völkern unmöglich zu machen, sind die Toten dieses Krieges nicht umsonst gefallen."*

Aber schon in den Jahren 1927 bis 1930 – ich bitte Sie, sich zurückzuversetzen in diese Zeit – wurden die Vorbereitungen zu einem neuen Krieg deutlich. Die psychologische Beeinflussung, vor allem die Propaganda der Nationalsozialisten, die Kreuzzugsideologie und Hitlers „Mein Kampf", die Dolchstoßlegende, die Lehre vom „Volk ohne Raum", die Lächerlichmachung des demokratischen Staatswesens und seiner Verfassung, die maßlose Hetze gegen die Sowjetunion wagten sich immer mehr hervor. Der Militarismus erhob sein Haupt schon im Jahre 1927 wieder. Ich habe mich bemüht, den Gedanken der Völkerversöhnung und des Friedens in der Öffentlichkeit in Süddeutschland durch Vorträge und Diskussionen und vor allem in meiner Mannheimer Gemeinde zu stärken. Aus den vielen Veranstaltungen will ich nur einen kleinen Ausschnitt aus einer Rede, die ich bei der Friedensfeier am 28. Dezember 1930 von meiner Kanzel herunter hielt, zitieren. Ich wies zunächst darauf hin,

daß wir jedes Jahr am Abend des Sonntags zwischen Weihnachten und Neujahr eine Friedensfeier abhalten würden, und sagte:

„*Wir würden es viel lieber sehen, daß in der Weihnachtszeit von den Kanzeln aller Kirchen gepredigt und geredet würde gegen Krieg und Kriegsvorbereitungen. Aber unser Versuch, einen solchen ‚Friedenssonntag' in ganz Deutschland durchzusetzen, ist gescheitert und besonders von der als ‚christlich' und ‚evangelisch' empfohlenen Tageszeitung dem ‚Reichsbote mit Spott und Hohn beantwortet worden. Der ‚Reichsbote' schreibt wörtlich*: *‚Handelt es sich um einen Sonntag zur Hebung der ‚Ziegenzucht*?*' Immerhin eine ehrliche Sache. Handelte es sich um einen solchen zur Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht, zur Wiederaufrichtung von Wehrhaftigkeit, Mannhaftigkeit und Treue – man ließe mit sich reden. Ein ‚Friedenssonntag?!' – das ist in den Augen einfacher Menschen Unsauberkeit. Es ist so widerwärtig als wenn man bei einer Leiche Karten spielt oder einem Sterbenden Couplets vorsingt.*

Man sollte allerdings meinen, es sei unnötig, nach dem letzten furchtbaren Krieg besonders für die Gesinnung des Friedens und für äußere und innere Abrüstung werben zu müssen – aber leider ist es dringend nötig vielleicht dringender, als viele in unserem Volk ahnen – wir sind nach meiner Auffassung nämlich bereits über die Nachkriegszeit hinaus in eine neue Vorkriegszeit hineingetreten – und merken das nur nicht."

Das war 12 Jahre nach 1918. 12 Jahre nach 1918! Wenn ich heute auf der Kanzel stünde, würde ich das gleiche sagen. Aber ich stehe nicht mehr auf der Kanzel. Wir werden nachher hören, warum. Dann heißt es weiter:

„Weite Teile unseres Volkes haben nicht nur alles versessen, man beginnt bereits wieder, den Krieg zu verherrlichen, ihn als eine Notwendigkeit, ja als eine gottgewollte Notwendigkeit hinzustellen. Man beginnt, die Jugend mit romantisierender Vorstellung über Heldentum im Kampfe, über Vaterlandsliebe die nur mit dem Opfertod bewiesen werden können, zum ‚Kampf um die Freiheit' zu begeistern. – Offiziersvereine, Wehrverbände bestimmter politischer [20] *Parteien – ja, eine große Zahl evangelischer und katholischer Geistlicher wetteifert darin, gegen den ‚knochenerweichenden, schlappen, armseligen Pazifismus' und die landesverräterischen Umtriebe der zur Kriegsdienstverweigerung entschlossenen Männer eine maßlose Hetze zu inszenieren."*

12 Jahre nach 1918! In einem Gesetzentwurf – meine damalige Rede ist gedruckt, Sie könnten das Original einsehen – der Nationalsozialistischen Partei, der 1930 im Reichstag bei den Beratungen über das Republikschutzgesetz vorgelegt wurde, heißt es wörtlich: *„Wer den sittlichen Grundsatz der allgemeinen Wehr- oder sonstigen Staatsdienstpflicht der Deutschen in Wort, Schrift, Druck, Bild oder in anderer Weise bekämpft, leugnet oder verächtlich macht, oder wer für die geistige, körperliche oder materielle Abrüstung des deutschen Volkes wirbt, oder wer zur Kriegsdienstverweigerung oder zu sonstigen, die Landesverteidigung gefährdenden Maßnahmen auffordert, oder wer sich selbst der gesetzlichen Pflicht zur persönlichen Dienstleistung entzieht, wird wegen Wehrverrats mit dem Tode bestraft."*

„*Unsere Forderung aber ist gerade diese von den nationalsozialistischen Kreisen mit dem Tode bedrohte geistige und materielle Abrüstung. Wir werden diese Abrüstung auch dann verlangen und propagieren, wenn man uns darum hasst, verleumdet und schmäht, wenn man uns ‚Feiglinge', ‚Verräter unseres Volkes'. ‚von internationalen Juden gekaufte Söldlinge' nennt, wie dar die Nationalsozialisten tun.*

Wir reden und fordern die Abrüstung und innere Friedensbereitschaft nicht, weil wir etwa ängstlich oder feige sind, nicht, weil uns etwa die Idee eines genussreichen Friedens vorschwebt, in dem man wie im Schlaraffenland leben kann und in dem es keine großen Spannungen und Aufgaben gäbe, nein, wir fordern Friede und Völkerversöhnung, weil uns unser Glaube dazu zwingt – unser Glaube an Gott, den Vater aller Menschen.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß Gott, den mich Christus erkennen ließ, der die Liebe ist und die Gerechtigkeit und die Güte, daß er den Krieg will, das grauenhafte Morden der Völker, die alle in

dem Wahn leben, sie müssten sich gegen die anderen zur Wehr setzen, weil sie sonst vernichtet würden. Ich müsste irre werden an Gott und an allem, was Glaube und Religion heißt – wenn ich zugeben müsste, predigen müsste auf meiner Kanzel: *Gott will den Krieg – will die Wehrhaftigkeit, will Gift und Gas, (– und heute müsste ich hinzufügen ‚Atombomben' –) Gott, der das Leben geschaffen hat, damit es uns heilig sei!!*

Darum fordern wir seelische, geistige und materielle Abrüstung rufen wir denen, die sich Christen nennen wollen, zu: ‚Rüstet ab – es muss Friede werden auf Erden, damit wir Menschen Kinder Gottes werden können!' Es gehört gegenüber der harten Wirklichkeit ein unerhörter Glaube an den Auftrag der Christen, den Frieden zu bereiten, dazu, nicht zu verzagen, nicht zu verzweifeln. Denn ein einziger Blick in die Wirklichkeit zeigt uns, daß die Völker Europas und der Neuen Welt, Asiens und aller Erdteile gerüstet sind und weiterrüsten – trotz aller Friedensreden und Beteuerungen, trotz aller Verhandlungen, trotz der 54 Unterschriften unter den Kellogg-Pakt der den ‚Krieg ächtet'; trotz des § 8 des Versailler Vertrags, nach dem die gewaltsame Abrüstung Deutschlands nur der Anfang einer allgemeinen Abrüstung sein sollte – trotz der jetzt d. h. am 6. November 1931 begonnenen fünfwöchigen Verhandlungen des vorbereitenden Ausschusses für die Abrüstungskonferenz, die im kommenden Jahr stattfinden soll."

[21] Obwohl die Kirchenbehörde bestätigen mußte, daß ich in meiner Gemeinde segensreich gewirkt und meine Aufgaben voll erfüllt hätte, war mein ganzes Leben als Pfarrer eine einzige Auseinandersetzung mit den Kirchenbehörden und Nazistellen, die schwarz-weiß-rote Fahnen auf Kirchengebäude hissten, die auf den Altären der Kirchen Stahlhelme und Hakenkreuzfahnen duldeten. Obwohl also die Kirchenbehörde mir bestätigen mußte, daß ich segensreich gewirkt hatte, suspendierte sie mich im Jahre 1931 wegen meines kompromisslosen entschlossenen Kampfes gegen den Nationalsozialismus, weil ich im Mittelpunkt von blutigen Zusammenstößen mit den Nationalsozialisten stand. Man suspendierte mich von meinem Pfarramt und eröffnete am 7. Mai 1931 ein Dienstverfahren gegen mich, das zu meiner Entlassung führen sollte.

Als die vorläufige Amtsenthebung meiner Gemeinde und der Bevölkerung bekannt wurde und die Absicht, mich durch einen Gerichtsbeschluss von meinem Pfarramt zu entfernen, protestierten von den 2.889 Wahlberechtigten meiner Gemeinde 2.153 Männer und Frauen gegen das Gerichtsverfahren, über 100.000 Mitglieder der badischen evangelischen Landeskirche setzten ihren Namen und ihre Adresse unter die Listen: „Wir unterstützen den Kampf der religiösen Sozialisten und fordern die Wiedereinsetzung Pfarrer Eckerts in sein Amt." Auf die Argumente des Anklägers antwortete ich damals. Ich darf aus dieser Rede einige Abschnitte zitieren:

„*Werte Herren Richter*!

Ich will den Verhandlungen eine kurze grundsätzliche Erklärung vorausschicken. Aus ihr können Sie erkennen, daß ich von dem, was ich getan habe, nichts bereuen kann, nichts zurückzunehmen vermag und warum ich bei gleichgelagerten Voraussetzungen genau so reden und handeln müsste, wie ich gehandelt und geredet habe. Ich bin Pfarrer geworden, weil ich mir keinen höheren und schöneren Beruf denken konnte als den, den Willen Gottes begreifen zu wollen und ihn zu verwirklichen. Es dauerte lange, bis ich verstehen lernte, daß Gott mir unfassbar bleiben werde, trotz aller Unruhe, die es in meinem persönlichen Leben gab, trotz allem Verlangen, ihn zu begreifen und ihm zu dienen. Die vorletzten, die unserer Begriffswelt zugänglichen Erkenntnisse wurden mir immer bedeutsame, Die Reihe der Gottesoffenbarungen in der Religionsgeschichte, das Alte Testament, die Propheten vor allem, schließlich Christus und die Ahnungen von seiner Bedeutung für die Menschheit in den Bekenntnisschriften der Apostel, der Kirchenväter und der Reformation.

Aber immer blieb in mir das Fragen und Suchen danach, ob Gott sich nicht in unserer Zeit manifestiere, welche besondere Aufgabe er unserer Frömmigkeit und unserer Kirche gestellt habe: *Ich sah den unerhörten Widerspruch zwischen dem, was im Willen Gottes beschlossen, gut und gerecht ist und der Wirklichkeit des Lebens. Der Krieg mit seiner ganzen Grauenhaftigkeit des gegenseitigen Mordens, die ungezählten Nahkämpfe und Todesnähe, die Verantwortung für die von mir zum Sterben Geführten ließen mich in der Tiefe erschrecken vor der Sinnlosigkeit und der Gottesfeme einer*

Gesellschaft, die den Krieg geradezu verherrlicht, um der Vorteile willen, die sie sich daraus erhofft. Es wurde mir klar, daß ich reden müsste, anklagen müsste, koste es, was es wolle.

[22] *Sie wagten es, von meinem ‚blinden Hass' gegen die Nationalsozialisten zu reden. Sie können nicht begreifen, daß es auch andere Motive gibt, die einen Geistlichen zwingen können zu einer so rücksichtslosen Anklage, wie wir sie gegen die Nationalsozialisten erhoben haben. Sie stellten sich beschützend durch unwahre Berichtigungen vor die nationalsozialistische Propaganda in der Kirche. Sie und der Präsident treiben unsere Kirche dem Untergang entgegen, und Sie sehen es nicht."*

Das ist ein kleiner Auszug aus meiner Entgegnung. Das Urteil wurde gefällt. Ich wurde nicht aus dem Kirchendienst entlassen, aber um sechs Dienstjahre zurückversetzt, mein Gehalt um die Hälfte gekürzt und ich zum Tragen der Kosten verurteilt. Meine erste Predigt nach dieser Verurteilung am 5. Juni hielt ich in meiner überfüllten Kirche über das Thema – (es war ein Wort aus Jesajas Kapitel 6, Vers 8–13) – „Der Auftrag Gottes in unserer Zeit".

Im Herbst 1931 wurde es immer deutlicher, daß die Nationalsozialisten mit allen Mitteln der Gewalt und des Terrors, der Lüge und der Tarnung ihres wirklichen Ziels zur Macht drängten. Die wachsende Arbeitslosigkeit, die Senkung der Löhne, die Notverordnungspolitik Brünings, die Ausschaltung des Reichstages waren Symptome dafür. Die umgestaltete Regierung Brüning suchte direkte und indirekte Verbindung mit Hitler und Hugenberg, die Hetze gegen die Sowjetunion und die KPD, die sich dieser Entwicklung auf das entschiedenste widersetzte, war unvorstellbar.

Nichts schien die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten, die sich ganz offen ankündigte, aufhalten zu können. Die SPD, meine Partei, versagte völlig. Sie stützte die Regierung Brüning, trotz Warnungen Rudolf Breitscheids und anderer. Sie lehnte es ab, mit den Kommunisten zusammen eine Einheitsfront gegen die Nationalsozialisten zu bilden. Sie schloss die Mitglieder aus, die versuchten, die Wände des Misstrauens zwischen der SPD und der KPD niederzulegen, und die von der SPD eine entschiedene demokratische und sozialistische Politik forderten, wie mein Freund Max Seydewitz und Rosenfeld. Am 30. September 1931 erklärte ich mich in einem Schreiben an den Vorstand der SPD mit der Opposition innerhalb der Partei solidarisch und teilte mit, daß ich an einer Reichskonferenz der linksgerichteten Sozialdemokraten in Berlin teilnehmen werde. Am 2. Oktober schloss mich daraufhin die SPD, der ich beinahe 20 Jahre angehörte, für deren Ziele ich mit allen Kräften kämpfte, aus Ihren Reihen aus. Sie schloss mich aus, ohne mich überhaupt anzuhören. In Berlin lehnte ich es ab, mit Seydewitz und den übrigen Freunden eine neue Partei zwischen SPD und KPD, die SAP, zu gründen. Ich wusste, daß nur die Einheit der Arbeiterschaft der Gefahr begegnen konnte.

Am 3. Oktober [1931] trat ich nach einer Unterredung mit Vertretern des Zentralkomitees im Karl-Liebknecht-Haus in die KPD ein, von der ich wusste, sie würde alles aufbieten, um dem Nationalsozialismus den Weg zu versperren und den Kampf gegen den Faschismus aufzunehmen. Die Mitglieder des ZK, mit denen ich im Karl-Liebknecht-Haus in Berlin sprach, waren damit einverstanden, daß ich auch weiterhin Pfarrer bliebe und meine christliche Überzeugung nicht aufgebe.

Am 15. Oktober 1931 wurde das durch einen Brief des damaligen Reichstagsabgeordneten Schneller, der 1944 im KZ Sachsenhausen von der SS erschossen wurde, in Überein-[23]stimmung mit dem Zentralkomitee der Partei bestätigt. In einem Brief, den er an meinen Freund Pfarrer Piechowski, den Vorsitzenden der „Bruderschaft sozialistischer Theologen", schrieb, heißt es, daß mir bei meinem Übertritt zur Kommunistischen Partei wegen meiner Zugehörigkeit zur Kirche und wegen meiner Tätigkeit als Pfarrer keinerlei Bedingungen gestellt worden sind. „*Die Aufnahme des Genossen Eckert ist für uns keine Frage der Opportunität, sie erfolgte in voller Übereinstimmung mit unseren Grundsätzen. Genosse Eckert ist zu uns als revolutionärer Marxist gekommen. Wir haben diesen Übertritt freudig begrüßt. Ich schreibe Ihnen diesen Brief in Übereinstimmung mit dem Sekretariat des Zentralkomitees der KPD."*

Die badische Kirchenregierung beschloß – ich war noch nicht aus Berlin zurück, sie hatte die Nachricht von meinem Übertritt aus der Zeitung erfahren –, mich sofort von meinem Amte zu suspendieren und ein Disziplinarverfahren mit dem Ziel meiner definitiven Amtsenthebung durchzuführen.

Außerdem zog sie die Genehmigung des Urlaubs für eine Studienreise in die Sowjetunion zurück, die sie mir schon im September gewährt hatte. Trotzdem unternahm ich diese Reise nach der Sowjetunion. Es war ein unerhörtes Erlebnis für mich. Sie führte uns nach Moskau, Charkow, Rostow, Baku, das Don-Gebiet und dann nach Leningrad. Wir hatten Aussprachen mit Gewerkschaftsführern, mit der Jugend, mit verantwortlichen Betriebsdirektoren, den Leitern von verantwortlichen Staatsgütern, den Arbeitern großer Betriebe. Zwei Nächte diskutierte ich mit den Führern der Gottlosen-Bewegung, Lukaschewski, Scheinmann und anderen, denen ich 24 Fragen vorlegte und gegen deren Argumentation ich mich aus meiner im Evangelium begründeten Überzeugung verteidigte.

Zurückgekehrt sprach ich in vielen Versammlungen in ganz Deutschland, in Berlin, Dresden, Frankfurt, München, Hamburg, Mannheim, Kaiserslautern, Pirmasens und vielen anderen Städten über meine Erlebnisse in der Sowjetunion und der Notwendigkeit des Kampfes gegen den Nationalsozialismus.

Am 11. Dezember 1931 fand das Dienstgericht statt. Der Vertreter der Anklage legte eine 44 Seiten umfassende Anklageschrift vor. Er ging auf meine konkrete Situation überhaupt nicht ein. Nach achtstündiger Verhandlung fällte das kirchliche Dienstgericht, unter dem Vorsitz des Karlsruher Oberbürgermeisters Dr. Finter, am 11. Dezember folgendes Urteil: *„Eckert ist aus dem Dienst der Kirche entlassen mit der Wirkung des Verlustes der Amtsbezeichnung, des Einkommens, des Anspruchs auf Ruhegehalt und der Hinterbliebenenversorgung sowie des Rechtes zur Vornahme von Amtshandlungen.“* Es wurde allerdings offengelassen, daß die Kirchenregierung das Recht der Begnadigung für den Fall habe, daß ich als Pfarrer und Vertreter meiner Kirche in der KPD wirke und diese sich dadurch in ihrer Haltung gegenüber der Kirche und der Religion umstelle.

Zu diesem Urteil gab ich eine sehr eindeutige Erklärung in einer öffentlichen Versammlung und vor der Presse ab. Ich sagte damals: „*Die Regierung der badischen Landeskirche und das kirchliche Dienstgericht haben durch meine Dienstentlassung bewiesen, daß sie den Aufgaben und Spannungen des wirklichen Lebens in unserer Zeit verständnislos gegenüberstehen. Sie haben durch meine Amtsenthebung bestätigt, daß ihnen nicht das Geringste daran gelegen ist, mit dem klassenbewussten revolutionären Proletariat in Zusammenhang zu kommen. Sie haben die Kirche nun eindeutig in die kapitalistisch-faschistische Klassenfront* [24] *eingeordnet. In der gleichen Zeit, in der die Kirche wegen meines Übertritts zur KPD mich entlässt, duldet sie nationalsozialistische Geistliche in ihrem Pfarramt, die besonders SA-Gottesdienste und Feldgottesdienste in der Zeit des angeordneten Gemeindegottesdienstes abhalten, die ungehindert für den Faschismus agitieren und organisieren.*

Wenn mich die Kirche so nicht mehr als Pfarrer tragen kann, weil ich Kommunist bin, so schließt sie mich damit aus ihren Reihen aus. Sie wird das natürlich nicht ausdrücklich tun, sie wird noch nicht einmal zugeben, daß das der Fall sei. Sie will nicht gern die Hunderttausend und Millionen kommunistischer Wähler, die noch in der Kirche sind, offensichtlich ausschließen, das könnte ihrer Existenz doch einen zu großen Stoß geben. Darum erkläre ich von mir aus meinen Austritt aus dieser Kirche, auch schon deshalb, damit ihre Führer merken, daß ich nicht daran denke, irgendeinmal als kirchlicher ‚Missionar‘ in der KPD ‚begnadigt‘ zu werden.

An meiner inneren Haltung an meiner Weltanschauung ändert sich weder durch meinen Kirchenaustritt noch durch meine Trennung vom Bund der religiösen Sozialisten das Geringste.

Ich werde aber keine ‚Kommunistische Kirche‘ und keinen ‚Verband religiöser Kommunisten‘, keine Sekte ins Leben rufen, wie voreilige Leute das wissen zu können glauben, sondern einfaches Mitglied der KPD sein, aus dem Wissen und in der Erkenntnis ihrer großen Aufgaben kämpfen um die Neugestaltung des Lebens in einer Gesellschaft, in der mehr Gerechtigkeit sein und der Friede gesichert sein wird.“

Es fiel mir sehr schwer, mich von meiner Kanzel, von meiner Gemeinde, von meinen Schülern zu trennen. Die oberflächlichen Argumente in der Urteilsbegründung trafen mich noch mehr als die Tatsache, daß ich nicht mehr predigen und den vielen Menschen, die mir vertrauen, helfen konnte. Es bedrückte mich auch die Tatsache, daß ich durch meinen Kampf und meinen Entschluss die Existenz

meiner Familie, meiner Frau und meines zehnjährigen Jungen, in Frage stellen mußte. Mit mir traten viele Sozialdemokraten in die KPD über, aber die breite Schicht der SPD-Anhänger folgten der opportunistischen Abwarte-Politik der Parteiführung. Sie begriffen nicht, um was es ging, um die Zerschlagung aller sozialen Errungenschaften, um Krieg und Frieden. Ich wusste aber, daß es für mich keinen anderen Weg geben konnte, wollte ich dem Zwang meiner politischen Einsicht und meiner Überzeugung treu bleiben, daß ein Christ, der die sittlichen Forderungen des Evangeliums in unserer Zeit ernst nimmt, sich gegen die zum Greifen nahe Gefahr des Nationalsozialismus und des Militarismus zur Wehr setzen müsse. Die beinahe 30 Jahre, die inzwischen vergangen sind, haben bewiesen, daß es richtig war, was ich damals getan habe.

Die gleiche Kirchenregierung aber, die es bestritten hatte, daß sie mit dem Nationalsozialismus etwas zu tun hätte, die meine Warnungen in den Wind schlug und mich von meiner Kanzel entfernte, unterwarf sich 1933 nach der Machtergreifung bis zum bitteren Ende 1945 dem Faschismus und wurde zu einer seiner entscheidenden Stützen.

Sollte das Gericht die Kennzeichnung der Kirchenführer, die mich als Pfarrer ausgestoßen haben, bezweifeln, so bin ich gerne bereit, die offiziellen Gesetze und Erlasse aus jener Zeit zur Kenntnisnahme vorzulegen, um zu beweisen, wie notwendig mein Kampf war und daß er richtig gewesen ist.

[25] Nach meiner Entlassung aus dem Kirchendienst sprach ich in den meisten Städten des Ruhgebiets über das Thema „Wer Hitler wählt, wählt den Krieg!“ Noch hatte ich die Hoffnung nicht aufgegeben, daß es gelingen würde, den Nationalsozialisten durch einen Generalstreik Einhalt zu gebieten. Die Gewerkschaften hatten dazu aufgerufen. Am 30. Januar 1933 stand ich mit einem Stoß Flugblätter am Tor der Maschinenfabrik Schiess-de Vries hier in Düsseldorf, um den Aufruf zum Generalstreik bei dem Schichtwechsel an die Arbeiter zu verteilen. Da kam durch den Rundfunk die Parole der SPD und der Gewerkschaften: „Generalstreik abgeblasen, Hitler abwirtschaften lassen!“ Damals war ich wie zerschlagen, denn ich sah, wie die Dinge kommen werden.

Im Februar 1933 war ich mit anderen Rednern der KPD in Lippe auf Wahlversammlungen. Die NSDAP hatte ihre ganze Führung eingesetzt, um die Verluste, die sie bei den Reichstagswahlen [November 1932] erlitten hatte, auszugleichen. Am Abend des 28. Februar 1933 sprach ich zum letzten Male in Hagen-Haspe in einer großen Massenversammlung. Am Morgen darauf wurde ich in Düsseldorf verhaftet und in das Gefängnis Düsseldorf-Derendorf eingeliefert. Im Oktober wurde ich wieder entlassen, weil keine konkreten Vorwürfe aufrechterhalten werden konnten.

Meine Frau und ich verkauften einen Teil unserer Möbel und übernahmen eine kleine Leihbücherei in Frankfurt. Es war für mich selbstverständlich, daß ich auch nach der sogenannten Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in Gesprächen und Unterhaltungen mich gegen die Aufrüstungspolitik und die Anti-Sowjet-Hetze, die beginnenden Judenverfolgungen wandte, vor dem unausbleiblichen Krieg warnte und mich für den Frieden einsetzte.

Von der Gestapo erpresste Aussagen eines Bekannten, dem ich vertraute, weil er mich schon lange kannte, führten zu meiner zweiten Verhaftung am 13. Juni 1936. In der Anklageschrift des Generalstaatsanwaltes in Kassel wurde ich angeklagt wegen Vorbereitung zum Hochverrat. Gemäß dem Gesetz zur Abänderung von Vorschriften des Strafrechtes und Strafverfahrens vom 24.4.1934 wurde die Hauptverhandlung vor dem Strafsenat des Oberlandesgerichts in Kassel angeordnet, der mich zu drei Jahren, acht Monaten Zuchthaus, zu Ehrverlust und Tragen der Unkosten verurteilte. Die erlittene Untersuchungshaft wurde nicht angerechnet. Ich war in den Zuchthäusern Freiendiez und Ludwigsburg. Ich erlebte die Remilitarisierung des Rheinlandes, die Besetzung Österreichs, anschließend 1939 den Überfall auf die Tschechoslowakei und dann auf Polen im Zuchthaus. Nach Verbüßung der Strafe wurde ich 1940 entlassen. Nur das Gutachten des Obermedizinalrates der Anstalt Ludwigsburg über meinen Krankheitszustand verhinderte meine Einweisung in ein KZ. 1941 gelang es mir, bei einer Frankfurter Firma der Kraftfahrzeugindustrie als Angestellter unterzukommen. Das Arbeitsamt hatte von der Gauleitung den Auftrag erhalten, mich als Straßenkehrer beim Tiefbauamt der Stadt Frankfurt einzuweisen. Der Betrieb, bei dem ich war, richtete später eine Nickelfeinrohrzieherei ein. 1944 wurde er bei einem Bombenangriff total zerstört und in die Nähe von Säckingen am Rhein

verlegt. Im April 1945 besetzten französische Truppen das Oberrheintal. Baden-Baden wurde zur Zentrale der Militärregierung der französischen Zone.

Im Herbst 1945 fanden sieh überall in Baden antifaschistische Gruppen zusammen, die sich aus Männern und Frauen zusammensetzten, die der Hitlerherrschaft Widerstand gelei-[26]stet oder sie abgelehnt hatten: Politiker, Bürgermeister, Rechtsanwälte, vor allem Arbeiter, Angestellte, Geistliche, verantwortliche Gewerkschafter, Schriftsteller und Journalisten aus allen vor der Hitlerzeit bestandenen politischen Parteien. Ich war damals entscheidend an der Organisierung der antifaschistischen Bewegung beteiligt. Fest steht auf jeden Fall, daß die Bewegung sehr umfangreich gewesen ist. Ich sprach damals mit Carlo Schmidt, mit dem Erzbischof von Freiburg, Gröber, mit dem Prälaten Föhr und mit Dutzenden von Leuten, die damals in Verwaltung und im öffentlichen Leben die Verantwortung trugen. Sie waren alle dafür, bis die Parteien im Dezember 1945 wieder zugelassen wurden und sich die Politik ankündigte, durch die die Trennung und die Zerreißung unseres Vaterlandes von den Westmächten vorwärtsgetrieben wurde und die Bestimmungen des Potsdamer Abkommens außer Kraft gesetzt wurden. In dieser Zeit setzte ich mich z.B. im Landtag für die Durchführung der Bodenreform ein und arbeitete mit meinen Freunden einen Verfassungsvorschlag aus, der auf dem Potsdamer Abkommen aufgebaut war.

Ich gab damals die erste Illustrierte Zeitschrift in Deutschland heraus „Das Neue Deutschland“. Die Militärregierung hatte sie zunächst genehmigt. Dann wurde mir von dem zuständigen Oberst gesagt, die Bezeichnung „Neues Deutschland“ komme nicht in Frage, es gäbe nur noch deutsche Länder. Ich antwortete dem französischen Offizier: „*Irren Sie sich nicht*? *Was würden Sie in einem analogen Falle sagen, wenn ich behaupten würde, es gibt kein Frankreich mehr, es gibt nur noch französische Provinzen? Es gibt ein neues Deutschland, es wird eines geben, und das wird anders sein!“* Darauf sagte der Oberst nichts mehr.

Die Bewegung „Das neue Deutschland“ war damals eine große Hoffnung für uns, eine Hoffnung, die sich nicht nur ausdrückte in den Namen, sondern auch in ihren Zielen: Wir wollen alles tun für ein Deutschland der Arbeit und des Friedens!

Nachdem die Parteien zugelassen waren, wurde ich zum Vorsitzenden der Kommunistischen Partei in Südbaden gewählt. Die enge Verbindung mit der sozialistischen Partei war auch nach der Auflösung der antifaschistischen Bewegung so eng, daß wir die Hoffnung hatten, sie würde sich als Fundament dieser neuen politischen Ordnung und als gestaltende Kraft durchsetzen. Schon im Januar 1946 waren Vertreter beider Parteien aus den Bezirken Singen/Konstanz zusammengekommen und hatten über die Einheit beider Arbeiterparteien folgende Entschließung gefasst:

„Gemeinsame Not und Widerstand der Sozialisten und Kommunisten unter dem Hitlerterror und die kameradschaftliche Arbeit in der antifaschistischen Bewegung seit der Kapitulation hat in den Mitgliederkreisen der beiden Arbeiterparteien einen starken Einheitswillen zur Folge. Allgemein vertreten die Mitglieder den Standpunkt, daß es in der Zukunft nie mehr eine gegenseitige Bekämpfung der beiden Parteien, die gemeinsam auf die wissenschaftliche Lehre von Karl Marx zurückgehen, geben darf. Der Ausschuss steht auf dem Standpunkt, daß der gemeinsame Wille in allen Kreisen sofort zu einer Aktionsgemeinschaft führen muss. Im Vordergrund steht: 1. Frieden und Freiheit zu sichern durch die restlose Ausmerzung von Faschismus, Militarismus und Reaktion aus dem öffentlichen Leben; 2. eine kämpferische Demokratie in Deutschland aufzubauen mit voller demokratischer Selbstverwaltung in Politik, Wirtschaft und Kultur.

[27] *Um diese für die Zukunft des deutschen Volkes entscheidenden Ziele zu erreichen, muss jegliche Zersplitterung und gegenseitige Bekämpfung innerhalb der A*rbeiterbewegung *aufhören. Deutschlands Zukunft beruht auf der Einigkeit seiner Arbeiterklasse!*

Unser Ausschuss fordert die badischen Landesleitungen ihrer Parteien auf im gleichen Sinne zur Einheitsfront Stellung zu nehmen, und schlägt vor, die Frage der einheitlichen Aktion der SPD und KPD in gemeinsamen Mitgliederversammlungen der Parteien zu besprechen.“

Die kommunistische Parteileitung stimmte am 30. Januar 1946 diesem Vorschlag zu. Am 17. Februar 1946 bezeichnete auch der Parteitag der Sozialistischen Partei Badens – damals nannten sich die

Sozialdemokraten „Sozialistische Partei“ – die Schaffung einer sozialistischen Einheitsfront als notwendig. Am 7. März unterzeichneten je 4 Vertreter der Landesvorstände, unter denen auch Gerhard Wohlrath und ich waren, eine gemeinsame Entschließung, die folgenden Wortlaut hatte:

„Vorbereitung der Einheit in Baden.

Die Landesvorstände der Sozialdemokratischen Partei und der Kommunistischen Partei von Baden haben in einer gemeinsamen Sitzung vom 7. März in Freiburg eine Entschließung gefasst, die sich von dem Standpunkt Dr. Schumachers ziemlich eindeutig distanziert. Die Entschließung hat folgenden Wortlaut: ‚Die Landesvorstände der Sozialdemokratischen Partei und der Kommunistischen Partei Land Baden (französische Zone) bilden einen Ausschuss zur Beratung aller wichtigen Fragen des Aufbaues der neuen Demokratie und zur Vorbereitung der Vereinigung beider Parteien, die die Voraussetzung ist für den Sieg des Sozialismus‘“.

Es wurde also gefordert, daß die Arbeiterschaft zusammenstehen müsse, um eine wirklich demokratische Ordnung in Deutschland zu sichern. Es wurde zwar nicht, was wir erhofften, erreicht. Die Besatzungsmacht und der Vorsitzende der SPD der Westzonen, Dr. Schumacher, zerschlugen die Anfänge der Vereinigung der beiden Arbeiterparteien in Südbaden im Herbst 1946. Umso mehr freute es mich, daß in der DDR, in der damaligen sowjetisch besetzten Zone, die Einheit der Arbeiterschaft verwirklicht wurde und sich trotz aller Schwierigkeiten durchgesetzt und unerhörte Erfolge errungen hat.

Anfang 1946 wurde ich zum Staatsrat der provisorischen Regierung Südbadens ernannt. Das war die Zeit, als der heutige Generalstaatsanwalt Güde in Konstanz Oberstaatsanwalt war. Im November wurde ich zum Abgeordneten und 3. Vizepräsidenten der beratenden Landesversammlung gewählt. Als Staatskommissar für den Wiederaufbau war ich Mitglied des ersten badischen Kabinetts. Die Last der Verantwortung für den Aufbau der zerstörten Städte war sehr groß. Niemand war zu finden, der bereit war, mitzumachen. 1947 wurde ich Abgeordneter des ersten badischen Landtags, blieb Abgeordneter bis 1952 in Südbaden und war dann nach der Konstituierung des Südweststaates Abgeordneter der KPD im baden-württembergischen Parlament von 1952 bis 1956. Auch als Abgeordneter habe ich mich vor allen Dingen, als sich 1947/48 die Remilitarisierung und Wiederaufrüstung der Bundesrepublik ankündigte, im Landtag, in Rundfunkreden, öffentlichen Versammlungen gegen die beginnende Gefahr eines neuen Krieges gewendet.

1949 kandidierte ich für die Stelle des Oberbürgermeisters von Mannheim. Damals wurde ich von meiner Partei vorgeschlagen, weil mich die Mannheimer Bevölkerung in meinem politischen Kampf kannte und mir großes Vertrauen entgegenbrachte. Man sagte, [28] wenn ich Oberbürgermeister würde, dann würden die bis dahin verschleppten Probleme in kürzester Frist geordnet werden. Als Gegenkandidat wurde ein Sozialdemokrat aufgestellt. Er kandidierte nicht nur für die SPD, sondern auch für die CDU und FDP. Alle drei Parteien hatten sich gegen meine Kandidatur gewandt. Trotzdem sprachen mir über 26.000 Männer und Frauen, das waren etwa 35% aller abgegebenen Stimmen, bei dieser Wahl ihr Vertrauen aus, in der Stadt, in der ich vor fast 20 Jahren als Pfarrer gewirkt hatte. Meine Kirche war durch den Krieg dem Erdboden gleichgemacht worden, in der ich für den Frieden gepredigt hatte. Nichts mehr war zu erkennen, nicht einmal die Stelle, wo der Altar und die Kanzel standen. Die ganze Stadt war verwüstet, und die armen Menschen hausten in Löchern und Bunkern.

Ich glaube, damit schließen zu können, denn die letzten 10 Jahre meines Lebens gehörten ja dem Kampf um den Frieden in der Weltfriedensbewegung. Ich war noch Vorsitzender der Kommunistischen Partei in Baden, als ich im September 1950 zur Friedensbewegung, zum Friedenskomitee, kam, Aber meine Tätigkeit in der Friedensbewegung gehört schon zu den Auslassungen zur Sache.

Das also, meine Herren Richter, das ist ein kurzer Überblick über mein Leben gewesen. Ich glaube, meine Darlegungen beweisen, daß ich mich hier in keiner Weise, ich will das wiederholen – in keiner Weise –, als Angeklagter fühlen kann. Sie können sich bei dieser Verhandlung nicht nach dem richten, was die Anklage an merkwürdigen Behauptungen und Unterstellungen in das Prokrustesbett eines Schemas hineingepresst hat, durch das wir zu staatsfeindlichen Verbrechern gemacht werden

sollen. Wir haben in der Friedensbewegung nichts getan von dem, was uns vorgehalten wird. Wir haben vielmehr dazu beigetragen, daß eine Zeit beginnt, in der durch internationale Entspannung und Abrüstung ein friedliches Zusammenleben – die Koexistenz der Völker – möglich wird. Sie werden darum verstehen, wie schwer es mir gefallen ist, vor einem Gericht und als Angeklagter über mein Leben zu sprechen.

[29]

Erwin Eckert
Impressionen aus dem Ersten Weltkrieg

Vorbemerkung des Herausgebers: Am 1. März 1933 wurde Erwin Eckert zusammen mit 4.000 Kommunisten, Sozialdemokraten und Liberalen auf Grund der Notverordnung des Reichspräsidenten „zum Schutz von Volk und Staat“ vom 28. Februar 1933 verhaftet und in das Gefängnis in Düsseldorf-Derendorf eingeliefert. Vom 1. März bis 17. Juli teilte er die Zelle mit Wolfgang Langhoff[1], dem Schauspieler und späteren Intendanten des Deutschen Theaters in Berlin. Einer der Mithäftlinge war Rudi Goguel[2]. Vom 18. Juli bis 17. Oktober 1933 befand sich Eckert in verschärfter Einzelhaft in Düsseldorf, in der er – aus Gründen des Überlebenwollens – seine Erinnerungen an die Zeit des Ersten Weltkrieges aufschrieb.

Diese Aufzeichnungen, die rein privaten Charakter hatten und nicht für die Veröffentlichung bestimmt waren, werden hier mit einigen Kürzungen, die aus Gründen der Lesbarkeit nicht näher gekennzeichnet werden, zum ersten Mal veröffentlicht. Meiner Mutter, Margarete Balzer, verdanke ich die mühsame Abschrift sämtlicher handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Düsseldorfer Gefängnis, zu denen auch die Briefe Eckerts an seine Frau gehören, die in diesem Band abgedruckt sind. Schreibweise und Zeichensetzung wurden gegenwärtigen Regeln angepasst.

Am 16. September 1933 schrieb Eckert an seine Frau Elisabeth[3]: „Jetzt bin ich dabei, meine Kriegserlebnisse impressionistisch registrierend aufzuzeichnen, für mich, ohne auf die großen grundsätzlichen Fragen dabei einzugehen. Es ist unheimlich, wie konkret mir alles bis ins Kleinste vor Augen geblieben ist.“ Die präzisen, ehrlichen und lebendigen Schilderungen erinnern gelegentlich an Erich Maria Remarques Buch „Im Westen nichts Neues“, von dem es im Vorwort heißt, daß es „weder eine Anklage noch ein Bekenntnis“ sein soll, sondern nur den versuch macht, „über eine Generation zu berichten, die vom Kriege zerstört wurde – auch wenn sie seinen Granaten entkam“.[4] Auch wenn in dieser Niederschrift „unpolitische Gedanken“[5] geäußert werden – was unter den Bedingungen der polizeilichen Überwachung während der verschärften Einzelhaft auch gar nicht anders möglich war –, wird doch die Wandlung des Kriegsfreiwilligen von 1914 zum Friedenskämpfer nach 1918 in einem schmerzhaften Lernprozess angedeutet.

Den Zeitpunkt der Wende in der Einschätzung des Charakters des Krieges datierte Eckert 1919 auf das Jahr 1916, als er erkannte, daß es sich bei diesem Krieg „um die „brutale Erreichung der ‚Weltmacht Deutschland‘, um die. materielle Ausdehnung und Machtbefriedigung kapitalistisch orientierter Kreise unseres Volkes“ handelte.[6] Im Lebenslauf des Pforzheimer Vikars Eckert vom 18. Dezember 1919 heißt es: „Das Kriegserlebnis war für mich von Bedeutung, weil es mir in einem relativ kurzen Zeitraum von 4 Jahren eine [30] derartig gedrängte Fülle von Lebenserfahrung auf den verschiedensten Gebieten brachte. Die mannigfachsten Ereignisse zwangen jeden, der mit wachem Verstande lebte, zu fast jedem Problem des selbstverantwortlichen Lebens, sei es in religiöser, politischer oder allgemein weltanschaulicher Hinsicht eine persönliche Stellung zu nehmen; wertvoll war für mich insbesondere für meinen Beruf das nicht an der Oberfläche haftenbleibende Kennenlernen aller Gesellschaftsschichten unseres Volkes und ihrer Bedürfnisse, ihrer Ansichten und Einstellungen. Wertvoll war das vor letzte Entscheidungen Gestellt-Sein vor Tod und Leben, vor Gewalt und Recht, vor Wollen und Können, vor Autorität und Freiheit.“[7]

Schließlich erhellen die Aufzeichnungen das, was Leonhard Ragaz meinte, als er nach Eckerts Eintritt in die KPD schrieb, dieser Schritt könne eine „große Tragweite“ bekommen: „Denn Eckert war ja

---

1 Zu Wolfgang Langhoff siehe ders., Die Moorsoldaten, Zürich 1935, Köln 1988.
2 Siehe ders., Erinnerungen an Erwin Eckert, in: Standpunkt, Evangelische Monatsschrift, Berlin (DDR), 12/1974, S. 331 f.
3 Siehe Briefe aus dem Gefängnis in diesem Band.
4 Hier zitiert nach der 1929 im Propyläen-Verlag in Berlin erschienenen Ausgabe.
5 Siehe Brief vom 1. Juli 1933.
6 Zit. nach: F.-M. Balzer/K. U. Schnell: Der Fall Erwin Eckert, Köln 1987[1], Bonn[2] S. 21.
7 In: Privatarchiv Erwin Eckert.

der Führer des Bundes religiöser Sozialisten Deutschlands. Er war es weniger in dem Sinne, daß er Schöpfer und Träger einer eigenartigen religiös-sozialistischen Gedankenwelt gewesen wäre, sondern mehr auf organisatorische, fast militärische Weise als Vorsitzender, Geschäftsleiter, Redaktor des Bundesblattes und auf jeder Tribüne des öffentlichen Lebens überhaupt. Er vor allem ist es wohl, der den Durchbruch der vorher in Deutschland mehr auf die Kreise der Intellektuellen, besonders der Theologen, beschränkten Sache des religiösen Sozialismus in die breiten Massen zustande gebracht hat [...] Er ist ein Kämpfer und ein Draufgänger; auch im Geistigen ist er der Reiteroffizier, der er im Kriege war. Nicht etwa, daß er im gewöhnlichen Sinne Militarist wäre, er ist Antimilitarist; aber wenn die Frage gestellt würde, ob man das Proletariat wehrlos abschlachten solle [...], dann braust das Kämpferblut in ihm auf, bricht der Reiteroffizier aus …!“[8]

„Haben Sie die Mobilmachung an den Plakatsäulen schon gelesen.“ „Jetzt geht’s los.“ – „Endlich! Vorauszusehen war das ja.“ Jawohl, vorauszusehen war es, daß schon vor der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Frau auf einer Wagenfahrt in der bosnischen Stadt Sarajevo am 28. Juli 1914 die Gefahr eines europäischen Krieges bestand. Viele glaubten aber trotzdem nicht, daß wegen dieses Attentates sich die großen Staaten in einen Krieg einlassen würden. Sie sahen nur das Attentat und nicht die seit Jahren, seit Jahrzehnten bestehenden wirtschaftlichen und machtpolitischen Spannungen zwischen der von England-Frankreich auf der einen und von Deutschland auf der anderen Seite geführten Staatengruppen. Mir war es nach der trotzigen Haltung Serbiens auf die österreichische Genugtuung fordernde Note klar, daß bereits zum mindesten Russland hinter dem kleinen serbischen Bruder zur Seite stehen und die sich zuspitzende Prestigefrage allein genügen würde, kriegerische Auseinandersetzungen heraufzubeschwören.

Ich kam damals, gerade 21 Jahre alt, als Student der Theologie nach Mannheim zu meinen Eltern von Basel her, wo ich das Sommersemester verbracht haste und zu dem Entschluss gekommen war, Privatdozent der Religionsphilosophie und Religionsgeschichte zu [31] werden. Auch mein Vater, Georg Ludwig Eckert, der neben seinem Beruf als Hauptlehrer an einer Volksschule ein städtisches Knaben-Waisenhaus verwaltete mit etwa 60 Voll-, Halbweisen und unehelichen Kindern, war mit meinem Plan einverstanden, obwohl das seine Sorgen um meine sieben jüngeren Geschwister nicht gerade minderte. Von meinem Vater, einem ungewöhnlich lebendigen und mit großen Seelenkräften begabten Mann, werde ich noch viel zu erzählen haben. Ich hing an ihm mit großer Liebe, die aber doch nur eine weniger starke Antwort der seinigen zum erstgeborenen Sohn war.

Am 26. Juli 1914, zwei Tage vor der Kriegserklärung Österreichs an Serbien, fand auf dem Balustradenrundgang des Wasserturmes in Mannheim ein Militärkonzert statt. Der uns als Kindern schon wohlbekannte Kapellmeister Vollmer, der sonst vor dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal im Schloßhof Sonntagvormittag in bunter Uniform mit silbernem Gürtel seine Bläser und Trommler um sich herumstehen hatte, schien gewachsen zu sein. Die Kapelle war verstärkt, ganz in feldgrau. Selbst die Helmüberzüge fehlten nicht. Eine dicht zusammengepackte Menge zirkulierte in den Straßen um den Turm herum, an dessen hinterer Eingangstür das in Stein gehauene Schlangenhaupt der Medusa mit aufgerissenen Augen über die erregten Köpfe, gestikulierenden Arme, über den dicken Strahl des Springbrunnens und die Wasserterrassen des anschließenden ebenfalls dicht bevölkerten Friedrichsplatzes hinstarrten. Gibt es Krieg? Gibt es keinen Krieg? Das war hier die Frage, um die sich die Gespräche drehten.

Ich habe niemanden in jenen Tagen gehört, der nicht von einem eventuellen Krieg begeistert gewesen wäre, aber überall konnte man das aus der Unklarheit der Situation wachsende Bedauern merken, es gäbe vielleicht doch keinen Krieg und die ganze Freude darauf wäre umsonst. Wir, das heißt mein Jugendfreund Eduard Setzer, seine Eltern, seine Schwester und ich, gingen zusammen die hinter dem Friedrichsplatz beginnende Augusta-Allee entlang nach Hause. Wir waren Nachbarskinder seit 1907. Sie wohnten schräg gegenüber vom „Wespinstift“, dem Waisenhaus, in der Seckertheimer Straße 80

[8] Leonhard Ragaz, Pfarrer Eckerts Weg und wir, in: NEUE WEGE 10/1931, S. 444.

im dritten Stock. Elisabeth und ich gingen einige Schritte voraus. Sie war damals noch nicht ganz sechzehn Jahre. Mir aber war seit Jahren selbstverständlich, daß wir einander heiraten würden. Sie verstand das noch nicht so, aber für mich war es die natürlichste Sache der Welt und zugleich auch ein Ziel meines Lebens. Schon als sie neun und ich fünfzehn Jahre alt war, trieb mich eine starke, fürsorgliche, unbewusst verlangende Knabenliebe zu der sehr schönen, gesunden Schwester meiner Nachbarkameraden Helmut und Edi. Wir gingen also voran. Aus Prahlsucht erklärte ich ihr mit klingender, freudiger Stimme, daß es nun doch Krieg geben müsse. „Das kleine Serbien", so sagte ich zu ihr, „weißt du, hätte es nicht gewagt, Österreich zu provozieren, wenn nicht Russland hinter ihm stünde." „Natürlich", fuhr ich, ohne sie überhaupt zu beachten, in die sich perspektivisch verengende Doppellinie der Allee blickend fort, „für uns bedeutet das Krieg mit Frankreich." Sie ging neben mir in einem hellen, kleingeblümten Sommerkleid und schwieg. „Die jungen Leute über 20", fuhr ich Wichtigtuer und mit meiner plötzlichen Bedeutung durch den Tonfall posierend fort, „werden selbstverständlich sofort eingezogen, wenn die regulären Truppen aus den Kasernen sind. Dann bin ich Soldat! Ja, freust Du Dich denn gar nicht?" „Ich halte das für gar nicht so sicher", sagte sie. „Gar nicht!" Aber nicht etwa so, als ob sie es bedauere, daß es nicht so ganz sicher sei mit dem Krieg. Es klang eher danach, als interessiere sie dieser [32] Krieg gar nicht, als fühle sie etwas Unbestimmtes dagegen. „Du wirst schon sehen, es geht jetzt rund. Vielleicht klappt's schon morgen."

Am 28. Juli 1914 erklärte Österreich den Serben den Krieg. Am 31. stürzte der eine „Aufseher", wie die Erziehungsgehilfen meines Vaters im Waisenhaus hießen, ein junger Schuhmacher namens Grien, ins Haus und rief mir zu: „Herr Erwin, Sie müssen fort. Jetzt ist es Ernst. An den Anschlagsäulen steht die Mobilmachung." Es war zwar ein Irrtum der betreffenden Druckerei und Annoncenexpedition. Aber am 1. August hatte es seine Richtigkeit. Wir standen offiziell an der Seite Österreich-Ungarns im Krieg gegen Russland-Serbien und praktisch, wie die Meldungen aus Oberelsass bewiesen, auch mit Frankreich. Ich ließ mich völlig von der bei besonderen Anlässen, Paraden, Auszug aus der Garnison, Durchfahrt von Heeresabteilungen am Bahnhof von einer geradezu an Hysterie grenzenden allgemeinen Begeisterung treiben. An irgendwelche Hemmungen religiöser oder sittlicher Art kann ich mich nicht erinnern. Im Gegenteil. „Gott will es", diesen Ton der Predigten, auch der des damals von mir sehr verehrten Pfarrers Klein in der Christuskirche, an der Elisabeth konfirmiert worden war, bejahte ich aus ganzem Herzen. Gott will es, es ist Pflicht, in den Krieg zu ziehen, zu kämpfen, zu töten, und wenn es sein muss, zu sterben für die Existenz meines überfallenen Volkes, für meine Eltern, für alle, für Elisabeth. Diese Verkrampfung, diese knabenhaft naive, idealisiert heroisierende Haltung, kam mir gar nicht ins Bewusstsein. Gedanken an eine auch nur eventuelle Berechtigung der feindlichen Kriegsführung gegen Deutschland, an die Angehörigen der „Feinde" und an ihre Heimat gab es für mich nicht. Es bedurfte keiner intensiven Zeitungslektüre, um diese Stimmung immer stärker in sich zu tragen. Die Luft schien dauernd geschwängert, alle Gespräche, Gedichte, Veranstaltungen davon erfüllt.

Noch im August meldeten wir, Eduard und ich, uns mit fast allen gesunden Männern als „Kriegsfreiwillige". Edi, als Techniker und Ingenieur, zu dem Luftschutzbataillon, das in dem Vorort Rheinau seine Kasernen hatte. Ich kam einige Tage später bei den Grenadieren 110, dem Mannheimer Stammregiment, unter. In langen Reihen standen wir an jenen Tagen hintereinander am Eingang der Kaserne. Schubweise eingelassen wurden wir in der Exerzierhalle. Von einer Kommission untersucht, gemessen, gewogen, angeschaut, herumgedreht. Ich konnte gleich bleiben, als felddiensttauglich und wurde mit zwanzig anderen dem 1. Ersatzbataillon zugewiesen. Quer über den Kasernenhof an den Latrinen und Kantinen vorbei ging es in die erste Mannschaftsstube links. Im Gang in ausgesparten Wandnischen standen Gewehre in Reih und Glied. „Alles raus – rauf unters Dach. Brocken empfangen." Das war der Herr Unteroffizier, ein Reservist, breitbrüstig, mittelgroß, mit schwarzem Schnurrbart und einer roten Narbe über dem echten Auge unter der Schildmütze. „Passt ja alles, Jungens, fasst doch zu! Na vorwärts!" Das war der Kammerunteroffizier, dem wir zu lange in den alten, schweißriechenden blauen Röcken, schwarzen Hosen, krummen Zugschäften herumsuchten. Für mich war das gar nicht so einfach. Ich war 1,82 lang und sehr schlank, Schuhgröße 43 und einem übergroßen Fußspann. Aber es ging schließlich. Neben mir schleppte ein untersetzter, breitschul-

teriger, bedeutend kleinerer Kamerad sein Zeug. Ein Paar Socken fielen ihm runter, ich hob sie auf. Er hieß Klingmann, erfuhr ich von ihm nachher, und war Schlosser, man hatte ihn aus der Fabrik einberufen. An einige Namen von Kameraden erinnere ich mich noch deutlich. Neben mir stand ein [33] junger Seminarist mit ungesunder Gesichtsfarbe, Lange hieß der. Ein anderer Seminarist war Gärtnerssohn. Der dritte und kleinste hieß Robert Backfisch. Ein sehr nettes Gesichtchen wie Milch und Blut hatte der Robert Backfisch. Er stammte aus dem Neckartal und war Wirtssohn. Nach dem Kriege nahm er den Namen seiner Mutter, „Wagner“, an und wurde Nationalsozialist. Backfisch war ihm zu jüdisch. Heute ist er Statthalter von Baden.

„Stehn Sie doch nicht da wie eine schwangere Kuh!“, das war der Herr Feldwebel unserer Ausbildungsabteilung am zweiten Tag, zu einem etwas dicken Bäckerburschen. In Zivil war der Herr Feldwebel Schuldiener in Heidelberg. Wir nannten ihn nur den „Hamster“, weil er so aussah. Pausbäckig, mit Grübchen in den Wangen. Nase und Kinn strebten zueinander hin und hinter den glattrasierten Lippen, wenn er deutlich reden wollte und den Mund aufriss, weiße spitze Zähnchen wie bei einem Hamster. Einen ordentlichen Bauch umspannte der Ledergurt mit dem Namenszug des Regiments, und die braunen Ledergamaschen glänzten an seinen etwas x-artig eingesetzten Unterschenkeln über gelben Schnürstiefeln. Die fleischig gepolsterten Hände hielt er meist auf der Fortsetzung seines Rückens, und mit unnachahmlicher Grandezza warf er mit einer Schleuderbewegung des linken Fußes den langen, hängenden Schleppsäbel rückwärts, wenn er ihn nicht hochgebracht und mit einer statuenhaften auf den Griff gelegten Hand etwas nach hinten drückte. Er war früher Spieß, d. h. aktiver Kompaniefeldwebel gewesen, bevor er in diese Schuldienststelle einwechselte. Der Krieg hatte ihn wieder erhöht zu altem Glanze. Er schliff uns. Und wie! Die ersten Tage zog ich mich, obwohl ich nicht schwächlich und eigentlich gut sportlich vorgebildet war, am Geländer der Treppe hoch vor Muskelschmerzen nach den „Freiübungen“ im Sand des hinter der Kaserne liegenden Exerzierplatzes. Auf einen Pfiff des „Hamsters“ begannen die Unteroffiziere und Gefreiten mit je acht von uns ihr Werk. Stellung, Haltung, Bewegung. Auf einen Pfiff wird das Thema gewechselt – Handrollen, Kopfrollen, Armrollen, Rumpfrollen Fußrollen, Beugen, Wippen, Kreisen, Hinlegen, Aufstehen etc. Ich mache übrigens einige dieser ausgezeichneten Übungen heute noch – wenn ich dazu Zeit finde. Am dritten oder vierten Tag konnte ich das Lachen über die pathetische Pose des „Hamsters“ morgens beim Halten vor der Latrine nicht verkneifen. Es war nur ein leises Lächeln, als er „Stillgestanden“ kommandiert hatte, aber ich stand als zweiter im vordersten Glied. „Warum grinsen Sie?“ Ich schwieg. Was sollte ich auch antworten, ich war mir selbst dessen kaum bewusst. „Fünf Mal um die Abteilung herum! Marsch!“ Ich fegte um die Abteilung, die Flügelmänner fast umreißend, und mußte wieder grinsen. Aber diesmal sah er es nicht. Er putzte sich die Nase, daß ihm die Tränen über die roten, fetten Backen rollten. Auch das mit den Ehrenbezeugungen klappte nicht so ganz. Manchmal vergaß ich das, wenn ich gerade etwas mir Wichtiges dachte, und ein anderes Mal begegnete mir auf der Treppe ein Verwaltungsbeamter mit Haubitze. Ich im Galopp die Stufen rauf, er runter. Im Sprung hatte ich die Hand am Mützenrand – auch das war verkehrt. Im Springen wird nicht gegrüßt, aber der Soldat springt nicht die Treppen herauf und hinunter. Er nimmt stramme Haltung an, tritt beiseite, bis der Vorgesetzte vorbei ist.

Die Heeresberichte fachen täglich den Jubel und die Siegesstimmung an. Wir fürchten, nach den schnellen Schlägen in Lüttich, Namur usw. zu den Russenschlachten zu spät zu kommen. Bis Weihnachten ist der Krieg aus! (Sic!) Unsere Truppen in Paris, wenn nicht vorher schon Frieden ist, obwohl England am 4. August den Krieg erklärte wegen des Mar-[34]sches durch Belgien. Es war nicht einmal nötig, daß das auffallend zurückhaltende Italien sich auf unsere Seite stellte. Das war unsere Stimmung. Möglichst rasch raus, damit wir noch etwas mitkriegen von Kampf und Ehre. Edi exerzierte in der Zeppelinhalle, in der hier und da ein Zeppelin lag. Dann kam er nach Brüssel zu einer Zeppelinstation. Ich wurde nach und nach nervös. Elisabeth traf ich, so oft es ging. Sie war nun ganz im Fahrwasser aller übrigen, nicht so laut wie andere, aber auch von der Notwendigkeit und Richtigkeit des Krieges überzeugt. Wenn ich ihr erzählte, nach meinen Worten war alles wichtig. Ich glaube, es gibt für junge Männer keine günstigere Gelegenheit, sich in Szene zu setzen und Mädchen zu bestimmen, als Kriegsbegeisterung und die Vorwegnahme des Ruhmes eines überstandenen

siegreichen Gefechtes. „Du verlierst mich vielleicht“. „Sieh mich an, ich, Dein Liebster, komme vielleicht nicht mehr, sag mir, daß Du mich liebhast, sag es mir deutlicher als sonst. Ich, sieh mich an, ich werde die Bestien von Feinden mit aufhalten, töten, durchbohren.“ Das waren so die im Unterbewusstsein mitschwingenden Töne, wenn ich ihr erzählte, wie gut ich schießen könne, was übrigens stimmte, wie wenig mir lange Übungsmärsche ausmachten und die Platzpatronengefühle mit ihrem „Sprung auf, marsch, marsch“ und Sturmangriffen, oder von Bajonettgefechten, das mir besonders Freude machte und wobei ich solche Fertigkeit erlangte, daß der Gefreite sich rückwärts überschlug auf meinen gelungenen Bruststoß, der ihm im Ernstfall durch und durch gegangen wäre. Nach drei Wochen durften wir zu Hause schlafen, mussten aber sehr früh den weiten Weg zur Kaserne in der Neckarvorstadt zurücklegen. Nun sah ich Elisabeth täglich. Ich hatte mir eine bessere Uniform verschafft und stolzierte mit ihr möglichst viel in der Stadt herum, in die Kirche, auf den Neckardamm und schwadronierte davon, daß wir nun bald fortkommen. Sie glaubte es nicht, sie wollte es nicht glauben, und je weniger sie das wollte, desto größer meine Freude. Denn warum wollte sie es nicht? Doch nur, weil sie mich nicht in Gefahr wissen wollte, weil sie mich liebte!

„Wer will zu den Schneeschuhtruppen?“, wurde beim Antreten eines Morgens in der Kaserne Mitte September gefragt. „Nur, wer Schneeschuhlaufen kann, kommt in Frage“. Ich meldete mich und außer mir noch ein Freiburger Kaufmann Kabis. Unsere Namen wurden notiert. Jetzt komme ich doch bald ins Feld. Diese Sonderkommandos werden sicher sofort zusammengestellt und abtransportiert. Inzwischen war unsere Ausbildung so weit beendet. Wir bildeten die 1. Ersatzkompagnie unter einem Reservehauptmann Koch aus Karlsruhe, Ingenieur in Zivil. Ich mochte den hageren, gerechten, ruhigen und schneidigen Mann sehr. Er war etwa 50 Jahre alt, mittelgroß, sehnig, etwas Reiterbeine, braune große Augen unter buschigen Brauen und einer melierten, kurz gestutzten Bürste unter der schmalen, geraden Nase. Jetzt gab es lange Gefechtsübungen, Nachtmärsche, Feldwachen etc.

Aus den Feldlazaretten kamen die ersten Verwundeten und Rekonvaleszenten in der Garnison an. Sie erzählten nicht viel. Der Krieg muss ganz lustig sein, aber sie wollten nicht so schnell wieder raus. Man bildete aus ihnen besondere „Genesungskompagnien“. Diese „alten Soldaten“, die meisten waren Reservisten, schauten auf uns Grünzeug verächtlich herab. Aber viel war nicht los mit ihnen.

Schon seit Tagen ging das Gerücht, der erste Freiwilligen-Transport geht zur Front. Aber es waren offenbar Latrinenparolen. Es wurde exerziert wie immer. Und doch waren die [35] Gerüchte nicht aus der Luft gegriffen. Wir empfingen alles neu: in derselben Exerzierhalle, in der wir untersucht worden waren, wurden wir von Kopf bis Fuß neu eingekleidet. Feldgrau! Hellbraunes Lederzeug! Keine blanken Knöpfe mehr. Dreigeteilte Patronentaschen! Feiner Leibgurt und hellbraune, nagelneue Langschäfte. „Eckert und Kabis“ – das war der Freiburger – „rechts heraustreten! Ausziehen! Sachen abgeben!“ Ich kehrte mich um, holte mein altes Zeug, verdrückte mich in eine Ecke, damit die anderen nicht sehen sollten, daß ich weinte, weil ich nicht mit ins Feld kam. – Bei der Gelegenheit büßte ich Elisabeths Bild ein, es steckte in der Verbandspäckchentasche des abgegebenen Blaurockes. – Es wurde Oktober, es wurde November: immer war ich noch da. Nach und nach schämte ich mich vor Elisabeth, daß ich noch zu Hause war. Der Kampf draußen tobte an allen Fronten, und ich sollte zu spät kommen.

In Heidelberg hielt sich die Kriegsbegeisterung auf gleicher Höhe. Wir Inaktiven des Heidelberger Theologischen Vereins waren zur Eröffnungskneipe des Wintersemesters eingeladen worden. Im „Bremer Eck“ war unser Lokal. Wie oft habe ich dort in den ersten Semestern den arroganten Unsinn dieser Kneipen, Fuchsenstunden, B.C., A.C.s, Damenveranstaltungen, Exbummels mitgemacht und später in Göttingen als einfältiger, etwas aufgeblasener, farbentragender Student und Dritt-Chargierter einer verehrlichen Thuringia, die im Kartellverhältnis zu dem Heidelberger Theologenverband stand. Ich gehe rüber, vielleicht sehe ich einen alten Kameraden. Schon die Fahrt nach Heidelberg und zurück hat viel Erinnerndes für mich. Zwei Jahre fuhr ich jeden Tag morgens ins Kolleg, abends um sechs Uhr meist zurück. Ich war ein fleißiger Student, alles, was recht ist. Niemand kann das Gegenteil behaupten. Meine Kolleghefte schrieb ich abends oder an freien Tagen ins Reine! Die Vorlesung feilte ich mit, wie ein Irrsinniger auf das Pult gebeugt, als ob es keine Bücher gäbe über die ‚in Frage‘ stehenden Disziplinen. In den Büchern, die ich hatte, unterstrich ich farbig mit Lineal (!),

was mir wichtig schien, und es schien mir alles wichtig. Im vierten Semester war ich in 3 Seminaren bei dem mokanten, witzräuspernden, kurzbeinigen, beweglichen Kirchengeschichtler Geheimrat von Schubert mit den ewig klingelnden Schlüsseln in der linken Hosentasche, bei dem gegen die Orthodoxie mit dem Sprengpulver halbverständlicher Anzüglichkeiten geladenen Alttestamentler Professor Beer, der uns die Psalmen ins zeitgenössische Kolorit transponierte und außerdem eine zarthäutige, im Alter richtige Tochter hatte, und bei dem berühmten Führer der religionsgeschichtlichen Schule, dem Exegeten Johannes Weiß, dessen kalte, in sich hineingewendete Art mir die Lust am scharfsinnigen Exegieren nicht rauben konnte. Ich war eigentlich zu jung und zu unerfahren zum Studium. Viel Kraft habe ich mechanischer Weise verplempert. Nicht, als ob ich nun immer gebüffelt hätte, das stimmt nicht. Ich war der ausgelassenste Fuchs im Stall, mit dem sie ihre Not hatten. Ich hielt auch ziemlich aufrührerische „Wissenschafts"-Referate, zu denen man in der Verbindung angehalten wurde. So z. B. über die Unhaltbarkeit einer These Laurents über die Abfassungszeit des zweiten Thessalonicher-Briefes oder in Göttingen vor den versammelten Professoren im Frühjahr 1913 (!) über das Thema „Der evangelische Pfarrer muss Sozialist sein!" oder „Die Abendmahlslehre des Apostels Paulus – nur ein Anfang". Außerdem war ich wohl der beste Fechter in der Innung, aber von einer Sentimentalität und Bedürftigkeit nach Romantik und schmelzenden Schwärmereien für [36] verständnisvolle Mädchen, vor allem für solche mit besonderen zivilisatorischen Ansprüchen, das heißt jedoch nur, wenn ich von Elisabeth weg war.

Im Allgemeinen – und das war das Versöhnliche an der Unannehmlichkeit der Fahrerei nach Heidelberg – traf ich meine „Li", so hatte ich Elisabeth verbonselt, auf dem Heimweg vom Bahnhof am Anfang der Seckertheimer Straße beim Tattersal an der Ecke, wo die große freistehende Giebelwand in dicken Buchstaben mit einer Reklame für einen Herrn G. Setzer, Uhrenwaren, bedeckt ist. Sie holte bei „Berger" Schinken und Aufschnitt in einem netten Körbchen, wenn noch anderes besorgt werden sollte. Schon von weitem linste ich, ob sie schon die etwas ansteigende Schwetzingerstraße hochkomme, dann, ob sie noch im Laden warten müsse. Meist war sie da. Wenn es dunkelte, so von Oktober bis Februar, gingen wir so, daß ich meinen Arm leise unter den ihren schieben konnte. Dann drückte ich ein wenig ihren Ellenbogen in meine Seite, und sie gab ihn nicht so leicht her. Ich erzählte ihr und begleitete sie bis zur Haustür. Sie waren umgezogen, aber nicht weit, in die Richard-Wagner-Str. 48. Schon vor Elisabeths Konfirmation, auf der ich, von Göttingen zurück, wohl meinen ersten Toast hielt mit einem Glas Wein in der Hand, auf sie. Es muss wahnsinnig komisch gewesen sein. Aber Elisabeth gefiel's, was ich stotterte. Sie sagte es beglückt ihrem Vater, daß ich sie habe hochleben lassen. Manchmal küssten wir uns unter der aufgedrückten Haustüre, manchmal war ich aber wieder so eifersüchtig gewesen auf irgendwelche ihr zufällig begegnenden Kameraden Edis oder Heinrichs, daß es nicht ging. Ich heulte Tränen, wenn sie, der ich sie Schlittschuhe fahren lehrte, der ich sie anschnallte und dabei ihre weißen Stoffunterhöschen verstohlen ansah, mit einem anderen fortsausen lassen mußte.

Ihre Eltern hatten einen Platz im Theater. Manchmal ging sie hin, mit dem perlenbestickten Pompadour und dem perlmutterbelegten kleinen Operngucker. Oft stand ich später nach dem Kriege unter dem blauen, vielzackigen Stern der dem Theater gegenüberliegenden Wirtschaft und wartete auf sie. Mehr als einmal raste ich, mich über den Büchern verspätend, den weiten Weg im Dauerlauf, um nicht zu spät zu kommen. Es war nicht immer erfreulich, wenn wir dann nach Hause gingen. Sie noch im Trubel des Theaters: der war der und die und der. Auch ich wollte sie – wollte auch hören, was sie sah. Aber sie war zu jung – nahm alles hin, weil's dazu gehörte, ohne Reflexionen. Ich konnte darüber zornig werden, und wenn sie an ihrem Haus dann kühl – wie sollte sie auch anders? – hinaufging, wollte ich „nichts mehr von ihr wissen". Aber ich wartete doch, bis in ihrem kleinen Zimmer Licht anging, und einmal lag ich die halbe Nacht im Sand eines nicht ausgebauten Häuserblocks, weil ich zu ihr wollte und nicht an der Regenabflussröhre hochklettern konnte. Sie wohnten jetzt in der Wespinstr. 10. Da war ich schon aus dem Feld zurück.

Also die Kneipe in Heidelberg war eine vaterländische Orgie. Neben uns tagte der VdST, Verein deutscher Studenten, eine alldeutsche schwarze schlagende Verbindung. Aus ihren Kreisen soll am nächsten Tag der Ausspruch stammen: „Donnerwetter! Die Theologen sind aber auch nicht von

Pappe!“ Freilich wir hatten alle vaterländischen Lieder zwischen den Rundgesängen und dem von unserem alten Fax herangeschleppten Bier gesungen, begeistert gebrüllt, muss man schon sagen. Salamander auf Salamander für Deutschlands Sieg und Ehre, auf seine Majestät, den Kaiser, auf die Heerführer, auf die tapferen Feldgrauen, [37] auf die kämpfenden Bundesbrüder – ich schämte mich wieder mal, daß ich nicht bei denen draußen war, an die man so dachte, an die Helden, die das Vaterland verteidigten.

Oskar Zimmermann, einer meiner Mitstudierenden, auf dessen Speicher wir oft Säbel paukten, verlobt und älter als ich, Sohn eines gestorbenen Lokomotivführers, fuhr mit mir frühmorgens heim. Er war begeistert von der Idee, daß er mit seiner Martha zusammen, er als Sanitäter, sie als Rotekreuzschwester, an die Front gehen könne. Ich kam mir damals als etwas bedeutend Besseres vor. Sanitäter – nein. Vorn im Kampf selber. Nicht verbinden, schlagen wollte ich. Oskar Zimmermann ist im 1. Kriegsjahr gefallen.

Ganz so schnell, wie ich es gedacht hatte, ging es ja trotzdem nicht. In München wurden wir mit Kameraden aus ganz Deutschland, von Königsberg bis Konstanz und aus allen möglichen Regimentern, Infanteristen, Artilleristen, Kavalleristen, Train, Pioniere, Funkern zusammen in der Mars-Schule untergebracht, die für 4 Wochen beinahe unsere Kaserne wurde. Genau so war es mit den Offizieren. Der Führer meiner Kompagnie war ein Artilleriehauptmann. Die besten Schneeschuhläufer und Sportler Deutschlands waren zusammengezogen. Allerhand Gerüchte, was mit uns geschehen sollte, schwirrten in der Luft. Winterfeldzug Russland, Serbien, Alpenwacht, Vogesen etc. Hessische Dragoner aus Darmstadt, eine ganz witzige Rute dabei namens Kramer, Karlsruher Artilleristen, ich aus Mannheim und Husaren aus Hannover bildeten unsere Korporalschaft. Wir hatten viel Freizeit, da nur wenig exerziert wurde. Unsere Uniformen kamen: grüngraue Monturen, ähnlich geschnitten wie die der Österreicher, am doppelt gelegten Kragen ein liegendes S auf dem Spiegel, zwei Brusttaschen, zwei große Quetschseitentaschen, lange Hosen mit Skistiefeln. Anstelle des Tornisters einen riesigen in Taschen eingeteilten Rucksack. Anstelle des Helms Schildmütze wie die Österreicher, zum Herunterklappen. Karabiner anstelle des Gewehrs. Es war ein richtiges Sumpfleben. Bei mir ging’s noch. Ich hatte im Gegensatz zu vielen anderen wenig Geld. Im Hackerbräu bekamen wir zu essen. Über eine Eisenbahnüberführung hatten wir jeden Tag zu pilgern. Der Fraß war nicht bedeutend. Darum aßen die, die’s konnten, „privat“, d. h. in den Restaurants. Heese, ein Lehrter Dragoner, aß so vor meinen Augen Mockturtlesuppe, Pasteten, Artischocken mit Huhn, Rehrücken mit Sahnetunke und pommes frites und Käseschnitte. Dazu trank er eine halbe Hasche Chablis weiß. Er wollte mich zu einer Flasche einladen, aber ich dachte, zu meinem Irish Stew passte das nicht.

Das Schneeschuhbataillon II, wie wir jetzt offiziell hießen, führ nach Garmisch-Partenkirchen zur Eignungsprüfung ins Gelände. Die Hälfte wurde als Langläufer, die andere als Gebirgsläufer ausgesondert, je nach den Leistungen an den Hängen und bei einer Abfahrt von der Kreuzeckhütte. Ich war bei den Gebirgsläufern. Einquartiert wurde ich in einer Gemischtwarenhandlung am Markt. Den Gilgter Schnaps und die Tochter mochte ich nicht. Auf der Dezimalwaage wog ich 126 Pfund. Am Weihnachtstag fuhr ich mit Oberjäger Hagmann, einem ausgezeichneten Skiläufer aus Villingen, nach dem Kreuzeckhaus und von dort am Silvester nach der Almspitze – ohne Felle und Klebwachs. Meine erste halbalpine Fahrt. Ich sei sehr unvorsichtig gefahren, sagte mir Hagmann. Leicht hätte es Lawinen an den Felshängen geben können. Bei der Abfahrt im Wirbelschnee schlotterten mir die Knie. Ich hatte noch nichts gegessen und nichts dabei. Hagmanns Schokolade half mir schnell auf [38] die Beine. Aber in der Nacht schlief ich todmüde und wie gerädert. Drei Mal landete ich auf Tannen bei scharfen Abhangkurven.

Ein letzter Appell in Garmisch: Zurück nach München. Von vielen Kameraden waren bei der Abfahrt von München die Angehörigen gekommen. Von der Mutter eines jungen Studenten aus Frankfurt a. M., Hirschfeld, bekam ich auch einen kleinen Strauß weißer Sternanemonen. Meinem Vater aber schickte man, wie ich erst später erfuhr, die Rechnung über ein Paar Skistiefel, die eigentlich vom Bataillon zu bezahlen waren.

Wir waren eine übermütige Bande, am übermütigsten der Sohn eines Göttinger Universi-

tätsprofessors Richard Schröder, blauer Husar. Wo er mit seinem Geierlachengesicht auftauchte, gab es ein lautes Gelächter, ein geistreicher Bengel. Dann war da der bedächtige Meier, der schnoddrige Kender, Rohde, Sohn des Generals Rohde aus Freiburg, ein bekannter Skiläufer, der die ersten Skifilme gedreht hatte, dann Iwan Bloch, der Schreckliche, aus Hagstein, ein kleiner untersetzter, verschlappter kluger Jude, dann Fritz Hoffmann, ein junger Bildhauer und glänzender Sportsmann, etwas älter als wir, ach so, Sepp Villinger, auch ein Badener, ein tüchtiger Skifahrer, und Tom Filler, ein schwarzer Allerweltskerl, der zuletzt, glaube ich, Kellner in Ägypten war. Jedenfalls erzählte er dauernd von den arabischen Mädchen. Korporalschaftsführer dieser Elite war Joseph Hagmann, von dem ich schon oben sprach. Der Zug ratterte über alle möglichen Gleiskreuzungen in der Nacht. Hinter Wien gab's zum ersten Mal österreichische Fourage. In einer langen Bretterbude. Tee mit Rum und Käse. Der liebenswürdige Tonfall der Österreicher wurde von diesem Tag an unser Unterhaltungston in guten Stunden. „Haben der Herr Kamerad schon menagiert?" „Danke sehr. Aus-ge-zeich-net." „Schauungs dahin, geangs a bisserl an d'Seiten!" etc. Der Krieg war vorerst für uns ein Jux, eine Bahnfahrt durch Ungarn. Wer von uns wäre im Frieden je so in der Welt herumgekommen!

Preßburg hinter der Donau. Ein hoher Dom grüßt herüber. Budapest sehen wir nicht. An dem Flachland dahinter an einer Verpflege-Station ungarische Mädel, ein ganzer Schwarm. Wir kriegen zum Tee mit Rum diesmal rot-weiß-grüne Schleifchen an die Mütze und Glückwünsche mit auf den Weg. Minkaes ist die letzte große Station. Jetzt sind wir bald in den Karpaten, wo sich die Russen fast unangreifbar verschanzt haben. St. Miklos – Szolyva – Volvec – aussteigen. Es ist bitter kalt, und es liegt Schnee. Leutnant Krebsch ist unser Zugführer, aus Breslau, ein kleiner, dünner Mann mit rotem verpickelten Gesicht. Es ist schon dunkel, als wir aussteigen. Morgens früh beginnt der Abmarsch in die Berge. Zeltlager für die Nacht. Jenseits der kleinen Station über den Bahndamm scharren wir mit den Spaten den Schnee weg, bis das geplante Rundzelt Platz hat. Der Boden ist gefroren. Wir knüpfen mit klammen Fingern die Zeltbahnen. Rohde, Hoffmann und ich sollen Holz holen. Wir müssen verlassene Hüttenreste zusammenschlagen, Einzäunungen in einiger Entfernung niederreißen, um nicht mit leeren Händen zurückzukehren. Es ist verflucht kalt. Das Zelt ist errichtet. Wären wir doch im Wagen geblieben! Aber das soll so eine Probe sein. Wir sind wetterhart. Man muss die zusammengepressten, schaudernden Gestalten im Kreis haben liegen sehen, den Kopf am Zeltrand, die Füße alle nach der Mitte gestreckt, wo wir das Feuer unterhielten. Die Rucksäcke-Kopfkissen froren an, und zwei tapfere Soldaten verbrannten sich die Schuhsohlen. Es war eine scheußliche Nacht. Noch im Dunkeln ging es Berg an, eine Passstraße entlang. Die hartgefrorenen Zeltdecken, notdürftig zusammen-[39]gelegt, schaukelten auf den hochbepackten Rucksäcken. Munition, Karabiner und Schneeschuhe samt Stöcken mussten getragen werden. Es lag zu wenig und zu unregelmäßig Schnee. Die Strapazen begannen. Jeder setzte seinen Ehrgeiz darein, nicht schlapp zu machen. Mit zusammengebissenen Zähnen ging es über die harte, vielfach zerfurchte holperige Straße in Windungen immer höher. Österreichische Pioniere ebneten Granatlöcher ein. Ein Zug gefangener Russen in langen braunen Mänteln mit halbverhungerten Gesichtern schaufelt den in der Sonne vor der Hütte der Trainkolonnen matschig werdenden Schnee in die Gräben. Der Wald wird zu beiden Seiten höher und dichter. Es liegt mehr Schnee. Wir schnallen an. Es geht noch schlecht. Wo die Äste weiter hereinreichen auf den Weg, schauen Steine und Erdplacken heraus, eine gefährliche wie anstrengende Sache mit den 70 Pfund Gepäck. An einigen Holzhäusern stehen unsere Feldküchen. Es gibt einen Trinkbecher Kaffee im Vorbeifahren. Es ist das Dorf Alse Verecke. Wir sind im Latorza-Tal, in dem vor Wochen heftige Kämpfe mit den vorgedrungenen Russen stattgefunden haben. Der Weg geht nun ständig leicht ansteigend durch freieres Gelände. Es fängt an zu schneien. Ein hochgemauerter Kamin, ein paar Mauerüberreste ragen aus dem Schnee. Hier lag Vilso Visc. Die Straße ist oft verstopft. Wir rutschen an den Böschungen weiter, vorbei an starren Pferdekadavern und Trümmern des russischen Reitzuges. Es ist spät am Nachmittag. Wir sind hundemüde. Dabei steigt der Weg nun steil hoch in scharfen Windungen. Die Wagenkolonnen kommen nur schwer vorwärts. Wir überholen österreichische Infanterie. Endlos dehnt sich der Wald. Einige sind am Schlappmachen. Vorn jodelt einer seelenvergnügt durch den Winterabend, als sei er in den Alpen zu einer Erholungsfahrt. Ein Leutnant ruft. Der Kerl bekommt einen Becher Tee extra. Es ist Hans Rohde. Er ist kaum ermüdet. Von dem Extrabecher bekommen wir auch einen Schluck. Wir sind wieder besser in Stimmung. Es

geht einen kleinen Sattel hinab. Nicht alle stehen mehr fest genug, um die Abfahrt mit Hindernissen zu leisten. Hoffmann saust im Schuss an mir vorbei, aber ich lasse nicht locker. Ich bleibe bei den ersten. Die galizischen Bergdörfer sind nach unseren Begriffen etwas größere Hüttenansiedlungen in Blockhausmanier. Ein oder zwei Räume mit Lehmboden und Lehmofen, auf dem die Bauern in Lumpen schlafen. An der Decke an vier dünnen Latten je an einer Ecke schaukelt in einer kistenförmigen Wiege das Kind. Wandbänke gibt es, keine Stühle, aus Knüppeln zusammengenagelte Hocker. Die Skier blieben draußen, die schweren Rucksäcke flogen von den nassgeschwitzten Rücken. Drei Mann zum Proviantempfang mit Zeltbechern raus. Wir gingen auf den Skiern los. Es war ganz am Ausgang des Reihendorfes in einer Feldscheuer. Weiße Speckseiten gab es, Zucker, Talglichter und Schnaps. Den holte Rohde nachträglich in Kochgeschirren. Wir waren gerade auf dem Lehmboden unserer Bude kreuz und quer zum Schlafen ausgestreckt, da wird die Tür von vier Unteroffizieren, mit um den Hals gehängtem Gewehr, aufgerissen. Es war ihr früheres Quartier bei der Grabenablösung. Wir dösten schon halb in ungewohntem Schnapstraum. Der vorderste war ein Feldwebel, das sah ich, als er einen Lichtstumpen aus der Tasche anzündete. Jetzt fing er an zu toben. „Raus aus dem Quartier. Hier hat niemand etwas zu suchen." „Lass ihn," dachte ich, „mich kriegen keine zehn Pferde hoch." Außerdem habe ich die Stiefel aus und liege unter der Rundbank am Ofen ziemlich weit entfernt von dem Herrn Vorgesetzten. Er machte mit seinen Kumpanen Anstalten, die ersten vorn liegenden Rucksäcke hinauszubefördern. Da sprang Hans Rohde unterm Tisch, wo er sein Wigwam aufgeschlagen hatte, vor die verdutzten Gardegrenadiere, in Pelzsok-[40]ken und gefütterter abgesteppter grüner Kletterweste, die Taschenlaterne in der Hand. „Was soll der Unsinn?" brüllte Rohde, „lassen Sie gefälligst die Klamotten liegen! Raus, so schnell wie möglich!" Der Vize machte ein blödes Gesicht, riss die Hacken zusammen: „Jawohl, Herr Leutnant" und verschwand. Wir hielten uns die Bäuche vor Lachen. „Kleider machen Leute!" „Hauptmann von Köpenick", dachte ich noch. Das ist also Disziplin, und schlief ein. Iwan wurde es schlecht. Er tappte auf meinem Arm herum und torkelte an die Luft. Wann werden wir endlich Heldentaten vollbringen?

In der Frühe standen wir stundenlang kalt durchfroren fertig gepackt am Straßenrand. Artillerie zog vorbei in Stellung. Endlich auch wir. Anschnallen unmöglich. Die ziemlich breite Straße war völlig ohne festen Schnee von unzähligen Fuhrwerken gefurcht. Hier und da blieb ein Fetzchen Weiß dazwischen. Tiefe Granateinschläge und die ausgesprengte Erde. In geöffneter Gruppenkolonne kamen wir an der Feldküche der Infanterieabteilung vorbei. Wir trugen unsere weißen Schneeanzüge, um den Kameraden unsere Montur zu zeigen, damit sie uns nicht über den Haufen knallen sollten, wenn sie zwischen den Stellungen Patrouille liefen. An der Wegböschung krachte eine Batterie mittlerer Haubitzen los. Die Detonation war für uns Neulinge unerhört, aber wir taten, als sei es gar nichts. Die Russen antworteten zu weit. Die Granaten flutschten nur so über unsere Köpfe. An der Straßenbiegung lagen die ersten vier Toten, drei Deutsche, ein Österreicher. Dem einen fehlte der Kiefer, dem zweiten hatte ein Splitter die ganze Schulter weggerissen. Schon waren wir vorüber. Zurücksehen mochte ich nicht. So also ist der Tod. Verwundete humpeln vorüber. Hinter ihnen ein kleiner Trupp gefangener Russen. Jetzt marschieren wir über ein vom Feind eingesehenes Stück auf der Bergkuppe. Einer machte gerade einen dummen Witz, der sich mit körperlichen Vorgängen befasste. Da birst über uns eine ganze Lage Schrapnells. Auf den Meter genau setzten die Russen vom gegenüberliegenden Berg ihre Geschosse über die Straße. Die spritzenden Kugeln prasselten zwischen uns. Hinter mir fällt einer tot um. Die Skier knallten auf den Boden. Ein zweiter schreit auf und springt zurück. Schon verstehen wir die uns geltenden Abschüsse. Aber wir laufen nicht. Wir gehen ruhig, demonstrativ! Ist es doch unsere Feuertaufe. Dumm kam es mir eine Sekunde vor, aber warum sollte ich eine Ausnahme machen? Oder warum sollte gerade ich getroffen werden? Wieder traf es drei, diesmal vorn an der Spitze in der 1. Kompagnie. Die in eine Senkung führende Straße lag nun wie ein Brett vor den Gewehren der Russen auf 1.000 bis 1.200 Meter. Die Gewehrkugeln pritschten nur so um uns herum. Wieder etwas Neues. Wir werfen uns in einen flachen Graben unter verknorrte, geschossene Vogelbeerbäume. Da – ich wollte gerade zu Schröder, der neben mir lag, runter – schlug eine Gewehrkugel handbreit am rechten Ohr vorbei, knapp über die Achsel in den gerollten, auf den Rucksack geschnallten Mantel. „Wie leicht konnte das ins Auge gehen", scherzte Schröder grinsend. „Das wäre allerdings kein besonders verdienstvoller Tod gewesen", denke ich. „Wie komisch der Krieg

doch ist!“ Ich will schießen. Wo sind die Kerle? Wir lassen uns doch nicht abknallen wie tolle Hunde! Die Russen lagen über dem breiten Tal auf dem bewaldeten Terrain in terrassenförmig angelegten Gräben, die als dünne Striche im Schnee kaum zu sehen waren. Der Befehl kam durch, im Sprung die Strecke bis in die Muldentiefe und dann links das Tälchen entlang in den toten Winkel. Wir waren dran. Alles ging gut trotz der Kugeln, ein paar Granaten ratzten durch die Tannen und krepierten hinter uns. In der [41] Talsohle brannten zwei Holzhäuser, an denen wir vorbeimussten, lichterloh. Der Hauptteil des Dorfes Kozlowa war wenig zerschossen. Wir bezogen wieder ein Panjehaus. Jede Stunde konnten wir, als vorgeschobener Posten, von einem starken russischen Detachement ausgehoben werden. Darum mußte sofort eine Abteilung in einem Waldstück im Vorgelände Wache schieben.

Wir schrieben natürlich von der Feuertaufe nach Hause, ich an Elisabeth. Ich kam mir gerade großartig vor. Hatte nicht ich die Kugel in den Mantel erhalten? Sie fiel aus dem aufgerollten Mantel, die Löcher waren kaum zu sehen. Ich stellte mir den russischen Soldaten vor, wie er mich in sein Visier bringt, „Ziel aufsitzend“ losdrückt und mich verschwinden sieht. Wahrscheinlich triumphiert er: „Getroffen, wieder einer weniger von den Germanskis!“ Die Kugel trug ich im Brustbeutel mit! Das Wacheschieben im Schnee war eine verteufelt unangenehme Sache. An die Eisenteile durfte man gar nicht langen. Sonst blieb die Haut hängen. Pelze hatten die Russen, wir nicht. In der Verlängerung des Tales stand ein Petroleumbohrturm. Von dort gingen unsere ersten Erkundigungsfahrten aus, der russischen Stellung zu, in die Flanke des schwer befestigten Zwinin. Wir waren zu dritt eine hohe bewaldete Bodenwelle hoch gegrätscht. Der Schnee lag ziemlich tief. Ohne Gepäck, nur mit Brotbeutel und Karabiner ging es flott auf den Skiern. Es war absolut nichts zu sehen auf den gegenüberliegenden, sich staffelnden Hängen und Wiesengeländen und dahinter Wald. Völlige Stille. Von den angestoßenen Ästen der Tannen rutscht der Schnee mit leisem Geräusch, platzt auf den Boden. Das ist alles. Wir wagen eine kleine Schussfahrt über eine Lichtung talwärts den feindlichen Hängen zu. Da knallt es. Langsam, aber gut gezielt, schießen die Russen. Wir sehen niemand. Schießen sollen wir nicht. Wieder fahren Kugeln in die Stämme über uns. Also ist auch die Flanke dicht besetzt. Das wissen und melden wir. „War anzunehmen“, sagte Leutnant Krebsch und kaute an einer harten Schwarzwurst. Er war übrigens ein ausgezeichneter Skiläufer.

Einige Tage später hieß es „Freiwillige für eine harte Patrouille zu den im Westen gelegenen Berghöhen!“ Ich war dabei. Abends ging es los. 16 Mann aus allen Kompagnien zusammengetrommelt in „Kiellinie“. Beim Spuren wurde abgewechselt. Fritz Hoffmann war auch dabei. An einem einsamen Haus vorbei, über schmale Felder schlidderten wir westwärts. Weder Freund noch Feind sichtend. Der Schnee war verharscht. Zwar mussten wir stehen bleiben, um lauschen zu können. Es war nichts zu hören. Eine Bodenwelle vor uns. In regelmäßigen Abständen kleine Erhebungen auf ihr. Ich habe Schmerzen im Unterleib. – Wir sehen sie, uns hinwerfend, gegen den durch den schmalen Mond etwas erhellten Horizont. Wir rutschen und kugeln uns mit den Skiern überschlagend näher. Die Vordersten schnallen ab, kriechen drauf los mit schaukelndem Gewehr. Es sind zusammengesunkene Heuhaufen, die halb verfault im Sommer liegen blieben. Von der Anhöhe sahen wir im sich öffnenden Talgrund die offenen Feuer der gemischten Nachbarregimenter der Gardedivision. Wir fahren, sehr froh unsere Aufgabe ohne besondere Schwierigkeiten gelöst zu haben, im Schuss ab. Das hätten wir nicht tun sollen. Die ausgestellten Posten schießen auf die ansausende Meute. Sie hielten uns für ein russisches Überfallkommando. Der vorderste am weitesten rechts, ein Kamerad aus Thüringen, erhielt einen so schweren Bauchschuss, daß er in der Nacht starb. Er riss noch im Stürzen seinen Revolver heraus und schoss in der Meinung, russische Posten vor sich zu haben, drauf los, was er konnte. Wir trugen ihn in [42] einer Zeltbahn in eine der Hütten, in den „Maikäfer“, so nannte sich das Garderegiment, das wir angetroffen hatten, quartierten. An den Deckbalken hingen wir an einen Strick der Feldbahn eine Hängematte hoch. Der schwerverletzte Kamerad – die Kugel hatte ihm unterhalb des Magens die Därme zerrissen – wimmerte nach seiner Mutter. Ich höre jetzt noch den verzweifelten Ton seiner sterbenden Stimme. Auf dem Boden saßen die anderen, einer mit Namen Koch, ein schusseliger Referendar mit X-Beinen und Hornbrille, kaute aus dem Zwieback-Säckchen Nusskerne. Ich hätte ihm eins hinter die Löffel hauen können. Er wollte den harten Krieger markieren, dem auch der stinkigste Tod nicht imponieren könne. Einer holt Schnee herein. Wir kühlen dem im Delirium

Liegenden die Stirne. Seine Hände sind gelb-weiß, schweißig-klebrig – er will nach der Wunde greifen. Noch ein paar Mal wirft der Körper sich, dann ist es aus. Irgendwo in der schmutzigen Stube sinke ich todmüde zusammen. „Warum hat der Kamerad sterben müssen? Ist das nicht Wahnsinn? Ohne Zweck? Wo ist da etwas Heldisches?“ So sinnierte ich aus der Erregung dieser Sterbestunde in der dunklen mickrigen Bretterbude mitten in den Karpatenwäldern.

Ulanen sollen uns am nächsten Morgen zurückbegleiten. Sie bleiben aber im Schnee stecken und kehren um. Wir werden das Eiserne Kreuz bekommen. Wir nicht, aber der Leutnant Löwenhaupt. Wir waren bloß dabei. Die Schmerzen in der linken Seite werden von Tag zu Tag schlimmer, ich kann nicht mehr auf den Skiern stehen. Es stellt sich heraus, daß die Bauchmuskulatur gerissen ist. Ein rechter scharfer Leistenbruch, der geflickt werden muss. Ich will nicht fort wegen der Geschichte, aber es ist sinnlos, sich zu sperren. Ich fühle mich gedemütigt, nicht mehr vollwertig. Die Minderwertigkeitsempfindungen steigern sich von Tag zu Tag. Sieht es nicht so aus, als sei ich feige? Scheußlich! Ich mag die Kameraden nicht mehr ansehen.

Aber ich gehe eines Vormittags, knalle die Tür. Die Skier und alles, was ich nicht brauche, lasse ich zurück. Über die Anmarschstraße wage ich mich nicht. Lieber mache ich den Umweg über den tief verschneiten Waldrücken, hinter dem ich außer feindlicher Sicht nach Turholka kommen kann. Es ist ein mühsames Gehen. Ich sinke bis an die Knie fast bei jedem Schritt ein, die Hand auf die linke Seite gepresst, um das Vorheben der Eingeweide zu verhindern. Die Sonne meint es gut. Es ist heller, blauer Himmel über mir. Aber über die Tannen links fegen ganze Salven rätschender Granaten. Von einem abgesägten Baumstumpf streife ich die Schneedecke und setze mich. Unter den scharrenden Fußsohlen wird das immergrüne borstige Gestrüpp der Preiselbeeren sichtbar. Ich pflücke ein paar Zweiglein, stecke sie hinter einen Knopf meines Mantels. Und dann weinte ich über meine Situation, ein schöner Held, ein schöner Krieg! Auch war ich hundeelend. Abwärts in das Quertal bei Turholka ging es leichter. In ein alleinstehendes Bauernhaus trat ich ein trotz des wütenden Kläffens eines schmutzigen, zottigen Köters. In der gedielten Stube saßen drei Frauen, zwei ältere, eine jüngere, und spannen Flachs. Ein noch junger Mann kam vom Stall herein. Es waren keine Ruthener, sondern ausgewanderte Sachsen. Man gab mir eine Tonschale Milch und ein Stück Schwarzbrot. Der Kerl war schlau. Das Bild häuslichen Friedens mußte auch Feinde rühren, mit deren überraschendem Erscheinen man es genauso nehmen mußte, wie ich ihm ins Haus schneite. Ich saß hinter Rüschenvorhängen am Fenster. Pferde galoppierten vor einem Schlitten. Die Frauen unterhielten mich besonders freundlich, aber ich sah dort, daß draußen unter einem großen Fass der Boden geöffnet [43] wurde und Säcke auf den Schlitten geladen wurden. Was geht’s mich an? Ich muss zurück. Schau‘ste, ein schöner Krieger bist du.

In Turholka stieg ich am Tag darauf mit der Verwundetenkarte auf einen strohbelegten Lastwagen, auf dem eng gedrängt Verwundete lagen. Dazwischen lagen Infanteristen mit umwickelten erfrorenen Fingern und Zehen. Es sah schlimmer aus als eine Hiebwunde, wenn sich der Notverband von einem der abfaulenden schwarzeitrigen Glieder schob. Im Feldlazarett blieb die Mehrzahl. Ich wollte weiter. In Volose, am gleichen Bahnhof, an dem wir damals ausstiegen, bekam ich einen Platz in dem Verwundeten-Quartier und wartete auf den Abtransport. Der Lazarettarzt schrieb mich zur Operation auf in Munknes. In der Latrine spreche ich einen schönen großen blonden Mann an. „Was fehlt dir denn?“ „Dag! Dag!“ antwortet er. „Bist du schwer verwundet?“ „Dag, Dag.“ Also auch Verwundete sind schon dabei. Es war aber ein russischer Muskot, der mich nicht verstand. Er trug einen österreichischen Mantel. Mit einem überladenen Güterzug fuhr ich nach Munknes ins Lazarett. Es muss eine Turnhalle oder so etwas gewesen sein. Jede Stunde starb irgendwo im Saal einer. Die österreichischen Ordonnanzen klauten wie die Elstern. Und ich wartete auf Post von Elisabeth. Das kam zu allem dazu. Die anderen hatten jetzt sicher Nachricht von zu Hause. Nach fünf Tagen erklärte der Arzt, er könne sich damit hier nicht aufhalten. Es sei unter Umständen auch nicht ohne Komplikationen. Ich komme mit dem Lazarettzug weg nach Deutschland. Auch das noch! Einesteils freute ich mich zwischen den Stunden der Depression. Neben mir starb ein katholischer Soldat, ein Ungar. Ein schwarzhaariger Feldpriester mit stechenden Augen und einem seraphisch lieblichen Lächeln im glattrasierten Gesicht stellte eine Art niederen Wandschirm um das Kopfende des Bettes und zelebrierte mit monotoner,

eindringlicher Stimme Absolution, die letzte Ölung. Und die anderen Tausende, Hunderttausende ohne Wandschirm und letzte Ölung? Ich schaute den Priester vielleicht zu nachdenklich an, als er vorbeiging. Er machte eine Bewegung, als wolle er sagen: „Du auch, mein Lieber!“ „Nein, nein“, dankte ich mit einem ängstlichen Kopfschütteln. Er lächelte wie ein Engel auf dem buntfarbigen katholischen Religionsstundenglaszettel und suchte den nächsten mit einem x auf der Namenstafel über dem Lazarettbett. Auch Heese und einige aus anderen Kompagnien wurden in dem Lazarettzug einige Tage später abtransportiert. Er hatte einen Armschuss. Feine Sache! gegen meinen Leistenbruch! Was ist das schon? Rohde war tot, bei einer Patrouille schwer verletzt, ein Schuss durch den Mützenschild in die Stirn. Hans Rohde. Es holt also die Besten. Er war Dr. und erst 26 Jahre alt, ein schöner, kraftvoller, gewandter Mann. Sie hatten ihn kaum begraben, fielen bei einer unvorsichtigen Patrouille andere.

Wir kamen nach Lauban in Schlesien. Die dortige neue Irrenanstalt war zu einem großen Lazarett umgebaut. Dort erhielt ich Post von Elisabeth und ein sehr ernstes Bild von ihr. Operieren wollten sie mich auch da nicht. Jeden Morgen humpelte die Frau Kommerzienrat in den Saal zu ihren „lieben Verwundeten“, machte ein paar Sprüche. „Na, wie geht’s, meine Herren, schon munter? Haben Sie einen besonderen Wunsch, den ich dem Herrn Sanitätsrat mitteilen kann?“ Sie war die Vorsitzende des Deutsch-Evangelischen Frauenvereins, der unter ihrer Majestät, der Kaiserin, sich besonders der „lieben Verwundeten“ annahm. Wenn sie erschien, drehte ich mich ostentativ zur Wand, ich mochte diese Dame nicht sehen.

[44] Schließlich kam ich nach Mannheim, wo ich im Lazarett K 5 untergebracht und operiert wurde. Im 3. Stock lag ich, und im 1. Stock hatte vor 10 Jahren mein Vater mit noch einigen anderen besonders anerkannten Lehrern den „Fortbildungsunterricht für Handwerker und technische Berufe“ eingerichtet. Damals kam ich oft zu ihm und hörte zu, wenn er den jungen Burschen erklärte, wie man Eingaben macht, Behördenbriefe schreibt, Zinsen berechnet, Frachtgut befördert, ein Geschäftstagebuch führt etc. Das war die Zeit, in der mein Vater sich furchtbar abplagen mußte für seine zahlreiche Familie. Wir wohnten in einem kleinen Einfamilienhaus, das sich ein lange zugewanderter italienischer Terrazzobauunternehmer an der Peripherie in der Käferthalstraße hatte bauen lassen, damit er bei dem Lagerplatz seiner Baumaterialien und Rohstoffe, bei der Unterkunft seiner italienischen Vorarbeiter und dem Stall für die Pferde sein konnte. Sein Geschäft hatte floriert. Er wohnte jetzt besser und vornehmer in der Stadt. Er trug sich stets künstlerhaft, schwarzes Lavallier unter dem ausrasierten gespaltenen Kinn, hohen spitzeckigen weißen Kragen, welliges, langes Haar, Schlapphut und wallenden Havelock. Für uns Kinder war es nach den engen Halbetagenwohnungen in der Stadt wie ein Paradies. Wenn ich es später ansah, verstand ich das nicht mehr. Es war nur ein Häuschen mit sieben kleinen Zimmern, Küche und Bad. Eins, manchmal zwei Zimmer mußte unsere fleißige Mutter vermieten an junge Lehrer und Lehrerinnen. Ein tieferliegendes, fast lichtloses Gärtchen mit Sträuchern schloss sich an die Hinterfront. Unter dem „Gartenbalkon“ auf einem kleinen Zementplatz, zu dem eine Treppe hinabführte, hatten wir in einem Kistenstall Hasen, deren Fortpflanzung wir in allen Stadien beobachteten. Mein Vater hielt das für die beste Aufklärung. Ich war 12, meine nächstältere Schwester Minne 11, Kurt 9 1/2, Helmut 8, Hildegard 6, Herbert 2 Jahre und Hans ein paar Monate alt. Man kann sich denken, wie schwer es für meinen Vater und meine Mutter war, die 7 Kinder gesund zu erziehen und zu kleiden. Eitel war das achte Kind und wurde im Etagenbett geboren. Dazu gingen wir in die Höhere Schule. Jeder ausgegebene Pfennig wurde aufgeschrieben. Wöchentlich in von Vater eigenhändig schwarz und rot linierten Haushaltsbüchern zusammengestellt. 10 Pfennig waren für uns Kinder ein Vermögen, wenn wir auf die Messe durften. Gott, die Menschen auf dem Marktplatz. Was soll ich mit dem Geld anfangen! Reitschule, Berg- und Talbahn, Schießbuden, Wurstbuden, Kokosnüsse, türkischer Honig, Messbollen lockten am Eingang. Der Mann, vor sich ein Bergviech im Kasten, der mit dem einen Fuß die Mütze hinhielt. Die possierliche Meerkatze in der Zuaven-Form auf dem abgerutschten Dressierbrettgestell konnte ich nur etappenweise zwischen den Sammelgängen des mit dem Blechteller klappernden Zigeunermädchens betrachten. Der Mutter eine grüne Pfefferminzstange mitbringen. Es war ein Chaos in mir von Wünschen, Hemmungen, großen Gefühlen und Ängsten, zu wenig zu erhalten für die 10 Pfennige. Vor dem mechanisch den Kopf, die linke Fußspitze, den rechten Arm, mit dem Stöckchen ganz den linken Unterarm taktfest in der durch

farbige Leder verbundenen Gelenken bewegenden Dirigentenpuppe auf dem Postament mitten in der Front des geheimnisvollen Orchestrions, der „größten Wunderschau der Welt“, konnte ich stehen, so lange ich wollte, es kostete nichts. Man durfte nur nicht über die absperrende dünne Kette rangehen.

Mein Vater ging damals nie aus. Er lehrte mich Schachspielen. Mit Kurt, der dafür eine besondere Anlage hatte, deklamierte er Schiller, seinen Lieblingspoeten. Im dunklen [45] Nebenzimmer zeigte er uns, auf dem Sofa sitzend, wie aus dem Fell einer gestreichelten Katze Funken sprühen, führte mich in die Geheimnisse des Fotografierens ein an seinem alten Holzapparat aus der Unterlehrerzeit, mit dem er vorzügliche künstlerische Aufnahmen gemacht hatte, richtete unter der Treppe eine Dunkelkammer zum Entwickeln ein und erfand eine Vorrichtung, die das ganze Haus alarmierte, wenn jemand einbrechen sollte. Ich wundere mich noch heute, wie meine Eltern diese Last getragen haben, wie meine Mutter das alles bewältigen konnte und dann noch oft mit uns am Klavier mehrstimmige Volkslieder einstudierte. Mit den italienischen Arbeitern spielten wir im Hof „Boccia“, ein Wurfkugelspiel, bei dem die zuerst geworfene kleinere Kugel als Ziel galt. Von ihnen lernten wir auch das Spatzenfangen in der Zugfalle, wozu wir die quadratischen Handsiebe der Terrazzoarbeiter mit einem Holzstück aufstellten. Darunter schütteten wir etwas aus der Futtertruhe des Stalles geklauten Hafer, den auch unsere Hasen hier und da zu kosten bekamen. Auch die Geburt von jungen Hunden überwachten wir sehr ernst. Pussl, ein langhaariges, seidenschwarzes Weibchen, lag gekrümmt in seinem Kartoffelkorb in der Waschküche. Es waren zwei schwarze und ein schwarzweißes, ein ziemliches Durcheinander. Zwei zogen wir auf. Ich nahm den kleinen schwarzweißen mit ins Bett, wo er behaglich schlief. Dem Vater machte ich zu Weihnachten aus einer leeren Kokosschale einen Becher und half ihm bei der Erfindung einer an „mehreren Stellen hintereinander von einer Zentrale aus wirkenden Weckuhr“. Er erhielt auch das Patent, aber keine Fabrik wollte es ausführen. Ich sehe ihn noch heute, wie er mit einem kleinen grünen Segeltuchköfferchen mit Modell und Wäsche zu den Schwarzwälder Uhrenfabrikanten voller Hoffnung abfuhr und jedes Mal um das mühsam gesparte Geld ärmer heimkam. Ich verstand wohl die bitteren Worte, die er gelegentlich gegen die Gesellschaftsordnung, die den reichen Nichtstuern ein glückliches Leben ermöglichte und die Armen erniedrigte, sprach. Als Hans geboren wurde, schickte mich die von Wehen überfallene Mutter in die „Morgenröte“, ein auf der anderen Seite des Neckars gelegenes Restaurant, wo sich der Vater mit alten Freunden gelegentlich beim Skat traf. Ich raste die weite Strecke fast in ununterbrochenem Dauerlauf und trat zitternd und keuchend an den von Bierdunst und Rauch vor meinen Augen verschwindenden Tisch, an dem der Vater froh gelaunt saß. Als er mich sah, verwandelte sich sein Gesichtsausdruck augenblicklich. Er warf die Karten mit ein paar Worten hin, nahm seinen Hut und eilte mit mir zur Hebamme, die er herausschellte. Wir kamen noch zur rechten Zeit. Aber Mutter mußte sich schon legen, und am nächsten Morgen war mein zweitjüngster Bruder da, auf den ich schon, als er noch ganz klein war, so große Hoffnungen setzte, weil er ein außergewöhnlich schönes Kind mit großen blauen besinnlichen Augen war.

Alle diese Erinnerungen tauchten vor mir auf, wenn ich in der K 5-Schule als Rekonvaleszent die Gänge abschritt, in denen ich vor 10 Jahren den Vater das Frühstücksbrot vergeben sah.

Elisabeth konnte ich von der „Feuertaufe“ und der „Patrouille“ erzählen. Sie war froh, daß ich da war. Das tröstete mich. Natürlich dichtete ich über den heiligen Krieg, über Kriegserlebnisse und meine Liebe. Man soll sich dessen auch nachträglich nicht schämen, es später läppisch gewesen zu sein scheint. Nach einem Kursus auf dem Truppenübungsplatz kehrte ich im Juli 1915 zu meinem Bataillon zurück, das inzwischen in die [46] Alpen an den italienischen Kriegsschauplatz geworfen und ein Teil des 3. Alpenjägerregiments geworden war im deutschen Alpencorps. Von Freiburg fuhr die Ersatzgruppe über den Brennerpass, Franzensfeste, Brixen bis Auer im Etschtal, an den im italienischen Stil gebauten Häusern des Ortes vorüber. Überall hingen warnende Plakattafeln mit Cholerabazillen! – Typhusgefahr! In Prelaggo kaufte ich mir Birnen. Vigo Campitello – Carnagri. Dort lag das Regiment in Ruhe nach den harten Kämpfen im Marmalatagebiet. Meine Kameraden aus den Karpaten waren alle zu Leutnants avanciert. Eine neue Bitternis für mich. Ich mußte nun vor ihnen strammstehen. Wie sich alles ändert mit den Dienstgraden! Noch am Tage unserer Ankunft verschaffte ich mir einen Eispickel und holte von der Latermagruppe für Elisabeth eine Handvoll Edelweiß. Gefährlich

war der Anstieg nicht, nur sehr anstrengend. Man hatte mich schon vermisst und nach mir geschickt am Abend. Wir werden abtransportiert. Marsch nach Bozen. Am Karerpass-Hotel mussten wir vor einem österreichischen Erzherzog, dem Abschnittskommandeur, Parademarsch klopfen. Dafür entschädigte mich wenigstens der Anblick des links von der Straße nach Bozen tief unten liegenden Karerpasses, dessen tiefes sattes Blau schöner und reiner schien als der blaue Himmel über den Bergkämmen und Gletscherspitzen. In den verlassenen Grieser Hotels wurden wir von den Wanzen fast aufgefressen. Auf dem Bahnhofsplatz in Bozen hieß es wieder Gewehre zusammen. In der Nähe waren Bordelle. In der Zeit bis zum Verladen wurden sie eifrigst frequentiert. Mich ekelte es an.

Über Villach, Nana – Kerrisipol, also wieder durch Ungarn, Temesvar erreichten wir die serbische Front, Ende Oktober 1915. Bis an die Knöchel im Dreck marschierten wir durch Weißenkirchen und setzten in der Nacht bei Gradize über die Donau. Der Ort war völlig zerschossen – auf einer schwankenden kilometerlangen Pontonbrücke. Wir kampierten in einem Eckladen. Mein Rucksack lag als Kopfkissen auf einem Haufen Schuhleisten. Auf der Straße stolperte ich über ein zertrümmertes Klavier. Die Märsche über die schlammigen Felder waren ungeheuer ermüdend. Ganze Klumpen Lehm blieben an den Sohlen hängen. In Swilagwitz erbeutete ich eine Gans, die ich bis in den hintersten Winkel eines auf halbmeterhohen Pfählen ruhenden Hauses angelegten stinkigen Stall als drittletzte ihres Stammes herausholte, am Abend schlachtete, rupfte und zerteilt im Kochgeschirr sott. Kein Wunder war es, daß wir uns, mit der Karte in der Hand hoch zu Ross, trotz hin und her flitzender Offiziere in dieser schlammgesegneten Norawa-Ebene verirrten und bei strömendem Regen mitten auf dem aufgeweichten Feld schlafen mussten. Zeltbau wäre Unsinn gewesen, obwohl er befohlen war. Kein Baum, kein Strauch, nur kniehohe Stoppeln. Ich riss mir drei Arme voll aus, warf sie nebeneinander in einen Graben, wickelte mich in die doppelt um Schulter und Brust gelegte Zeltbahn und schlief. Quer durchs Gelände Richtung Süden erreichten wir die Bahnlinie, was unseren Regimentskommandeur aufatmen ließ. Nun ging es im Hüpfschritt von Schwelle zu Schwelle bis nach Zapavo, einem dreckigen Serbennest. Von Feldküche keine Spur. Wir schossen ein paar zerflatterte Hühner aus den Bäumen und schliefen auf den Brettern eines Serbenbettes. Zwischen den Bretterhütten der Karpaten und diesen Dorfhütten war nur der Unterschied, daß die Serbenhütten noch schmutziger und muffiger waren. Es gab, wie wir später hören werden, aber auch andere. Mit Verspätung patschten wir durch grünlose Anmarschstraßen nach Kragujewitz, der ersten größeren serbischen Stadt. Den eingeschobenen Ruhetag verdienten wir wirklich. [47] Die Serben waren getürmt. Meine Korporalschaft bestand fast nur aus schlesischen Bergleuten. Wir fanden bei einem Beamten oder Kaufmann, einem spindeldürren schwarzen Serben, Quartier. Ich ließ ein ganzes Zimmer ausräumen, bis auf den Eckschrank, und Stroh reinschütten. Überall in der Stadt wurde geplündert. So sah ich hinter der goldkuppeligen, viertürmigen Kathedrale am Marktplatz einen ganzen Zug aus einigen Kisten Schokolade fressen, was ich nicht mehr anders nennen kann. Die Schaufenster waren überall von dem Luftdruck der Granateinschläge auf den Hauptstraßen eingedrückt, die Besitzer geflohen. Warum das nun nicht Diebstahl war, wollte mir nicht in den Kopf. Am Mittag gab es einen heftigen Zusammenstoß mit einem Teil meiner Leute, alle viel älter als ich. Während meiner Abwesenheit erbrachen sie den Schrank, stahlen daraus zwei Uhren, Ledersachen und Schmuckgegenstände. Der Serbe kam dazu und berichtete es mir, mit einem Lehrbuch der französischen Sprache in der Hand als Dolmetscher. Auch den ganzen Vorrat eingemachter Früchte hatten sie hinter dem Schrank hervorgeholt und zum Teil, weil sie, in Mengen genossen, viel zu süß waren, verdorben. Was wieder gut zu machen war, geschah, aber es deprimierte mich doch sehr, den moralischen Spleen zu haben. Es sollte noch romantischer kommen. In der Nacht dringt aus dem hinteren Teil des Hauses, wo die Familie des Serben schläft, fürchterliches Geschrei. Mein Putzer Hähnlein springt mit mir durch das Parterrefenster über den Hof. Sechs betrunkene Österreicher vom Train drangen auf den Serben und seine Frau ein. Seine Tochter, fast noch ein Kind mit schönen schwarzen Augen, und ein kleiner Junge schreien so fürchterlich, weil der Vater, der mit einem Stuhlbein um sich schlägt, aus verschiedenen Wunden blutet. Die Kerle hatten zum Teil die langen, spitzgeschliffenen Seitengewehre gezogen. Sie wollten Geld, Schmuck und vor allem das Mädel. Ich brüllte die Bundesgenossen an, so laut ich konnte, und hieb dem ersten, der mir entgegentorkelte, die Faust unters Kinn, daß er rückwärts umflog. Hähnlein nahm sich des zweiten liebevoll an. Wieder brüllte ich, vor den blutigen

Serben springend und das Seitengewehr ziehend. Aber erst mußten wir noch zweimal dazwischenhauen, bis sie so nüchtern wurden, um zu begreifen, was los war und daß sie am besten schleunigst Fersengeld gäben. Die halbe Korporalschaft war inzwischen munter geworden. Den Serben verbanden wir. Am nächsten Morgen konnten unsere „Wirtsleute“ kein Ende ihrer Dankesbezeugungen finden. Das junge Mädel radebrechte etwas von Freund der Familie auf Französisch und gab mir ein rotes, von ihr buntbesticktes Seidentuch. Natürlich nahm ich es, obwohl die Kumpels grinsten hinter meinem Rücken. Ich schickte es später Elisabeth, die es aber leider nie erhielt bei den miserablen Postverhältnissen. Meine Jungens waren sonst tüchtige Burschen. Ich habe euch nicht vergessen: mein dicker, rotblonder, sommersprossiger Thomas aus dem Erzgebirge, die Westphalinger Schumacher, Philippi, Salinger, die Kumpels aus dem Kohlenpott Becker, Grüngers, Küppers, Mott – obwohl ihr alle tot seid, erstochen und erschossen. Wir haben furchtbare Märsche und körperliche Strapazen aller Art miteinander geteilt. Ich habe für euch gesorgt, so gut ich konnte, und ihr habt es am Schluss auch begriffen, daß ich eine andere Art von Vorgesetzter zu sein bei euch versuchte. Der Marsch quer über die lehmigen Berghügel, an sumpfigen, vom Aas zusammengebrochener Serbenpferde stinkenden Wasserlöchern nach Kraljewo war das nächste. In einer verlassenen Bäckerei am Marktplatz machte ich für meine Leute Quartier. Wir requirierten Mehl, und in der Nacht buken wir Brot. Heiß mussten wir es oben auf den Rucksack [48] packen. Aber wir hatten Brot, seit 14 Tagen zum ersten Mal. Thomas entdeckte einen Reklameporzellanschuh einer Schuh-en-gros Firma in Aarau in der Schweiz.

Die Armee Mackensen, der wir angehörten, setzte sich aus zwei Korps, dem des österreichischen Generals Kovesc und dem des deutschen Generals Sellnich, zusammen. Unser Regiment mußte die schwierigen Bergpartien tief an der montenegrinischen Grenze bis nach Mazedonien, bis zum Sandschak säubern. Wir überschritten auf gefällten Baumstämmen den Ibac zum Sturm auf den ersten Sperrberg, den Komniken. Die Serben knallten hinter dem Felsen vor, so lange wir sie unmöglich fassen konnten. Waren wir oben, waren sie längst verschwunden. Mit Frauen und Kindern kampierten sie auf den Höhen in Höhlen, wohin Vorräte gebracht waren. In der Nacht sahen wir ihre Wachfeuer überall, aber kilometerfern. Viele Tragtiere stürzten über den schmalen Felsbändern ab mit Maschinengewehren, Munition und Proviant.

Am dritten Tag trafen wir eine bosnische Abteilung, die vom Dün her aus der Nordflanke vorgestoßen war. Es war sehr kalt in den Bergen, Schnee fiel jeden Tag. Selten fanden wir einige verlassene Bergdorfhütten. Die Zelte waren morgens gefroren. Feuer durften wir keines brennen in der Nacht. Dutzende bleiben am Wege liegen mit Ruhr. Wer nicht mehr die Kraft hatte, nordwestlich in die Täler zu steigen, mußte verhungern und erfrieren. Nicht die Serben, die furchtbaren Strapazen neben das Regiment geradezu auf.

Am 16. Tag etwa erreichten wir ein größeres Bergdorf, das vorher noch nicht besetzt war. Zum ersten Mal hatten wir wieder ein Dach über dem Kopf. In Fässern fanden wir Salzziegenkäse und mit Butter vermischten Weichkäse. Dazu auch Maisbrotfladen. Aber unaufhörlich ging der Vormarsch. Ein paar verirrte Hammel kreuzten unseren Weg. Wir knallten sie ab. In einer halben Stunde waren sie geschlachtet, abgehäutet und verteilt. Ich rieb mein Stück mit Schnee aus, steckte es mit dem Fetzen Rückentalg zusammen in das Kochgeschirr. Den Talg schmorte ich aus, das Fleisch hieb ich mit dem Seitengewehr auf einem Baumstamm in kleine Fetzen, briet sie und aß sie heißhungrig am Abend vor dem Zelt. Wir durchstöberten vereinzelt liegende Bergfelder nach im Schnee versteckten Kürbissen. Unsere Feldküchen lagen irgendwo in den Felsschluchten zerschmettert.

Am 20.11. hatten wir uns durchgekämpft bis zur Festung Nowibasar. Es war da unten wärmer. Die „Festungswerke“ bestanden aus einigen Erdwällen mit alten unbrauchbaren Kanonen. Als wir die letzte Höhe, die einen quadratisch gebauten Wachtturm auf ihrer Kuppe trägt, überschritten, lag die bis vor wenigen Jahren türkische Stadt vor uns. Die schlanken spitzen Türme des Minaretts, die kubisch gebauten flachdachigen Häuserreihen, die Stadt umflossen von einem kleinen Fluss, der Monava. Wir freuten uns sehr. Die müden Füße schritten schneller aus. Wir sangen sogar, als der Regimentskommandeur auf einem Maulesel vorbeiritt, auch krank und schäbig. Eine Kavalkade sprengte über die Knüppelbrücke im Tal. Wie in Tausend und einer Nacht! Ein alter Scheich in langem weißem

Bart, vielleicht der frühere Bürgermeister, der seine Zeit wieder für gekommen hält, klappert mit 30 Berittenen etwa auf unbeschlagenen Pferdchen heran. Eine bunte Gesellschaft, die unsere Offiziere mit Salam – ich verstand es nicht so genau – und auf der Brust verschränkten Armen empfing. Der Alte beruhigte sie und ritt mit ihnen voraus. Wir in Gruppenkolonne hinterher. „O Deutschland hoch in Ehren“ sangen wir. Die Hälfte war über die behelfsmäßige, von den Türken schnell hergerichtete Brücke hinüber, da krachten aus der [49] rechten Flanke einige Salven, Granaten der serbischen Gebirgsartillerie auf die Brücke kurz dahinter, knapp über unserer Kolonne. Unser Hauptmann von Chappris von den 10. Jägern, frisch aus der Etappe, lässt uns auf dem Exerzierplatz in Reihen aufmarschieren und markiert den Heiligen. Da erschießen sie dem Alten sein Tragtier unter dem Bauch, und es wird ernst. Wir schwenken instinktiv feindwärts, pfeffern salvenweise auf die Hohenkämme vor uns und eilen im Sprung hinter die ersten Häuser. Die Serben sind abgehauen. Man hört nichts mehr von ihnen. Wir singen wieder und schielen nach den geheimnisvollen, dichten Holzgittern an den Fenstern, hinter denen noch hier und da ein Gesicht, ein paar Augen sich zeigen. Unser Quartier ist eine Moschee. Teppiche liegen keine mehr drin, nur Bastmatten. Der Krieg räumt mit allem auf. Die Moschee war kein Heiligtum mehr, sondern ein Saal mit Empore. In einer Wandnische in der Mitte der Rundseite lag der Koran. Einer schleudert ihn in den Raum. Ich verschaffe mir das zerlesene Buch und trage es wochenlang mit.

Wir haben eine Kuh erwischt. Hinter dem Zaun des Friedhofs, der die Moschee umgibt, wurde sie geschlachtet. Auf dem Turm, von dem der Muezzin sonst die Gebetszeiten singt, steht unser Wachtposten, schon der zweite, den ersten haben die abziehenden Serben durch einen Zufallstreffer getötet. Ein schmutziger Türke zieht mit der blutigen Kuhhaut über dem Rücken davon. Er wollte sie bezahlen. Jeder hat einen Fetzen blutigen Fleisches. Auf den Schwellenbalken und auf herbeigeschleppten Brettern machen wir uns Gehacktes mit Salz und Pfeffer. Mit je zwei Seitengewehren hacken wir die Fleischfetzen fein und essen diese rohen Frikadellen, weil wir Hunger haben und nirgends etwas zu kriegen ist für uns alle. Dann schlendern wir durch die niedrigen Basare. Auf dem kieselgepflasterten Trottoir finde ich in der Angst wohl weggeworfenes Geld. Die Türken tragen in ihren breiten Gürteln ihre halbe Haushaltung mit sich herum und wahre junge Kanonen von alten Vorderlader-Pistolen. Wir sitzen in einem rauchigen Café. Es gibt Mocca und goldgelbe Zigaretten. Mir ist es nicht besonders, ich gehe zur Moschee und lege mich in einen Winkel. Am Abend habe ich über 40 Grad Fieber, und es soll weitergehen am nächsten Tag. Hähnlein macht mir ein Gulasch aus einer bei der anderen Kompagnie geklauten Konservenbüchse und weicht Zwieback in heißem Wasser auf. Ich wickele mich in drei Mäntel und nehme später Aspirin und in der Nacht noch einmal Aspirin. Das Wasser läuft mir so herunter, aber der Druck ist vom Kopf gewichen. Ich bin sehr schwach am Morgen, aber ich gehe mit. Es geht auch in der frischen Luft besser. Ich esse einen der am Tage vorher im „Bazar“, einer schmierigen Bude mit Klappläden, teuer gekauften Äpfel. Am 3. Tag sollen wir die Höhe 1.070 südlich Nowobazar stürmen, auf der sich die Serben festgesetzt haben. Da oben liegt wieder Schnee. Es soll in der Nacht gestürmt werden. Hauptmann von Chappris erster große Kriegstag unter uns. Er hat sich eine Pfeife verschafft. Erster Pfiff: Seitengewehr pflanzt auf. Zweiter Pfiff: Antreten. Dritter Pfiff: Marsch, marsch, hurra! Ich verbiete meinen Leuten zu lachen. Es wird auch trotz der Pfiffe gehen. Thomas geht mit mir aufklären. Wir kriechen durch das Gestrüpp ganz unten an den ersten Graben. Man hört nichts. Wir springen rein. Nur etwas Stroh und Konservenbüchsen neben abgeschossenen Patronenhülsen. Von Chappnis kann nicht pfeifen. Die Serben sind schon weit weg. Von dem Hochplateau sieht man in der Ferne ihre kleinen Feuer wie rote Punkte. Einige Kilometer weiter liegen weniger Holzhäuser wie eine Art Karawanserei. Genug für [50] uns. Meine Leute hatten mit kurzen Prügeln einige Hühner von den Bäumen geworfen. Mir bringen sie einen starken Hahn. Nach Mitternacht rupfen wir das Geflügel. Drei Mann stehen 600 Meter feindwärts Feldwache. Wir kochen und braten an unserem Feuer, daß es eine Art hat. So schmeckte mir und wird mir nie wieder ein Hahn schmecken wie der zwischen Novibazar und Mitrowiza in der Nacht nach dem „Sturm“ auf der Höhe 1.070. Wir sehen nach und nach aus wie die Räuber, das Hemd zerfetzt, die Schuhe kaputt, Mäntel angesengt. Knie durchgerutscht, die Rucksäcke schmierig, fleckig, Stoppelbärte und die meisten voll Ungeziefer nach diesem Gewaltmarsch. Ich hatte eine farbig-handgewebte Borde um den Hals gegen den Wind, die jetzt als Belag eine geschnitzte Truhe in Elisabeths Zimmer schmückt. Über das

Hochplateau pfiff eine eisige Kälte. In der nächsten Nacht brannte die hohe Holzscheune mit Strohdach nieder, in der ich mit meinen Leuten lag. Einer hatte ein Feuer in der Scheune angemacht, um sich Tee zu kochen und zu wärmen. Funken fingen sich im Giebelstroh. Ich lag hinten auf einem Schilfbündel bei der dort abgelegten Maschinengewehrmunition und sehe zufällig in die Höhe. Es war schon zu spät. Wir kletterten von außen auf das Dach, aber wir versengten nur die Feldbahnen, mit denen wir das Feuer ausschlagen wollten. Eine Riesenfackel leuchtete durch die Nacht. Chappris tobte, er hatte Angst, das Bauernhaus, in dem er mit den Leutnants saß, brenne auch ab. Mit Mühe und Not holten wir zum Schluss unter stürzenden Balken alles aus der Scheune heraus, vor allem die gegürtete Munition für die MGs. Wir mussten in durchlöcherten Zelten schlafen, und ich bekam einen haushohen Anpfiff von Leutnant Fricke, unserem damaligen Zugführer. Nun ging es abwärts ins Tal der Sitzniza. In einem Seitental plünderten wir ein Dorf; wir mussten. Ich hielt, wenigstens bei meinen Leuten, Ordnung. Die Kochgeschirre ließ ich mit Käse füllen und den Slibowitz, einen Zwetschgenschnaps, ausleeren. Einem Jäger, der einen schlafenden Bienenschwarm ausbrannte, um den Honig zu bekommen, hieb ich eine hinter die Löffel. Aber Dörrfleisch in Riemen holten wir aus dem Rauch, und die Zwieback-Säcke ließ ich mit Maismehl füllen. Im großen Bauernhaus stand der reichste Serbe dieser Ansiedlung und bei ihm seine Frau, seine Mutter und 3 Kinder. Das offene Feuer brannte unter einem hängenden schwarzen Kessel. Stolz stand er vor mir, mit langem, schwarzem Bart. Er deutete nach dem Rauchfang, wo Dörrfleisch in langen, dunkelbraunen Riemen hing, und nach der Decke links, wo auf Schnüre gereihtes Dörrobst baumelte. Ich nahm nichts, ich brachte es nicht fertig. Ich sah mein Recht dazu nicht mehr, ich konnte nicht und ging hinaus.

Das 3. Alpenjägerregiment wird aus der Front zurückgezogen, weil sein Gefechtswert durch die übergroßen Verluste nur noch sehr gering ist. Ein Oberleutnant des Regimentsstabes, von jedem Bataillon je ein Oberjäger und 4 Mann, werden als Quartiermeister vorausgeschickt. Es ist hundekalt. Der in den Tälern vor einigen Tagen geschmolzene Schnee ist gefroren. Es schneit leicht. Unsere kleine Gruppe windet sich, schliddert und schleift an herandrängenden Artillerie- und Trainkolonnen vorbei das Tal der Sifritze entlang. Es dunkelt schon, nirgends Häuser, nur ein paar armselige verkohlte Schuppen. Wir biegen in ein schmales flaches Seitentälchen ein, das sich hinter einer Waldzunge zu einem Kessel weitet. Ein festungsartiges Gutshaus liegt vor uns, die Umrisse sind gerade noch zu erkennen. Eine zweimannhohe Lehmmauer zieht sich breit in die Front. Eine besondere Methode, Mauern zu bauen. Sie besteht, wie wir feststellen, aus einer uralten, hochgezoge-[51]nen, dichten, beschnittenen Dornhecke, deren verschlungene, verknorrte Buschstämmchen das Gerüst für den zwischen sie gepressten meterdicken Lehm abgab, der sie seinerseits nährte und immer höher wachsen ließ. Es schien völlig unmöglich, in diese elastisch feste Mauer eine Bresche zu hauen. Kaum aber machten wir uns an dem aus dicken Eichenbalken gefügten breiten Flügeltor zu schaffen, da tobte innen ein ganzes Rudel erboster Hunde, als ob sie toll wären. Der Oberleutnant knallte ein paar Mal in die Luft, da tobten die Hunde noch mehr. Aber eine dünne Stimme rief sie über den Hof. „Satwori wrate bese“, brüllte ich. „Macht sofort die Tür auf!“ in meinem besten Serbisch. Es ging zwar nicht „beso“, aber es ging. Ein zittriges kleines Männchen, etwa 70jährig, öffnete das mit schweren Querbalken versperrte Tor. Die Hunde, hohe doggenartige Viecher, knurrten und rissen ihre geifernden Mäuler auf. Wir verstanden nur die dienernde Bewegung des alten Mannes, der – seine kleine runde Mütze vor die Brust haltend – uns in das erste steinerne Haus links führte. Aus einem Stallgebäude über den Hof rief ein Mann die Hunde, die nur widerwillig abzogen. An den kreuz und quer führenden ausgetretenen Pfaden im Schnee sahen wir, daß ziemlich viele Leute da sein mussten. Der Alte dienerte uns in ein ziemlich großes leeres Zimmer. Drei blieben mit entsicherten Gewehren vor dem Haus, was dem Alten nicht besonders passte. Niedrige ziemlich harte Polster liegen auf dem dunklen Holzboden rings an den Wänden entlang. In der Mitte stand ein 12-eckiges eingelegtes Taburett. In einer spitzbogigen Wandnische blinkte im rötlichen Licht der Öl-Funzel über uns eine langschnabelige Kaffeekanne und eine Reihe winziger Metalltässchen ohne Henkel. Sonst war nichts in dem Raum. Umsonst versuchte ich, dem alten Türken klar zu machen, es kämen viele Soldaten und wir brauchten Platz. So teilten wir ohne seine Zustimmung die Räume des Haupthauses auf, aber wir mussten viel mehr Platz haben. Widerwillig und zitternd begleitete er uns zum nächsten, fest verschlossenen quadratisch gebauten Haus, mit dicken Holzgittern vor den vier Fensterchen. Er stellte

sich vor die eine Stufe, die zum Tor führte, hob beschwörend die Hände, sein dünner weißer Bart wackelte, er schüttelte den Kopf. Aber wir ließen nicht nach. Er umklammerte die Knie des Offiziers, der den Revolver zog. Weiß der Teufel, was in der Bude los ist. Da schrien drin Frauen auf, schrill, als ob sie in Todesgefahr wären. Der Alte sagte etwas, sie beruhigten sich. Aber öffnen mußte er seinen Harem oder den seines Sohnes. Im Schein unserer Taschenlaternen sahen wir im Hintergrund des Zimmers auf Polstern hockend, knieend zusammengedrängt vor kleinen Kindern stehend etwa 16 Frauen, bedeckt bis an die Augen. Einige konnten das hysterische Schreien nicht lassen, obwohl wir ruhig und verdutzt an der Schwelle stehen blieben. Dahinein konnten wir also unsere Leute nicht legen, soviel war klar. Der Alte schloss mit ein paar fixen Handgriffen das raffiniert gearbeitete Holzriegelschloss und ließ den Schlüssel in seinem Kaftan verschwinden.

Wir brachten das ganze Regiment, seine Reste von einigen wenigen hundert Mann, in den anderen Gebäuden und Ställen unter. In einem Querbaugang am anderen Ende gab es noch einmal Theater, als wir durch den Schnee dorthin stampften. Eine kaum angekleidete junge Frau sprang heraus und blieb zitternd im Schnee liegen und schrie fürchterlich, als wir, sie beruhigend, uns ihr näherten. In dem Haus selbst fanden wir 12 junge Männer und Frauen, die alles Mögliche eiligst verpackten. Sie mussten an die Wand treten. Die Burschen waren in keiner beneidenswerten Lage. Sie glaubten sich schon in Sicherheit, nach-[52]dem sie bei der Gefangennahme der serbischen Hauptmacht auf dem Amselfeld vor einigen Tagen desertiert und geflohen waren. Da standen sie nun in ihren hellen schafwollenen engen Hosen, ihren kurzen Jacken, den breiten wulstigen Stoffgürteln und den farbigen Tüchern um den Kopf. Sie hatten sich als Türken aufgemacht. Möglich, daß sie nur gepresst im Serbischen Heere dienten. Das Gebiet, in dem wir waren, war größtenteils türkisch. Vielleicht wussten sie überhaupt nicht, wohin sie gehörten. Einem fiel ein runder Maisbrotfladen unter dem bauchigen Gürtel raus. Was sollten wir machen mit ihnen? Der Oberleutnant wusste es selbst nicht. Das sah ich ihm an. „Lassen wir sie laufen“, sagte ich laut, „sie sind jetzt unsere Bundesgenossen.“ Sie merkten gleich, was los war, als wir die Waffen sicherten und über die Achsel hängten, und strahlten uns an. Im Nu häuften sich vor uns ein Berg von frischem Maisbrot, zarten salzigen Käses. Eine der Frauen brachte in den hohlen Händen 5 Eier, mitten im Winter! Durch Zeichen und serbische Brocken machten wir ihnen klar, daß sie nicht aus der Bude heraussollten.

Das Regiment kam spät in der Nacht. Es klappte gut. Das Brot wurde verteilt. Außerdem hatten wir einen großen Waschkessel mit heißem Wasser bereit für Tee oder Kaffee. Peinliche Sauberkeit in dieser türkischen Niederlassung.

Am nächsten Tag begann ein beschwerlicher Marsch das Ibartal entlang. Ununterbrochen fiel Schnee. Wir hatten weder warme Unterwäsche noch Socken noch Handschuhe. Die Sohlen waren bei vielen ein Hauch. Wir forcierten den Marsch. Pausenlos ging es weiter, damit wir nicht kalt wurden. Die nicht das Gewehr haltende Hand presste ich zwischen Koppel und Bauch, da war es am wärmsten. Und doch war das nur der Anfang. Am zweiten Tag wurde es noch viel schlimmer. Ein eisigkalter Schneesturm fegte das Tal entlang. Von den Höhen rechts und links her. Man sah den Weg nicht mehr richtig. Die Straße war so vereist, daß wir nur im gleitenden Hüpfschritt vorwärtskamen. Jeden Augenblick schlug einer hin, knallten die Schüsse aufgeschmetterter Gewehre. Viele blieben am Straßenrand mit verrenkten Gliedern und gebrochenen Knöcheln. Es wurde durchmarschiert Tag und Nacht und noch ein Tag – die folgende Nacht werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Mit weichen Knien schleppten wir uns weiter. Morgen sind wir in Rastor, einer größeren Stadt. Dieser Trost hielt uns aufrecht. An einer Wegkreuzung sitzt Leutnant Tummler in Schnee. Er hat aus Spänen und aufgegabelten Holzstückchen ein Feuerchen gemacht, hielt die Hände darüber. Obwohl er viel besser ausgerüstet ist als wir, drohten ihm die Finger abzufrieren. Zu essen hatten wir etwas rohes Schaffleisch und Hammeltalg. Eine pechschwarze Nacht. Wir torkeln nur so hinter den Vordermännern her. Es geht nicht mehr. Rechts auf einem Hügel stehen noch ein paar Hütten. Niemand ist mehr zu halten. In wenigen Augenblicken sind die Hütten eingerissen, lodert Feuer im Schnee, stehen Kochgeschirre mit Schneewasser in der Glut. Da entdeckt einer hinter einem Waldvorsprung in der Höhe einen Friedhof. Die Leichenhütte oder Kapelle – ich weiß nicht recht, was es sein sollte – ist augenblicklich auseinandergerissen, von den Gräbern verschwinden die hohen Holzkreuze.

Ich schließe mich einer größeren Gruppe an, koche mein Schaffleisch im Schneewasser. Bald ist kein Holz mehr da. Die Asche wird auf dem zertrampelten Lagerplatz verteilt, von den Feuerstätten weggekratzt. Dort ist der Boden trocken und etwas warm. Mir ist alles egal. Ich krümme mich so klein wie möglich zusammen, wickle die Zeltbahn um Beine und [53] Füße, ziehe den Mantelkragen, an dem Eisklümpchen hängen, über den Kopf, atme in die Brust hinunter, das wärmt ein wenig und ich schlafe, bis mir einer am Morgen einen Tritt gabt, der meint, ich sei auch hinüber. Aber ich bin noch recht ordentlich da. Ein paar versprengte Serben liegen in einiger Entfernung erfroren im Schnee. Sie wagten sich in der Nacht nicht an die Feuerstelle heran. An diesem Tag – es war wohl Mitte Dezember – kamen wir wirklich nach Raska. Die zerschossenen Hütten schienen uns Paläste zu sein, wenn wir ein Dach und einen Lehmofen hatten.

„Alles antreten“ „Mit sauberen Brocken!“ „Gewehr, Patronentaschen, Seitengewehr aufpflanzen. Aufstellung am Ortseingang Hartalstraße“. Über 40.000 serbische Gefangene zogen vorbei. Ein Bild des Jammers. Sie kamen vom Amselfeld südlich Nitrovitze, wo sie von den bulgarisch-deutschen und österreichischen Heeren eingekreist sich ergeben mussten. Auch die von uns aus den Bergen betriebenen Abteilungen waren darunter. So muss es damals 1813 beim Rückzug der geschlagenen Armee Napoleons aus Russland ausgesehen haben.

Der Schneesturm wütete an den beiden Ruhetagen genauso wie vorher. Heute war es beinahe klares Wetter. In ihren zerfetzten braunen Mänteln kamen sie vorbei, die Füße mit Lumpen umwickelt. Bei weitem nicht alle trugen zerrissene Opanken, wenige Schuhe und Stiefel. Sie stützten sich gegenseitig. Der Hunger sah aus ihren Augen. Hohlwangige kranke Gesichter, struppige Bärte. Verwundete sind dazwischen. Kaum einer beachtet uns. Verbissene Mienen. Trauer, Niedergeschlagenheit, Trotz. Das ist das Ende ihres Heiligen Krieges, in dem sie ihr Vaterland verteidigten gegen die Übermacht. Die Serben sind tapfere Soldaten, zäh und bedürfnislos. Aber das, was jetzt von ihnen vorbeizog, war ein Zug des Todes, der Verzweiflung, den ganzen Tag ununterbrochen. Ein erschütterndes Bild aus der Wirklichkeit des Krieges. Wo blieb das romantische Heldentum? Drei knochige Ochsen werden der sich am Mittag im Hartal stauenden Masse zugetrieben. In kürzester Zeit sind die Tiere mit Felsbrocken erschlagen, mit kleinen Messern, mit bloßen Händen zerrissen. Im blutigen Schnee liegen noch ein paar Hautfetzen. Die seit Tagen ausgehungerten Menschen reißen mit den Zähnen das dampfende Fleisch der Tiere von den Knochen und Sehnen herunter. Es ist grauenhaft, und ich kann gar nichts tun, ich kann nicht einmal weinen. So ist es eben im Krieg. Aber auch unsere Strapazen waren noch nicht vorüber.

In langen Märschen zogen wir weiter über den Kapavnik. Im Tal der Toblica blanca nehmen wir aus einer halbverbrannten Hütte ein halbjähriges Kind von seiner ermordeten Mutter, ein halbverhungertes Mädchen, das wir abwechselnd trugen, mit Zuckerwasser und Zwieback ernährten, wenn wir keine Ziegen- oder Kuhmilch bekommen konnten. Über die Pässe des Jastelbag – 2.150 Meter hoch – stiegen wir endlich erschöpft, verdreckt, verlaust ins Morawatal. Am Abend sind wir in der Festung Kruschewatz, von einem österreichischen Kommandanten verwaltet. Wir sollen einige Wochen Ruhe haben, ein neues Zeug erhalten aus der Reserve unseres Trains, der uns nicht ins Gebirge gefolgt war. Die Ruhe hatten wir dringend nötig.

Die Festung Kruschewitz, ungefähr in der Mitte Serbiens gelegen, war im ersten Teil der Kämpfe Basis der serbischen Armee, Zuflucht des Hofes und der Verwaltung. Nur wenige Häuser sind modern gebaut. Meist sind sie einstöckig, weißgetüncht. Im Stadtzentrum ein [54] Kriegerdenkmal und nach dem Bahnhof zu ein uralter dicker zerfallener Turm, an dem man noch Spuren antiker Glasur feststellen kann. Auf einem Nebengleis steht ein derangierter Hof-Zug des Königs Peter. Hinter dem Bahnhof zwei Batterien unbrauchbar gemachter schwerer Mörser bei einem großen mit Planen zugedeckten Munitionslager. Die Läden sind zum Teil auf. Straßenhändler verkaufen in zweifelhaftem schmutzigem Fett gebackene Kartoffelplinsen und braten über glühenden Holzkohlen auf einem Eisenrost noch fragwürdiger aussehende Fleischriemchen, wie Würstchen. Ich glaube, es handelte sich uni Hunde- und Katzenfleisch.

Ich bin auf Quartiersuche für meine Korporalschaft. Aus dem einigermaßen hergerichteten Stall

mussten wir raus. Es ist auf den verpissten Steinfliesen trotz Stroh und Brettern zu kalt. In einem Eckhaus am Südende auf einem großen Platz, auf dem wir exerzieren, ergattere ich zwei größere Zimmer. Die Küche reparieren wir und kochen in einem requirierten Kessel gelegentlich selbst eine Lauchsuppe oder einen Extrakaffee neben dem Feldküchenessen. Aus einem Schuhwarenladen erstehe ich zwei Paar neue Opanken, ein Paar ganz kleine und ein Paar normale. Sie kamen gut bei Elisabeth an.

Am 6. Tag gab es endlich Post, die erste seit den Alpen. Mit gierigen Augen standen wir um die grauen Leinensäcke. Im ersten war nichts für mich. Aber dann erhielt ich von Elisabeth und den Eltern Nachrichten und einige Feldpostpäckchen mit Schokolade und Gebäck. Elisabeth ging es kriegsmäßig gut, sie denke an mich. Edi sei jetzt bei der Infanterie an der Ostfront und Heinrich im Internierungslager des Uralgebietes. Von ihm hörten sie über das schwedische Rote Kreuz.

Mein zweiter großer Backenzahn war für Feldverhältnisse nicht mehr zu retten. Ich hatte große Schmerzen. Soviel ich an den Rangabzeichen sehen konnte, riss ihn mir ein Tierarztassistent aus, der sich in einem serbischen Friseurladen etabliert hatte.

Auf der Quartiersuche merkten wir, mein Gefreiter und ich, wie viele Damen aus der serbischen Gesellschaft sich in die „Festung“ gerettet hatten. Wo eine Tür in besserem Haus aufging, waren sie zu sehen, darunter auffallend gepflegte Schönheiten. Ich muss ein komisches Gesicht gemacht haben, als ich am Tag vor Weihnachten in einem der Häuser plötzlich vor einer Dame mit wundervollen Zähnen stand, die mir auf Französisch sagte, es sei nur noch in ihrem Zimmer Platz, aber ihre Großmutter schlafe bei ihr und sonst gäbe es nichts für Quartiere. Beim geflohenen Popen fand ich schließlich eine Stube, nach der Straße raus. So war ich wenigstens stilecht untergekommen. Ein Blechbett mit harter Matratze in der Ecke, ein Tisch, einige Stühle und ein Strohsack für den Gefreiten in der Ecke, das war unser Mobiliar. Die voluminöse Frau Pfarrer schlief nebenan mit ihren zwei Buben, Wladimir war 11 und Buhimil 9 Jahre. Sie wurden sehr zutraulich durch die Schokolade, die sie von mir bekamen. Wir hatten viel Spaß zusammen. Auch eine Schneeballschlacht inszenierten wir mit großem Erfolg.

Wir mussten viel exerzieren. Neuer Nachschub war angekommen, neue Offiziere. Lambert hieß der kleine bolzige Turnlehrer in Zivil, der unsere Kompagnie erhielt. Paul Schulz war bei den Besatzoberjägern, der nachher mein bester Freund wurde. Von einer alten Serbin kaufte ich gegen reichlich Lebensmittel ein Ölbild, den Kopf eines serbischen Mädchens. Ein junger Maler soll es nach ihrer Behauptung in Belgrad von ihrer Tochter, die [55] dort mal studiert habe, angefertigt haben. Rolf Kreyer, ein anderer Oberjäger, hat ein feines Quartier. Er wird wie ein Sohn gepflegt von den „Feinden“. Man verliert alle Maßstäbe, sobald das menschlich Selbstverständliche durchdringt. Er war kränklich. Die ganze Familie sorgte für ihn. Jetzt spielen sie „Daite Aschatsche“ oder so ähnlich „Sage mir, Gläschen!“ Um ein poliertes Tischchen sitzen sie herum, Rolf unter ihnen. Zwei legen die Finger auf ein umgestülptes Schnapsgläschen, und dann soll das Gläschen antworten. Die Buchstaben des Alphabets liegen im Kreis durcheinander auf dem Tischchen. Jetzt fragt die Mutter nach ihrem Sohn, der an der Front steht! Sie vergisst, wer wir sind, und wir schweigen. Rolf wird bleich. „Es steht gut,“ antwortet das Gläschen, „er lebt!“

Mein Putzer Hähnlein hat ein Bad entdeckt. Das klappt gerade vor Weihnachten. Er schlich einem österreichischen Offiziersburschen nach, der mit einem auffallend vornehmen Lederhandkoffer an ihm vorüber kam. Er witterte irgendwelche Requirierungsmöglichkeiten. So kam er an ein halbverfallenes Haus, in dessen umfangreichen Trümmern von der K. und K.-Kommandantur ein Bad unterhalten wurde. Ich holte mir einen Erlaubnisschein. Den benutzten wir 3 Mal. Es war keine komfortable Angelegenheit, sondern ein roh auszementiertes Becken, in das gerade ein Mann hineinging. Aber es gab warmes Wasser und eine Brause. Ich schrubbte mich, bis ich krebsrot war, mit einer großen Bürste, die da herumlag. Hähnlein hatte Seife besorgt. Nach der stanken wir noch 6 Tage.

Der neue Regimentskommandeur war da, Oberst von Stülpnagel. Ein schneidiger Herr, immer auf dem Pferd, immer in der Pelzjacke. Felddienstübungen en masse, wie bei Rekruten. Die „Offiziersaspiranten“ werden bei einer Inspektion durch ihn aus der Kompanie gerufen. Sie sollen, so heißt es,

nach Deutschland zum „Offiziersausbildungskursus“. „Was sind Sie in Zivil, Oberjäger?“ Ich stehe so stramm, wie ich kann, vor dem geifernden, die Trense kauenden Gaul des Oberst, der mich durchs Monokel abschätzt. „Student der Theologie und Philosophie, Herr Oberst.“ „Wollen Professor werden?“ „Jawohl, Herr Oberst.“ „Und als Soldat?“ Er wandte sich mit dieser Frage an den Adjutanten, der mich kannte. Es muss ihm wohl genügt haben, was er erfuhr. „Is jut, kommen’s, gehen’s.“ Zack die Wendung und zur Kompagnie. Aber es erfolgte gar nichts.

Es waren traurige Weihnachten für mich. Natürlich hatten wir eine Art Baum und den Inhalt der zuletzt gekommenen Feldpostpäckchen bis zum „Heiligen Abend“ aufbewahrt. Aber die Diskrepanz zwischen der Botschaft der Weihnacht und dem Morden, Plündern, Sterben, Hungern, Schlechtwerden, Vertieren im Krieg quälte mich so, daß ich mich früh in die Decke wickelte und schlief. Ein paar Tage plagte mich hohes Fieber, das wir mit kalten Wasserumschlägen und Aspirin heilten. An Silvester tranken wir Slibowitz-Grog, bis zur Bewusstlosigkeit der anderen. Alkohol kann mir nichts anhaben. Ich schmiss sie raus.

Wir hatten Regimentspreisschießen. Ob es Zufall war oder die lange Übung, jedenfalls schoß ich weitaus am bestem vom Regiment, einschließlich der Offiziere. Ich erhielt eine Kiste Wein und 12 Mark in bar. Beides schenkte ich meiner Korporalschaft, die sich königlich besoff, aber mich um einen Grad mehr für einen besonders ordentlichen Korporal hielt.

Schräg gegenüber von meinem Quartier wohnte die Familie Kupschewitsch. Vater hoher Offizier an der Front, auch die zwei Söhne. Die Tochter Mirja ist Studentin der Medizin. [56] Sie fragt Hähnlein aus, ob ich Offizier sei oder werde. Der erzählt ihr über seinen Oberjäger die gewagtesten Heldentaten und lügt sie an, ich sei selbstverständlich Offizier. „Hat er den Offiziersgrad?“ „Selbstverständlich, Fräulein!“ Mirja ist 20 Jahre alt, eine schlanke, brünette, schwarzhaarige junge Dame mit hochgeschnürten dünnen Schuhen. Sie schreibt mir mit einer dünnen hochbuchstabigen Schrift Französisch. Es sei langweilig bei ihr. Anbei ein paar serbische Lieder, und sie würde sich freuen, wenn wir miteinander plaudern könnten. Wir plaudern also auf der Straße vor ihrem Haus. Sie besucht auch einmal die Frau des Popen. Es dauert nicht lange, so kann ich auch die schwermütigen Lieder singen. Ihre Mutter verbietet ihr, mit mir zu reden. Sie schreit ungeniert zum Fenster raus: „Mirja, Mirja“ und dann einen Schwall serbischer Worte, wenn sie ihre Tochter auf meiner Straßenseite sieht. Schade, lassen wir es.

Die deutschen Offiziere hatten ein besonderes Kasino. Wir Oberjäger beschließen desgleichen. Ich soll die Geschichte schmeißen. Das war leichter angetragen als getan. Ein saalartiges Zimmer fand ich nach einigen Tagen, aber es hatte keine Scheiben in den Fenstern, war nicht heizbar und lag in einem stickigen Hinterhaus. Ich ließ Sand anfahren, Scheiben klauen, einen gebrechlichen Ofen auftreiben, mit einem Rohr, das durch die Fensterecke hinausragte. Morgen sollen Bretter und Böcke gezimmert werden. Bei Frau Pfarrer ist heute wieder die liebliche aschblonde Desta. Sie ist 17 Jahre alt und sehr schüchtern. Sie hat graue Augen und kann etwas deutsch. Sie ist in Kruschwitz geboren und zur Höheren Schule gegangen. Ich lerne ein neues kleines Lied. „Timo, Telekom, talke sä Gora, Timo bestürze Mode, toughe Iwane“ oder so ähnlich. Auch die Melodie kann ich noch. „Dort hinten, hinter den Bergen, ist mein Herz, ich kann es nicht zurückholen.“ Sie hatte mich sehr lieb. Das spürte ich, und ich hätte sie gerne geküsst. Aber ich fürchtete, sie einzuschüchtern und zu beleidigen. Die Bretter waren da und ein paar brauchbare Balken. Wir sägten und nagelten Tische und Bänke, bis wir schwitzten. Zwei Tage lang. Am 3. mussten wir feldmarschmäßig packen. Es ging weiter an die Donaufront. Wir marschierten am „Zigeunerdorf“, elendiglichen Lehmbuden vorbei dem Iwane zu. Plötzlich ist Desta neben meiner Gruppe. Sie trägt ein blaues Kopftuch und hat ein längliches weißes Körbchen am Arm. Sie wechselte den Platz mit einem Kameraden, damit ich neben ihr gehen kann. Der Straßenkot spritzt an ihren Schuhen und Strümpfen hoch. Ihr ist es gleich. Sie schaute mich mit ihren großen grauen Augen immer wieder von der Seite an. Ich werde etwas verlegen und mache lustige Konversation. Sie marschiert immer noch neben her. „Wird es nicht zu dunkel, bis Du zurückkommst?“, sage ich. „Ich keine Angst haben, will neben dir noch weit.“ Wir machen am Anstieg zum Castelberg, über dessen Ausläufer wir nach Alexianer marschieren sollen, Rast. Desta setzt sich mitten unter uns. Hähnlein dreht einen schweren Stein herüber, damit sie es bequemer hat. Die andern

essen und trinken aus der Feldflasche. Desta holt aus ihrem Körbchen die ersten hellgrünen Schösslinge eines Schösslinge oder so etwas ähnliches und 12 hartgesottene Eier. Ich muss sie nehmen, meine Weigerung trieb ihr beinah Tränen in die Augen. Wir verstauen sie im Kochgeschirr.

Ein Ei aßen wir zusammen. Sie schälte es mit spitzigen Fingerchen. Ich schnitt ein Stück Kommiss-Brot ab und gab ihr davon. Aufbruch. Gewehr umhängen. Im Gleichschritt marsch. An einer Wegbiegung kehrt Desta um. Sie warf ihr Körbchen zur Seite und hing an meiner Brust, eine Sekunde, sie war so leicht. Ich marschierte als letzter Oberjäger am Schluss der [57] Kompagnie. Ich weinte. Dann mußte ich in großen Sätzen der Truppe nacheilen. Sie steht noch immer und winkt und weint. Jetzt geht es wieder um eine Biegung. Sie springt auf die andere Seite des Weges. Sie winkt noch einmal mit dem Kopftuch. Jetzt sehe ich noch ihre Hand. Vorbei.

Zwischen Vinh und Lewitz liegen wir in einem Bergdorf in Quartier. Ich sitze mit einem alten serbischen Bauern vor der Hütte. Seine vier Söhne sind gefallen, noch zwei Enkel sind im Feld. „Warum müssen wir immer schießen?“, sagt er mit trauriger Stimme. Er braut mir einen so dicken guten Kaffee, daß ich ihn nicht trinken kann.

In Loschwitz an der Morawa übernachtet meine Korporalschaft bei einer jungen Frau. Sie hat ein Kind von zwei Jahren. Im Gang des sauberen Hauses hängen unzählige getrocknete aufgeblasene Ziegen- und Schafdünndärme. Ihr Mann hatte eine Darmhandlung. Über ihrem Bett hängt in der Stube wie bei uns oft ein Buntdruckblatt „Erinnerung an meine Dienstzeit“ mit einklagbarem Kopf auf der Uniform des Regiments. Ihr Mann, den sie mir zeigt, hat einen schwarzen Schnurrbart im regelmäßig geschnittenen Gesicht. Wir schlafen im angebauten Schuppen auf mit Stroh bedecktem Holzknüppelboden. Feldwebel Toden Haupt quartiert sie noch spät nachts ein. Er schläft bei der Frau. Am nächsten Morgen geht sie sehr früh, mit einer Gießkanne und Wäsche, traurig an die Morawa. Der Feldwebel, ein Ostpreuße mit breitem Gesicht und kleinen hellen Augen, zeigt mir beim Einpacken eine Toden Haupt. „Sicher ist sicher“, sagt er.

Obwohl es erst Mitte Januar ist, wird es richtig warm in der Sonne, je weiter wir nach Süden kommen. Die Hauptstadt Nisch hat gar nichts Besonderes, eine simple Kleinstadt nach meinen Begriffen. Wir verlassen die Hauptstraße und marschieren durch waldloses, lehmiges Gelände. Es ist sehr warm für die Jahreszeit. Mit Hähnlein liege ich hinter der hohen Lehmmauer einer türkischen Ansiedlung in der Sonne auf einem Büschel Schilf. Wir lassen uns die wundervolle Sonne auf die bleichen Körper scheinen. Noch ein paar kommen auf diese Spur. Hähnlein plagt mich, ich muss französische und serbische Lieder singen, dann hebräisch aus der Bibel zitieren, dann griechische Texte aus Homer und den Anfang der Aeneis. Er ist dann immer selig, wenn ich ihm den Gefallen mit den Sprachen tue. Wir erreichen Kumamoto, eine Stadt türkischen Gepräges. Es ist nicht mehr weit nach Nitrit und Saloniki. Wir sind im Makedonien Alexander des Großen. Das hätte ich auch nie gedacht, als ich auf dem Gymnasium damals von Makedonien und Alexander lernte, daß ich jemals in diese Gegend sehen würde. Wir schwitzen bereits auf dem Marsch, so warm ist es. In Kumamoto liegt auch bulgarisches Militär. Alles haben sie von uns, die vollständige Ausrüstung. Sie machen keinen gut disziplinierten Eindruck. In den Gärten hinter unserem Quartier blühen die Aprikosen- und Zwetschgenbäume! Im Februar! Es ist so hell nachts, daß wir im Garten auf einem Fass Skat spielen in Hemdsärmeln. Aus Ziegeln eines zerschossenen Hauses in der gleichen Straße hatte meine Korporalschaft den verwüsteten, von Bulgaren zertrampelten Garten wieder eingefasst, die Wege mit Kies bestreut und den Garten umgegraben. In der zweiten Woche unseres Aufenthaltes blühten die Aprikosenbäumchen. Zum Markt ritten die Mazedonier auf kleinen Eseln, auf denen sie mit gekreuzten Beinen, die nebeneinander liegenden Füße im Nacken des Tieres, durch die Gassen wankten, andere Esel mit Früchten, Holz und Matten beladen hinter sich. Viele tragen noch ihren Schafpelz, kann es doch jeden Tag zu einem kalten Platzregen oder zu einem [58] Frosteinfall kommen. Ein türkischer Barbier rasiert mich, vor allem hat er es auf die Haare hinter den Ohren abgesehen. Das putzige Einseifbecken sieht wie ein gehöhlter Halbmond aus. Seine Rasierseife stinkt, man weiß nicht, nach was. In einer engen Gasse, die ich bei einem meiner täglichen Entdeckungsgänge durchstreife, begegnen mir tiefvermummte Türkinnen in dunklen weiten Pumphosen. Wahrscheinlich kichern sie über meine verwunderten Augen. Drei deutsche Landsturmmänner des Train-Nachschubs schlendern an mir vorbei, Hände in der Tasche, grinsen frech, sie

grüßen nicht. Ich will nichts gesehen haben. Die sind doppelt so alt wie ich.

In „Laterne“ sitzen viele Türken mit Wasserpfeifen, andere drehen sich Zigaretten. Sie legen ihre Füße in weißen Schafwollsocken bequem auf die marmorne Platte des Tischchens. Die Kaffeeschälchen stehen neben ihnen auf der Bank. Zwei Basarstraßen gibt es. Ich möchte gern etwas Echtes kaufen, aber es gibt nur rote Fes, und ich fürchte selbst, die sind aus thüringischem oder sächsischem Filz gepresst. Viel europäischer Kitsch in Textilwaren. Aber die Silberschmieden sind echt. Schade, daß ich nicht genug Geld habe! Klauen will ich den armen Kerlen nichts. Schöne Filigranarbeiten machen sie, zierliche Ringe, Spangen, Armreifen, Dolchgriffe und Scheiden. Lange stehe ich vor einer solchen Bretterbude. Der alte Silberschmied unter mir schaut überhaupt nicht auf. Mit enggekreuzten Beinen hockt er hinter seinem auf Holzblöcke gelegten Arbeitsbrett, zieht Silberdraht spinnwebdünn aus, windet winzige Spiralen, türmt sie aufeinander, hämmert jetzt an einem Silberblechstreifen ein Ornament ein, bohrt mit spitzem Stichel Muster in die Fassung eines Ringes, ziseliert mit seinen primitiven Werkzeugen in rissigen Buchsholzgriffen den Rücken eines Paradedolches.

Es gibt einige Spelunken, in denen auch unsere Leute Schnaps saufen. Die Korporalschaft ist dagegen ziemlich immun. Wir bekommen einen flachen Korb mit Eiern von der Wirtin, bei der wir im 3. Stock wohnen. Man muss eine wackelige kurze Treppe hinauf in unseren Schlafraum. Die Eier werden verteilt. Es ist eine Gegengabe für die Schokolade und einige Kleinigkeiten, Pulswärmer, Mütze etc., die wir den beiden Kindern geschenkt haben. Mein Matratzenpartner – wir schlafen je zwei und zwei auf Strohmatratzen – hat hohes Fieber, Ruhr und Malaria. Morgen soll er ins Lazarett. Er will nicht. Der Arzt war zweimal da. Ich pflege ihn, so gut es geht, schon seit einigen Tagen. Paul Schulz hat mit seiner Korporalschaft – meine ist die 7. – ein idyllisches Quartier mit einem hinter dem Holzhaus gelegenen Garten, in dem schon Blumen sich entfalten. Im Allgemeinen sind diese mazedonischen Wohnungen besser als die im serbischen Hinterland. Man sieht freundliche Veranden und Wandelgänge, die zur Haustür führen, vor der gelegentlich eine Bank in der Sonne steht wie bei uns in den Dörfern. Aber auch hier ist die Gleichgültigkeit gegen Schmutz und Abfall groß. Alles wird auf die Straße geworfen, wo es der nächste Regen vielleicht fortschwemmt, die Sonne es zu Staub ausdörrt und der Wind es fortfegt. In der Nacht wache ich durch das Stöhnen meines Kameraden auf. Er ist schon bewusstlos. Seine Augen verdrehen sich. Ehe der Morgen durch die kleinen Fensterlöcher dringt, ist er tot. Nur noch ein anderer außer mir ist wach. Die anderen schnarchen. Ich gehe, in den Mantel gehüllt, in den dämmrigen Morgen hinaus. Und wenn du nun selbst krank wirst, Ruhr, Malaria, Lungenpest, so erbärmlich stirbst, hilflos oder kränklich bestenfalls, wenn [59] man dir hier helfen kann, dein ganzes Leben lang eine Last für die Eltern, zu nichts nütze, Elisabeth!! Nein, ich werde nicht krank, sonst wäre ich es längst. Der arme Hodapp!

An diesem Tag lernte ich Hubert Tewes kennen. Er saß auf meinem Platz an der Kirchhofmauer, die rings um die Moschee am Südausgang Tewes führt. Kein Mensch kam dorthin, und die Sonne brannte wundervoll in die von einem Toreingang und einem niedrigen Anbau an die Moschee gebildeten stillen Winkel unter den weißen Mauerquadern. Er lag also in meinem Sommerbad und war ebenso erstaunt wie ich, einen anderen zum Mitwisser dieses Geheimnisses zu haben. „Schön hier, nicht?“, sagte ich. „Seit wann?“, fragte er. „Ich komme schon seit über einer Woche her“. „Nur Wasser fehlt“, meinte er. Den Rock hatte er ausgezogen. Das Hemd weit offen über der Brust. Ich setzte mich neben ihn ins Gras. „Jeder von uns glaubt jetzt, der andere sei im Unrecht und hier überflüssig“, sagte er, sich auf die ineinander gekreuzten Hände rückwärts in ein Grasbüschel legend. „Wir könnten uns ja vertragen“, sagte ich, zog Rock und Hemd aus, damit der gebräunte Körper mein Besitz- und Belegrecht der Sonnenecke dokumentiere. Er kaute einen Grashalm zwischen den Schneidezähnen, der immer kürzer wurde, und blinzelte in die Sonne. „Jäger 3?“, fragte er. Er war auch im Regiment beim Stabe als Obergefreiter. „Wir fahren bald ab“, sprach er mehr vor sich hin, die hochgestellten Knie anziehend, „nach Westen, diese Woche noch.“ Dann unterhielten wir uns. Er war erst in Kruschwitz zum Bataillon gekommen, vorher im Westen. Ich erzählte den Verlauf unseres Vormarsches an der Kruschwitz Grenze. Nach zu Hause hatte er Heimweh, obwohl er drei Jahre älter ist als ich. Sein Vater ist Landwirt in der Nähe von Breslau. Seine Mutter starb im ersten Kriegsjahr. In die Schützengräben der Westfront möchte er nicht noch einmal. Die 8 Wochen, die er in Flandern mitmachte,

bevor die eiternde Fleischwunde eines Querschlägers am Oberschenkel ihn monatelang ins Lazarett bannte, reichen ihm. „Weiß der Teufel, ich war so begeistert am Anfang, und jetzt ist man eben mittenmang und lässt alles treiben“. Damit setzte er sich auf, knöpfte seinen Rock zu und verabschiedete sich. Ein schöner Mensch war Hubert Tewes. Etwas kleiner als ich, 180 groß, aber breiter in den Schultern und schmaler in den Hüften. Sein glattes hellblondes Haar kontrastierte wirkungsvoll zu den dunklen Augen unter beinahe schwarzen Brauen. Die lange schmale leichtgekrümmte Nase verriet die Intensität seiner Gefühle und der feste Mund, das kantige Kinn außergewöhnliche Energie. „Bis morgen“, rief ich ihm nach, als er über die niedrige Mauer flankierte.

Wir trafen uns am nächsten Vormittag beim Verladen der Division am Bahndamm von Kumamoto. Mir hatten sie gerade beim Schinkenklopfen ordentlich die Kehrseite versohlt als Vergeltung für meine gute Handschrift in dieser Sache. Hubert grinste, er hatte der Herrlichkeit dieser Misshandlung schon einige Zeit zugesehen. Endlich kam der Zug, alte deutsche 4. Klasse-Waggons. Beinahe ein halbes Jahr waren wir in den Balkanländern. Die Fahrt war trotz der Enge in den Wagen dadurch besonders erquicklich, daß wir die lange Strecke, die wir vor einem Monat durch Schlamm und Regen südwärts marschiert waren, nun bequem durch die geöffneten Fenster des nordwärts rollenden Zuges inspizieren konnten. Wisch, Kumamoto, Kumamoto. Überall blühten die Zwetschgen- und Aprikosenbäume. Abends fuhren wir vorsichtig durch das stark zerstörte Belgrad, über die reparierte Brücke, an den alten Stellungen, dem verrosteten Stacheldraht, zerschossenen Pfählen vorbei. Dort liegt die Zigeunerinsel und der lange, niedrige Holzsteg über das sumpfige Vor-[60]Gelände. Über Budapest, Preßburg, dann das Odergebirge, dessen hungernde Bevölkerung an den Bergstrecken an dem langsam fahrenden Zug um Brot bettelnd folgte, erreichten wir Kattowitz und das vorläufige Ziel des Transports Samoware in Polen mit seinem russischen Zwiebeltürmchen.

Nie werde ich den Marsch zur dortigen Entlausungsstation vergessen. Ausgemergelte Frauen standen mit absolut gleichgültigen Gesichtern an den Straßen. Halbverhungerte Kinder liefen bettelnd und wimmernd hinter und neben der marschierenden Kolonne. Was wir noch nicht im Odergebirge an Brot weggegeben hatten, steckten diese vor Glück weinenden Kinder, mit scheuen Blicken, ob es auch kein Erwachsener sähe, unter die fadenscheinigen Kleider. Ein Junge von 8 und ein Mädel von etwa 11 Jahren rannten mit meinem Kochgeschirr fort, in dem ich mir das am Mittag empfangene Essen, Nudeln und Gulasch, aufbewahrt hatte. Im Laufen fassten sie mit den Händchen abwechselnd in das Geschirr, als wollten sie es mir zurückgeben. Aber ich bekam es nicht mehr. Andere Abteilungen trennten uns. Entlaust, was dringendst notwendig war, ging der Transport über Oppeln, Breslau, Liegnitz, Dresden, Leipzig, am Harz vorbei durch das Sauerland nach Köln-Aachen, Lüttich, das grüne Maas Tal hinab, Fort Huby, Sievert auf einer Felskuppe. Namur, Dinant, an dicht besiedelten Dörfern bis Lanois, in der Nähe von Sedan. Bei flackerndem Acetylenlicht vollzog sich das Ausladegeschäft. Herbert behielt aber doch recht. Service hatte uns dazu verleitet, an eine Verwendung unseres Corps im Osten zu denken. Über diese Fahrt müsste ich einmal besonders schreiben: Eine Fülle von Gedanken bewegten mich, als ich auf der Plattform eines offenen Güterwagens neben den Maschinengewehren durch die deutsche Vorfrühlingslandschaft fuhr, im Sonnenschein die Dörfchen und sauberen Flecken mit den mazedonischen Orten verglich. Aber auch, als das stille verwüstete Maastal sich vor uns auftat, zerschossene Häuserreihen am Ufer. Kinder auf den Wiesen und geduldige Fischer auf den Steinen der Flussböschung.

In Fosse à l’éau bezogen wir bei Père Delvaus Quartier. Es war früher eine Wirtschaft gewesen. Der alte Franzose erzählte uns mit lebhafter Stimme, die kurze Pfeife im Mundwinkel, vor dem Kamin aus der Zeit von 1870, wie er nach Belgien geflohen war. Der Kanonendonner der Front dröhnt herüber. Ich schlafe mit dem Alten in einem breiten französischen Bettgestell unter Plumeaus, ich in meinen Mantel gewickelt. Er traut meiner auf Strohsäcken um uns im Val de Dance liegenden Garde nicht, die schon einmal von ihm bei dem Versuch, die vernagelten Wandschränke zu öffnen, ertappt worden war. Eine junge Lehrerin bimmelt eigenhändig mit der Glocke des Rat- und Schulhauses die Kinderchen zusammen. Meine Leute werden immer undisziplinierter. Einer hat einer alten Französin Käse abgenommen, ein anderer zwei Bienenstöcke weggeschleppt und den Winterhonig geplündert.

Es ist Ostersonntag. Ich lese am Abend der Korporalschaft aus dem Neuen Testament vor: die

Bergpredigt. Die Kumpels aus dem Kohlenpott grinsen höhnisch und zugleich verlegen. Es stört mich nicht, daß sie sich halblaut unterhalten. Die anderen hören, wenn auch verwundert, zu. Sie wissen, daß ich Theologe bin. Ich bete das Vaterunser, aber auch nicht einmal da sind die 4 in der Ecke auf dem Strohsack still. Ich schämte mich etwas für sie, begriff sie nicht. Damals nicht. Wir marschieren in Richtung Rettel.

[61] Morgen ist Parade vor dem Kaiser. Heute verstehe ich meine damalige Begeisterung nicht mehr. Als der Kaiser mit dem Gefolge kam und eine kurze Ansprache hielt, war ich bis zum Äußersten erregt. Gewiss, ich sah ihn nicht zum ersten Mal. Gewiss, die goldene Standarte, die glänzenden Generäle, die Parade – aber warum sollte mich das begeistern? Ich erklärte es mir in der Nacht so, daß in der Person des Kaisers Deutschland, mein Heimatland, gewissermaßen personifiziert vor uns stand und uns zu neuen, schweren Kämpfen Mut zusprechen wollte. In derselben Nacht holte man mich aus dem zweistöckigen französischen Bett in Rettel. Mit einigen Offizieren und Unteroffizieren mußte ich die neuen Stellungen übernehmen. In Lavanne stiegen wir von den halb-invaliden Lastautos, die uns über die von Granatlöchern übersäte Chaussee nach Reims zu brachten. In Vitry krachten die ersten Schrapnelle über uns im Morgengrauen beim Kaffeefassen. Der Straßengraben war stellenweise zum Laufgraben vertieft. Über die Straße gespanntes Drahtgeflecht, mit Zweigen umflochten, deckte als Blende gegen Fliegereinsicht die kalkweiße Schlange. In Vitry les Reims liegen wir in geschlossenen Kasematten. In der Nacht sieht man von den umgewühlten Fortwällen die Leuchtraketen und Befehlsfeuer an der Front. Schwere Granaten flutschen über uns weg auf die Anmarschrouten. Die nächste Nacht ist sternenlos, wolkenbehangen, es regnet etwas. Im Hüpfschritt geht es durch den Kalk- und Kreideschlamm, durch Granatlöcher über stinkende Pferdekadaver und Wagentrümmer, vorbei an einem Friedhof mit durcheinander gerissenen Grabsteinen nach Cernay Les Reims. 300 Meter vor dem Dorfinnern liegt die Front. Verirrte Kugeln klatschen an noch stehende Hauswände. Das Gebell-Feuer der Maschinengewehre tönt herüber. Wir bekommen Abschnitt 67, links von der Hauptstraße nach Reims. Im Dunkel der nächsten Nacht quetschen wir uns an dem Infanterieregiment vorbei, das vor uns die Stellung hielt. Die Gräben sind tief und schmal aus der Kreide herausgehauen mit dem Pickel. Die Unterstände gut und geräumig. Zwischen der 1. und 2. Stellung steht im Drahtverhau ein kleines Mandelbäumchen. Seine Rinde ist vielfach zerschossen und von Granatsplittern zerfurcht, aber die zarten, roten Blüten freuen mich jeden Morgen. Ich habe eine Stelle herausgefunden hinter einem Sattelkopf, von dem aus man geschützt hinsehen kann. Die Stellung ist ruhig. Gelegentlich schlagen Granaten auf die Gräben, dann bessern wir sie wieder aus. Ein Minenüberfall hat den Drahtverhau vor dem mittelsten Abschnitt zerfetzt.

Ich leite die Schanzarbeit im 2. Graben, der auf einer kleinen Bodenwelle so angelegt wird, daß von ihm bei einem Angriff überhöhtes Feuer abgegeben werden kann. Zwei Mann neben mir werden von Granatsplittern getötet. Jeden Tag streifen feindliche Flieger die Gräben ab. Sie schießen auch, treffen aber schlecht. Auch ihre Pfeilwolken rasseln wirkungslos auf die Steine. Auf der Straße ist dauerndes Scharmützel. Wieder hat man mich bei der Verteilung des EK (Eisernen Kreuzes) übergangen, obwohl es mir beim Vormarsch in Serbien wegen verschiedener schwerer Patrouillen versprochen war. Die ersten Gasmasken kamen gestern in den Graben. Man ist unbeholfen in den Dingern, aber ohne sie jedem Gasangriff hilflos ausgeliefert. Wir üben das Atmen im Unterstand und auf Posten. Ich mache durch ein Schussschild eine Aufnahme von Reims. 30 Meter weiter schlägt gerade eine Granate ein. Die Explosionsgarbe muss auf dem Bild sein. Anfang Mai liegen wir für 8 Tage abgelöst in Corency. Ein gewölbter Keller ist unser Quartier. Nur einige alte Leute sind noch im Dorf, das zwangsläufig evakuiert wurde.

[62] Hubert Trewes besucht mich. Er ist in Vitry les Reims im Quartier. Er ist sehr niedergedrückt. Eine Granate zerriss gestern eine französische Mutter, die mit ihrem Kind zu einem kranken Verwandten über die Straße in einen tiefen Weinkeller gehen wollte. Hubert stand hinter dem Eckpfeiler einer Toreinfahrt und sah die grauenhaften Todesqualen der armen Frau, der die Brust aufgerissen war. Das Kind, ein Mädchen, war sofort tot. Ein Train-Kutscher im Hof schaut auf den Todesschrei der Frau, neben Hubert stehend, auf die Straße und sagt: „Es ist um die dünne Französin und ihr Baby nicht schlimm“. „Der Krieg ist grässlich“, sagt Hubert. „Ich wollte dem Kerl eine reinhauen, aber tat

es nicht. Wie viele werden täglich zerrissen, verstümmelt, durchbohrt, vergiftet, aufgespießt, zerquetscht, erstickt, verbrannt. Ist doch eigentlich Wahnsinn.“ Ich wollte ihn unterbrechen, aber mit einer abwehrenden Handbewegung fuhr er fort: „Red’ mir nicht von der vaterländischen Pflicht! Ist sie bei den Franzosen, denen ihr Vaterland verwüstet wird, weniger Pflicht, uns zu töten? Ich verstehe nicht, wie du als prononcierter Christ – du willst doch Geistlicher werden – diesen Widerspruch zwischen der Forderung des Evangeliums nach Frieden, Vergebung, Versöhnung, Bruderschaft in der Liebe und diesem infernalischem Hass, diesem Morden, diesem grenzenlosen Vernichtungswillen aller gegen alle zu lösen imstande bist. Denkst du darüber denn gar nicht nach?“ Er sprach die Gedanken aus, vor deren Konsequenz ich zurückgeschreckt war, wenn sie mich in der Nacht auf der Drahtmatte des Unterstandes oder in dem Getöse des täglichen Stellungslärms überfielen. „Es gibt nur eines“, fuhr er fort, als ich schwieg, „sich besaufen. Ändern kann man das nicht. Das Leben ist sowieso verwirkt, Kinder kann man keine großwachsen sehen. Beruf ist Essig. Keiner kann mehr was Rechtes. Desertieren ist feige, und immerhin die anderen sind auch nicht besser. Sie würden Deutschland verwüsten, wenn wir nicht hierher den Schauplatz dieses herrlichen Erlebnisses gegenseitiger Vernichtung gelegt hätten. Also bleibt kämpfen, furchtlos vor dem Tod in jeder Fasson, durchkommen im stärksten Trommelfeuer, im Quartier sich vollfressen, so gut es geht, in der Etappe oder im Urlaub ran an die Weiber und im Übrigen saufen, wo immer sich dazu Gelegenheit bietet.“ „Hör auf, Trewes! Warum sollten wir nicht durch diesen Krieg ein höheres Ziel erreichen für alle Beteiligten? Wer ihn mitgemacht hat, wird für den Frieden zwischen den Nationen sein. Der letzte Krieg wird dann dieser Krieg gewesen sein, ein negatives Ziel? Die rein materialistische Kultur des englischen Imperiums wird zerbrochen werden. Die Massen der Arbeiter und Bauern, die mit uns im Graben liegen, werden in einem demokratisch regierten Deutschland eine neue soziale Ordnung mit herausführen. Die Ausbeutung der Armen durch die Reichen wird aufhören. Schon die Zwangsmaßnahmen in der Industrie, in dem Finanzgebaren und in der Konsumaufteilung, die durch die Kriegsführung notwendig ist, bedeutet einen Schritt darauf zu. Darum bin ich hier, darum glaube ich an einen Sinn des Krieges, es muss dabei eine bessere Ordnung der Völker in der Welt erreicht werden. Gewiß, jeder Schuss, jeder Bajonettstoß ist vor dem Evangelium, vor Gott, wenn du so willst, eine Sünde. Aber müssen wir, so lange wir Menschen sind, in dieser Welt der Unvollkommenheit nicht Gutes tun, und ist es nicht besser zu sündigen, um eine vollkommenere Gesellschaft, eine höhere Form des Lebens dadurch mitheraufzuführen, als in dem tierischen Abgestumpftsein Vergessen und Selbstbetäubung zu suchen?“ Hubert Trewes lachte aus dem Kellerwinkel, wo er auf einem Bündel Holz saß: „Man merkt den Prediger in dir, du wirst es weit bringen, mein Lieber, aber für mich ist das alles Nonsens. Ich sehe keine Entwicklung zu einem ‚Höheren‘. Gegen unsere modernen [63] Schlachten waren die des Mittelalters, die der Griechen, Römer, Karthager, der Meder, Perser, Babylonier, Assyrer, war die tierische Vernichtung des Menschen früherer Epochen human, eine Spielerei, ein gelegentlicher Fehltritt aus dem Instinkt heraus. Aber wir töten exakt, nach dem Chronometer berechnet. Wir tun es gar nicht mehr. Maschine verrichtet den Mord, die Materien sind es, die unser Geist so zusammenfügt, deren Energie er so steigerte und zusammenballte, daß sie uns vernichtet. Und von wegen Demokratie und soziale Erneuerung! Unsinn! Je mehr das Volk – was ist das überhaupt, das Volk? wo beginnt es, wo hört es auf? – in Regierung und Verwaltung hineinredet, umso verworrener und ertragloser wird das Ganze. Es wird immer nur Gruppen, immer eine Schicht geben, die ein Volk regiert. Ein siegreicher Krieg wird die Herren von und zu, die alten Feudalen und die neuen Industrieritter noch fester in den Sattel setzen, an dem vielleicht demokratische Steigbügel pendeln. Ein verlorener Krieg wird einen Zerfall Deutschlands bedeuten. Und das letztere allerdings wäre eine Katastrophe, die ich nicht mitverantworten möchte. Darum werde ich und habe ich so rücksichtslos wie nur einer losgeballert in der Stellung, in Angriffen und im Grabenkampf, und darum werde ich auch ein tüchtiger Soldat bleiben. Verlass dich drauf! Aber in Übungen besaufe ich mich. Ihr sollt nämlich verdammt noblen Schnaps hier vorne haben.“

Hähnlein braute einen Grog, der uns allen bei dem tagelangen Regen recht guttat. Hubert Trewes ließ es dabei, er betrank sich nicht, dafür war es zu wenig. Er wollte Ende der Woche wieder kommen, versicherte er beim Weggehen.

Die Gerüchte verdichten sich, daß die Franzosen eine Entlastungsoffensive von Reims aus

unternehmen werden. Auch aus unserem Abschnitt muss eine Erkundungspatrouille gegen die feindlichen Gräben geschickt werden mit dem Auftrag, möglichst einen Posten herauszuholen oder Uniformstücke mit Regimentsabzeichen mitzubringen. Mir ist die Führung dieser Patrouille anvertraut. Das kindliche, runde Gesicht meines Putzers Hähnlein tauchte sofort aus dem Unterstand neben mir auf, als ich 5 Leute zum freiwilligen Mitkommen aufforderte. Auch die übrigen 4 fanden sich. Um 11 Uhr kletterten wir über die Brustwehr des Grabenteiles 14, von dem sich ein schmaler Gang durch den breiten Drahtverhau ins Vorgelände führt. Die den Zugang sperrenden eisernen Stachelreiter kippen wir nach der Seite. 350–400 m sind es bis zur französischen Stellung. Die Stadt ist stockfinster, man sieht keinen Meter weit. Hinter mir kriecht Hähnlein, dem im Schrittverband die übrigen folgen. Wenn eine Leuchtkugel losgeht und an dem Seidenbatist-Schein langsam schaukelnd niedersinkt, suche ich, auf den Boden gepresst, den Horizont vor mir ab. Granatlöcher, Mineneinschläge, sanfte, flache Bodenwellen, die den direkten Blick auf die feindlichen Gräben noch verdecken. Einen breiten Kupferpfennigring stecke ich in den Gürtel für Elisabeth! Jetzt sind wir am Hang vor der letzten Bodenwelle. Natürlich ballern die Posten dauernd in die Gegend. Links von uns am Straßenabschnitt gehen reihenweise Leuchtkugeln hoch, auch grüne Lichtsignale. Nach einem kurzen Feuerüberfall mit Maschinengewehrbegleitung ist es wieder ruhiger. Wir hören deutlich das Reden der Soldaten im feindlichen Graben. Sie sind völlig ahnungslos, scheint es. Weit hinter der Front rattert ein Zug. Vor uns ist ein Graben, eher ein Loch, eine vorgeschobene Gruppe? Ich sehe über den Rand lauernd ein bleiches Gesicht heraufstarren. Der Mann muss vor Schrecken in der Ecke zusammengekauert liegen. Hähnlein ist an meinem Absatz. Ich springe in das [64] ziemlich tiefe Loch und fasse mit beiden Händen nach der Gurgel des Feindes, und zwischen meinen Fingern quatscht die faulige Masse eines großen Kürbisses, der in der geleerten Grube allein vom vorigen Herbst zurückgeblieben war. Alle 6 verschluckten wir nur mit Mühe das laute Lachen, das uns im Halse saß, als ich an einem Grasbüschel die Hände abwischte. Aber gleich darauf wurde es ernst. Kaum hatten wir uns einige Meter vorgeschoben, als vor uns beim Hochgehen einer Leuchtrakete drei Köpfe als Silhouetten hinter der Bodenwelle sichtbar wurden. Wir lagen bewegungslos in den Dreck gedrückt. Hähnlein dicht neben mir. Neben den drei Köpfen tauchten noch fünf, sechs, acht, zehn, zwölf andere auf. Eine feindliche starke Offizierspatrouille, das sah schon mehr nach Überrumpelung des Grabens aus. „Handgranate raus, fertig machen zum Abzug“, flüsterte ich Hähnlein zu. Zwei meiner Leute waren nicht mehr zu sehen – verschwunden. „Herr Oberjäger“, meinte Hähnlein wispernd, „morgen trinken wir in Reims Kaffong bei die Pollis.“ Ich gab ihm einen gelinden Tritt ans Schienbein. Jetzt war es höchste Zeit, noch 8 Meter. Ich zischte mit gemacht tiefer Stimme „Parole!“ und noch einmal, als die Köpfe sich duckten, „Parole!“ „Heidehof! Ihr Rindviecher“, knirschte eine Stimme drüben. Leutnant Fritsche von der 8. Kompanie war es mit 30 Mann. Er sollte auch rekognoszieren, hatte sich aber trotz oder vielleicht gerade wegen seines großen Leuchtkompasses beinahe um 180 Grad gedreht. Die Franzosen hatten uns bemerkt und knallten nun wie die Wilden drauf los. Wir lagen hinter der Bodenwelle gedeckt auch gegen Sicht, obwohl nun über eine Stunde ununterbrochen Leuchtfallschirme hochgingen und das Feuer sich in Abständen stoßweise verschärfte. Fritsche verkroch sich gedemütigt mit seinen Leuten nach links, und wir erreichten glücklich unser Schlupfloch im Drahtverhau. An einen Angriff dachten die Franzosen allem Anschein nach nicht. Das war das Einzige, was wir als Ergebnis berichten konnten. Fritsche erhielt eine saftige Abreibung vom Regiment.

Es blieb „ruhig“, die tägliche Ration von Granaten, die Flieger über den Stellungen, ihre Bomben, die Feuerüberfälle, das Flicken zerschossener Leitungen, Ausbauen der Stellung und zusammengedrückter Unterstände gehörte zum täglichen Brot, beziehungsweise: Dörrgemüse. Man gewöhnt sich daran. Ich war gerade beim Ausbau einer Maschinengewehrstellung in den Kreidefelsgrund, als ich von einem Meldegänger der Kompanieschreibstube dringend nach Cernay verlangt wurde. Verschwitzt – es war Mitte Mai – verdreckt von der Arbeit stolperte ich geduckt hinter dem Kameraden, der keine Ahnung hatte, um was es sich handle, den engen, zackig angelegten Graben nach Cernay. Die Schreibstube war bei der zerschossenen Kirche. Von weitem grinste der große Kompaniefeldwebel unter der Tür zu seinem Stall. Ich komme als einziger vom Bataillon zum Offizierskurs nach Deutschland.

Meldung in Vitry beim Bataillonsstab. Sofortiger Abmarsch. Neue Klamotten werden in Vitry empfangen, alles abgeben. In der Nacht liege ich bei Hubert in einem unglaublich tief ausgehobenen Keller auf den Pritschen, die sonst Sektflaschen trugen. Er kommt auch zum Kurs! Auf der Plattform eines überfüllten Urlauberzuges fahren wir über Hirson nach Brüssel. Morgens um 9.00 Uhr Gare du Nord. Hubert hat Bekannte hier und verschwindet. Mir wird auf der Kommandantur als Offiziersaspirant ein Zimmer im 1. Hotel der Stadt angewiesen mit eingebautem Bad etc. So vornehm hatte ich in meinem ganzen Leben noch nicht gewohnt. Um 11 Uhr hatte ich ausgiebig gebadet, die Haare waren runter und die [65] Stoppeln vom Kinn. Das ist also Brüssel. Weite Entdeckungsreisen konnte ich nicht wagen, um 3 Uhr war Befehlsempfang auf der Kommandantur. Erstaunlich viele Bijouterie-Läden waren geöffnet, allerdings vieles Kitsch und das andere blödsinnig teuer. In der Auslage eines Schirmladens standen buntfarbene Seidensonnenschirme von besonders aparter Form und schönen einfachen Griffen aus Edelhölzern. Ich zählte mein Geld verschiedene Male, aber es reichte nicht. Wie gern hätte ich für Elisabeth einen solchen Schirm gekauft.

In der Frühe des nächsten Tages gehe ich weiter nach Hannover, erfuhr ich auf der Kommandantur. Au einem kleinen Tischchen auf dem Boulevard vor dem Eiscafé am gepflasterten Platz vor dem Gare du Nord lachte mir beim Verlassen des gegenüberliegenden Büros eine blonde, wie ich dachte, sehr elegante Belgierin zu, wippte dabei ein Steinchen mit der Spitze ihres Sonnenschirms über das Trottoir. „Ah Madame, il est permis?“ Es war erlaubt. Wir tranken zusammen schwarzen Kaffee. Sie plauderte sehr nett über Brüssel und außerdem sei sie krank, ja, das komme so. „On ne peut rien faire.“ Gestern kam sie aus dem Hospital – une maladie galante. Das erklärte das totenbleiche Gesicht, das ich unter der Schminke und dem Puder nach und nach erkannte. Sie war sehr höflich und ehrlich zu mir. Früher, vor dem Einmarsch der Deutschen, war sie Abteilungsleiterin eines großen Warenhauses – „Mais alors, on ne peut rien faire. Et mille bonheurs pour vous, mon jeune ami“ Eine Matrone mit bekümmertem Gesicht holte sie ab.

In der Lüneburger Heide hinter Uelzen bei Munster waren wir in Baracken untergebracht. Eine bunte Gesellschaft, meist Söhne besserer Kreise, Gutsbesitzer, Kaufleute, Höhere Beamte waren die Väter der Mehrzahl dieser Offiziersanwärter, aber auch schon kleine Leute, die sich unter den anderen gedrückt, degradiert vorkamen. Sie hatten keine gefüllten Geldbeutel, ihre Unterwäsche war grob und Massenware gegen die feine Maßwäsche der anderen. Sie besaßen keine Toilettenausrüstungen in biegsamen Lederetuis, keine Eau de Cologne-Fläschchen. Eigene Uniformen hatten die anderen und wundervolle Stiefel dazu.

Aber die Heide ist schön im Morgennebel, in der brütenden Sonne und auch, wenn die Regenböen über die Flachen, duftenden Dünen jagen. Der moorige Boden federt unter dem Schritt eines Mannes. Das dicke Gewirr der Heidekrautwurzeln ist wie die raue Unterschicht über dem torfigen Grund. Die roten Tönungen der Heide, die dunklen Wacholderbüsche auf braunen Sandflecken, die grünglänzenden Binsen und die weißen Flockentupfer des Wollgrases an sumpfigen Kuhlen, die Flecken verstreuter Baumschatten weben das Muster des dicken lebendigen Teppichs. Stundenlang lag ich als „Vorposten“ bäuchlings am Rande einer flachen Erhebung in der Sonne, unweit der berühmten, alten Windmühle, die in allen Ortsansprechungen richtungsbestimmend war. Über den zertretenen Flächen vor mir flirrte, waberte die heiße Luft, als atmeten die Milliarden kleinen Blüten ihr Leben in die blaue Kuppel über ihnen. Der sanfte Wind vom Busch fährt über die Weite her und hüllt mich in eine Wolke honigsüßen, warmen Duftes. Das helle Summen der Wespen und Bienen, das dunkle der brummenden Hummeln höre ich ein paar Mal. Eine Lerche steigt, erst schief, jetzt beinahe senkrecht, hoch aus einer Wegfurche. Jetzt tiriliert sie laut in die aufhorchende Stille. Ich kann sie nicht mehr sehen, sie steigt in die Sonne.

[66] „Wir müssen das Geld unserer Väter wieder unter die Leute bringen“, deklamierte Erdmann, der mit allen Wassern gewaschene Sohn eines Berliner Großkaufmanns, „damit die Wirtschaft besser zirkuliert. Wir haben’s ja.“ Er hatte es, und die Zechen bewiesen, daß er es verstand, das „verdiente“ Geld seines Vaters unter die Leute zu bringen. Bei einer torkelnden Heimkehr aus dem Lagerrestaurant erzählte er mir, wie er mit dem technischen Leiter der Lederfabrik seines Vaters die Belegschaft bei einem „Lohnabbau drankriegte“. Er war noch ganz selig über diese Heldentat. Also wir in zwei

Autos los in die Werke. Er holte sich die Meister vom Werk B, ich die von A zusammen. Die Leute sind immer vernünftig, wenn man sie so in kleinen Gruppen hat und erst etwas quatschen läßt. Man gibt ihnen zunächst etwas recht und hat dann plötzlich keine Zeit. Aber auf den Abend bestellt man sich den Hauptschreier. Er kommt in den meisten Fällen, hohe Ehre! Er kommt oft im Sonntagsanzug mit genagelter Bürste und Röllchen, der Herr Obermeister. „Nett, daß Sie schon da sind, Herr Lüdecke! Na, nun wollen wir mal vernünftig miteinander reden. Nehmen Sie doch Platz!“ Er schaut sich natürlich verlegen um. Es gibt bei uns im Direktionsgebäude neue Ledersessel, und alles ist holzgetäfelt. Das macht die Leute immer kirre, so was Vornehmes! Sitzt er auf der Vorderkante des weißen Sessels, unbeholfen und abwartend, so lässt man ihn ruhig noch warten. Blättert in den Akten, zieht wichtig Schubladen, Fächer, macht etwas Unverständliches. Vielleicht kippt er inzwischen in die Tiefe des Stuhles und ist noch unbeholfener. Endlich hat man es. Auf dem weißen offiziellen Firma-Bogen in Maschinenschrift die Forderungen der Arbeiter spezialisiert. Die Höhe der Forderungen sind von vorneherein niedriger angegeben. Todsicher zieht der Herr Obermeister einen fettigen Zettel aus der Rocktasche, worauf er sich einige Notizen gemacht hat. Junge, ist das ein Jux. Er will dich unterbrechen. Du wehrst mit einer graziösen Handbewegung ab. „Einen Augenblick, lieber Herr Sowieso“. Er sinkt zurück. Jetzt bist du fertig mit dem Verlesen der Forderungen. Du bist starr über die Frechheit der Anträge. Woher das Geld? Jetzt hältst du einen Vortrag über die Unhaltbarkeit des Werkes. Du musst schließen, Gewinne lächerlich. Du, wirfst ihm eine Handvoll Zahlen nach der anderen an den Schädel, zählst auf, was du alles abgeschafft hast, wieviel Kriegsanleihe du zeichnest, appellierst an die nationale Pflicht, jetzt in dieser schweren Zeit das Vaterland nicht im Stich zu lassen, die Truppen brauchen doch Lederzeug, erfindest eine rührselige Geschichte über den Nervenzusammenbruch des Vaters oder Onkels, die nicht mehr ein und aus wissen. Drohst mit Entlassung und endest mit einer faustdicken Schmeichelei auf den gesunden Menschenverstand der Meister des Betriebes, die besser als der Mann an der Falzmaschine weiß, daß die wirtschaftlichen Belange, das Gemeinwohl über das Interesse des Einzelnen gehen. Was er als Antwort stottert, weißt du im Voraus. Lass ihn ruhig reden, nach 5 Minuten geht’s nicht mehr, er wiederholt sich, verhaspelt sich, macht Redensarten. Lass ihn ruhig quasseln, bis er sich nicht mehr zu helfen weiß und dir im „Großen und Ganzen“ recht gibt. Das ist der psychologische Moment, einzugreifen. „Ich wusste es ja, Herr Lüdecke“, – merke dir vorher den Namen genau! sprich ihn jovial an wie den eines alten Bekannten. „Sie sind ein vernünftiger Mann. Wir werden schon zu Rande kommen miteinander.“ Jetzt ist es Zeit für die Zigarre. Du klappst eine Kiste auf, in der nur wenige Zigarren sind, versteht sich, aufgemacht, goldene Bauchbinde und so, köpfst die deine elegant mit der Schere. Er hat nichts dabei, abzubeißen wagt er nicht. Lass ihn zappeln! dann „Aber bitte, Herr Lüdecke!“ Er schneidet behutsam mit deiner blitzenden Schere die von dir gespendete Zigarre. Du [67] reichst ihm Feuer, den gemeinsamen Aschenbecher. Er ist erledigt, bevor die Zigarre zu Ende ist. Händedruck, raus. Manchmal haben wir auch ganze Saufereien abhalten müssen, um Gewerkschaftsvertreter so lange vom Betrieb fernzuhalten, bis die Meister es geschafft hatten. Junge, das ist noch ein Sport, sage ich dir, der sich rentiert. Jeder Pfennig Stundenlohn mehr macht zehntausend, hunderttausend aus. Wozu die pfennigweise den Kerls in den Rachen werfen? Die haben ja nichts davon, und wir bringen’s dann stoßweise unter die Leute.

Mit dem jungen Leutnant, der unseren Zug führte, war er sehr bald eng befreundet. „Gott ja“, sagte er mir mal, „so die Herren Offiziere, man braucht sie ja, aber für mich ist das nix Besonderes. In unserem Haus drängen sie sich zu den Abendgesellschaften und Herrenabenden meines Alten.“ Wenn wir vom Kameradschaftsabend heimkamen, kramten die Gutsbesitzer und Großbauern schon ihre Feldkisten aus, und wir fraßen drauflos, was das Zeug hielt. Herrliche Leberwurst, Schinkenschnitten, Dörrfleisch, Gänsefett mit Rosinen.

Und meine Geschwister, Elisabeth, die Eltern, Hunderttausende, Millionen: Brotrationen, Rübenkraut, Haferflocken, Bucheckernöl, Ersatz auf der ganzen Linie. Die offizielle Verpflegung war miserabel auch für uns. Das Beste waren die Salzheringe, die wir vom Schwanz her aufrissen und aus der Hand verzehrten. Die Kulis, Matrosen und Marineinfanterie unserer Kompanie lehrten uns Landratten diese Manipulation. Im „politischen Aufklärungsunterricht“ dozierte vor uns ein Hauptmann der Reserve, Justizrat und Notar in Zivil. Ein ausgemachtes Schwein, der keine noch so fernliegende Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne Sexualzoten von sich zu geben. Ich kapierte nur einen Teil

seiner Andeutungen, umso besser aber das Gewieher der Kameraden und das dreckige Grinsen unter seinen stacheligen halblangen Schnurrbartborsten. Ein schmächtiger Kerl mit nach vorn gekrümmten Schultern, hohlen schwarzen Augen, einer schiefen Hakennase und einer vor ihrer Vollendung stehenden Glatze, über die er mit seinen kralligen, knochigen Fingern strich beim „Unterricht“. „Wenn eine Frau ein Glas kaltes Wasser trinkt und dabei die Füße in einem heißen Fußbad stehen hat, so ist das die persönliche Angelegenheit dieser Frau, meine Herren. Hat sie aber die Absicht, damit das süße Früchtlein ihres keusch gewesenen Leibes zu bewegen, aus ihm heraus zu schlüpfen, dann, meine Herren, ist das ein strafbares Verbrechen. Es kommt also immer auf den dolus – auf die Absicht an bei der Einschätzung einer Tat, auch im Krieg.“

Mit den Kulis fuhren Hugo und ich an den Samstag/Sonntagen nach Hamburg oder Hannover. Auch Erdmann war dabei. Die Matrosenoffiziersanwärter kannten sich bei Gott aus in dem brodelnden Wurstkessel Altona Hamburgs. Wir lungerten in Hafenkneipen. Wir sahen uns aber auch den Riesendampfer der „Atlantik“ an und den von der Skagerrak-Schlacht auf Dock liegenden zerschossenen Panzerkreuzer „Markgraf Moltke“. Daneben liegen U-Boote in Reparatur. Einer stellt mir im Bahnhofsrestaurant seine „Frau“ vor. Die Reeperbahn ist das Eldorado der Abenteuerlustigen. Im Hippodrom gab es eine Schlägerei wegen einiger Damen. Hugo bekam eine blutige Schramme über der linken Stirnseite von einem Bierglas. Ich fahre sehr gern mit der U-Bahn, was ganz Neues für mich.

Wir sitzen in einem Lokal und warten auf den Witwenball nachher. Der Kellner fragt, ob er jetzt schon eine besorgen soll. Die „Schwiegerstraße“ ist ganz in der Nähe. Ich sah zum [68] ersten Mal Bordelle, von außen. Hinein wagte ich mich nicht, auch weil ich nicht genug Geld hatte. In magisch erleuchteten Hausfluren, auf teppichbelegten Entreetreppen standen die Mädchen und Frauen aller Typen und jeden Alters, kaum bekleidet, und winkten, luden uns durch aufreizende Worte und eindeutige Gebärden ein. Ging ich weiter, wurden sie frech. Hinter bewusst schüchtern mit der Hand leicht hoch geklappten Jalousien flüsterte eine andere aus dem Hochparterre, und in den niedrigen Stuben zu ebener Erde konnte man in abgeblendetem Licht einer fraulichen Stehlampe sie lesend am Tisch sehen, im Hintergrund das einladende Bett. Eine wechselnde Mischung von Begierde, Mitleid und Neugier jagte mich dreimal in dieser Nacht durch die schmale Straße hinter dem Jungfernstieg. Mein Zimmer unter dem Dach im „Hamburger Hof“ war, obwohl denkbar einfach, teuer, und den Rest der Nacht lag ich wach, bis der Morgen kam. Erdmann „machte sich nichts aus Weibern“, er kenne die Chose zu genau. „Es ist doch immer dasselbe.“

Die 6 Wochen Ausbildungszeit, in der wir kommandieren und die Gefechtslage einschätzen lernten, die verschiedenen Aufmarschformationen und Angriffsmethoden vergingen rasch. Wir wurden alle offiziersreif befunden und zu Vizefeldwebeln gemacht.

Der kurze Urlaub in Mannheim war für mich nicht besonders erfreulich. Die Nähe Elisabeths, jeder Kuss, jede ihrer keuschen Umarmungen war eine Anklage. Ich hatte nun wirklich viel mehr, alles, was möglich ist an der Frau, erfahren. Das entfremdete mich der Mädchenhaftigkeit Elisabeths. Zu allem vertraute mir meine Schwester Minne an, Elisabeth habe, als ich in Serbien war und sie so lange nichts von mir hörte, zu meiner Mutter gesagt: „Wenn er nur wieder kommt, ganz gleich wie, und wenn er nur noch ein Bein hat, ich will seine Frau werden.“

In Freiburg erfuhr ich, daß am 17. Juni vor Verdun fast alle meine Kameraden aus meiner früheren Korporalschaft zum größten Teil gefallen seien. Von Freiburg, wohin das Ersatzbataillon Jäger 3 verlegt war, führte ich eine starke Ersatzkompanie zum Teil wiederhergestellter Verwundeter, auch mein treuer Hähnlein, zum anderen frisch ausgebildete Rekruten an die Front, nahe der Karpaten, wo die Russen an der Dreiländerecke Galizien – Rumänien – Ungarn an der Baba Latowa mit großer Übermacht heftig vorgestoßen waren. Der Anmarsch über die langen Passstraßen der Waldkarpaten war ziemlich beschwerlich. Über den Smolhel Kopilas erreichen wir das Cyeremont Tal von Ruspolima aus. Wir wurden sehnsüchtig erwartet. Noch am Abend ging es den steilen Weg zur Stellung hoch, 1.700 Meter. Stelky hieß der Gebirgszug, dessen Kamm die Russen erobert hatten. In der Eile war Hamburger Landsturm in die Bresche geworfen worden, der den gegenüberliegenden Eliteregimentern sibirischer Scharfschützen in keiner Weise gewachsen war. Die russischen Batterien funkten

mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit knapp über den felsigen Höhenrand in die dichten Tannen, um jeden Nachschub unmöglich zu machen. Die Äste und Baumfetzen flogen um uns her, die Granatsplitter pfiffen zwischen die Stämme, fuhren klatschend ins Holz, sägten ganze Bäume mit einem Batsch ab. In primitiven Erdlöchern lag der Stab zwischen Felsbrocken. Dicht unter dem Höhengrad waren die vordersten Stellungen, d. h. dort waren kleine Erdhäufchen aufgeworfen, hinter denen die bärtigen norddeutschen Landsturmmänner und der Rest unseres Regiments lagen. Es war kalt in dieser Höhe. Der Bataillonskommandeur ließ mich in seinen Wigwam rufen. „Also Sie greifen morgen am 20.IX. beim Hellwerden die Bergkuppe an, [69] säubern sie, bringen Maschinengewehre in Stellung und suchen den Feind auf halber Höhe des Hanges jenseits hinabzudrücken. Leutnant Vollmer wird sich in den Angriff mit ihnen teilen“. In der Nacht fiel leichter Schnee. Der Boden war hart gefroren. Einer meiner Leute konnte nicht mit vor. Er warf sich vor mich hin und wimmerte. Todesahnungen quälten ihn. Er hieß Ehmann, schon dreimal verwundet, 32 Jahre alt, zu Hause 4 Kinder. „Wenn ich mit vor muß, falle ich“, wiederholte er immer wieder. Ich ließ ihn zurück zwischen den Felsen. Den langen Mantel um, das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett in der Faust, den Gürtel voll Handgranaten, die entsicherte Pistole in der Manteltasche, schlich ich meinem Trupp, 90 Mann etwa, voran, bis wir unter der russischen Stellung waren. Bis jetzt war alles lautlos geglückt. Skriftzig, mein neuer Bursche, ein hünenhafter schlesischer Bergmann, ist neben mir mit einem Sack Handgranaten. Langsam schieben wir uns höher. Überall liegen tote Landwehrmänner auf dem Gesicht, die krampfigen Hände in die Erde gekrallt. Viele sind durch Querschläger verstümmelt. Jetzt kommen wir an die wenigen Leute in der Stellung. Sie sind vor Frost starr, haben seit gestern früh nichts bekommen. Ich warte noch einige Minuten, bis alle auf gleicher Höhe sind. Dann springe ich auf – meine Jungens rechts und links wie ein Mann auf die russischen Stellungen zu. Noch ist kein Schuß gefallen. Jetzt rattert links ein Maschinengewehr hinter einem Felsen. Ich werfe die erste Handgranate in das Nest – da bricht vor uns die Hölle los, 3 Maschinengewehre rasseln wie wahnsinnig, Gewehre knarren, die Kugeln zischen giftig vorbei. „Nicht hinlegen“, schreie ich, „vorwärts – Hurra – Hurra!“ Ein Teil springt mit, Skriftzig neben mir. Ich werfe Handgranaten auf die feindliche Linie unter den Bäumen, schieße mein Gewehr auf die sichtbaren Schützen ab, lade, liege hinter einem kleinen Felsen, an dem beschneite Heidelbeerbüsche stehen. Die Russen holen ihre Reserve, sie greifen zum Gegenstoß. Skriftzigs Sack leert sich. Er gibt mir die entsicherten Granaten. Ich werfe. Satz für Satz kommen wir vor, zwei Maschinengewehre sind stumm. Die Mannschaft des dritten sucht zu entkommen. Sie lassen das Gewehr fallen, weil wir dazwischenfunken. Ich brülle wie ein Tier, habe alles vergessen, meine Leute, soweit sie nicht tot oder schwerverwundet sind, hören mich trotz des Geratters und Tobens. Wir haben die Höhe genommen, schleudern von oben Granaten, schießen auf die zwischen den Stämmen schwer zu treffenden Russen, stoßen wütend den Abhang über die glitschigen Felsbrocken nach. Verwundete Russen schreien in Todesangst vor unseren Bajonetten. Wir lassen sie liegen und machen weit hinter dem Waldrand auf halber Höhe der Bergkuppe jenseits halt. Ich kann nicht mehr sprechen, total heiser vom Brüllen, meine Kehle ist wie ausgedörrt, meine Augen brennen. Da geht’s hinter uns wieder los. Zwischen den hohen Felsen der Spitze hatte sich eine Abteilung der Scharfschützen verschanzt. Ich eile mit Skriftzig zurück. Wir sehen niemanden, aber die Kugeln pfeifen uns um den Kopf. Plötzlich schreit Skriftzig wild auf, eine Kugel hat ihm den erhobenen linken Arm abgerissen, Elle und Speiche durchschlagen und den Oberarmknochen als Querschläger zerschlittert. Er brüllt furchtbar vor Schmerzen. Ich schneide ihm mit dem Dolch den Ärmel ab, binde ihm mit dem Hosenträger die Adern dicht über dem Bizeps ab und schreie nach dem Sanitäter. Ein baumlanger Russe steht vor mir auf aus den Gestrüpp-Büschen, die mich von dem Felsennest trennen. Er legt auf mich an, ich hau ihm im Vorstürzen mit dem Bajonett die Knarre hoch und überrenne ihn. Es schwimmt mir vor den Augen, alles ist rot. Jetzt sind auch die anderen bei mir. Die Russen werfen die Gewehre weg, kippen das Maschinengewehr zur Seite. Ich brülle nach dem [70] Sanitäter für Skriftzig und sehe im selben Augenblick, wie einer der Russen, der jetzt in mir den Führer erkennt, das Gewehr hochreißt und von den Hüften aus auf 3 Meter Entfernung abdrückt. Ich spüre einen leichten Schlag im rechten Arm, drehe mich um meine Achse und falle über die Felsen hinunter. Als ich wieder zu mir komme, liege ich hinter der Linie. Ein junger Truppenarzt hat meinen Mantelärmel aufgeschnitten und den Schuss tamponiert und leicht verbunden. Ich kann die Finger der rechten

Hand nicht mehr bewegen, der Unterarm hängt schlapp im Gelenk. Wir haben vier Maschinengewehre erobert, 43 Russen gefangen und die Stellung des ganzen Abschnitts durch unseren Vorstoß entscheidend gebessert. Von meinen Leuten ist keiner ohne Wunde, Skriftzig ist verblutet, 37 sind gefallen. Der Bataillonskommandeur strahlt, als ich blutig und dreckig vor ihm stehe. Er will mich zum EK I einreichen. Wir, d. h. die etwa 50 Verwundeten des Angriffs, darunter einige Oberjäger, bekommen Tetanuseinspritzungen gegen Wundstarre. Die laufen können, ziehen unter meiner Führung ins Vermosch Tal. Kaum treten wir auf die freien Wiesen des Bachtales, da knallen die Russen von den gegenüberliegenden Höhen auf uns, obwohl sie sehen müssen, daß wir alle verbunden sind. Oberjäger Jühe erhielt bei der Gelegenheit zu seinem Oberarmschuss eine Kugel durch die linke Wade. Ohne weitere Zwischenfälle erreichten wir das Feldlazarett, in dem es grauenhaft zuging. Ich war froh, als ich das Bewusstsein auf eine Einspritzung hin verlor. Das tierische Gebrüll der Schwerverwundeten, die mit offenem Gedärm da lagen, die Schreie der aus der Narkose erwachenden Amputierten, der Gestank zersetzten Blutes, das Röcheln und Wüten Sterbender, die halbirren Gesichter der übermüdeten Ärzte. Eine Hölle war es in der Balkenscheune im Tal der Szerenevach. Am nächsten Tage hatte ich hohes Fieber, die Wunde brannte. Ein kleiner Knochensplitter wurde entfernt; das Gelenk geschient, ich mit x anderen auf einen Leiterwagen gelegt, und über Granatlöcher, Schneegruben, gefallene Äste gingen wir über den schneebedeckten Kopulas nach einem langen Marsch zu einer Kleinbahn, die uns nach Marmacos ins Lazarett brachte. Dort war alles überfüllt. Die massierten russischen Angriffe ließen seit 10 Tagen nicht nach. Die russischen Generale wollten hier durchdrücken, um die Ostfront und die rumänische Front aufrollen zu können. Zwei Pritschen neben mir lag der von uns zurückgelassene Jäger Ehmann. Ein Granatsplitter hatte ihm die Brust aufgerissen. Er erkannte mich nicht mehr. In der Nacht trugen sie ihn hinaus. Was wird nun aus seinen Kindern, seiner Frau, aus den Hunderttausenden, den Millionen derer, die nicht mehr zurückkommen, dachte ich. Der Angriff verfolgte mich in die immer wieder einsetzenden Fieberdelirien. Am dritten Tage war es vorbei, die Wunde hatte ausgeeitert. Aus dem kleinen Loch unter dem geschwollenen Ellenbogen kam dunkles Blut.

Der nächste Lazarettzug brachte uns nach Deutschland, nach Arnstadt, wenn ich mich recht erinnere. Dorthin schickte mir das Regiment das EK, aber nicht I, sondern II. Das andere wird wohl Leutnant Vollmer haben, der beim Angriff nirgends zu sehen war und der mir später einmal gestand: „Wissen Sie, als ich auch noch Sie habe fallen sehen, da war's mit mir vorbei". Die an und für sich kleine Wunde war sehr schmerzhaft und eiterte in den ersten Lazarett-Tagen kleine Knochenteile ab. Am zehnten Tage fingen aber glücklicherweise die Fingernerven, die allem Anschein nach nur stark kontuliert waren und nicht zerrissen, wieder zu funktionieren an. Lange hielt ich es in dem kleinen Nest nicht aus und [71] ließ mich nach Mannheim verlegen, wo ich in dem Speziallazarett für orthopädisch zu behandelnde Verwundungen in der Oberrealschule, der Tullerschule, untergebracht war, nicht weit vom Wespin-Stift und von Elisabeth. Im Bett neben mir lag Rosenfeld, einer meiner früheren Schulkameraden, mit einem Beinschuss und gegenüber ein bayerischer Offizier Geddert mit einer schweren Oberarmsplitterung. Durch Bäder, elektrische Massage und vor allem durch schmerzvolle gewaltsame Beugungsbewegungen des in einem besonderen Apparat eingespannten Armes sollte das Gelenk trotz der Spaltung des Gelenkkopfes wieder normalisiert werden. Im Turnsaal der Oberrealschule war ein ganzes Arsenal solcher Pendel-, Rotations-, Schwung-, und Drehapparate zum Beweglichmachen der zerschossenen Glieder und Gelenke aufgestellt, und mancher gelle Schrei traf die Wände, die sonst vom lauten Toben ausgelassener Jungens widerhallte. Edis Schule war es übrigens. Er war in Serbien-Mazedonien schwer an Malaria erkrankt, aber schon wieder soweit hergestellt, bei der Infanterie. Später kam er als Offizier zur Offensive nach Arras gegen die Engländer und hatte sehr schlimme, blutige Kämpfe mitzumachen.

Es war eigentlich eine für mich schöne Zeit. So oft es ging, spazierte ich, den Arm in der Binde, mit Elisabeth in der Stadt herum oder in unserem neuen Luisenpark, wo wir vor 6–7 Jahren schon unsere Lieblingsplätze hatten, wo in einem auf der Anhöhe bei den Trauerweiden stehenden offenen Parkhäuschen die Balken Elisabeths Monogramm mehr als einmal tragen, von meinem Taschenmesser eingeschnitten. Wo ich einmal um die Fastnachtszeit, es war ziemlich kalt, stundenlang mit dem alten großen 16 x 18 Holzkasten des Vaters an den Weidenstümpfen des oberen Weges wartete, von einem

Fuß auf den anderen trat, den Apparat aufschraubte, abschraubte, die Linse einstellte, die Helligkeit prüfte, bis es zu spät war. Sie kam nicht, und ihr Vater sah mich zu allem Unglück unter dem Fenster vorbei nach Hause schleichen. Das erste Mal erschienen wir in diesem neu angelegten Park im Winter 1907/08. Elisabeth und meine Schwester auf den großen Kasten- und Bockschlitten, die wir Jungens zogen und schoben. Elisabeth saß mit ihrer blauen Ohrenhaube im Fonds des grünen Kastens, und ich drückte dann an der hinteren Kante, damit mein Kopf ihr näher war und ich mit ihr sprechen konnte. Sie war damals 9 Jahre und ich 14. Im Hof des Wespinstiftes spielten wir oft Häschen und Räuber. Auch das Trottoir und die weitere Umgebung, das Wasserrutschbecken, die Trümmer einer Ausstellungsparkherrlichkeit waren miteinbezogen. An Winterabenden saßen wir, sie und ich, mit einem Vorrat Schneebällen auf der überschneiten Holztreppe, die von dem hochgelegenen Vorgarten in den Hof führte. Es war der günstigste Platz, sowohl zur Verteidigung gegen eine Übermacht als auch gegen das Gefundenwerden überhaupt. Sie saß ganz eng neben mir, und ich versuchte so zärtlich wie möglich zu nur zu sein, erklärte ihr die Aufgabe, daß die Munition richtig liegen müsse, wenn es losging, und sie brauche keine Angst zu haben, ich sei ja bei ihr. Sie war nämlich merkwürdig unruhig. Viele Jahre später gestand sie mir die besonderen Ursachen dieser Unruhe, sie hätte eigentlich mal schnell ins Haus müssen. Ein anderes Mal bauten Edi und ich im Garten eine „Monumentalschneebüste“ Elisabeths und legten den ihr damals von mir aufgehängten Spitznamen „Flitzebett“ mit verdorrten Blättern der Schwertlilie drum herum. Sie schaute vom Fenster der gegenüber dem Garten im 3. Stock liegenden Wohnung herunter. Wenn ich annahm, Vater Setzer sei nicht zu Hause, flog mehr als einmal ein Schneeball vom Hof über die breite Straße an das Fenster, damit sie, [72] wenn auch entrüstet, erschien. Im Sommer stand ich vor dem von ihr trotz der Bäume des Hofes gut sichtbaren Fenster im Zimmer No. 6 und geigte „Martha, Martha, du entschwandest“, dessen sentimentale Melodie mir zum Erkennungspfiff für uns außerordentlich brauchbar erschien. Im Steinsims meines Fensters ist einen halben Zentimeter tief ES eingegraben, mit dem abgebrochenen Sturmhaken habe ich diese Steinmetzarbeit vollbracht. Am Turngerät und am Rundlauf haben wir miteinander geturnt, die ganze Bande der Nachbarskinder, die Mädel in blauen Pumphosen. An diese frohe Kinderzeit dachte ich zurück, wenn ich mit Elisabeth jetzt als „verwundeter Krieger“ auf den Sandwegen des Parks unter dem fallenden Laub der Platanen und Pappeln schritt. Der Arm aber blieb gekrümmt im Gelenk.

In Freiburg im Ersatzbataillon bekam ich die Ausbildung einer Rekrutenabteilung. Paul Schulz war auch da, auch Vize. Wir aßen im Offizierskasino. Eines Abends fing Paul einen wilden Fuchs vor dem Bau, den ich dann zähmte, daß er im Rinnstein an einer dünnen Kette mit mir bis zum Kasino lief. Dort führte er sich einmal derart auf mitten im Vorplatz, daß ich ihn nicht mehr mitnehmen konnte. Die Korona der Herren dort werde ich mir später einmal besonders vornehmen von dem dicken Schwein, das die Offiziersachselstücke eines Feldwebelleutnants trug, bis zu unserm kleinen Major, der als Forstmeister in seine Breslauer Gegend nach der Revolution zurückkehrte und erschossen aufgefunden wurde. Hugo Wedau, der Sohn eines Freiburger Arztes, war nett zu mir, obwohl auch er mich mit Recht wegen meiner gelbbraunen Stiefel zu schwarzen Zug-Hosen und wegen meiner Röllchen, die ich einmal nach einer Zecherei oben in den Kronleuchter praktizierte, aufzog.

In diesen Wintermonaten 1916/17 besuchte ich auch mit einigen Kameraden, die als Rekonvaleszenten Ihr Arztstudium an der Universität aufgenommen hatten, als Gast der Anatomie den Sezierkurs des Herrn Professor Fischer. Hemke hieß der Kamerad, ein Ostpreuße, der mich mitnahm. Auch ich schnitt an den präparierten Leichen herum, legte einige Nerven, den Femorales und vor allem die lange Bahn des Ischiasnervs frei. Mein Interesse war außerordentlich groß, und wenn mir die Aufgabe, als Pfarrer mitten im Volk zu stehen, ihm Maßstäbe zum Leben und Hilfe gegen die Mächtigen und Reichen zu geben, nicht doch noch schöner geschienen hätte, wäre ich damals noch Chirurg geworden.

Im Frühjahr sind wir auf dem Heuberg, wo große Truppenübungen abgehalten werden. Ich bin „Ziellaufbahnoffizier“, reite zum ersten Mal in meinem Leben, ohne es gelernt zu haben, aber es geht recht gut. Da ist das Pferd, ein roter Wallach, eines Tages hundsmiserabel gesattelt. Der Sattelgurt rutscht beim Aufsteigen, ich werfe mich aber über den Gaul, komme auch zum Sitz, aber das Tier ist durch die Sporen in Raserei geraten. Ein Hufschlag trifft mein rechtes herabhängendes Bein, ich

stürze, werde noch ein Stück geschleift, der Unterschenkel ist abgeschlagen, Schienbein – Wadenbein – die Knochen treten durch die Wickelgamasche, kein Mensch ist in der Nähe. Endlich findet man mich, von Schmerzen fast bewusstlos. Ich hatte schon viel Blut verloren. Stiefel und Hose mussten aufgeschnitten werden. In der Nacht stieg das Fieber auf über 41. Man wollte mir das Bein abnehmen, das scheußlich aussah, aber ich wehrte mich bis aufs Äußerste. „Bis morgen, warten", bettelte ich schließlich. Und am Morgen war es besser. Es waren wahnsinnige Schmerzen, als die Knochensplitter entfernt wurden, und diese 6 Wochen im Streckverband vergesse ich nicht. Aber ich behielt das Bein, das in Gips gelegt wurde, um meinen Transport nach Mannheim [73] zu ermöglichen, wo ich im Lang-Krankenhaus eingewiesen, mich im gleichen Zimmer wiederfand, In dem mein schwer verletzter Bruder – ein Granatsplitter hatte ihm den Oberschenkel zertrümmert – lag. Elisabeth galt offiziell als meine Braut. Sie besuchte uns, so oft es ging. Die kleine Schwester Ernestine sorgte treulich für uns. Der berühmte Pfarrer Klein sah aus der Nähe sehr aufgeblasen und mittelmäßig aus. Ich solle Offizier werden, meinte er, Pfarrer, das wäre nichts für mich. Aber predigen konnte er. Ich erinnere mich einer Andacht, die er unten im Saal hielt für die Verwundeten. Er sprach über die Geduld und verwendete das Beispiel eines auf dem Bahnsteig Wartenden. Der Zug kommt nicht, er wird ungeduldig, – weiß aber nicht, daß der Zug warten muss, weil sonst ein Unglück, das wichtiger als seine pünktliche Abfahrt etc. etc. Großartig! Es war die Einleitung zu einer Predigt über die Matthäusstelle vom Ausreißen des ärgerlichen Auges und vom Abhauen der schlechten Hand.

Im Lang-Krankenhaus mußte alles nochmal wiederholt werden. Mein sehr schmerzhafter Streckverband, der mir die Haut beinah vom Unterschenkel wegriss. Aber Kurt, der vorher in Frankfurt auf Tod und Leben gelegen hatte, war noch schlimmer dran. Seine breite Wunde eiterte sehr stark. Sie war dreifach kanalisiert und mußte täglich zweimal geöffnet werden. An meinen Pfarrersonkel Karl in Auenstein, den ältesten Bruder meines Vaters, schrieb ich damals einen langen Brief von der Unhaltbarkeit des Krieges vor dem Gericht Gottes und dem Evangelium. In der Mitte des Sommers konnte ich den Gipsverband, der von der Hüfte bis zu den Zehen das Bein einengte, loskriegen und an einer Krücke die ersten Gehversuche machen. 1/2 cm Verkürzung blieb zurück. Elisabeth mußte mich jetzt bei den ersten Spaziergängen „vernünftigerweise" unterfassen auf der rechten Seite, links ging ich am Stock.

Das Ersatzbataillon war inzwischen von Freiburg nach Brühl verlegt, wohin ich im Spätsommer 1917 abreiste und bei einer Familie Frey unterkam. Bald darauf wurde ich Offizier. Elisabeth und Edi, der auch Offizier geworden war, besuchten mich einmal. Sie wohnte im Hotel, aber ich wagte mich nicht zu ihr. Ich wurde „Aufklärungsoffizier" und hielt eine Rede über die „Pflichten des Offiziers im Außendienst". Der Alte sagte mir nachher „wie ein Professor, aber verbergen Sie den Mund nicht so oft hinter der Hand". Das tat ich zwar nur bei den Kraftstellen, die eine Satire auf die zuhörenden Herren Kameraden darstellten, damit mein Lächeln etwas verborgen blieb. Der Pfarrer Haag des Orts hielt auch Aufklärungsvorträge über Reisen im Mittelmeer und so, ein schauerlicher Quatschkopf, verdreht die Augen bei der Predigt wie ein angestochener Ziegenbock, auch äußerlich gleicht er dieser Tierspezies. Hilde Frey, meiner „film hospitalis", gestand er, meine Ausführungen über die politische und wirtschaftliche Entwicklung nicht verstanden zu haben. Sie schämte sich beim Wiedererzählen für ihren Pfarrer und wollte erst nicht rausrücken. Hilde hatte die braunste Haut, die man sich bei einer Deutschen denken kann, und ganz schwarze Augen. Sie brachte mir täglich um sieben Uhr früh Kaffee, und nur wir zwei waren im ganzen Haus wach. Durch meine Gewohnheit, bei halb offenem Fenster zu schlafen, entging ich dem Zufallstod. Aus Ersparnis wurde in Brühl abends das Gas von der Zentrale abgedreht. Ich war aus dem Zimmer gegangen in der Meinung, das Licht gelöscht zu haben. Als ich wiederkam, legte ich mich ohne Licht wieder hin, wusste ich doch, daß jetzt nach neun Uhr keine Flamme mehr brennen würde. Es war Spätherbst und schon [74] empfindlich kalt. Darum schloss ich das Fenster bis auf einen schmalen Spalt des Oberlichtes. Am Morgen kam ich nicht zu mir, roch aber den stickigen Gasgeruch. Taumelnd erreichte ich das Fenster und fiel dort zusammen.

Unter der Korona der Offizierskameraden war ein neuer erschienen, Fitze, Leutnant Fitze, Kaufmann, hatte Plantagen in Südwest. Ein unglaublicher Kerl – lief immer mit der Reitpeitsche. Er ist das von Südwest „so gewohnt". „Immer mit der Peitsche zwicken. Die schwarzen Weiber legen sich

bewegungslos hin, man muss sie aber vorher mit Kölnisch Wasser abwaschen. Nur das Geld gibt Selbst-Bewusstsein.“ Wenn er sein Vermögen verliert, knallt er sich eine vor die Birne. Uns anderen machte dieser unternehmungslustige Berliner „Budenzauber mit Weibern und Sekt“. Weiber aus Baden-Baden, Sekt vom „Schwarzen Bären“. Mich lud er nicht ein, ich bin zu sentimental, meint er. Dumm wie ein Aal streckte er seine unproportionierte große Nase frech aus dem sommersprossigen Gesicht. Die Oberlippe war etwas kurz, jeden Tag rasierte er sich und die hauerartigen Zähne polierte er mit einer zweiten besonderen Bürste auf.

Für Elisabeth kaufte ich ein kleines zierliches Dobbermannjunges und brachte es ihr nach Mannheim, ein putziges Tierchen, das uns viel Freude machte. Meine drei kleinen Brüder Herbert, Hans und Eitel hatten einen Riesenspaß mit „Butzi“, den ich später, weil er zu scharf wurde, an die Lederfabrik Freudenberg in Weinheim verkaufen mußte. Dem jungen Fuchs hatte ich noch in Freiburg einen Käfig bauen lassen, er war zum Kompanietier avanciert und wurde von der Küche gut verpflegt. Fast ausgewachsen transportierten sie ihn bei der Übersiedlung nach Brühl in einem Fass. Dort wurde er an eine Kette gelegt, machte sich frei, zerriss einige Hühner und wurde darum erschossen.

Die Armverletzung machte mir immer noch starke Schmerzen, besonders bei Wetterumschlag, und Ausmärsche mitzumachen, war mir völlig unmöglich, da die frisch verknorpelten Knochen des Unterschenkels nicht hart genug waren. Trotzdem versuchte ich im Winter, mit Fritz Hofmann, der sehr schwer verwundet, Bein- und Schenkelgranatenschuss, aus den Karpaten damals mit mir im gleichen Lazarettzug zurückgefahren war, und Leutnant Menz, einem alten Schneeschuhbataillonskamerad, den ich 1931 zufällig in Ulm auf dem Bahnsteig wiedersah, er ist jetzt Arzt in Stuttgart, eine Skitour auf die Hornisgrinde zu machen. Es ging ganz gut. Im Frühjahr 1918 bildete ich Rekruten aus auf dem Heuberg, wo ich meist die Gegnertruppen führte, während der Abteilungsmajor M. seine strategischen Künste an uns ausließ. Bei den anschließenden „Manöverkritiken“ grinste das ganze Unteroffizierskorps über meine diesbezüglichen Ausführungen über die Gefechtslage, die stets mit einer vollendeten Niederlage des Alten endete. Ich hatte die bessere Klappe, und er kam nicht so recht mit.

Zwischendurch war ich zu einem Gas-Kurs nach Berlin abkommandiert und zu einer Minenwerferabteilung nach Offenburg. Mit dem etatmäßigen Feldwebel Lauber hatte ich dauernd Kippes wegen der Behandlung der Leute.

Ende Juni kam ich an die Front. Ich sollte als Nachrichtenoffizier zum Regimentsstab. Aber als ich über Dietenhofen in der Nähe Sedans bei der in Ruhe liegenden Truppe ankam, eröffnete mir der Regimentsführer von Rango, die für mich vorgesehene Stelle sei durch einen Hauptmann der 10. Jäger besetzt, ich werde der 5. Kompanie Maschinenge-[75]wehrabteilung zugeleitet. Das war für mich eine schwierige Situation mit den beiden nicht ausgeheilten Verletzungen. Weigerte ich mich, was das Vernünftigste gewesen wäre, so kam ich in den Geruch der Feigheit. So sagte ich ja und mußte es schwer büßen, als halber Mann in die vorderste Front einzurücken. Vorerst blieben wir in Ruhe. Über den zerschossenen Chemin des Dames – Rücken marschierten wir in das Gebiet von Noyon, St. Quentin, Chauny in ein stark mitgenommenes Dörfchen am Oise-Aine-Kanal, um den heftige Kämpfe Ende April stattgefunden hatten. Der Wald, in dem wir „übten“, war von Granaten zerfetzt, der Kanal, mäßig breit, an vielen Stellen durch versenkte Boote gestaut und durch Behelfsbauten überbrückt. Die verlassenen französischen Stellungen in den Wiesen und Waldrändern an Überschwemmungsdämmen und längsaufgeschütteten Hochchausseen waren vorzüglich ausgebaut. Ich las eine alte Nummer des MATIN, der von chauvinistischer Hetze nur so triefte. Wundervoll waren die Nachmittags- und Abendstunden unter dem blauen Himmel des französischen Landes. Die Sonne schien heller, stärker, meinte man. Hinter den Ruinen des Häuschens, in denen ich mit meinen Burschen lag, duftete ein verwilderter Garten. Dicke Büsche Cichorie, mit blauen Blüten übersät, tiefrote Flecken wilden Mohns, starkviolette und weiße Fliederblüten. Das Donnern und Toben der Kanonen klangen so unmöglich in diese Stille glückhafter Sonnenglut. Und die Abende hörten nicht auf in diesen hellen Tagen – die kurzen sternenübersäten Nächte verzerrten die Mauerreste, Löcher und Steinhaufen zu grotesken Linien. Nach einer großen Langmarschübung durch Wald über ein nicht zu beschreibendes Tal, das durch Feuerunterstützung der am Hang liegenbleibenden Truppenteile genommen werden mußte, wusste ich Bescheid. Das Regiment wurde zur großen, wie wir

sagten, „letzten“ Offensive an der Marne eingesetzt. Und so war es.

Der Anmarsch war sehr beschwerlich. Wir konnten nur in der Nacht marschieren und nur rechts und links der Straßen, weil die Artillerie und der Train die Chausseen beherrschten. Ununterbrochen rauschten feindliche Flieger über uns. Über Dravegny, Cohan, Coulonges, Ronchère erreichten wir den Wald am hohen Nordufer der Marne. Schon am ersten Tag war mir das Marschieren völlig unmöglich. Ich mußte auf einen Protzer des Maschinengewehrzuges klettern und schämte mich vor meinen Leuten, hätte mich am liebsten vor den Blicken der vorbeireitenden höheren Offiziere, die ja nicht wissen konnten, was mit mir los war, verkrochen.

Am 13. Juli war der Aufmarsch vollendet. Am 14. setzte das Trommelfeuer ein auf dem Abschnitt zwischen Reims und Chateau-Thieny. Vor uns mußte der Karte nach Dormans liegen, wo Ludwig XVI. auf dem Rückweg von seiner verunglückten Flucht 1791 übernachtete. Die Franzosen mussten gerade ihr Revolutionsfest gefeiert haben am 14. Wir fanden nachher in Cresly z. B. gedeckte Tische und festlich geschmückte Zimmer. In der Nacht wurde mit Gasgranaten geschossen, Gelbkreuz, und strengste Parole ausgegeben, die Gasmasken in Bereitschaft zu halten. Um 3 Uhr 18 früh begann am 15. Juli der Angriff. Meine Kompanie brach aus dem Wald über den kahlen Abhang in doppelt gestaffelter Schützenlinie hinaus zwischen den krachenden Minenwerfern hindurch. Dort unten, wo der leichte Nebel ist, die Marne. Von den gegenüberliegenden Hängen rast ein unerhörtes Feuer über uns hin. Schrapnells, Granaten in Massen. Man kann die Detonationen nicht mehr voneinander unterscheiden. Einige sind schon gefallen. Aber ich reiße die Kompanie vorwärts [76] im Sturmschritt, springe über Granatlöcher, über Dreckhaufen, gefallene Bäume, durch Buschhecken, immer vorwärts. Drei Mann mit einem leichten MG sind gerade vor mir, einer fällt, ich nehme den Patronenkasten an mich. Es stinkt nach Gas, je tiefer wir kommen. Eine Granatsalve kracht auf. Die Franzosen schießen jetzt direkt Flachbahnbrisanzgeschosse. Es ist ein bellendes Heulen, ein krachendes Zischen, das nicht abreißt. Ein Minenwerfer links wird getroffen und in die Luft geschleudert. Krach – gerade vor mir hat es eingeschlagen, mich umgerissen in den flachen Trichter hinein. – Bin ich jetzt tot, was fehlt mir, wo sind die Arme, die Beine, der rechte Fuß ist ab? Er schmerzt. Der schwere Gebirgslederschuh ist am Spann und an der Sohle zerrissen – ich blute, die tastenden Finger sind nass, aber nicht sehr. Kann ich ihn noch bewegen? Meine Leute haben sich hingeworfen – „Vorwärts“, brülle ich. „Vorwärts! Ich kann nicht mit.“ Ich drehe den Fuß im Gelenk. Jetzt sehe ich es. Das doppelte Leder und die dicke Sohle haben die Splitter gedämpft, es ist nur eine leichte Rißwunde. Ich springe auf, etwas benommen und gehemmt durch den zerfetzten Schuh. Aber es geht. Die Schmerzen spüre ich nicht. Die Mündungsfeuer zucken hundertfach durch den Rest der Nacht, die weicht. Links brennt ein Dorf, Treloup. Unter mir ist eine breite Mauer, eine Kirchhofhalle, rechts gerade davor das steile glitschige Lehm-Ufer der Marne. Ein Ponton fährt gerade ab. „Achtung! Zur Seite! Mitte frei!“, schreie ich und springe von oben in den Ponton. Die Kugeln zischen. Maschinengewehre rattern. Die Blechwände sind durchlöchert. Wir bücken uns nieder. Ein Pionier kippt getroffen um. Ein anderer nimmt die Stoßstange. Wir drücken an den Rudern mit. 3–4–5 sind verwundet, als wir uns an Grasbüscheln und ausgewaschenem Lehm drüben festklammern und hochziehen. Es dämmert, die nassen Wiesen sind etwas neblig, das Gras ist, mit Schilf durchsetzt, ziemlich hoch. Französische Truppen schießen im Knien. 100 Meter sind es noch bis zum Bahndamm, der vor Reims nach Paris führt. „Kamerad, Wasser, Wasser.“ Ich kann nicht. Da liegt einer, dem der Stahlhelm vom Granatsplitter durchstoßen wurde, der Kopf hängt noch halb. Tote Franzosen, tote und verwundete Kameraden. Ich brülle: „Fünfte Kompanie sammeln!“ Ich pfeife auf einer Trillerpfeife. Niemand! Ich bin schon zu weit vor. Die Kugeln pfeifen über mich herüber und hinüber. Endlich sehe ich ein MG durch das Gras im Sprung vorgehen. Jetzt sind sie auf meinen Ruf bei mir. Wir müssen, bevor es hell wird, den Bahndamm erreicht haben. Also voran! Durch Morast und Weidengestrüpp stürmen wir vor. Es ist uns gleich, ob sie uns treffen, wenn schon. Wir schießen nicht, wir steigen nur vor. Stolpern, fallen, raffen uns auf. Andere schließen sich an. Noch 30 Meter – über den Gleisen steht ein französisches MG auf seinem Dreieck. Sie haben eine Ladehemmung. Ich schieße im Laufen meine Pistole leer. Zwei Handgranaten folgen. Das MG steht verlassen. Jetzt sind wir am Damm. Wütend ratschen die Granaten flach über den Damm. Er ist etwa acht Meter hoch. Wir pressen uns dicht an die Böschung.

Nach und nach sammeln sich meine Leute. Die Offiziere sind verwundet oder tot. Ich führe die Kompanie. Über dem Damm ist Wiesenfläche, die ansteigt zu einer hochgedämmten baumbesetzten Chaussee. Hinter ihr steigt der Abhang mäßig steil an, rechts ist ein Dorf. Es liegt noch unter Artilleriefeuer.

Soilly heißt es auf der Karte – ein langgestrecktes Reihendorf. Links brennt es lichterloh. Man sieht den spitzen Kirchturm hinter den Flammen. Ein Zug Franzosen kommt über die Straße, einige Hundert in ihren blaugrauen Uniformen, den rundflachen Stahlhelmen auf [77] mit erhobenen Händen. Die Gesichter der ersten sind verzerrt, bleich, dreckig, blutig, z. T. die grauenhafte Angst, erschossen, erstochen zu werden, liegt in den aufgerissenen Augen. Einer hält mir seine goldene Uhr entgegen. Wir winken ihnen zu, sie sollen über den Damm kommen. Noch zittern sie, zeigen Briefe aus der Heimat, Fotos der Frauen, Geldbeutel, schimpfen auf den Krieg. Ein junger Offizier geht am Rohrstock mit großem Silberknauf. Ich nehme ihn an mich, kann besser gehen damit. Er braucht ihn nicht mehr. Es ist jetzt ganz hell. Die Flieger rattern über uns. Die Gefangenen liegen hinter dem Marne-Ufer. Das Granat- und Schrapnell-Feuer steigert sich. Jetzt ist alles beisammen.

Wir treten an zum Sturm auf Soilly. Über die Straße sind wir bald. Die Strauchbüsche und Obstbäume hinter dem Dorf schützen uns gegen Sicht. Jetzt sind wir in der langen, geraden Hauptstraße des Dorfes. Viele Häuser sind getroffen, eingestürzt, brennen, rauchen. Wo die Straße abzweigt oben, stehen zwei MG. Schwarze Richtschützen sitzen dran, die mit unerhörter Ruhe auf uns feuern. Auch aus den oberen Häusern schießen sie. Nach einer halben Stunde ist das Dorf geräumt. In einem offenen Schuppen ist an der Hinterwand eine Karikatur des Kronprinzen mit überlanger Nase und einer Spottunterschrift. Die Wiesen und Felder oberhalb des Dorfes sind mit vergasten Grabenstellen durchzogen. Die Toten stehen z. T. mit dem Gewehr im Anschlag, starren verwundert aus verglasten Augen. Ein kleiner Postbrotwagen mit Eseln bespannt liegt zerschossen auf einem Feldweg; der Fouragier tot daneben. Ich warne davor, das Brot zu essen. Es ist das erste Weißbrot, und wir haben Hunger. Ein Erdbeerbeet in einer Mulde ist völlig vergast, aber einige essen doch und sind kampfunfähig.

Der Wald beginnt oberhalb der gerodeten Strecke. Es ist fast flach. Telefonleitungen zu den Batterien werden verlegt. Ein höherer Artillerieoffizier will mich erschießen. Aber er senkt die Waffe, wirft sie weg – er ist etwa 50 Jahre alt und weint. An einer Waldecke holen wir 30 Franzosen aus dem Unterstand. Die Granaten fahren unheimlich durch die Bäume, aber wir eilen vorwärts auf einer steinigen Waldschneise. Niemand ist vor uns. Eine Gestrüpp-Fläche wird durcheilt. Durch die Büsche sehen wir die frisch aufgeworfenen Dämme neuer Stellungen. Wir werden links rauskommen auf eine große Waldlichtung, auf der Weizen wächst. Eine Batterie Feldgeschütze rast über sie zurück. Wir schießen auf 300 Meter die vordersten Pferde nieder. Die Kanoniere hüpfen im Zickzack in den schützenden Wald. Aus dem Gehölz hinter uns kommen 17 Franzosen herausgekrochen. Funkelnagelneue Uniformen und Waffen. Wir nehmen ihnen die Waffen und die Fotoapparate ab.

Ich schicke die ausgespannten Pferde der Batterie zurück mit einem Situationsbericht. Mir ist hundeelend. Mein Bein schmerzt, der Arm juckt. Französische Feldbataillone stehen über dem Wald. Ich liege mit 5 Jägern am Rand des Weges vor der französischen Stellung. Links liegt eine frühere Baumschule, deren Restbestand hochgewachsen ein genaues Quadrat aus dem Feld ausschneidet. In unserem Rücken ist eine „Ferme“, die ist noch besetzt, aber ihre Kugeln gehen zu kurz. Um 10 Uhr vormittags setzt das Trommelfeuer der Franzosen ein, mit unglaublicher Wucht. Das Feld wird umgepflügt geradezu. Wir sind hilflos diesem Stahlhagel ausgesetzt. Zwei sind tot. Markert schwer verletzt. Der Rest des Bataillons ist jetzt in unserer Linie. Wir greifen an, aber pausenloses MG-Feuer empfängt uns aus den gut getarnten längst ausgebauten Stellungen der Franzosen. Eine tanze Gruppe rechts vor mir fällt über die kurzen Sträucher wie hingemäht. Wir sehen kei-[78]nen Feind und kommen schwer über das zerfetzte Dorngestrüpp vorwärts. Nur ein französischer Offizier springt aus dem vorderen Graben in die Nebenstellung, er wird nicht getroffen. Wir müssen uns eingraben, sonst bleibt kein Mann übrig. Wir liegen jetzt mit etwas Schussfeld in der Mitte des dünnen Getreideplateaus in einem mittelgroßen Granattrichter.

Um 3 Uhr mittags setzt das Trommelfeuer erneut ein. Unsere Kanonen schweigen. Feindliche Flieger sind über uns, von unseren ist nichts zu sehen. Drei Stunden liegen wir im wütendsten Granatfeuer. Die Zunge klebt am Gaumen, es ist drückend heiß. Seit gestern Nacht haben wir nichts gegessen. Die Brotbeutel waren voll Handgranaten. Ablösung ist nicht zu erwarten. Also es heißt aushalten.

Mein Bein ist dickgeschwollen. Der Arm schmerzt wahnsinnig. Es wird Nacht, das Feuer hält an, die Franzosen kennen ja die Entfernung auf Meter genau. Sie schießen ausgezeichnet. Leuchtsignale gehen hoch. Wir erwarten den Gegenangriff. Aber es bleibt beim Artilleriefeuer. Im Morgengrauen greifen sie an. Amerikaner und Franzosen zusammen. Wir sind nur wenige. Aber das leichte MG rattert neben mir. Sie werfen sich nieder. Wir sparen Munition. Sie springen wieder auf. Wir setzen Reihenfeuer ganz tief auf die Beine. Jetzt kehren wir um auf 120 Meter. Wenn wir keine Verstärkung bekommen, ist es aus.

Um 11 Uhr am 16. Juli bricht die Hölle los. Das kann man nicht beschreiben. Hunderte von Granaten in wenigen Minuten dicht nebeneinander. Wie eine berstende Stahlwalze geht die Splitterwelle über uns hin und zurück, hin und zurück. Wie ein Wiegemesser Zwiebeln schneidet, sie zusammenkratzt, nochmal zerschneidet, und noch einmal und immer wieder, so ging es uns. Es war die Hölle. Ich krieche mehr tot als lebendig hinter das Baumquadrat. Ein Riesenfranzose liegt schon dort im schmalen Einfriedigungsgraben. Wir starren uns an. Ich habe die Starre schneller überwunden. Er hätte mich in den Fäusten zerquetschen können, so stark war er. „A, vous êtes prisonnier“, brülle ich und fahre auf ihn zu. Er lässt sich verblüffen, wirft das Gewehr weg. Ich traue ihm nicht. Er muss, von der Pistole bedroht, zurückkriechen, was er scheinbar gern tut trotz der Granaten.

Das Feuer steigert sich um die Mittagszeit noch mehr, obwohl das unmöglich schien. Die Luft stinkt nach Explosionen, die Erde ist schwarz verbrannt von Einschlägen, das Weizenfeld ein trockener Misthaufen. Ich habe noch nichts gegessen, nichts getrunken, kaue Gras. Plötzlich weiß ich nichts mehr von mir.

Es ist Spätnachmittag, als ich zu mir komme. Man schleift mich weg über den Boden, unter den Schultern haben mich zwei angefasst. Am Wald sind zwei blaue Uniformkleckse. Aber es sind zwei meiner Leute, die mich zurückschleifen. Sie merken, daß es mir besser geht. Eng aneinandergepresst liegen wir in einem kleinen Sumpfloch am hinteren Rand der Höhe. Dort unten fließt das matte Band der Marne. Ich knipse im Liegen diese wohl südlichste Aufnahme des Feldzuges. Es kommt Ablösung – Garderegimenter, junger Ersatz, die Offiziere zu „Pferd!“ Noch sind sie nicht in der Feuerlinie. Wir müssen grauenhaft aussehen ihren Mienen nach. Ein Oberst hört meinen Situationsbericht. Er dankt und lässt seine Leute sofort in Stellung gehen. Keine Minute zu früh. Das Feuer setzt wieder ein.

Die Franzosen sind wieder auf der Lichtung, in losen Reihen greifen sie an. Werden abgeschlagen. Wir drei wanken zurück. Im Feldgraben liegt ein Jäger mit schwerem Bauch-[79]schuß. Er jammert nach seiner Frau. Wir können ihm nicht helfen. Jetzt sind wir hinter der Plateaukante am Abhang vor direktem Feuer geschützt. Alles liegt voll Verwundeten. In einem kleinen Steinbruch schreit ein Franzose. Der blutige Beinstumpf schmerzt ihn, seine Feldflasche liegt leer neben ihm. Ein junger, schöner, schwarzbärtiger Mann, wir können ihm nicht helfen. Man legt mich in einen tiefen Keller auf eine Matratze.

Ich liege am 17. den ganzen Tag bewusstlos in hohem Fieber. Der Arzt kommt, ich soll zurück, völlig erledigt. Er schimpft auf die Ärzte, die mich wieder ins Feld geschickt haben. Ich liege im Schulsaal von Serilly. An der Wand hängen bunte Bildertafeln wie bei uns. In einem Schrank der Lehrerwohnung steht innen an der Tür „Deutsche sind gute Leute, wir nicht wollen Krieg“. Die Scheiben sind zertrümmert, der obere Stock abgeschossen.

Am 18. früh soll ich zurück zur Etappe der Kompagnie. Ich sitze auf der Protz neben dem Fahrer. Wir sind schon in der Nähe von Dormans. Die Granaten klatschen nur so auf das Gelände an der Marne. An der Straßenbiegung liegt ein Pioniergeneral mit einigen Soldaten tot. Feindliche Flieger gehen bis auf 70–80 Meter runter, werfen Säcke mit Handgranaten auf die Behelfsbrücken. Wir müssen aber hinüber. Im Galopp geht es über das Vorfeld. Ich spüre: Jetzt musst du runter, sonst bist du tot. Schreie

das dem Fahrer, dem die Pferde fast durchgehen, in dem tobenden Krachen zu. Er hört nicht, fährt auf die Pontonbrücke zu. Ich werfe mich seitlich vom Sitz in den mit Gras gemischten nassen Dreck, und eine Sekunde später zerreißt ein Volltreffer die Feldküche samt Pferd und Fahrer auf den ersten Brettern der Brücke. Der nächste trifft nicht hierher. Ich renne auf die nur noch am Rand zusammenhängenden Pontons zu, balanciere glücklich trotz Granatenschauer hinüber nach Treloy. Hinter einem Ponton, dann an der Friedhofsmauer verschnaufe ich. Ein Meldegänger der Brigade nimmt mich mit in den Gefechtsunterstand, wo ich bewusstlos auf einem Arm Stroh zusammenbreche.

Am 19. bringt mich ein Leichtverwundeten-Trupp ins Feldlazarett, von dort wanken wir nach Firmes ins Lazarett. In der Nacht vom 20./21. überfallen englische Flieger Firmes. Das Lazarett erhält 3 Treffer. Am 21. liege ich mit anderen Verwundeten auf einem Lastwagen, der uns nach St. Erme bringt in den Lazarettzug. Neben mir liegt ein Hauptmann mit Armschuss. In der Nacht zum 22. wird der Bahnhof von 3 Geschwadern angegriffen. Munitionszüge explodieren neben uns, der Lazarettzug wird getroffen. Granaten fliegen durch die Luft. Wir müssen schleunigst aus dem Wagen in den nahen Wald, wo wir übermüdet einschlafen. Als es Tag wird, ist der Lazarettzug fortgefahren. Wir sind nur im Unterzeug. Wir müssen auf den Eisenbahnschwellen bis Laon hüpfen. Eine Trainabteilung gibt uns Kleider. In Laon hält man uns trotz Verwundeten-Ausweis für Flüchtlinge! Aber eine energische Unterredung mit dem fetten, Zigarre rauchenden Bahnhofskommandanten, einem Oberstleutnant, brachte uns in zwei II. Klassewagen nach Frankfurt am Main, wohin der Zug mit unseren Sachen, meiner Uhr, meinem Fotoapparat vorausgefahren war.

In Homburg vor der Höhe lag ich im Lazarett „Villa Hildegard“, das von irgendeiner Gräfin oder Baronin geleitet wurde. Bis September. Es gab auch da recht bittere Erfahrungen über die Verfressenheit der „besseren Gesellschaft“. Nur höhere Offiziere waren im Allgemeinen in dieser Villa. Elisabeth und Hildegard besuchten mich. Wir waren zusammen auf der Saalburg. Nach Brühl zurückgekehrt, machte ich aus der Rekonvaleszenz heraus meine erste theologische Prüfung. Der damalige Prälat Schmitthenner klopfte mir auf die Schulter [80] und sagte: „Na, was sagen Sie zu unserem Max, das ist doch unerhört.“ Er meinte den Prinzen Max, der auf Drängen der obersten Heeresleitung am 5.X. als Reichskanzler die Waffenstillstandsverhandlungen begonnen hatte. Ich antwortete: „Es ist das einzig Mögliche und der Beginn einer ganz neuen Zeit, in der auch Max nichts mehr bedeuten wird.“ Er sah mich sehr erstaunt an. Die Revolutionstage erlebte ich in Mannheim, wohin ich mit bestandenen Examen Anfang November in Urlaub gefahren und dann entlassen war.

Über diese Zeit und die Jahre 1919-1933 will ich später das mir Wichtigste aufzuschreiben versuchen. Es sind jetzt noch 14 Tage bis zu meiner Entlassung aus dem Düsseldorfer Gefängnis. Drei Monate sitze ich hier in Zelle II/8, nachdem ich seit dem 1. März in Schutzhaft in Zelle 6/3 mit Langhoff gesessen war. Drei Monate sitze ich hier, allein weil ich meine Dreyse-Pistole, die mir oft das Leben gerettet hatte im Krieg, nicht angemeldet hatte. Am 10. Oktober kommt Elisabeth. Ich sehe sie nach 7 Monaten zum ersten Mal wieder. Am 17.X. sind die drei Monate vorbei. Wolf ist jetzt 12 Jahre, mein Junge wartet sehr, bis er mich wiedersieht.

[81]

Bewusste Verächtlichmachung der Kirche?

Stenographisches Protokoll des Kirchlichen Dienstgerichtes vom 21. Juni 1929

Vorbemerkung des Herausgebers: Unter dem Titel „Bewusste Verächtlichmachung der Kirche?“ erschien in Nr. 29 des „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“ am 21. Juli 1929 ein Artikel von Erwin Eckert, in dem er Bilanz zog über das Kirchliche Dienstgericht, das die Badische Kirchenleitung nach dem Antrag der Bezirkssynode Karlsruhe-Land auf Einleitung eines Dienststrafverfahrens vom 3. Dezember 1928 und nach den Vorermittlungen, die am 4. März 1929 begonnen worden waren, eingeleitet hatte und dessen Protokoll im Folgenden abgedruckt wird.[1]

Gegenstand des Verfahrens war ein Flugblattentwurf, den Eckert als geschäftsführender Vorsitzender des Bundes der religiösen Sozialisten und Schriftleiter des „Sonntagsblatt des Arbeitenden Volkes“ (SAV) verfasst und am 7. Oktober 1928 im Bundesorgan veröffentlicht hatte.[2]

Eckert bedauerte in seiner Nachbetrachtung zum ersten von insgesamt drei Kirchlichen Dienstgerichtsverfahren gegen ihn, „daß das bei der Verhandlung aufgenommene Stenogramm uns nicht zur Verfügung gestellt wurde, nicht einmal zur Durchsicht auf eventuelle Fehler in der Wiedergabe der [...] gehaltenen Reden. Von einer Veröffentlichung der Verhandlung kann gar keine Rede sein, das läßt die Kirchenbehörde nicht zu“.[3] Das Urteil des Dienstgerichtes wurde am 5. August 1929 veröffentlicht.[4]

Eine Kopie des 153 Seiten starken Protokolls befindet sich im Privatarchiv Erwin Eckert. Es wird hier erstmals mit freundlicher Genehmigung des Evangelischen Oberkirchenrates in Karlsruhe veröffentlicht. Gelegentlich sind offensichtliche Schreibfehler verbessert und fehlende Interpunktionen gesetzt worden. Die Auslassungszeichen „[...]“ befinden sich im Original.

Zu einigen kirchengeschichtlichen und theologisch wie politisch bedeutsamen Aspekten der Verhandlungen des Kirchlichen Dienstgerichtes siehe den Beitrag „[...] um Gerechtigkeit willen verfolgt“ von Hanfried Müller in diesem Band.

Vorsitzender, Oberbürgermeister Dr. Finter Die Sitzung ist eröffnet.

(Prälat D. Kühlewein spricht das Eingangsgebet.)

Zur Verhandlung steht die Anklage gegen Pfarrer Eckert in Mannheim.

Das Dienstgericht setzt sich zusammen aus den Herren Oberstaatsanwalt Haas in Mosbach, Oberstaatsanwalt Fitzer in Offenburg, Prälat D. Kühlewein, Oberkirchenrat Dr. [82] Dörr, Pfarrer Barner in Lörrach, Professor D. Frommel in Heidelberg, Pfarrer Löw in Riegel, Pfarrer Seufert in Karlsruhe und meiner Wenigkeit als Vorsitzenden. – Gegen die Zusammensetzung wird nichts erinnert.

Nun, Herr Pfarrer, werden wir zunächst Ihre persönlichen Verhältnisse feststellen.

(Feststellungsergebnis: Erwin Eckert, geb. am 16. Juni 1893 in Zaisenhausen, verheiratet, Pfarrer in Mannheim seit dem Jahre 1927, in den Kirchendienst eingetreten im Jahre 1911.)

Ich verlese nun zunächst die Anklageschrift:

„Den Pfarrer Erwin Eckert in Mannheim, geboren den 16. Juni 1893 zu Zaisenhausen, unterm 24. September 1919 unter die Pfarrkandidaten aufgenommen, vom 12. Oktober 1919 an Vikar des 1. Stadtvikariats Pforzheim, vom 16. September 1922 an Diasporapfarrer in Meersburg und nach

---

1 Einen ersten Versuch der Rekonstruktion des „Falles Eckert 1929“ unternahm Thomas Krafft 1982. Das MS befindet sich im Privatarchiv Eckert. Eine umfassende Aufarbeitung des ersten kirchlichen Dienstgerichtsverfahrens gegen Eckert steht noch aus.

2 Erwin Eckert, Was wollen die religiösen Sozialisten? in: SAV 1928, Nr. 41, S. 239.

3 Bewußte Verächtlichmachung der Kirche? in: SAV 1929, Nr. 29, S. 227.

4 Siehe Erwin Eckert, Kirchengerichtliche Methoden, in: SAV 1929, Nr. 37 vom 15. September 1929, S. 269–271.

Errichtung der Pfarrei seit September 1926 Pfarrverwalter daselbst, seit 1. Februar 1927 Pfarrer an der Jungbuschpfarrei in Mannheim, verheiratet, klage ich an, seine Dienstpflichten (§ 1 und 7 des Dienstgesetzes und § 50 KV) dadurch verletzt zu haben, daß er in Nr. 41 des „Sonntagsblattes des arbeitenden Volkes“ vom 7. Oktober 1928 in seiner Veröffentlichung „Was wollen die religiösen Sozialisten?“ gegen die Vereinigte Evang. protestantische Landeskirche Badens Angriffe richtete, die geeignet sind, die Kirche in der Öffentlichkeit herabzuwürdigen, verächtlich zu machen und zu beleidigen. Ich beantrage, den Angeklagten zu einer entsprechenden Strafe (§ 8 Dienstgesetz) zu verurteilen.“

Es ist in dieser Sache ein Zeuge geladen, Herr Pfarrer Rost in Mannheim (Trinitatiskirche). – Nach der Bestimmung der Strafprozessordnung dürfen Sie vor der Vernehmung der Verhandlung nicht anwohnen. Darf ich Sie bitten, sich ins Zeugenzimmer zu begeben! (*Pfarrer Rost*: Darf ich feststellen, daß ich nur auf Wunsch hereingekommen bin!) Herr Pfarrer, ich habe ja gewünscht, daß Sie da sind; es ist kein Vorwurf [...]

In der Anklageschrift sind zwei Gesetzesbestimmungen angezogen, die wir vielleicht zunächst verlesen können. Es ist dort Bezug genommen auf die §§ 1 und 7 des Dienstgesetzes. § 1 lautet: „Der Geistliche hat alle Obliegenheiten seines Amtes gewissenhaft wahrzunehmen und sich durch sein Verhalten in und außer dem Amt des Vertrauens und der Achtung, die sein Beruf erfordert, würdig zu erweisen. Darauf wird er bei der Aufnahme in den Kirchendienst feierlich verpflichtet.“ § 7: „Ein Geistlicher, der seine Pflicht verletzt (§ 1), unterliegt dienstlicher Bestrafung.“ § 50 KV lautet folgendermaßen: „Die Landeskirche fordert von ihren Geistlichen, daß sie die Lehren der Heiligen Schrift nach Maßgabe des Bekenntnisstandes der Landeskirche verkünden, persönlich mit einem musterhaften christlichen Lebenswandel den Gemeinden, die ihnen anvertraut sind, vorleuchten und überall den Ernst und die Würde ihres Amtes behaupten.“ Die Anklage stützt sich auf einen Aufruf, der in der Nr. 41 des 10. Jahrgangs des „Sonntagsblattes des arbeitenden Volkes“ vom 7. Oktober 1928 erschienen ist. Diese Zeitschrift wird nach ihrer Kopfaufschrift herausgegeben von dem Bund religiöser Sozialisten Deutschlands. Es heißt da in einer Notiz zunächst: „Auf der letzten und vorletzten Seite der heutigen Ausgabe steht ein Flugblatt, das wir in vielen Tausenden herstellen und gegen Selbstkosten unseren Freunden zur Werbung geben wollen. Wer daran noch Änderungen oder Zusätze wünscht, möge das Pfarrer Eckert in Mannheim bald mitteilen. In übernächster Nummer können wir unseren Freunden den Preis des Flugblattes mitteilen.“

[83] Ich will nun dieses Flugblatt verlesen; es wird wohl nicht anders möglich sein, als daß das Ganze verlesen wird, weil die Verteidigung ja auf die Zusammenhänge des Ganzen abhebt. – Ich werde eben darauf aufmerksam gemacht, daß das Gericht einen Berichterstatter ernennen muß. Ich schlage den Herrn Oberstaatsanwalt Fitzer vor. –

„Was wollen die religiösen Sozialisten?

Es gibt seit dem Zusammenbruch 1918 überall in Deutschland religiöse Sozialisten. Ganz unabhängig voneinander sind sie zur selben Zeit, fast mit denselben Worten und Methoden in die Öffentlichkeit getreten. Das ist ein Zeichen dafür, daß die religiös-sozialistische Bewegung nichts künstlich Gemachtes ist, sondern eine notwendige Bewegung, die sich durchsetzen konnte, als die alten Gewalten zusammenbrachen.

In steigendem Maße hat sich die öffentliche Meinung mit den religiösen Sozialisten beschäftigt, und der Kreis der religiösen Sozialisten, der seit 1926 in einem „Bund der religiösen Sozialisten“ vereinigt ist, hat sich ständig vergrößert. Aber auch die Gegnerschaft der jungen Bewegung ist gewachsen und sucht unsere Arbeit und unseren Kampf zu hindern. Weithin herrscht Unklarheit und Voreingenommenheit gegen den Bund und seine Ziele. Es ist darum notwendig, in Kürze zu sagen, wer die religiösen Sozialisten sind und was sie wollen.

Wir sind Sozialisten

Wir wollen wie alle Sozialisten die kapitalistische Herrschaft stürzen und die sozialistische Ordnung errichten, weil wir von ihr eine höhere Art menschlichen Lebens erhoffen.

Die sozialistische Ordnung hebt das Privateigentum an den Produktionsmitteln auf und damit die Ungerechtigkeit des Besitzes. Sie erlöst die Masse von der wirtschaftlichen Herrschaft einzelner durch die Aufhebung der Lohnknechtschaft. Sie macht die Proletarier zu freien Menschen. Sie erlöst die Besitzenden von der Last des Besitzes und der Tragik der Ausbeutung. Sie macht die Arbeit zu einem alle verpflichtenden Dienst des Einzelnen für die Gesamtheit. Sie entzieht dem Schmarotzertum, dem Betrug, allem Sichbereichern, allem Mammonsdienst die Unterlage und Möglichkeit. Sie lässt den Ertrag der Arbeit aller allen zugutekommen. Die sozialistische Ordnung erneuert die menschliche Gesellschaft.

Sie schafft ein neues Verhältnis des einzelnen zur Gesamtheit, ein Recht, das der Gerechtigkeit näher ist. Sie überwindet die Klassen und Schichten in den einzelnen Völkern. Sie vereinigt die verschiedenen Völker und Rassen zu friedlichem Dienst an der kommenden Gemeinschaft. Sie schenkt durch straffste Rationalisierung der Produktion und des Konsums dem Einzelnen Zeit, sich selbst zu finden und zu bilden. Sie gibt der Gesamtheit genügend Mittel zur besten Ausbildung und Ertüchtigung aller Kinder und Heranwachsenden. Sie sorgt für die Veteranen und Invaliden der Arbeit, für die Kranken und Krüppel. Die sozialistische Ordnung erzwingt eine neue Kultur. Wissenschaft und Kunst, Sittlichkeit und Religion werden – aus den Fesseln kapitalistischer und egoistischer Interessen befreit – der Gemeinschaft freier, brüderlicher Menschen dienen und ihrem Leben den tiefsten Inhalt geben. [84]

Für den Klassenkampf

Wir wissen, daß diese neue Ordnung nicht von selbst kommt, daß sie erzwungen werden muß im Kampf gegen die Nutznießer der bestehenden Ordnung und ihrem Anhang. Die unter der gegenwärtigen Ordnung leidenden Massen und alle diejenigen Menschen, die die Unzulänglichkeit der bestehenden Ordnung erkannt haben, obwohl sie selbst nicht unter ihr zu leiden haben, müssen zusammenstehen, um die sozialistische Ordnung zu erkämpfen gegen die Schichten, die besitzen, was ihnen nicht gehört, die herrschen, statt zu dienen, die von einer Gemeinschaft nichts wissen wollen. Dieser erbitterte geistige, wirtschaftliche, politische, kulturelle und gesellschaftliche Kampf zwischen beiden Gruppen in allen Völkern, die eine kapitalistische Wirtschaftsordnung kennen, ist der Klassenkampf, den die religiösen Sozialisten in allen Abschnitten und Auswirkungen restlos mitkämpfen in bewußter Verantwortung vor Gott.

Für die Religion

Wir sind religiöse Sozialisten, weil uns der Kampf um den Sozialismus ein heiliger Kampf ist, zu dem uns Gott zwingt.

Wir sind religiöse Sozialisten, weil nach unserer Ansicht die sozialistische Ordnung nicht nur durch den Kampf um die politische Macht im Staate und die Durchführung der Gemeinwirtschaft kommen und bestehen wird, sondern auch seelisch, innerlich, vorbereitet sein muss m den Herzen der Menschen. Egoistische, gewalttätige, lieblose, unverantwortliche Menschen, die sich nicht in den Dienst eines Höheren und Ewigen gestellt wissen, die sich nicht von innen her zum Dienst an den Mitmenschen gezwungen sehen, werden die sozialistische Gemeinschaft nie bauen können. Die Disziplinierung und Erziehung der Massen, wie sie der politische und wirtschaftliche Kampf mit sich bringt und die Kulturbewegung der Arbeiterschaft, kann diese inneren Voraussetzungen der sozialistischen Gemeinschaft nicht schaffen. Gerade weil wir Sozialisten sind, müssen wir religiöse Menschen sein, müssen wir Christen sein.

Für das Christentum

Wir sind überzeugt, daß in keiner Sittenlehre und in keiner Religion mehr Kraft liegt für die innere Vorbereitung und Ertüchtigung des kämpfenden Sozialisten als im rechtverstandenen Evangelium Jesu Christi und in der prophetischen Offenbarung des Alten Testaments.

Wir sind religiöse Sozialisten, weil unsre Hoffnung auf die neue Ordnung unter den Menschen ihre Kraft aus dem Glauben nimmt, daß es eine Vorwärtsentwicklung gibt nach dem Reiche Gottes zu, dem Reich der Gerechtigkeit und des Friedens, der Freude im heiligen Geist, hier auf dieser Erde.

Wir sind weit entfernt davon, die sozialistische Ordnung mit dem Reich Gottes zu verwechseln, wir sehen aber in ihr einen notwendigen Schritt in der Richtung auf das Reich Gottes hin.

Gegen die Kirche

Wir kämpfen gegen das offizielle Christentum, das „Kirchentum“, weil es die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft nicht sieht, das Reich Gottes nicht baut, das Evangelium unter Menschenwerk und Theologengezänk verschüttet hat.

[85] Die Kirchen sind an Händen und Füßen gebunden, direkt oder indirekt abhängig von den Mächtigen der Welt. Sie dulden den widerchristlichen Kapitalismus, der zu Imperialismus und Nationalismus führt, ohne dagegen ernsthaft Front zu machen, ja sie stellen sich durch Angriffe auf die proletarischen Kampforganisationen und durch Inschutznahme des Besitzes in den Dienst der reaktionären Bourgeoisie und deren Helfershelfer. Sie wollen die revolutionären Kräfte niederhalten.

Sie sind selbst mehr politische und wirtschaftskapitalistische Organisationen als Gemeinschaften frommer Menschen. Sie nehmen genau denselben Zins von ihren ausgeliehenen Kapitalien wie die andern, sie bauen „zur Ehre Gottes“ prachtvolle Kirchen, die leer stehen, und reden Ober Wohnungsnot des Proletariats. Sie vertrösten die Armen auf das Jenseits und machen den Reichen ein gutes Gewissen.

Sie lehren „Gott ist Gott“ und schützen den Mammonsdienst in den Banken und Palästen.

Sie lehren „du sollst den Namen Gottes heiligen“, und sie sehen zu, wie im Namen Gottes die Schwachen ausgebeutet und von den Heerführern Kriege geführt werden.

Sie lehren „du sollst den Sonntag heiligen“ und wissen zugleich, daß ungezählte Hunderttausende am Sonntag arbeiten müssen.

Sie lehren „du sollst Vater und Mutter ehren“ und sehen nicht, daß die kapitalistische Ordnung die Familie rettungslos zerstört.

Sie lehren „du sollst nicht töten“ und segnen durch ihre Divisionspriester und Pfarrer die Waffen, mit denen sich die Völker gegenseitig ermorden.

Sie lehren „du sollst nicht ehebrechen“ und segnen die Gesellschafts- und Amüsements-Ehen ein.

Sie lehren „du sollst nicht stehlen“, aber sie kämpfen nicht gegen den Kapitalismus, der sich auf offenen und geheimen Diebstahl aufbaut.

Sie lehren „du sollst nicht lügen und betrügen“ und schweigen zu dem Riesenbetrug, den der kapitalistische Staat, die Finanz und die Börse täglich an der Masse ausübt.

Sie lehren „sei nicht neidisch, sei zufrieden“, kämpfen aber nicht für die Voraussetzungen zu einem Leben, das für alle, die Menschenantlitz tragen, ein menschenwürdiges ist.

Das Salz des offiziellen Kirchentums ist dumm geworden, das Licht ist unter den Scheffel versteckt!

Wir religiösen Sozialisten rufen daher, als Sprecher der Masse des Proletariats, die Kirche und ihre Führer zur Umkehr, zur Buße.

Eure „Wohltätigkeit“ ist Geschäft – eure betriebsame „Liebestätigkeit“ ist ein Pflästerchen neben der eiternden Wunde – eure Predigt ist Geschwätz – euer Trost hat keine Kraft – euer Segen ist verfault – und wisst es nicht!

In den Kirchen

Der Bußruf gegen die Kirchen und ihre Betätigung allein tut es nicht. Die in den Kirchen Mächtigen spotten über uns „Idealisten und Illusionisten“, über uns „Schwärmer und [86] Utopisten“. Darum müssen wir uns maßgebenden Einfluss in den Kirchen erzwingen, um sie von Grund auf zu erneuern aus dem Geiste Jesu Christi.

Wir bleiben in den Kirchen, um den praktischen Nachweis zu liefern, daß man zugleich ein gläubiger

Christ und ein klassenbewusster Sozialist und Kommunist sein kann. Wir bleiben in den Kirchen, weil in ihnen trotz allem der Heilige Geist vielen Trost und Kraft, Hilfe und Zuversicht für Leben und Sterben geschenkt hat und schenken wird; weil wir der Ansicht sind, daß nicht die Priester und Pfarrer, nicht der Papst und die Kirchenregierungen die Kirche ausmachen, sondern das Volk, die Masse der Sehnsüchtigen und Verlangenden, der Mühseligen und Beladenen, die durch den Kampf des Proletariats von der äußeren Not befreit, Lebenserfüllung und Lebenskraft in der Gemeinschaft der neuen Kirche finden sollen.

Die aus inneren Gründen aus der Kirche ausgetretenen Sozialisten sind in unseren Reihen willkommen. Allen nach der letzten Wahrheit, nach Erlösung und Ewigkeit suchenden Menschen steht der Bund der religiösen Sozialisten offen.

Was verlangen wir von den Kirchen?

1. Sie sollen die restlose Trennung der Kirchen vom Staat durchführen.

2. Sie sollen die kapitalistische Wirtschaftsordnung anklagen und an ihrem Sturz mitkämpfen.

3. Sie sollen für den Völkerfrieden und die Völkerversöhnung predigen und dazu auffordern in allen Ländern, daß von einem Christen kein Militäretat genehmigt, keine Waffe hergestellt und kein Kriegsdienst geleistet werden darf.

4. Sie sollen ihren Einfluss benutzen dafür, daß die öffentliche Fürsorge für die Armen und Schwachen, die Opfer des Mammonsdienstes, ausgebaut werde.

5. Sie sollen die Bedürfnisse der kirchlichen Verwaltung vermindern, die Kirchensteuern gerechter gestalten und herabsetzen.

6. Sie sollen die kirchlichen Sitten und den Aufbau des Gottesdienstes umgestalten, daß sie den heutigen Menschen unmittelbare Frömmigkeit übermitteln.

7. Sie sollen den Religionsunterricht verselbständigen, ihn methodisch ändern, seinen Besuch freiwillig gestalten und ihn von freiwilligen Kräften erteilen lassen. Er soll vor allem aus der kapitalistischen Staatsschule losgelöst werden.

Eine neue Partei?

Wir denken nicht daran, eine neue politische Partei ins Leben zu rufen. Wir sind, wenn wir politisch oder gewerkschaftlich organisiert sind, in den bestehenden proletarischen Parteien, der sozialdemokratischen oder kommunistischen Partei, und in den freien Gewerkschaften oder Angestelltenverbänden. Zur Durchführung unserer besonderen Aufgabe haben wir ein sinngemäß gegliedertes Zweckverbandssystem.

Protestanten oder Katholiken?

Die konfessionelle Spaltung in die katholische und evangelisch-protestantische Kirche ist geschichtlich bedingt. Sie wird nach der Ansicht der religiösen Sozialisten in der sozialistischen Zeit überwunden werden. Die Übereinstimmung der protestantischen und [87] katholischen Sozialisten in ihrem gemeinsamen Kampf um die Befreiung des Christentums wird die Vorbedingungen schaffen für die Überwindung der Konfessionen in einer einheitlich christlich-gläubigen und sozialistisch kämpfenden Gemeinschaft, für die Kirche der Zukunft.

Wir sind Revolutionäre

Die religiösen Sozialisten sind sich wohl bewusst, daß ihr Kampf einen Umsturz des religiös-kirchlichen Lebens bedeutet. Sie wollen diesen Umsturz.

Als Jesus Christus sagte:

„Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!“ und „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, was wollte ich lieber, als es brennete schon“ und „Selig seid ihr Armen“ und „Wehe euch Reichen, die ihr voll seid“ und „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden“, da

wollte er, daß seine Nachfolger Revolutionäre seien solange, bis Gerechtigkeit sei auf Erden, Reichtum und Armut versunken seien in einer neuen Ordnung menschlicher Gemeinschaft!

Die religiösen Sozialisten suchen nicht das Ihre. Sie kämpfen nicht, um aufzulösen, sondern um zu erfüllen.

Das Symbol, unter dem sie ihren besonderen Kampf kämpfen, ist die rote Fahne der proletarischen Revolution mit dem schwarzen Kreuze Jesu Christi.

Männer und Frauen des arbeitenden Volkes, kommt zu uns, helft uns an unserer heiligen Aufgabe! Christliche Brüder und Schwestern, kommt zu uns, helft uns, es ist Gottes Sache, an der wir stehen!“

Vorsitzender: Die Anklage hebt insbesondere auf den Abschnitt „Gegen die Kirche“ ab, nicht wahr? Herr Pfarrer, darf ich nun bitten, zunächst einmal Ihr Verhältnis zu diesem Sonntagsblatt und dieser Erscheinung uns auseinanderzusetzen.

Angeklagter: Zum Sonntagsblatt im Allgemeinen?

Vorsitzender: Ja, die rein geschäftlichen Dinge.

Angeklagter: Das Sonntagsblatt ist das Organ des Bundes der religiösen Sozialisten Deutschlands, der ja nun in 16 Einzelländern Deutschlands seine Landesgruppen hat. Dieses Blatt erscheint für diese gesamte Bewegung in Deutschland und hat darüber hinaus Anhänger auch jenseits der Grenzen unseres Landes. Schriftleiter bin ich seit einigen Jahren und ich bin verantwortlich für das, was in diesem Blatt erscheint. Der Entwurf dieses Aufrufs, der hier vorliegt, ist dadurch notwendig geworden,

Vorsitzender: Dieser Entwurf, (*Angeklagter* Es ist ein Entwurf) ich habe ja vorhin vorgelesen, daß es ein Entwurf ist, zu dem die Mitglieder und Leser aufgefordert werden, Stellung zu nehmen.

Angeklagter: Jawohl. Nun ist dieser Entwurf dadurch notwendig geworden, daß schon im Jahre vorher unzählige Anfragen kamen, welches Propagandamaterial wir denn besitzen, um das, was wir eigentlich wollen, größeren Kreisen zugängig zu machen. Wir hatten kein Flugblatt, es mußte eins geschaffen werden. Wir warteten den vierten Kongress der religiösen Sozialisten ab, bei dem aus ganz Deutschland, aus der Schweiz, aus Holland, Österreich [88] Freunde und Genossen da waren. Dort wurde beschlossen, daß ich als Schriftleiter des Blattes und Geschäftsführer des Bundes dieses Flugblatt entwerfen sollte, und zwar aufgrund der sogenannten Mannheimer Richtlinien, die von allen Führern unseres Bundes in Eisenach vorbesprochen und in Mannheim angenommen worden sind. Aufgrund dieser Richtlinien habe ich diesen Entwurf gefertigt, ihn herausgegeben und aufgefordert, dazu Stellung zu nehmen. Es ist auch in einem sehr ausgedehnten Schriftwechsel von einigen hundert Briefen und Vorschlägen sehr deutlich diskutiert worden, was ich hier als Entwurf veröffentlichte, und zum größten Teil sind in diesen Briefen Stimmen zum Ausdruck gekommen, soweit sie proletarische Stimmen waren, die verlangten, noch viel schärfer den Kampf gegen die heutige Gebundenheit der Kirchen und gegen die vergangene Gebundenheit der Kirchen aufzunehmen, und die zum Ausdruck brachten, daß wir nicht Rücksicht nehmen dürften auf diese oder jene Stimmung, die in kirchlichen Kreisen vorhanden sei. Es ist von einer Seite verlangt worden, daß das Flugblatt in einer Millionenauflage, nicht wahr, die von dieser Seite, die es verlangte, selbst bezahlt werden sollte, hergestellt und den Tagesblättern beigelegt werden sollte. Dies wurde von einem Mann verlangt, der nicht Sozialist ist, der also kein Proletarier ist, sondern ein Mann, der aus den bürgerlichen Schichten stammt, der aber innerlich gewissensmäßig zustimmt, daß das, was wir wollen, letztlich auch von ihm gesagt werden kann. Er wollte dieser Zustimmung Ausdruck geben, indem er eine große Propaganda unternehmen wollte. Wir haben das abgelehnt, weil wir der Auffassung sind, daß wir unsere Propaganda stützen müssen auf diejenigen, die aus ihrer ganzen Haltung und Lebenslage heraus diesen Kampf zu führen haben. Das wäre vielleicht über den Anlass zu sagen und über die Wirkung, die der Aufruf als solcher in unseren Kreisen ausgelöst hat. Ich bin gern bereit, wenn es verlangt werden sollte, aus den Briefen, die ich zum Teil mitgebracht habe, diese oder jene Stimme vorzulesen, damit das noch deutlicher wird, wie dieser Aufruf und die Aufforderung zur Diskussion gewirkt haben. Auch sämtliche Führer unseres Bundes haben dazu Stellung genommen, und mit ganz kleinen Änderungen, die beim

Vergleich des endgültigen Flugblatts mit dem Inhalt des Entwurfs festzustellen sind, haben sie alle zugestimmt, daß ihre Unterschriften unter dieses Flugblatt kommen und es dadurch als das offizielle Flugblatt des Bundes Geltung haben solle. Die Unterschriften sind ja in der Anklageschrift angeführt, ich brauche deswegen nicht im Einzelnen darauf hinzuweisen, aus welchen Kreisen die Männer stammen, die es unterschrieben haben. In der Zwischenzeit haben wir 3 neue Landesverbände organisieren können, die sich alle restlos unter diesen Aufruf stellten.

Vorsitzender: Nun wird Wert daraufgelegt, daß die endgültige Fassung mit den Unterschriften festgestellt wird?

Verteidiger Dr. Dietz: Die Abweichungen sind verhältnismäßig unbedeutend, sie sind auch in der Anlage mit einem roten Strich bezeichnet.

Vorsitzender: Also, dieses Flugblatt ist das endgültige, das wird es wohl sein. Der Entwurf dieses Aufrufs Ist erschienen am 7. Oktober, und der Aufruf selbst ist dann erschienen (*Angeklagter*: im Dezember!) im Dezember (*Angeklagter*: im November bei den Kirchenwahlen). Da scheint eine kleine Änderung vor den Worten „Für das Christentum“ zu sein. Hier heißt es in dem vorletzten Satz: „Die Disziplinierung und Erziehung der Massen, wie sie der politische und wirtschaftliche Kampf mit sich bringt und die Kulturbewegung der [89] Arbeiterschaft, kann diese inneren Voraussetzungen der sozialistischen Gemeinschaft nicht schaffen.“ So heißt es im Entwurf. Jetzt heißt es: „nicht allein schaffen“. Vorher ist noch eine kleine Änderung in dem Kapitel „Für den Klassenkampf“. In der ursprünglichen Fassung heißt es am Schluss: „ist der Klassenkampf, den die religiösen Sozialisten in allen Abschnitten und Auswirkungen restlos mitkämpfen in bewusster Verantwortung vor Gott“. Hier ist das Wort „restlos“ gestrichen (*Angeklagter*: weil es eine Tautologie ist). Jawohl, sehr richtig. In dem Abschnitt „Für das Christentum“ heißt es am Schluss: „Wir sind weit entfernt davon, die sozialistische Ordnung mit dem Reich Gottes zu verwechseln, wir sehen aber in Ihr einen notwendigen Schritt in der Richtung auf das Reich Gottes hin.“ Jetzt heißt es: „Wir sind überzeugt, daß in keiner Sittenlehre und in keiner Religion mehr Kraft liegt für die innere Vorbereitung und Ertüchtigung des kämpfenden Sozialisten als im Evangelium Jesu Christi und in der prophetischen Offenbarung des Alten Testaments.“ Es ist anscheinend der Ausdruck „recht verstanden“ weggelassen.

Angeklagter: „Recht verstanden“ ist weggelassen.

Vorsitzender: In dem Kapitel „Gegen die Kirche“ hieß es: „Wir kämpfen gegen das offizielle Christentum, das ‚Kirchentum‘, weil es die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft nicht sieht, das Reich Gottes nicht baut, das Evangelium unter Menschenwerk und Theologengezänk verschüttet hat.“ Hier heißt es: „und in Gefahr steht, das Evangelium unter Menschenwerk und Theologengezänk zu verschütten.“ „Das Reich Gottes nicht baut“ ist weggelassen. Das andere ist umgewandelt in die Form: „und in Gefahr steht, das Evangelium unter Menschenwerk und Theologengezänk zu verschütten.“ In dem zweiten Abschnitt heißt es: „Die Kirchen sind durch ihre Vergangenheit an Händen und Füßen gebunden“; hier ist also „durch ihre Vergangenheit“ hinzugefügt worden. In dem Abschnitt, in dem von den zehn Geboten die Rede ist, hieß es: „Sie lehren ‚du sollst Vater und Mutter ehren‘ und sehen nicht, daß die kapitalistische Ordnung die Familie rettungslos zerstört.“ Jetzt heißt es „und sehen nicht, daß die kapitalistische Ordnung die Grundlagen der Familie rettungslos zerstört.“ Ferner hieß es: „Sie lehren ‚du sollst nicht ehebrechen‘ und segnen die Gesellschafts- und Amüsements-Ehen ein.“ Jetzt heißt es: (*Angeklagter* Die Geschäftsehen!) die Geschäftsehen. Wahrscheinlich ist das ein Druckfehler gewesen und soll heißen: „die Geschäfts- und Amüsements-Ehen ein“. Auf der nächsten Seite in dem Kapitel „Was verlangen wir von der Kirche?“ heißt es unter Ziffer 3: „Sie sollen für den Völkerfrieden und die Völkerversöhnung predigen und dazu auffordern in allen Ländern.“ Jetzt heißt es: „in allen Ländern dazu auffordern.“ „In allen Ländern“ ist vorgestellt, sonst ist wohl nichts geändert. In dem Kapitel „Protestanten und Katholiken?“ heißt es in dem Text: „Die Übereinstimmung der protestantischen und katholischen Sozialisten in ihrem gemeinsamen Kampf um die Befreiung des Christentums wird die Vorbedingungen schaffen für die Überwindung der Konfessionen in einer einheitlich christlich-gläubigen und sozialistisch kämpfenden Gemeinschaft.“ Jetzt heißt es: „Die Übereinstimmung der protestantischen und katholischen Sozialisten in ihrem gemeinsamen Kampf

um die Befreiung des Christentums ist uns eine Verheißung für die Überwindung der Konfessionen usw.“ Nun habe ich noch etwas vergessen. In dem Kapitel „Gegen die Kirche“ heißt es am Schluss, wo davon die Rede ist: „Eure Wohltätigkeit ist Geschäft“: „und wisst es nicht!“ Jetzt heißt es: „und ihr wißt es nicht.“ Das ist wohl auch eine redaktionelle Änderung. Sie wünschen, daß ich noch die [90] Unterschriften verlese: Bundesvorstand: E. Eckert, Pfarrer, Mannheim; O. Bauer, Metallarbeiter, Wien XIII; B. Göring, Gewerkschaftsbeamter, Berlin Landesvorstände: Anhalt: W. Küsell, Pfarrer, Altenburg bei Nienburg (Saale); Baden: Dr. H. Dietrich, Professor, Karlsruhe-Rüppur; Bayern: M. Simon, Pfarrer, Arzberg, Oberfranken; Hamburg: O. Manshardt, Pfarrer, Hamburg Hessen-Darmstadt: Dr. Landzettel, Regierungsrat, Darmstadt; Hessen-Nassau und Frankfurt: R. Jentzsch, Oberinspektor, Frankfurt a.M.; Pfalz: G. Wambsganß, Pfarrer, Neuhofen; Preußen: B. Göring, Gewerkschaftsbeamter, Berlin; Rheinland: G. Fritze, Pfarrer, Köln; Sachsen: O. Dost, Pfarrer, Wechselburg; Thüringen: D. E. Fuchs, Pfarrer, Eisenach; Württemberg: P. Dürr, Hauptlehrer, Hochdorf bei Plochingen; Österreich: O. Bauer, Metallarbeiter, Wien.

Vertreter der Anklage, Oberkirchenrat Dr. Friedrich: Ist es zweckmäßig, daß ich jetzt schon einzelne Fragen stelle, oder soll der Angeklagte sich zum Ganzen äußern? Wenn das erstere zulässig ist, dann möchte ich eine Frage stellen. Der Angeklagte hat gesagt, diese Richtlinien habe er ausgearbeitet auf Grund von Richtlinien, die der Mannheimer Versammlung vom August vorigen Jahres zugrunde lagen und dort angenommen wurden. So habe ich ihn verstanden. Ich bitte doch zu veranlassen, daß der Angeklagte sich über diese Richtlinien äußert, die er dort aufgestellt hat und von denen ich wenigstens aus Zeitungsartikeln weiß, daß sie eben dort nicht angenommen worden sind. Außerdem behalte ich mir darüber noch Ausführungen vor.

Vorsitzender: Herr Pfarrer, ich darf Sie nun bitten, sich im Zusammenhang zu der Anklage zu äußern. Wenn Sie die Frage beantworten wollen, die der Vertreter der Anklage gestellt hat, so können Sie das wohl auch in diesem Zusammenhang tun. Die Anklageschrift ist Ihnen ja bekannt, nicht wahr, Sie wissen, worin in einzelnen Punkten die Anklage ein Vergehen Ihrerseits sieht. Sie haben die Möglichkeit, sich dazu nun im Zusammenhang eingehend zu äußern.

Verteidiger Dr. Dietz: Wird es nicht zweckmäßiger sein, wenn der Herr Vorsitzende vielleicht die Anklagepunkte mit dem Angeklagten durchgeht? Prinzipiell ist ja auch den Herren, die die Anklageschrift ja alle bekommen haben, bekannt, daß der Angeklagte auf dem Standpunkt steht, daß er sich eines Dienstvergehens nicht schuldig gemacht habe, daß er die Achtung und Würde, die sein Beruf erfordert, nicht verletzt habe. Gelesen haben Sie den Entwurf des Flugblatts ja alle. Ich weiß also nicht, ob es Zweck hat, wenn der Angeklagte zunächst nur ganz im Allgemeinen noch einmal seinen Standpunkt darlegt.

Vorsitzender: Ich überlasse das Ihnen. Die Gelegenheit besteht. Ich wollte die Gelegenheit geben; wenn er sie nicht ergreifen will, werde ich natürlich dann von dem Recht der Fragestellung an den Herrn Pfarrer Gebrauch machen.

Angeklagter: Darf ich etwas fragen? Ist es möglich, über die einzelnen Punkte nachher von mir aus etwas zu sagen, wenn die Anklageschrift im Einzelnen durchgesprochen wird?

Vorsitzender: Ja, wir werden die Punkte durchgehen, die den Gegenstand der Anklage bilden.

Angeklagter: Darf ich dann vielleicht gleich die Antwort geben auf das, was vom Anklagevertreter gesagt worden ist? (*Vorsitzender*: Ja, bitte schön!) Es liegt ein Irrtum vor. Es ist dem Vertreter der Anklage nicht bekannt, daß zu unterscheiden ist zwischen den [91] Richtlinien, die für den Bund verpflichtend angenommen worden sind, die in Eisenach vorher besprochen worden sind von den Führern und dann in Mannheim einstimmig angenommen wurden als Grundlage der Zugehörigkeit zum Bund für jeden, der sich ihm einordnen will. Es handelt sich nicht um ein Manifest, das damals zur Diskussion stand in Mannheim, das in einer etwas größeren und ausführlicheren Form nachweisen wollte, warum die religiöse sozialistische Bewegung im Augenblick notwendig ist und welche Taktik sie einzuschlagen habe, sondern um eine ganz kurze Zusammenfassung von 5 oder 6 Richtpunkten, die eben zusammen die Richtlinien geben, die – wie ich vorhin schon sagte – in Eisenach besprochen und befürwortet und in Mannheim endgültig angenommen worden sind. Diese Richtlinien sind

damals durch den Pressedienst der religiösen Sozialisten an sämtliche Zeitungen und Kirchenbehörden gegangen und außerdem im Sonntagsblatt mehrmals veröffentlicht worden, so daß sie selbstverständlich bekannt sein müssen und bekannt sind. Das Flugblatt ist auf Grund eines Auftrags, den ich bekommen habe, nicht nur unter Verwendung der Richtlinien, sondern auf Grund des Auftrags, der mir vom Kongress geworden ist, entworfen worden. Eine Stelle mußte schließlich die Initiative ergreifen, und es ist naturgemäß, daß die Geschäftsstelle eines Bundes die Initiative in solchen Dingen zu ergreifen hat.

Vorsitzender: Die Anklage sieht das Vergehen im Wesentlichen in dem Abschnitt „Gegen die Kirche“. Es wird Ihnen in der Anklageschrift zum Vorwurf gemacht, daß Sie damit nicht nur den Standpunkt festgestellt hätten, daß die sozialistische Lehre mit der Lehre der protestantischen Kirche übereinstimme und ihr nicht entgegenstehe, sondern daß Sie darüber hinaus gegenüber der bestehenden Kirche Vorwürfe erheben, und zwar nicht nur Vorwürfe einer mangelnden Kenntnis des Wesens des Sozialismus, sondern Vorwürfe, die auf einen Charaktermangel, auf einen Willensmangel hinausgehen. Es wird behauptet, daß Sie der Kirche eine Inkonsequenz zu ihren Lehren, eine Flauheit und sogar Unwahrhaftigkeit in diesem Abschnitt vorwerfen, indem Sie nicht lediglich feststellen, daß die heutige Kirche den Sozialismus und seine Lehre, die Wirtschaftsordnung des Sozialismus nicht anerkennt, sondern daß Sie in einer schuldhaften Abhängigkeit vom Mammon steht. Das sei der Inhalt dieser Ausführungen, (es) wird behauptet, daß sie nicht nur zusieht, wie andere die zehn Gebote verletzen, sondern daß sie selbst dabei durch ihre Duldung direkt oder indirekt mitwirkt. Endlich wird von der Anklage behauptet, daß in den letzten Ausführungen, die aussprechen: „Das Salz des offiziellen Kirchentums ist dumm geworden, das Licht ist unter den Scheffel versteckt! Wir religiösen Sozialisten rufen daher, als Sprecher der Masse des Proletariats die Kirchen und ihre Führer zur Umkehr, zur Buße. Eure ‚Wohltätigkeit‘ ist Geschäft – eure betriebsame ‚Liebestätigkeit‘ ist ein Pflästerchen neben der eiternden Wunde – eure Predigt ist Geschwätz – euer Trost hat keine Kraft – euer Segen ist verfault – und ihr wisst es nicht“, es wird beanstandet, daß darin Vorwürfe eines lauen, eines unwahrhaften Verhaltens der Kirche und ihrer Diener gegenüber der evangelischen Lehre und ihrer Verbreitung liege und daß diese Worte am Schluss „ihr wisst es nicht“ dahin auszulegen seien, daß Sie sagen wollen, die Kirche ist sogar so verrottet, daß sie nicht einmal zur Erkenntnis ihres falschen Weges fähig ist. Außerdem seien diese Bemerkungen direkte Verbalinjurien: „Eure Predigt ist Geschwätz, eure Wohltätigkeit ist Geschäft“. Es liege darin der Ausdruck der Missachtung, Geringschätzung und Beleidigung der Kirche [92] und ihrer Diener. Das sei eines Pfarrers unwürdig, dadurch müsse er das Vertrauen verscherzen, das er zu seinem Amt notwendig habe. So ungefähr ist der Inhalt dessen, was die Anklageschrift Ihnen vorwirft. Wir wollen Ihnen nun Gelegenheit geben, sich dazu zu äußern, Herr Pfarrer.

Angeklagter: Die vier Punkte, die vom Herrn Vorsitzenden aus der Anklage herausgenommen worden sind, sind ja wohl noch in der Anklageschrift im Einzelnen begründet. Nach meiner Auffassung aber ist weder der erste noch der zweite oder dritte Punkt irgendwie aufrecht zu erhalten, wenn man prüft, was denn eigentlich in unserem Flugblatt steht und aus welcher Absicht und zu welchem Zweck es dort steht, wie es formuliert ist. Wir haben nichts anderes gewollt, wie ich ja des Öfteren auch in den Vorverhandlungen erklärt habe, als feststellen, daß aus den uns erkennbaren und bekannt gewordenen Tatsachen festgestellt werden muss, daß die Kirche die gegenwärtigen und zukünftigen Aufgaben, die ihr im öffentlichen Leben gestellt sind, nicht sieht, weil sie an die Vergangenheit gebunden ist und weil sie keine Energie hat, diese Bindung an die Vergangenheit zu durchstoßen. Das ist also eine rein objektive Feststellung aus dem Tatsachenmaterial, das wir sehen.

Vorsitzender: Wollen Sie des Näheren darlegen, worin Sie das sehen.

Angeklagter: Die Tatsachen, die mich dazu veranlassen? Zunächst stellen wir die Tatsache fest, daß sämtliche Kirchenleitungen in Deutschland sich aus den Schichten rekrutieren, die mit den Gruppen und Klassen unseres Volkes nichts zu tun haben, die die gegenwärtigen und zukünftigen politischen und gesellschaftlichen Dinge bestimmen werden, mit dem Proletariat. Ich habe aus dem Buch von Schneider über die deutschen Landeskirchen und ihre Zusammensetzung eine Statistik gefertigt, nach der in den deutschen evangelischen Kirchenregierungen folgende Leute sitzen: Grafen, Barone,

Freiherren, Majoratsherren, allein 25 Rittergutsbesitzer, Generalleutnants, Gutsbesitzer, Reichskanzler, Staatsminister, Ministerialdirektoren, Oberregierungsräte, Gerichtspräsidenten, nicht ein einziger mittlerer oder unterer Beamter, nicht ein einziger Bauer, nicht ein einziger Angestellter, nicht ein einziger Arbeiter, der Kontakt mit der Masse des Proletariats hat, nur diese zwei Arbeiter, die aus dem evangelischen Arbeiterverein herausgekommen sind, also als Vertreter einer Kampforganisation der Kirche gegen das Proletariat einzuschätzen sind. Es ist sehr interessant, sich diese Statistik in ihrer Auswirkung einmal klar zu machen. Es wird für jeden, der objektiv zu denken gewohnt ist, sofort evident, daß eine Kirchenleitung, die sich aus solchen Männern zusammensetzt, die eben auch ihre Klassengebundenheit in der kirchlichen Führung nicht leugnen und verlassen können – ich mache ihnen daraus keinen Vorwurf –, objektiverweise diese Aufgaben und Kämpfe, die aus der Tiefe unseres Volkes emporsteigen für unsere Kirche, nicht sehen und nicht verstehen können. Ich will es mir versagen – vorerst wenigstens –, den Nachweis zu liefern, – es ist das etwa der hundertste Teil des Materials, das ich mir mitgebracht habe – wie die Pfarrer in den verschiedenen deutschen Landeskirchen heute in der Masse des Proletariats als Vertreter der bürgerlichen Schichten gelten, die die Vergangenheit bestimmt haben. Ich will es mir versagen, deutlich zu machen, in welcher Art und mit welcher Impulsivität die Kirchenregierungen und das kirchliche Presseorgan, das sogenannte einzige evangelische Blatt in Deutschland, „Der Reichsbote“, versuchen, das kirchliche Leben anzugliedern an die Hoffnung eben der Kreise, die wir als reaktionär, d. h. nach rückwärts eingestellte und festgelegte Leute [93] bezeichnen. Es ist mir eine Kleinigkeit nachzuweisen, wenn es gewünscht wird, welche Tatsachen für uns bestehen, die uns dazu nötigen, festzustellen, daß die Kirche an Händen und Fußen gebunden ist, daß sie die Dinge nicht sieht, die aus der Tiefe des Volkes als Gegenwarts- und Zukunftsaufgabe emporsteigen.

Vorsitzender: Darf ich nun bitten, uns auseinanderzusetzen, inwiefern Sie zwischen der Haltung der Kirche und ihrer Lehre einen Unterschied erkennen gegenüber dem, was die religiösen Sozialisten wollen und inwiefern die heutige Lehre der Kirche dem entgegensteht.

Angeklagter Ich wollte einmal im ersten Abschnitt feststellen, warum wir diesen ersten Einwurf der Anklage [...]

Vorsitzender: (*unterbrechend*): Sie haben bis jetzt nur von politischen Dingen, von wirtschaftspolitischen und politischen Kämpfen des Proletariats gesprochen. Wir möchten nun von Ihnen wissen, wie Sie das in Beziehung zur Kirche und Lehre der Kirche bringen und was Sie von der Kirche nun eigentlich in Bezug auf diese Dinge verlangen.

Angeklagter: Ich wollte zunächst feststellen, daß die politischen und wirtschaftspolitischen Angelegenheiten nicht etwa von der Kirche gestaltet werden können, sondern daß die ganze Situation der Kirche durch ihre Kirchenleitungen und ihre ausführenden Organe, die Pfarrerschaft, weithin die ist, daß sie mit dem Proletariat schlechthin – nicht bloß mit seinen politischen und wirtschaftspolitischen Ansichten – keinen Kontakt hat, sondern daß sie vom Proletariat empfunden wird als eine Organisation, die dazu da ist, das Proletariat in allen seinen Beziehungen, also auch religiös-weltanschaulich, zu hemmen, es nicht zu verstehen und sich vollständig außerhalb des Kreises der proletarischen Auffassung und Hoffnung zu stellen. Ich will aber nachweisen, daß nicht nur wir diese Auffassung haben, sondern daß diese Auffassung in weite kirchliche Kreise gedrungen ist, die durchaus nicht auf unserer Seite stehen. So hat im deutsch-evangelischen Pfarrersblatt vom August 1920 der Superintendent K. Jungenoff in einem Artikel, der als Leitartikel dieses Blattes aufzufassen ist, geschrieben: „Unser offizielles Kirchentum wurde nicht müde“ – offizielles Kirchentum, genau der gleiche Begriff, den wir auch anwenden – „zu versichern, die evangelische Kirche sei die zuverlässige Stütze des Thrones. Diese Selbstanpreisung hat sich schon 1848 als eitel Prahlerei erwiesen.“ Weiter unten schreibt er: „Es liegt in diesen Tatsachen ein Verwerfungsurteil der Weltgeschichte, wie es nicht schärfer gedacht werden kann, nämlich in der Tatsache, daß das Proletariat und die aufsteigenden Massen des Volkes keinen Kontakt mit der Kirche haben können.“ Er sagt weiterhin: – ich kann leider den ganzen Artikel nicht verlesen, so sehr er genau das gleiche zum Ausdruck bringt, was wir anders formuliert auch festhalten –: „Unsere evangelische Kirche war eine Hof- und Parteikirche, eine Staats- und Juristenkirche geworden, und damit war ihr Urteil besiegelt.“ Weiterhin habe ich hier eine Broschüre – man

kann das Material natürlich ins Uferlose erweitern –, in der ein Vortrag abgedruckt ist, der von Herrn Pfarrer Spranger auf der Landestagung des Bundes für lebendige Volkskirche 1928 in Dresden gehalten worden ist. Da heißt es unter anderem:

„Die Kirche ist nicht befugt, der schweren Kritik, die ihr aus der Arbeiterschaft ins Ohr klingt, ihr Ohr zu verschließen und mit einer überlegenen Geste dieses Urteil abzutun, sondern sie muß prüfen, was an der Kritik wesentlich ist und was gerechterweise über sie gesprochen wird. Sie hat die Pflicht, ihre Form und Gestalt zu ändern, wenn wirklicher [94] Wahrheitsgehalt in den Kritiken liegt, denn es steht dahinter ein 20 Millionenvolk, ein starker drängender Wille. Bei sorgfältiger Betrachtung unserer Gottesdienste und ihrer Formen gewinnt man den Eindruck, daß dieser mehr bürgerlich bestimmt als dem Charakter des Arbeiters entsprechend ist. Unsere Kirche braucht eine große äußere Wandlungsfähigkeit und Entgegenkommen, ohne ihre innere Haltung preiszugeben, um die aus der Arbeiterschaft kommende Kritik zu unterbinden. Die Kirche darf nicht mehr einseitig gebunden sein. Es sollen evangelische Belange nicht mit politischen Interessen verquickt werden. Wir haben hier eine jahrhundertlang wirkende Tradition zu korrigieren durch eine neue Einstellung der Kirche und durch eine Erneuerung der Gesinnung, die die Gegenwartsaufgaben erfaßt und löst. Die Kirche wird nicht davor zurückschrecken dürfen, in der Öffentlichkeit mit aller Bestimmtheit und möglichsten Kraft einzutreten usw., wenn es sich um diesen Kampf handelt.“ Ich lese das vor, um durch solch einzelne Stimmen nachzuweisen, daß das, was wir an allgemeiner Kritik über die Unzulänglichkeit der Kirche und ihre soziologische Gebundenheit zum Ausdruck bringen, nicht durchaus spezifisch Sozialistisches ist, sondern daß diese Erkenntnis sich in den weitesten Kreisen unseres Volkes, die gar nichts mit uns zunächst zu tun haben, durchsetzt. Das „Neue Werk“ [Neuwerk – F.M.B.] hat einen Artikel abgedruckt von einer neu zusammengekommenen Gemeinschaft jüngerer Theologen aller Richtungen, aus dem Gemeinschaftskreis, aus dem positiven und liberalen Lager. Diese neue Gemeinschaft sogenannter jüngerer Theologen oder jung-evangelischer Theologen schreibt in ihrem Aufruf: „Aus den genannten drei Voraussetzungen ergibt sich für uns die kirchliche Lage. Im Unterschied von weiten Kreisen der älteren Generation sehen wir uns schweren Herzens genötigt, die am Wesen der Kirche geübte Kritik ernst zu nehmen und ihre Berechtigung weithin anzuerkennen. Wenn der Einfluß der Kirche und ihrer Verkündigung auf unser Volk im privaten und öffentlichen Leben trotz mancherlei äußerer Erfolge verschwindend gering ist, so muß die Kirche die Schuld daran nicht so sehr bei den ihr widerstrebenden äußeren Mächten – Bund der religiösen Sozialisten und Freimaurer – suchen, als vielmehr in erster Linie bei sich selbst.“

Außerdem hat die Zeitschrift „Wingolfblätter“, die doch sicher nicht irgendwie als von uns beeinflusst gelten kann, folgendes geschrieben, in dem sie dem religiösen Sozialismus etwas gerecht wird: „Mag die Zahl der religiösen Sozialisten auch gering sein, mag sich auch ihr Einfluss unter dem gesamten Proletariat weniger bemerkbar machen, wir dürfen hoffen, daß die Erweckung [...] wird. Diese Erweckung wird vielleicht in Formen kommen, die uns erschrecken und die unsere Kirche ins Wanken bringen, sie wird vielleicht manches zusammenreißen, was wankend und morsch ist. Aber wir wollen dann nicht zu denen gehören, die das ablehnen.“ Diese Stimmen führe ich an, um die allgemeine Situation etwa zum Ausdruck zu bringen, wie wir unsere Kirche sehen – nicht aus bösem Willen heraus, sondern aus Wahrheitsliebe und aus dem Bedürfnis heraus, die Tatsachen zu sehen und auf ihnen aufbauend die Zukunft mitzubestimmen. Diese Stimmen könnten natürlich vermehrt werden. Ich habe absichtlich alles, was aus dem sozialistischen oder kommunistischen Lager stammt – es wird dem Gericht ja bekannt sein, welche Urteile und Stimmen dort über die Kirche jeden Tag in der Presse zu lesen sind –, selbstverständlich nicht angeführt. Ich setze voraus, daß die Stimmung des Proletariats zur Kirche in diesen Dingen bekannt ist. Aus dieser Tatsache, aus dieser Gebundenheit der Kirche heraus, haben wir uns genötigt [95] gesehen hier einmal das zu sagen, was wir als Christen, die wir unsere Kirche liebhaben und die wir innerlichst mit den Wahrheiten des Evangeliums verbunden sind, sehen und was wir eben als nicht gesehen bei der offiziellen Kirchenleitung annehmen. Daher mussten wir hier den Vorwurf der Flauheit und der Unkenntnis machen. Sie tat nichts dagegen, selbst wenn sie sah: „Und ihr wisst es nicht.“ Wir hatten nicht etwa damit sagen wollen, daß die Zustände verrottet sind, oder irgendein ähnliches Werturteil über die Kirche abgeben

wollen. Es steht dieser Ausdruck nirgends in unserem Flugblatt. Wir wollten vielmehr sagen, Tatsachen sieht und weiß die Kirchenleitung nicht, weil sie in die kirchliche Betriebsamkeit und in die vielen Kleinigkeiten und das Herkömmliche so eingeschachtelt ist, daß die großen Aufgaben der Gegenwart ihr gar nicht deutlich werden können und deutlich geworden sind. Sie wissen es nicht, das sollte hier zum Ausdruck kommen, daß hier ja gar keine persönliche Schuld des einen oder anderen vorliegt, sondern daß einfach die Tatsachen so sind, und daß wir aus dieser Unkenntnis, aus der Flauheit keinen persönlichen Vorwurf dem oder jenem machen, sondern einfach feststellen, daß es so ist.

Das hätte ich zum ersten Punkt zu sagen, wieso wir dazu kommen, der Kirche zu sagen, sie sei an Händen und Füßen gebunden, sie sei flau und würde nichts tun und kenne alle die Probleme nicht, die die Gegenwart stellt. Wir religiöse Sozialisten haben nicht etwa aus irgendwelcher Einbildung oder Überheblichkeit heraus die Auffassung, daß wir das sehen, sondern einfach aus der ganzen Lage.

Vorsitzender: Darf ich Sie bitten, sich näher zu äußern. Sie haben zunächst eine Kritik über die Kirche ganz allgemein gebraucht. Was wünschen Sie nun von der Kirche positiv? Was wünschen Sie von der Kirche positiv, nicht nur von der Kirchenregierung, sondern auch von den Geistlichen? Sie reden ja auch von der Predigt, vom Segen und vom Trost der Kirche. Der Segen und der Trost sind gespendet von den Geistlichen, von den Pfarrern, gepredigt wird von den Pfarrern. Sie reden diese Pfarrer doch wohl an in diesem Schreiben. Was werfen Sie nun den anderen Pfarrern, die nicht Sozialisten sind, vor?

Angeklagter: Ja, darüber habe ich noch nicht gesprochen, weil ich erst zum zweiten Punkt der schuldhaften Abhängigkeit und der Verletzung der zehn Gebote einiges zu sagen hätte.

Vorsitzender: Im ersten Teil behaupten Sie, die Kirche, die Regierung sowohl wie die Geistlichen, seien befangen in der Weltanschauung des Kapitalismus.

Angeklagter: Nein, es handelt sich nicht um Weltanschauung, sondern es handelt sich einfach darum, daß wir feststellen müssen: Die Kirchenleitungen sind der ganzen Art ihrer Zusammensetzung nach gebunden an die Schichten und Klassen und deren Auffassungen, also Weltanschauung ist hier wohl das Wort, das gerade das trifft, was ich meine. Zweitens sind die Kirchen als solche, als Organisationen, eben gebunden an die herkömmliche Art ihrer Betätigung von früher und kommen nicht darüber hinaus und erst recht natürlich die einzelnen Pfarrer, die eben von alters her diese Bindungen mit dem vergangenen Staat weiterhin und alle diese Zusammenhänge gewohnt sind.

Vorsitzender: Die Trennung ist doch vollzogen.

Angeklagter: Ja, das Komische ist, daß in der Vorstellung der kirchlichen Führer weithin dieser Staat und die ganze Ordnung von früher her noch da ist. Wenn das etwa bezweifelt werden sollte, bin ich gern bereit, das im Einzelnen nachzuweisen, daß immer wieder [96] unzählige Stimmen in den Sonntagsblättern und in der öffentlichen Presse danach verlangen, daß aus dem evangelisch-protestantischen Bewusstsein heraus dieser heutige Staat verneint werden müsse. Die Sehnsüchte werden aufgewühlt, und aus diesen Tatsachen wissen wir, daß diese Bindung noch da ist. Es interessiert uns gar nicht, was die einzelnen Pfarrer, was die Kirche möchte, sondern die Tatsache, daß eine solche Stimmungsmache überhaupt möglich ist, zeigt uns die Bindung.

Vorsitzender: Der Wille ist das Wesentliche. Die Kirche hat es doch zu tun mit den Menschen und ihrer Gesinnung, und ihre Aufgabe ist es, die Gesinnung des Menschen zu bestimmen und auf sie einzuwirken. Also ist doch der Wille in erster Linie maßgebend für die Beurteilung der Kirche und ihres Zustandes.

Angeklagter: Was die Kirche will [...]

Vorsitzender: Ich möchte von Ihnen wissen, was Sie positiv von der Kirche wünschen. Sie haben nur davon gesprochen, daß sie historisch und durch die Entwicklung im Zusammenhang stehe mit der bürgerlichen Gesellschaft und von der bürgerlichen Gesellschaft im Wesentlichen beherrscht werde, obwohl wir ja in der Kirche heute wenigstens das allgemeine Wahlrecht haben. Die Vertreter der Synode werden gewählt vom Volk, und jedes Mitglied der Kirche hat die Möglichkeit, seine Vertreter zu erwählen. Die Stimmung der Synode ist dann auch entscheidend für die Auswahl der

Persönlichkeiten der Kirchenregierung. Wir haben also in der protestantischen Kirche, ich glaube in ganz Deutschland, einen durchaus demokratischen Aufbau, der genau wie im Staat die Möglichkeit gibt, daß die verschiedenen in der Kirche vertretenen Richtungen auch in der Spitze zum Ausdruck kommen. So ist es doch.

Angeklagter: Diese Möglichkeit ist ja von uns gar nicht bestritten, sondern diese Möglichkeit ist die Voraussetzung unseres Kampfes. Es handelt sich aber um die Tatsache, daß die Kirchenleitungen heute noch so zusammengesetzt sind. Was nützt uns die Möglichkeit, die durch die Neuordnung besteht – obwohl auch da weithin Einschränkungen zu machen sind und Sicherungen getroffen sind, daß der Ansturm des Neuen nicht zu schnell erfolgt, – ich sage: was nützt uns das alles für die Einschätzung der gegenwärtigen Lage? Heute ist es eben noch so. Wir wollen das ändern, wir wollen diese Bindung der Kirche an jene Schichten unmöglich machen. Das verlangen wir von der Kirche, daß sie mit uns geht.

Vorsitzender: Nun behaupten Sie, daß eben der Fehler in dieser Gebundenheit liege. Was ergibt sich für die Ausübung des Lehramts und für die Betätigung der Kirche überhaupt aus dieser Gebundenheit nach Ihrer Meinung Fehlerhaftes?

Angeklagter: Daß sie die ganzen Aufgaben nicht sieht, die die Gegenwart stellt.

Vorsitzender: Welches sind diese Aufgaben?

Angeklagter: Diese Aufgaben haben wir zusammengefasst in den praktischen Forderungen. Erstens soll sie dafür sorgen, daß die Kirche vom Staat absolut getrennt werde. Zweitens soll sie in Unterricht und [...]

Vorsitzender (*unterbrechend*): Ja, worin besteht heute noch nach Ihrer Meinung die Gebundenheit mit dem Staat? [97]

Angeklagter: Sie besteht in verschiedenen Dingen. Erstens haben wir noch kein Reichsgesetz, das die in der Verfassung geforderte Trennung der Kirche vom Staat im Einzelnen durchführt.

Vorsitzender: Wir haben doch die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt.

Angeklagter: Prinzipiell ausgesprochen! Aber sie besteht vor allen Dingen noch in der finanziellen Gebundenheit von Kirche und Staat.

Vorsitzender: Wie soll nach Ihrer Meinung diese Verbindung zwischen Staat und Kirche gelöst werden? Wollen Sie der Kirche ein Recht der Gesetzgebung geben mit Ausübung der Staatsgewalt, die dahinterstehen muss? Oder ist das nicht die Folge unserer Staatsverfassung überhaupt, daß Gesetze bindend für alle nur vom Staat erlassen werden können? Wie wollen Sie diese finanzielle Abhängigkeit beseitigen, die doch lediglich darin besteht, daß der Staat die Gesetze machen muß, auf Grund deren die Kirche ihre Einkünfte hereinbekommen kann?

Angeklagter: Es handelt sich leider nicht nur darum, daß der Staat diese Gesetze macht, sondern darum, daß der Staat durch das Parlament bestimmte Mittel genehmigt, die der Kirche heute noch aus öffentlichen Mitteln zufließen. (*Vorsitzender*: Heute noch, ja!) Das ist also für uns noch eine Bindung. Sie besteht noch in vielen anderen Dingen, die wir jetzt hier nicht anführen können.

Vorsitzender: Soll die Kirche nun nach Ihrer Meinung auf die Mittel des Staates verzichten?

Angeklagter: Selbstverständlich!

Vorsitzender: Wie soll sie aber ihre Aufgaben, die sie heute noch hat, die Bezahlung der Geistlichen und die Bestreitung des sachlichen Aufwandes erfüllen?

Angeklagter: Diese soll sie dadurch erfüllen, daß die Gläubigen, die zu dieser Kirche gehören, aus ihrer Gläubigkeit heraus Opfer zu bringen bereit sind. Wir halten von solcher Verkleinerung und Reinigung der Kirche mehr als von einer organisatorisch groß aufgezogenen Kirche.

Vorsitzender: Glauben Sie nun wirklich, daß die Kirche, wenn das von heute auf morgen durchgeführt

wird, übermorgen noch bestehen kann, noch in der Lage sein wird, ihre Pfarrer zu unterhalten, wenn Sie die Kirche aus freiwilligen Beiträgen finanzieren wollen?

Angeklagter: Es handelt sich nicht darum, daß das von heute auf morgen geschieht, sondern daß das ein Ziel ist, auf das die Kirche hinarbeiten soll und das man sieht. Selbst wenn es von heute auf morgen käme – was gar nicht ausgeschlossen ist in einer Krisenzeit, von der wir durchaus nicht so enthoben sind, als das den allgemeinen Anschein hat –, dann würde nach unserer Auffassung die Kirche nicht zugrunde gehen und die Geistlichen, die dann nicht mitarbeiten wollen, die nicht die Opfer bringen wollen, die nicht für das Reich Gottes arbeiten wollen und für die wirkliche Arbeit aus dem Glauben nicht in Frage kommen – es ist besser, wir verlieren diese Männer und Schichten, die nur aus irgendwelchen überkommenen Dingen in die Kirche sich eingliedern, als daß wir sie als Ballast bei uns haben. Das ist die Begründung dieser Forderung. Ich hatte aber aus der Anklage eigentlich angenommen, daß ich mich nicht zu äußern hätte über die Materie des Stoffes. Es wurde [98] mir in der Voruntersuchung mehrmals gesagt, daß das nicht zur Erörterung gestellt werden würde.

Vorsitzender: Ich habe das aber aus folgendem Grund getan: Nicht wahr, Herr Pfarrer, es handelt sich darum, Sie behaupten in Ihrer Verteidigung, in den Schriften, daß Sie nicht eigentlich die Gesinnung der Kirche und der Pfarrer treffen wollen, d. h. nicht behaupten wollen, daß sie innerlich unwahr oder flau oder zwiespältig sei, sondern Sie sagen, die Kirche und die Kirchenregierungen und die Pfarrer stehen eben – so habe ich es aufgefasst – (*Angeklagter*: Ja!) nicht auf dem sozialistischen Standpunkt.

Angeklagter: Das ist etwas eingeschränkt. Ich sagte, sie sind objektiv nicht imstande, das zu begreifen, weil sie nach ihrer soziologischen Bindung, nach dem Herkommen der Kirche und nach der Ordnung der Kirche, das alles – sagen wir – als Tradition auf der Kirche lastet, zu schwach sind oder nicht die Nötigung empfinden, da durchzustoßen. Das ist keine persönliche Schuld, sondern ein Tatsachenkomplex.

Vorsitzender: Eine persönliche Schuld wollen Sie also nicht behaupten, und Sie bestreiten, daß in dem, was Sie hier geschrieben haben, in diesen Äußerungen über die zehn Gebote und in dem Schlußsatz: „Eure Wohltätigkeit ist Geschäft“ nicht eine Willensschuld gesehen wird, sondern lediglich die Tatsache einer mangelnden Erkenntnis. So haben Sie die Verteidigung konstruiert.

Angeklagter: Das ist meine Auffassung, und wir sind bereit, auch in einzelnen Punkten – ich habe bis jetzt nur dazu gesprochen, daß die Kirche [...]

Vorsitzender (*unterbrechend*): Deshalb habe ich gefragt, was wünschen Sie nun von der Kirche als Betätigung? Worin soll sich die Kirche nach Ihrer Meinung anders betätigen, als sie es bis jetzt tut? Das sollten Sie mir im Einzelnen, also beispielsweise namentlich auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge und der Stellungnahme gegenüber wirtschaftlichen Strömungen, auseinandersetzen, was Sie wünschen.

Angeklagter: Ich sagte ja: Erstens, Selbständigkeit der Kirche, zweitens, Stellungnahme gegen die kapitalistische Ordnung.

Vorsitzender: Sie sind also der Meinung, die kirchlichen Lehrforderungen – Sie sind ja der Kirche als Pfarrer beigetreten –, Sie meinen, die kirchliche Lehre und die wahre Erkenntnis des Wesens des Christentums erfordere, daß man die sozialistische Weltanschauung anerkenne?

Angeklagter: Nein, sondern erfordere, daß man im politischen und wirtschaftlichen Leben – nicht weltanschaulich – sich zum Kampf um den Sozialismus bekennt, d. h. die Weltanschauung, die Zusammenhänge des einzelnen Menschen mit der Welt, mit den Fragen, die die Welt angehen, nicht [...]

Vorsitzender: Nun sind wir auf dem Punkt angekommen, um den es geht. Sind Sie der Meinung, daß ein protestantischer Pfarrer sich nicht im Sinne der christlichen Lehre betätigen könne, ohne Sozialist zu sein, ohne die sozialistische Lehre als richtig anzuerkennen?

Angeklagter: Umgekehrt! Wenn ein Pfarrer sich politisch und wirtschaftspolitisch betätigt, muss er nach meiner Auffassung Sozialist sein, nicht aber muss einer, um Pfarrer sein zu können, Sozialist sein. Das ist ein Unterschied, er kann sehr wohl Geistlicher sein. [99]

Vorsitzender: Das ist kein wesentlicher Unterschied, Herr Pfarrer.

Angeklagter: Nein, das ist ein großer Unterschied.

Vorsitzender: Das ist doch einfach die Frage der Identität der christlichen Lehre mit der sozialistischen Lehre. Es ist in der Anklageschrift nicht behauptet und wird – glaube ich – auch von der Kirche nicht behauptet, daß die sozialistische Lehre, die Wirtschaftsordnung der sozialistischen Lehre, etwa im Widerspruch zum Christentum stände. Es spielt allerdings die Frage des Eigentums da herein. Aber im Großen und Ganzen hätte die Kirche Sie nicht zum Pfarrer machen können, wenn sie der Meinung wäre, daß die sozialistische Auffassung der Ausübung des Pfarrerberufs, d. h. also der Verkündung der christlichen Lehre, entgegenstünde. Das ist doch wohl selbstverständlich und wird von der Anklage nicht bestritten, daß Sie bei der Aufnahme in den Kirchendienst ganz deutlich Ihren Standpunkt als Sozialdemokrat, als Anhänger der sozialistischen Weltanschauung dargetan haben. Sie haben es sogar begründet und haben ausgeführt, warum Sie dazu gekommen sind.

Angeklagter: Das ist aber etwas ganz anderes.

Vorsitzender: Was wollen Sie nun von den protestantischen Pfarrern in Bezug auf diese Ihre Auffassung? Was wollen Sie von ihnen? Warum ist ihr Segen verfault, warum ist ihre Predigt ein Geschwätz, warum ist ihre Wohltätigkeit ein Geschäft? Warum? Das wollte ich wissen.

Angeklagter: Wenn ich auf das gestoßen werde, kann ich auch antworten.

Vorsitzender: Ich bin darauf gekommen, daß Sie sich im Zusammenhang äußern, weil ich von Ihnen wissen will, worin der Gegensatz dessen besteht, was die protestantische Kirche tut oder nicht tut, und dem, was Sie praktisch von der Betätigung des Pfarramtes und der Ausübung sonstiger Funktionen der Kirche verlangen. Das wollte ich von Ihnen wissen.

Angeklagter: Wir haben also die Hoffnung und Erwartung, daß eine Zeit kommt, in der nicht mehr im Bewusstsein des Volkes der evangelische Geistliche als der geborene Vertreter der deutschnationalen Gruppen und der reaktionär, bürgerlich eingestellten Gruppen gilt. Wenn das auch weithin natürlich im Bewusstsein des Volkes, wie das immer ist, eine Verallgemeinerung darstellt und man auch nicht sagen kann, daß alle evangelischen Pfarrer deutschnational sind, so ist doch für uns die Aufgabe erwachsen, durch unsere Propaganda usw. nachzuweisen, daß es nach unserer Auffassung überhaupt unmöglich ist, deutschnational zu sein. Wir wollen haben, daß erreicht wird, daß die Kirche entpolitisiert wird. Man wirft uns immer wieder vor, wir brächten die Politik in die Kirche. Wir wollen die Kirche durch unser Verhalten als sozialistische Geistliche dazu zwingen, einen klaren Unterschied zu machen zwischen kirchlichem Amt und Kirche als Organisation und zwischen politischem und wirtschaftlichem Leben. Heute ist es aber so [...]

Vorsitzender (*unterbrechend*): Sie haben ja früher – ich glaube, in Ihrer Erklärung beim Eintritt in den Kirchendienst – ausdrücklich gesagt, Sie werden in der Kirche selbstverständlich genau die Forderung stellen, die christliche Lehre zu verkünden, und Sie haben auch in der Verteidigung in den einzelnen Erklärungen, die Sie zu Protokoll gegeben haben, und in Ihren heutigen Ausführungen dargelegt, daß Sie sehr wohl einen Unterschied machen zwischen kirchenpolitischer Betätigung des Pfarrers und der Ausübung seines Lehramtes. Aber nun, Herr Pfarrer, diese Bemerkungen, die hier stehen, soweit es sich [100] hier um den Schlusssatz handelt, beschäftigen sich nicht mit der kirchenpolitischen Betätigung des Pfarrers und nicht mit seiner politischen Betätigung, sondern diese Bemerkungen beschäftigen sich mit der Ausübung des Lehramts. Darauf kommt es an. Sie sagen: „Eure Predigt – das ist doch die Ausübung des Lehramts – ist Geschwätz, euer Trost – den sie als Seelsorger zu spenden haben, also in Ausübung einer pfarramtlichen Funktion – habe keine Kraft, der Segen, den sie spenden, sei verfault." Darum handelt es sich. Deshalb gebe ich Ihnen Gelegenheit, auszuführen, ob Sie damit das Pfarramt oder die kirchenpolitische Betätigung treffen wollen.

Angeklagter: Ich sagte ja, ich werde auf alle diese Dinge noch zu sprechen kommen. Ich kann das nicht gut vorwegnehmen. Das, was wir da zusammengefasst haben, ist nichts anderes als der Ausdruck dessen, was im Einzelnen vorher über die zehn Gebote gesagt ist. Wir haben in dem durch den Vertreter der Anklage besonders beanstandeten Abschnitt festgestellt: Wenn die Kirche diese

Maßstäbe, zu denen sie gezwungen ist, wenn sie die zehn Gebote verkündigt ganz abgesehen von der Erweiterung der zehn Gebote, von der Bergpredigt und der Persönlichkeit Christi – wenn sie diese Maßstäbe anlegt an das heutige tatsächliche Leben, das uns umgibt, dann gibt es nur zwei Wege: entweder zu sagen, das sind zwei vollständig getrennte Gebiete, die Welt ist in Sünde und Schuld und die Welt kann niemals in irgendeinen direkten Zusammenhang mit Gott in dem Sinne gebracht werden, daß sie umgewandelt werden kann, daß etwas geändert werden kann; oder aber es gibt eine andere Stellung, die nämlich, daß man den Glauben hat, daß durch Gottes Geist, der in der Kirche lebendig ist und den die Kirche zu bewahren hat, ein Ansturm auf die Unzulänglichkeit der Kirche und jeder bestehenden Ordnung kommt, bis jenes Ziel erreicht ist, das in den zehn Geboten als Mindestforderung gestellt ist und das Christus absolut gefordert hat. Ich sage, wenn die Kirche diese Einstellung hätte, die nach unserer Auffassung die richtige ist, dann müsste sie heute die allerschlimmsten Angriffe, Vorwürfe und kritischen Worte gegen die bestehende Ordnung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens finden. Weil sie das faktisch nicht tut, weil sie sich immer so an den einzelnen Menschen hält und an die Sündhaftigkeit des einzelnen Menschen und den einzelnen Menschen zu ändern trachtet, ohne die den einzelnen Menschen mitbestimmenden Verhältnisse mit in die Front ihres Kampfes einzustellen, deswegen sagen wir [...]

Vorsitzender (*unterbrechend*): Nun sind wir auf dem springenden Punkt angekommen, auf den ich Sie führen wollte. Ich wollte von Ihnen wissen, was Sie der Kirche vorwerfen, denn lediglich die Tatsache, daß sie mit der heutigen bürgerlichen Gesellschaft in irgendwelchen persönlichen Beziehungen durch die Auswahl ihrer Vertreter steht, würde an sich nichts besagen. Ich frage, inwiefern wird nun durch diese Bindung die Kirche verhindert, ihre Pflicht zu tun. Nun habe ich Sie gefragt, was ist die Pflicht der Kirche, damit wir beurteilen können, wie Sie sich zu dieser Frage stellen. Nun sagen Sie – das ist wohl die Quintessenz dessen, was Sie ausführen –, die Kirche müsste sich auf den Standpunkt der sozialistischen Weltanschauung stellen.

Angeklagter: Das sage ich nicht.

Vorsitzender: Sie verlangen es aber von ihr. [101]

Angeklagter: Nein, nein, ich verlange – das ist ein kleiner, aber wichtiger Unterschied –, ich verlange, daß die Kirche aus ihrer religiösen Gebundenheit heraus die bestehende Ordnung anklagt. Das ist etwas anderes, als daß sie ohne weiteres die sozialistische Auffassung teilt.

Vorsitzender: Das ist also ein Erkenntnismangel, den Sie der evangelischen Kirche vorwerfen.

Angeklagter: Das ist aber eine Übersteigerung dessen, was wir sagen. Wir sagen nicht Erkenntnismangel, sondern aus der vorhin gezeigten Bindung heraus kann sie nicht anders, solange nicht die Änderung in der Zusammensetzung kommt.

Vorsitzender: Es kommt darauf an: Steht das, was die Sozialisten wollen, mit der christlichen Lehre in Einklang, oder ist es sogar Inhalt der christlichen Lehre? Es handelt sich nicht um die Frage, kann man Sozialist und Mitglied der Kirche sein –, das ist, glaube ich, nirgends bestritten worden. Was Sie aber behaupten – das scheint mir wenigstens der Inhalt Ihrer Behauptungen zu sein – ist das, daß Sie von der Kirche verlangen, sich auf den Standpunkt der sozialistischen Weltordnung zu stellen, weil Sie diese allein in ihren Ergebnissen als identisch mit der christlichen Lehre ansehen. (*Zwischenbemerkung des Angeklagten*: Darf ich das vielleicht so formulieren [...]) Sie wissen, daß sich in der sozialistischen Lehre auch zwei Meinungen gegenüberstehen, sagen wir einmal die Meinung Lasalles und die Meinung von Marx. Marx huldigt mehr einer mechanistischen Auffassung, er ist der Meinung, daß zunächst einmal durch die Veränderung der Machtverhältnisse im Staat, durch den Staat und seine Gesetze die sozialistische Wirtschaftsordnung hergestellt werden soll und daß diese allerdings die Voraussetzung – sagen wir einmal – für eine Änderung der Gesinnung der Menschen ist. Sie wissen, daß Lassalle etwas anders denkt, vielleicht auch Bernstein, und diese Dinge nicht lediglich von der mechanistischen Seite auffasst, sondern daß – Sie meinen das auch – auf die Gesinnung eingewirkt werden soll, so daß die Änderung der Gesinnung der Menschen und als Folge davon eine Umgestaltung der menschlichen äußeren Verhältnisse im Sinne einer höheren Glückseligkeit und

auch der leiblichen Wohlfahrt möglich ist. Es ist die Aufgabe der Kirche in erster Linie, so fasse ich wenigstens die christliche Lehre auf, die Gesinnung zunächst einmal als Gegenstand dessen zu behandeln, worauf sie eine Einwirkung ausüben will. Die christliche Lehre ist selbstverständlich auch zeitlich gebunden, ihre Aufgaben werden sich zeitlich ändern. Aber es ist die Frage, ob man nun, so wie die Dinge heute liegen, erklären kann, die sozialistische Auffassung ist vom christlichen Standpunkt aus die einzige Möglichkeit für diese Verbesserung unserer Verhältnisse. Sie werden doch nicht bestreiten wollen, daß die christliche Kirche auch die äußeren Verhältnisse verbessern und die leibliche Wohlfahrt des Menschen heben will? Oder bestreiten Sie, daß die Kirche das will? (*Angeklagter*: Nein!) Sie will es nur nicht in der sozialistischen Ordnung. Ein Teil ihrer Mitglieder will das nicht in der sozialistischen Ordnung erreichen, sondern indem sie auf die Gesinnung der Menschen einwirken und durch diese Gesinnung auch eine Umgestaltung der äußeren Verhältnisse allmählich herbeizuführen versucht in dem Sinne, daß auch die jetzt niederen und bedrückten Stände gehoben und in eine bessere Lebensform und Lebensumgebung gebracht werden.

Verteidiger: Erlauben Sie, Herr Oberbürgermeister, wir kommen vielleicht rascher vom Fleck, wenn ich kurz das präzisiere, was wir wollen. Ich bin ja mit Vater von allen diesen [102] Dingen. Es handelt sich nicht darum, anderen Leuten eine sozialistische Gesinnung, den Glauben an eine sozialistische Wirtschaftsordnung aufzuzwingen. Das sind Dinge, die heute jeder und jede große Gruppe mit sich selber ausmachen muss. Das aber, was wir glauben und was vor allen Dingen unser Freund Eckert in der entschiedensten Weise vertritt, ist das, daß eine radikale Anwendung der zehn Gebote und der Vorschriften der Bergpredigt und, was er sonst genannt hat, dahin führen wird, die proletarischen Massen unseres Volkes wieder in den Kontakt mit der Kirche zu bringen, der in den letzten 40 oder 50 Jahren verloren gegangen ist. Ob das dann Sozialismus wird, wie wir glauben, oder ob es das nicht wird, wie viele andere glauben, das halten wir für eine Sache für sich. Aber wir glauben von der Kirche verlangen zu können, daß sie im heutigen Kampf nicht, wie da in einem Wort gesagt wird, ein Pflästerchen auf die Wunde setzt, sondern daß sie sich radikal auf den Standpunkt stellt, die zehn Gebote und die Bergpredigt anzuwenden. Das ist eine rein kirchlich-religiöse Forderung, von der man seit Jahrhunderten gesagt hat, geht es oder geht es nicht, muss man temporär, rationenweise, etappenweise die Sache machen, so wie die römische Kirche allemal zu sagen pflegt, oder kann man es so machen, wie wir heute glauben? Ja, man kann diesen radikalen Standpunkt vertreten. Nicht jeder wird ihn vertreten. Ich sage aber, es muss verlangt werden, daß er vertreten wird, und diejenigen, die diesen Standpunkt vertreten, tun der Kirche einen gewaltigen Dienst, weil sie den Kontakt mit den Massen des Volkes herstellen, weil die Massen des Volkes das glauben.

Vorsitzender: Aber in den Forderungen steht ausdrücklich, sie soll die kapitalistische Wirtschaftsordnung anklagen und an ihrem Sturz mitkämpfen.

Verteidiger: Ja, vom kirchlichen Standpunkt aus, sie soll die zehn Gebote anwenden. Wir sagen, sie kommt dazu, die heutige kapitalistische Wirtschaftsordnung tatsächlich zu bekämpfen, und deswegen handelt es sich nicht darum, daß wir anderen Leuten den Sozialismus aufzwingen wollen, sondern umgekehrt, daß wir als Sozialisten sagen, wir verlangen von der Kirche gar nichts als: Wendet die Vorschriften des Christentums an.

Vorsitzender: Darum handelt es sich ja. Ich wollte wissen, ob der Herr Angeklagte von der Kirche die Einstellung auf das sozialistische Programm als die einzige Möglichkeit, die Lehre Christi anzuwenden, verlangt. Darum handelt es sich doch. Sie sagen, das sei nicht der Fall. Damit würden Sie aber zugeben, daß die Betätigung der christlichen Lehre auch mit einer anderen Auffassung möglich ist.

Verteidiger: Das ist natürlich eine Zweifelsfrage.

Vorsitzender: Wenn man das aber von der Kirche nicht verlangt, daß sie sozialistisch ist, dann muß man doch zugeben, daß die Kirche auch innerhalb einer anderen Weltanschauung die Möglichkeit ihrer Lehre hat.

Verteidiger: Dann muss sie sich aber auch die Kritik von unserer Seite gefallen lassen, daß wir sagen:

gut, die radikale Anwendung dieser Grundsätze oder der zehn Gebote wollt ihr nicht oder könnt ihr nach eurer Meinung nicht durchführen. Dann müsst ihr euch aber auch die Kritik gefallen lassen, daß eben damit Zustände aufrecht erhalten bleiben, an denen ihr herumbessert, die beseitigt werden können, und daß die proletarischen Massen sagen, deswegen wird nichts aus der Sache, weil ihr nicht [...] [103]

Vorsitzender: Deswegen bleibt also das Eine übrig, daß Sie eigentlich das Heil in der sozialistischen Wirtschaftsordnung sehen und von der Kirche verlangen, daß sie sich auf diesen Standpunkt stellt, weil sie auf diesem Weg jedenfalls am besten zum Ziel kommt.

Verteidiger: Sie soll ihre christlichen Grundsätze anwenden, das verlangen wir; das Weitere wird sich finden.

Angeklagter: Darf ich vielleicht persönlich etwas zu dem sagen, was der Herr Vorsitzende vorhin meinte. Es fällt dem Bund oder dem Einzelnen gar nicht ein, von der Kirche zu verlangen, daß sie sich sozialistisch gebärdet oder sozialistisch kämpft. Das sind zwei Dinge, die ganz verschieden sind. Der sozialistische Kampf geht nicht von irgendwelcher christlichen Gesinnung aus, sondern aus der Klassenlage des Proletariats und den dieser Lage innewohnenden Nöten und Spannungen wird dieser Kampf um eine andere gerechtere Gesellschaftsordnung ausgelöst. Wir sagen, diese Gesinnung und diese Kampfstimmung, die das Proletariat aus einer ganz konkreten Notwendigkeit heraus hat, sind etwas ganz anderes als etwa christliche Gläubigkeit oder christlich-sittliche Verpflichtung. Das ist ganz klar. Wir können deswegen von der Kirche nicht ohne weiteres verlangen, daß sie sich an den politischen und wirtschaftspolitischen Kämpfen des Proletariats beteiligt. Damit hat das gar nichts zu tun. Sie soll sich da ja heraushalten. Aber sie soll dafür sorgen, daß die Seelen der Menschen innerlich so fest mit den Forderungen lebendigen Christentums verwachsen sind, daß sie allein maßgebend werden für die Einstellung dieser Menschen auch zu den äußeren Begebenheiten und Umständen des Lebens, und zwar so stark, daß sie alle herkömmlichen Bindungen durchstoßen und vollkommen unbelastet ihren Weg in die Zukunft suchen. Dann sagen wir, wenn die Kirche das tut, wie es schon mein Freund Dietz gesagt hat, dann müssen diese so von der christlichen Verpflichtung angefassten Menschen, wenn sie politisch und wirtschaftlich kämpfen, sich einreihen in die Schichten, die ohne irgendwelche Gesinnung, sondern nur aus ihrer Lage heraus diesen Kampf führen. Aus diesem Zusammenkommen der von uns seelisch-sittlich erfassten Menschen mit den anderen, mit den aus dem Instinkt heraus kämpfenden Menschen, der nach unserer Auffassung überhaupt nicht schlecht oder böse ist, sondern auch aus den Zusammenhängen ausgelöst ist, die von Gott hergestellt sind – aus diesem Zusammenkommen der beiden Schichten erhoffen wir den Aufbau des Zukünftigen. Die Geistlichen, sagen wir, sollen sich freimachen von allem Herkömmlichen, von allem, was sie aus der christlichen Ethik und Dogmatik der Vergangenheit auf sich lasten fühlen, sie sollen sich in die soziologische Bindung der Gegenwart hineingestellt sehen und die Augen aufmachen. Dann werden sie nach unserer Auffassung – das ist kein Zwang, den wir ausüben wollen – genau wie die einzelnen Christen, wenn sie sich politisch und wirtschaftspolitisch betätigen, sich in den sozialistischen Kampf einreihen. Wenn sie sich mit diesen [...] Aufgaben befassen wollen, können sie das nicht tun. Aber sobald sie Kontakt suchen, müssen sie dies tun. Das ist unsere Auffassung. Man kann anderer Auffassung sein. Aber man kann uns nicht vorwerfen, wir wollten die Kirche sozialistisch machen, wir wollen sie christlich machen. Wir haben wohl die Auffassung, daß die Kirche durch ihre Bindung, von der ich mit Absicht so deutlich sprach, von der absoluten Verpflichtung dieser christlichen Forderungen abgebremst worden ist. Nun weiß ich auch, daß man z. B. nicht sagen kann, die zehn Gebote und die Bergpredigt könnten wir heute zur Grundlage unserer Wirtschaftsordnung und unseres Gesellschaftslebens [104] machen. Für uns sind das auch Ziele, denen wir nachstreben müssen. Ja, wenn diese Ordnung – kapitalistische Ordnung hat selbstverständlich auch ihre ungeheure Bedeutung in der Entwicklung der gesellschaftlichen Schichten gehabt, aber heute wird sie gehalten und systematisch gestützt zum Nachteil der Massen, wenn sie den ganzen Jammer des Proletariats, die Wohnungslosigkeit, die Arbeitslosigkeit und all die Nöte sehen – die Aufgabe, die ihr gestellt ist, Brot und Arbeit zu schaffen, nicht erfüllen kann, da sagen wir, ist sie von Gott her gerichtet. Weil sie von Gott her das nicht erfüllen kann, darum müssen wir sie bekämpfen.

Vorritzender: Sie sind also der Meinung, daß sich die christliche Kirche nicht nur darauf beschränken

soll, das Evangelium zu lehren?

Angeklagter: Doch, darauf soll sie sich beschränken, sie soll lehren mit absoluter Verpflichtung. Aber wir sehen, in der Welt gelten natürlich andere Gesetze. Sie soll das den Menschen ruhig überlassen, wie weit sie in der Welt mit diesen Verpflichtungen kommen können, sobald sie Widerständen begegnen. Nach unserer Auffassung werden die Leute dahin gehen, wo sie den geringsten Widerstand finden, und sich in die sozialistische Kampffront einreihen.

Wir haben nie – auch nicht ein einziger von uns – auf der Kanzel etwa irgendwelche sozialistische Maximen vertreten. Das gibt es gar nicht, für uns handelt es sich um ein Evangelium und seine Verpflichtung des einzelnen Menschen.

Vorsitzender: Ich habe auch einige Ihrer Predigten durchgelesen und habe das Gefühl, daß Sie das, was ich im Kandidatenprotokoll gelesen habe, auch gehalten haben. Ich habe allerdings einen sehr erheblichen Unterschied Ihrer Predigten von dem, was ich sonst in der Kirche von Pfarrern höre, nicht empfunden. Wenn Sie also der Meinung sind, daß der Pfarrer sich beschränken kann auf die reine Ausübung des Pfarramts, dann weiß ich nicht, warum Sie den Pfarrern anderer politischer Auffassung den Vorwurf machen wollen, den Sie hier erheben, ihre Predigten seien Geschwätz, ihr Segen sei verfault.

Angeklagter: Erstens tun das die Pfarrer eben nicht – das ist es, Herr Vorsitzender –, sondern ich könnte nachweisen, daß sie es nicht tun, daß zwischen dem, was sie als Verkündigung des Evangeliums predigen, und ihrer Einstellung zu den Problemen des Lebens ein Unterschied ist und daß sie daraus die Konsequenzen nicht ziehen, sondern nach ganz anderen Maßstäben und aus sogenannten Zweckmäßigkeitserwägungen, aus der Tradition, aus Begriffen, die sie erst künstlich machen, eine ganz andere Welt schaffen. Das ist es, was wir bekämpfen, und das ist zu bedenken, daß nicht nur ich hier spreche, sondern auch meine Freunde, die das unterschrieben haben, als Sprecher der Massen des Proletariats, in das wir uns eingegliedert wissen. Wir sprechen hier nicht als Pfarrer, sondern als Führer und Vertrauensleute des Proletariats. Wir sprechen das aus, was wir von den Vorwürfen des Proletariats vor unserem eigenen Gewissen verantworten können.

Vorsitzender: Herr Pfarrer, auf diese Frage kommen wir nachher.

Beisitzer Löw: Ich möchte vielleicht wegen der Beantwortung der Frage, die dem Herrn Vorsitzenden sehr am Herzen liegt, an Herrn Pfarrer Eckert die Anfrage stellen: Meint er mit dem, was da hinüber und herüber ausgeführt worden ist, nicht etwa das, was die religiös-sozialistische Bewegung vielleicht von der Haltung der anderen kirchenpolitischen [105] Gruppen trennt, wenn wir es etwa so formulieren: Was die religiös-sozialistische Bewegung verlangt, das ist – wenn ich so sagen darf – einmal die Verkündigung des ganzen Evangeliums, nicht nur eines Teils, sondern des ganzen Evangeliums auch nach der Seite des Menschen hin. Es ist in der religiös-sozialistischen Bewegung das starke Gefühl vorhanden, daß die Kirche durch die ganzen Jahrhunderte hindurch und auch heute noch viel zu einseitig lediglich allen Wert darauf gelegt hat, Seelsorgearbeit zu treiben, die auf die Seele des einzelnen Menschen geht, und darüber hinaus die andere Wahrheit viel zu sehr zurückgestellt hat, daß der Mensch nicht nur ein Seelenwesen ist, sondern eine Ganzheit von Leib und Seele, und daß auch das Leibliche, das Materielle, das Erdenhafte irgendwie in die Beziehung zu Gott hineingehört, daß nicht nur die Seele irgendeinen Kontakt mit Gott herzustellen hat, sondern daß auch der Leib in einem Kontakt mit seinem Schöpfer steht, das heißt, daß aus dieser Erkenntnis heraus und aus dieser Schau des Evangeliums dann zwangsläufig sich ohne weiteres ergibt, daß die Verkündung des Evangeliums darauf abzuzielen hat, in allem und jedem immer den ganzen Menschen in das letzte Licht von Gott herzustellen, in die letzte Verantwortung, aber auch in den letzten Willen, den Gott über den ganzen Menschen und damit auch über die ganze Erde hat, daß damit natürlich auch die ganzen Weltordnungen, die Verhältnisse, die den Menschen immer wieder hindern, das Größte und Heiligste in ihm, seine Seele, freizumachen für Gott, daß die auch hineingestellt werde in diesen göttlichen Willen und von diesem absolut richtenden Gott her immer wieder Gericht erfahre, daß sie sich so in diesen Schöpferwillen einzuordnen habe, daß der ganze Mensch nicht einfach darunter zugrunde geht und zu Schaden kommt. Worunter wir alle leiden, ist das, daß wir sehen, daß es in den heutigen Weltordnungen

einfach nicht möglich ist, den ganzen Menschen zu seinem vollen Recht kommen zu lassen, daß Leib und Seele in gleicher Weise sich immer und immer wieder für dieses Letzte und Heiligste, für den Willen Gottes, aufgeschlossen halten. Und so, meine ich, wird das doch wohl – wenn ich Herrn Pfarrer Eckert recht verstehe – seine Auffassung sein, daß wir das, was um grundsätzlich zunächst immer noch trennt von der Auffassung der Verkündigung der Kirche im üblichen Sinne und im hergekommenen Sinne, eben das ist, daß in seiner Verkündung, in dem, was er hier fordert, der ganze Mensch, vor allem auch die ganzen Ordnungen irgendwie ganz anders unter den Schöpferwillen gestellt werden müssen und daß auch in der Evangeliums-Verkündung zum Ausdruck kommen muss, daß das Evangelium keine Richtlinien aufzustellen hat für diese Weltordnung, aber daß es in seinem ganzen Inhalt auch nach der sozialen Seite hin die Gewissen und Weltordnungen erschüttern und aufrütteln muss, um sich diesem letzten Willen in Gehorsam gegen Gott zu beugen. Vielleicht wird es, wenn wir die Sache so sehen, auch den Anderen, die nicht unmittelbar in dieser Gedankenwelt, in die wir praktisch im Leben hineingestellt sind, leben und fühlen, klar werden, wie das zu verstehen ist, daß die sozialistische Bewegung doch immer wieder das Gefühl hat, gerade darin von den anderen kirchenpolitischen Bewegungen getrennt zu sein, daß das, was wir da wollen, nicht einfach vom Sozialismus her gefordert wird, sondern vom Evangelium in Bezug auf den ganzen Menschen und auf die ganzen Ordnungen, die in den Willen Gottes hineingestellt werden müssen und ganz anders verantwortlich gemacht werden müssen, als es bisher geschehen ist. [106]

Vorsitzender: Das ist schon richtig, Herr Pfarrer, ich will es nicht bestreiten. Aber die Kirche hat in ihrer Lage niemals, wenigstens zur heutigen Zeit, soweit ich die Dinge beobachten kann, etwa nur Individualethik getrieben, sondern sie treibt in ganz großem Umfange Sozialethik. Darum handelt es sich doch. Das geschieht nach Ihrer Meinung nicht in dem Umfange, wie es geschehen müßte? Oder ist das nicht so?

Angeklagter: Nein, es ist etwas anders. Es handelt sich nicht um das, was die Kirche lehrt. Wenn man danach fragt, bekommt man überhaupt keine Antwort. Wer ist die Kirche in diesem Zusammenhang? Was lehrt die Kirche? Wer? Die Theologen, die Professoren, die Pfarrer? Ja, da widerspricht einer dem anderen. Wo ist eine einheitliche Lehre? Nirgends. An was soll man sich halten? Soll man sich daranhalten, was der Professor in Heidelberg oder jener in Marburg, der in Tübingen oder jener in Berlin lehrt?

Vorsitzender: Es handelt sich nicht um die theologischen Streitigkeiten, sondern um die Gesinnung.

Angeklagter: Es handelt sich um die Sozialethik, und die Sozialethik ist in den verschiedenen Schriften und Auffassungen oft ganz verschieden; das ist es nun. Sie stimmen nur in einem Punkt ungefähr überein – mit ganz wenigen Ausnahmen, mit kaum einer Ausnahme – daß die christliche Sozialethik von uns als Christen verlange, treu zu sein den jeweiligen Verhältnissen, in die wir eingegliedert sind. Die Standwertung der Arbeiterschaft aus der unterschiedslosen Masse, das ist ungefähr das Größte und Höchste, was die christliche Sozialethik heute zu sagen wagt. Sie hält also an den überkommenen, aus ganz bestimmten historischen und wirtschaftstechnischen Gründen gewordenen Standwertungen der verschiedenen Klassen und Schichten fest und hat gar nicht den Mut – um es an diesem einen Beispiel zu zeigen – einzusehen, daß diese ganze Gliederung des Volkes und der Völker in verschiedene Stände einfach unchristlich ist, daß es für den Christen die Konsequenz seines Glaubens ist, daß es eine Gemeinschaft von einander dienenden und helfenden Menschen gibt, in der es keine Oberen, Mittleren und Unteren gibt. Die christlichen Pfarrer und Kirchen sorgen und mühen sich darum, daß als Prellbock zwischen oben und unten der Mittelstand nicht zugrunde geht. Mit anderen Worten: Die christliche Sozialethik spricht davon, daß jeder Stand seine besonderen Rechte und seine besondere Art habe. Internationaler Zusammenschluss aller Menschen zu einer großen Gemeinschaft, wie das aus der Gläubigkeit eines lebendigen Christen Selbstverständlichkeit ist, wird nur ganz vage hie und da behauptet von denen, die aufgeschlossen sind. Die anderen, die Engstirnigen: hier die Nation, die sich zu behaupten hat nach Gottes Willen! Die natürlichen Bindungen, die von Gott geschaffen sind, das ist die christliche Sozialethik! Das zeigt also, daß Marx recht hat, wenn er sagt, daß der kulturelle, religiöse und philosophische Überbau jeweils der Struktur des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens der Zeit entspricht, in der er geboren wird. Darum sagen wir, weil das nach unserer

Auffassung alles relative Werte sind, wie sie heute in der christlichen Kirche auch in der Lehre verkündet werden: Das sind für uns keine Maßstäbe. Maßstab ist für uns Jesus Christus als eine Kraft, die wir hie und da als geistige Kraft [...] verspüren dürfen. Die aus dieser Kraft uns zuströmende Erkenntnis der Gegenwart ist für uns die Voraussetzung für das, was in der kommenden Etappe der weiteren Entwicklung für die Kirche jetzt in diesem Augenblick das Notwendige ist. Deshalb sind wir gezwungen, das alles, was die Kirche versucht, um sich noch zu halten, in [107] Wohltätigkeit zu machen und die sozialen Geschichten, nicht wahr [...] Die Kirche ist kein Wohltätigkeitsverein. Sie ist etwas ganz anderes. Die Kirche soll dafür sorgen, daß aus der Gesinnung und aus der Gläubigkeit, die sie verkündet, für diese staatlichen Ordnungen es zur Selbstverständlichkeit Wird, daß die Hilfe für die Schwachen und Kranken gegeben wird.

Vorsitzender: Behaupten Sie, daß die christliche Lehre, daß die Pfarrer das nicht tun? Ich besuche den Gottesdienst auch hie und da und kann feststellen [...]

Angeklagter (*unterbrechend*): Ich könnte Ihnen nachweisen – ich kann es auch, wenn es verlangt wird, ich habe das Material im Augenblick nicht da, ich habe nicht daran gedacht, daß diese Spezialfrage drankommt –, daß Konkurrenz getrieben wird zwischen kirchlicher und öffentlicher Fürsorge, daß die Kirche sich mit Händen und Füssen wehrt, daß dieses Sondergebiet ihrer Betätigung, nämlich die Wohlfahrt, ihr erhalten bleibt, obwohl sie überhaupt nicht imstande ist, die Mittel dazu aufzubringen, und durchaus nach den Methoden des Geschäfts von der Stelle, von jenem Ministerium, von der Stadt, vom Staat, von der Gemeinde, vom Dorf Mittel nimmt, die sie durchaus im wirklichen Betrieb des Geschäfts und der Geschäftsführung usw. verwendet. Wir sagen: Die Kirche soll dafür sorgen, wenn sie eine christliche Kirche der Gegenwart sein will, daß die christliche Gesinnung aller Glieder des Volkes so lebendig ist, daß der Staat und die anderen Stellen, die für die äußere Ordnung des Lebens zu sorgen haben, das als eine Selbstverständlichkeit tun. Das ist die Aufgabe der Kirche und nicht etwa, an Stelle der Staatsverwaltung in Versorgung zu machen. (Auf eine Zwischenbemerkung:) Bitte, hier heißt es in einem Aufruf, der überall herumgekommen und auch im „Deutschen“ erschienen ist, wörtlich: „Die evangelische Sterbefürsorge tritt mit dem Anspruch auf, ein konfessionelles Liebeswerk zu sein.“ Sie ist aber nichts anderes als eine gewerbsmäßige Einrichtung, sie leistet [...] Sie hat mit dem Evangelium und mit dem evangelischen Glauben nichts zu tun, sie ist lediglich ein Beweis [...] usw. Weiter haben wir eine evangelische Bank, die durch Prospekte und allen möglichen Betrieb die Pfarrer anreizt, Gelder dort unterzubringen, die sie für wohltätige Zwecke gesammelt haben, oder persönliche Gelder dort hinzubringen, damit man das nachher verwenden kann. „Evangelische Gelder nur auf die evangelische Bank!“ Das sind doch Tatsachen, abgesehen von der Betriebsamkeit der Kirche auf diesem Gebiet, in Bazaren, Verkäufen und Sammlungen. All das ist einfach Geschäft und nicht das, was die Kirche auf diesem Gebiet zu tun hat. Sie hat die Ausübung dieser Dinge den Gruppen zu überlassen und nur zu helfen, soweit es überhaupt nur möglich ist aus innerer Gläubigkeit und persönlicher Gezwungenheit der einzelnen Christen, so viel sie können. Die Kirche aber hat sich nicht zum ausübenden Organ irgendeines Geschäftsbetriebes für Wohltätigkeit zu machen, sondern hat dafür zu sorgen, daß die Hilfe für die Kranken und Schwachen und für diejenigen, die unter der Not der Zeit leiden, durch die zuständigen Organe geleistet wird.

Vorsitzender: Sie verlangen Gesinnung. Sie bestreiten, daß die Kirche das z. Zt. tut.

Angeklagter: Daß sie das tut, habe ich nicht bestritten, sondern daß sie es so tut, wie es richtig wäre, um durchzuführen, was sie will. „Eure Predigt ist Geschwätz“, wenn ich dabei bleiben darf [...] [108]

Vorsitzender: (*unterbrechend*): Darauf kommen wir nachher noch zurück. Wir wollen noch einen Augenblick bei dem ersten Teil verharren, in dem Sie sagen: Die Kirchen sind mehr politische und wirtschaftskapitalistische Organisationen als Gemeinschaften frommer Menschen. Was wollen Sie damit sagen? Worin liegt der Vorwurf, den Sie erheben?

Angeklagter: Damit will ich sagen, daß im Kirchenvolk – ich spreche nicht immer nur für mich, weil ich sehr wohl die Hemmungen kenne, die der Kirche geblieben sind – die Meinung ist, die Kirche ist ja viel zu sehr Organisation, es wird viel zu sehr Betrieb gemacht und der Zusammenhang gesucht mit dem, was eben jetzt so gilt. Sie ist nicht eine lebendige Kraft, sagen wir einmal, wie es oft gesagt

wird, das Gewissen, das in der heutigen Zeit überall die Bindungen, die bestehen, durchstoßen soll zu der christlichen Tat, sondern sie schließt ihre Kompromisse. Überall, wo es gilt, muß die Kirche vertreten sein, wo jemand begrüßt wird, muss die Kirche dabei sein. Kurz, dieser ganze bürgerliche Betrieb, nicht wahr, ist in der Kirche zur Selbstverständlichkeit geworden. Das ist das eine. Das andere ist, daß sie eben die kapitalistische Ordnung selbst bejaht, daß sie nicht darunter leidet, daß sie Auslandsanleihen aufnehmen mußte, daß sie aus Kirchensteuer gewonnene Gelder verwenden mußte zu soundso viel Prozent, um daraus etwas anderes zu machen. Sie leidet darunter gar nicht, sondern sie sucht das möglichst auszugestalten und auszunutzen. Sie sagt, man muss mit den Wölfen heulen. Jawohl, man muss heulen als Kirche. Man muss aber zum Ausdruck bringen, daß man gegen diese unwürdige Art zu kämpfen entschlossen ist, daß man alles tut, damit diese Hemmungen aufhören und damit das andere wird. Aber das vermissen wir eben. Sie beruhigt sich eben dabei, daß das so ist. Sie sucht nach Anleihen, nimmt Darlehen auf, stößt das eine ab, nimmt Hypotheken auf, kurz, sie macht diesen ganzen Betrieb der kapitalistischen Weltordnung mit, ohne darunter zu leiden. Das ist es, was wir und das Kirchenvolk nicht verstehen.

Vorsitzender: Nun ist aber mit jeder kirchlichen Verwaltung, die Verpflichtungen hat, ohne weiteres die Notwendigkeit verbunden, einen wirtschaftlichen Betrieb zu haben.

Angeklagter: Das sagen wir auch, aber es handelt sich darum, ob man das nur so mitmacht und durch seine sonstige Einstellung zeigt, daß dies ein notwendiges Übel ist, oder ob man sich dabei wohlfühlt. Das ist der Ausdruck gewesen.

Vorsitzender: Nun komme ich auf die Angelegenheit der zehn Gebote. Sie haben die zehn Gebote aufgeführt. Was wollen Sie damit nachweisen und zu welchem Zweck?

Angeklagter: Zu dem Zweck, der Kirche vorzuhalten, daß sie wegen ihrer Gebundenheit nicht zu sagen wagt, daß die heutige Ordnung dem Sinne der zehn Gebote widerspricht.

Vorsitzender: Ja, wollen wir einmal einige Sachen durchgehen? „Sie lehren Gott ist Gott und schützen den Mammonsdienst in den Banken und Palästen.“ Was soll das heißen?

Angeklagter: Was ich damit sagen will, das heißt, was wir damit sagen wollen und was ich formuliert habe, ist folgendes: Das Gebot, du sollst Gott, deinem Herrn, dienen, du sollst nichts höher achten als ihn, ist in der heutigen Art der kapitalistischen Ordnung durchbrochen. Es gibt nichts auf der Welt, was die Menschen im Zusammenleben höher schätzen als das Geld und den Dienst am Geld. Alles ist jetzt im öffentlichen Leben und in der Erziehung darauf eingestellt: Geld, Geld, nicht Gott, sondern Geld, anstatt daß die Kirche den Mammonsdienst angreift, d. h. die Gesinnung, nach dem Geld zu trachten, und daß sie auch [109] die Ordnung angreift, die diesen Mammonsdienst immer wieder ermöglicht, ja gewissermaßen von den Menschen verlangt und ihn auf dem Wirtschaftsgebiet dazu zwingt. Das halten wir ihr vor.

Vorsitzender: Also mit anderen Worten: Sie kommen immer wieder darauf zurück, daß Sie von der Kirche verlangen, sich auf den Standpunkt der Sozialisten zu stellen.

Angeklagter: Daß sie gegen die Kapitalisten ist aus Gründen der religiösen [...] und der sittlichen [...]

Vorsitzender: Das Andere: „Sie lehren: ‚Du sollst den Namen Gottes heiligen‘ und sie sehen zu, wie im Namen Gottes die Schwachen ausgebeutet und von den Heerführern Kriege geführt werden.“

Angeklagter: Das leiten wir daraus ab, daß behauptet wird und bis auf den heutigen Tag auch von christlichen Kreisen immer wieder betont wird, daß die heutige Gesellschaftsordnung immer so bleiben wird, daß eben immer Leute da sein werden, die oben sind, und andere, die unten sind, Herren und Knechte wird es immer geben und es wird weiterhin so sein, daß die Schwachen von den Starken benutzt werden, um ein höheres Leben führen zu können. Das wird im Namen Gottes insofern getan, als man sagt, wenn man das philosophisch-weltanschaulich unterbauen will, das sind eben gegebene Zustände; weil das Geschaffene letztlich von Gott ist, so ist das auch Gottes Willen, wenigstens so lange es existiert. Anstatt daß man die Relativität der heutigen Ordnung betont und sagt, das muß anders werden, beruhigt man sich auf diesem Gebiet damit, daß die einen behaupten, Gott will, daß

die Massen so leben und in diese Systematik des Lebens eingespannt sind. Das geht bis weit in die evangelisch-sozialen Kreise hinein; Erich Förster hat eine Broschüre geschrieben [...], in der das System der heutigen Ordnung verteidigt wird als ein von der Natur, d. h. von Gott letztlich gewolltes System. Dagegen wehren wir uns und sagen: Das ist nicht wahr, das kann nicht so sein!

Vorsitzender: Ich kenne die Schrift nicht, aber Sie werden dem Mann nicht unterstellen, daß er das nicht aus innerer Überzeugung schreibt.

Angeklagter: Ja, das ist klar. Ich stelle fest, daß ich Niemandes persönliche Überzeugung in Frage stelle, sondern ich stelle nur fest, daß es so ist.

Vorsitzender: „Sie lehren ‚du sollst den Sonntag heiligen' und wissen zugleich, daß ungezählte Hunderttausende am Sonntag arbeiten müssen." Sie scheinen also der Meinung zu sein, daß am Sonntag keine Eisenbahn fahren darf und keine Wirtschaftsbetriebe geöffnet sein dürfen.

Angeklagter: Ich bin der Auffassung, daß die Betriebe [...] (Vorsitzender: Wie es in England ist?) Ja wie in England, daß wenigstens die Kirche möglichst darauf bedacht sein soll, daß die Arbeiter nicht gezwungen sind, möglichst auch sonntags zu arbeiten, um überhaupt leben zu können.

Vorsitzender: Ja, die Sonntagsarbeit ist staatlich geregelt und bedarf einer besonderen Staatlichen Genehmigung.

Angeklagter: Jawohl, sie ist wohl staatlich geregelt, obwohl – das wird dem Herrn Vorsitzenden bekannt sein – alle Möglichkeiten bestehen, das zu durchbrechen. Aber abgesehen [110] davon handelt es sich für uns nicht darum, daß die Sonntagsheiligung durchgeführt wird oder nicht, sondern darum zu behaupten, daß die Situation, in der der Arbeiter heute ist, ihn zwingt, jede Möglichkeit zu benutzen. Hunderttausende sind dazu gezwungen, um überhaupt leben und existieren zu können. Denken Sie an alle diese Betriebe, die sonntags arbeiten, um Geschäfte zu machen [...] die Tendenz haben, diese Sonntagsarbeit möglichst durchzusetzen. Sie werden zugeben, daß die Unternehmer, die kapitalistischen Schichten, immer wieder durch ihre politische Vertretung daran sind, die Sonntagsruhe zu durchbrechen. Die Arbeiter sind ihrerseits gezwungen, durch die kümmerlichen Löhne, Sonntagsarbeit zu machen.

Vorsitzender: Was soll die Kirche tun? Welches ist der Vorwurf, den Sie der Kirche machen?

Angeklagter: Die Kirche soll religiös-sittlich begründen, daß die Lebenshaltung eines Menschen so sein soll, daß, wenn er 6 Tage gearbeitet hat, er am 7. Tag wirklich ausruhen kann und wissen kann: Ich habe meine Pflicht gegenüber der Gesamtheit getan.

Vorsitzender „Sie lehren ‚du sollst Vater und Mutter ehren, und sehen nicht, daß die kapitalistische Ordnung die Familie rettungslos zerstört."

Angeklagter: Ich meine, darüber ist wenig zu sagen. Es ist doch ganz klar, daß die heutige kapitalistische Ordnung die Familie als solche systematisch auflöst. Darüber sind große Bücher erschienen, auch von Gruppen, die nicht mit uns gehen, vom „Evangelisch-Sozialen Kongreß", der daran ein großes Verdienst hat, auch von der Gruppe Mumm, die in diesen Dingen bemüht sind, Aufklärungsarbeit zu leisten, die aber nachher die Konsequenzen nicht ziehen.

Vorsitzender: Das ist nach Ihrer Meinung Aufgabe der Kirche, Gesinnung zu verbreiten, damit aus der Gesinnung das entsteht.

Angeklagter: Die Gesinnung zu verbreiten, daß diese Umstände bekämpft werden, nicht die Meinung, daß trotz dieser Zustände die Familie bestehen könne. Das wäre Utopie. Der Vater muss morgens um 6 Uhr schon zur Arbeit gehen, die Tochter geht ins Büro, der Vater kennt die Kinder nicht, sie wachsen auf der Straße auf, die Mutter muss ins Putzen gehen, sie haben eine elende Wohnung; das sind Zustände, die aus der heutigen Systematik des Wirtschaftslebens stammen.

Vorsitzender: „Sie lehren ‚du sollst nicht töten' und segnen durch ihre Divisionspriester und Pfarrer die Waffen, mit denen sich die Völker gegenseitig ermorden."

Angeklagter: Ja, das ist unsere Auffassung.

Vorsitzender: Ja, ich habe bei Beginn des Krieges nicht gehört, daß wir einen Eroberungskrieg führen wollen. Es hat sich für das deutsche Volk beispielsweise um die Frage gehandelt, daß wir uns verteidigen gegen fremde Angriffe, und diese Verteidigung auch mit Waffen ist wohl nicht verboten durch das Gebot „du sollst nicht töten". Muss man sich totschlagen lassen von anderen, lediglich deshalb, weil dieses Gebot besteht? Das ist Notwehr, und Notwehr ist jedenfalls nicht verboten. Da könnte unter Umständen auch die Meinung bestehen, daß die Kirche diese Selbstverteidigung eines Volkes unterstützen darf, daß sie [111] dabei sein darf, wenn es sich darum handelt, sich gegen einen Angriff von außen zu verteidigen.

Angeklagter: Wenn ich dagegen etwas sagen darf: Erstens, daß es eine sehr umstrittene Frage mit dem Angegriffensein ist, das kann jedes Volk von sich auch sagen – das ist jetzt nur prinzipiell gesagt –, zweitens handelt es sich nicht darum, ob der Einzelne aus der Situation, in der er sich befindet, oder ein Volk, das in der bestimmten politischen und wirtschaftlichen Lage sich befindet, den Krieg führt oder nicht, sondern darum, was die Kirche tut. Die Kirche hat sich nicht nach den jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Nöten des Volkes zu richten. Gut, das Volk soll seinen Krieg führen, wenn es absolut muss. Die Kirche hat aber niemals etwa diesen Krieg als vor Gott berechtigt anzuerkennen. Die Kirche hat die absolute Forderung zu vertreten und dafür zu sorgen, daß solche Kriege überhaupt nicht kommen. Wenn man sich überlegt, wie die Kirche früher mit dem Militär verbunden war, mit dem ganzen monarchistischen Staat, was nachzuweisen eine Kleinigkeit ist, wenn man überlegt, welche Predigten gehalten wurden, wie die Gebetbücher und die Gesangbücher des Militärs aussahen, wenn man diese ganze Gesinnung sieht, die dort auch mit durch die verdrehte christliche Auffassung weitergegeben worden ist, dann hat man das deutliche Gefühl, daß etwas geschehen muß, um eine radikale Umkehr zu erlangen. Gut, es kann möglich sein, daß neue Kriege kommen, wir können es vielleicht nicht verhindern. Man muss vor allen Dingen dafür beten und dafür sorgen, daß die Völkerversöhnung und der Völkerfrieden kommen. Es ist nicht von ungefähr, daß vor 3 oder 4 Monaten in Mannheim die Zusammenkunft der Pfarrer aus dem Bezirk Mannheim es abgelehnt hat, unserem Antrag zuzustimmen, daß in das allgemeine Sonntagsgebet ein Gebet für den Frieden und für die Völkerversöhnung auf Erden komme. Diese Einstellung, daß die Kirche sich immer wieder sehr stark mit den äußeren Mächten des heutigen Lebens verbunden weiß, wollen wir feststellen. Wir haben Dinge erlebt und haben Material an der Hand, in dem zum Ausdruck kommt, wie Divisionspfarrer und sonstige Pfarrer im Krieg geredet haben, die von Gottesdienst gesprochen haben, wenn man andere Menschen tötet. Es ist durchaus verkehrt, die Verteidigungspflicht in Zusammenhang zu stellen mit christlicher Gläubigkeit; diese verlangt, daß ich mich totschlagen lasse [...] und daß durch meinen Tod ein Mensch erlöst wird; – vielleicht derjenige, der mich totgeschlagen hat, ganz gewiss – aber die Gesinnung, die ganze Vernunft, der Glaube [...] hat sich die sittliche Leitung [...] verschafft. Daß es sittlich hochstehend sei, sich zu bewahren und den anderen totzuschlagen, das ist nichts anderes als die sittliche Verkleidung und religiöse Verdrehung einer durchaus üblen, unchristlichen Welt- und Lebensauffassung.

Vorsitzender: „Sie lehren ‚du sollst nicht ehebrechen' und segnen die Geschäfts- und Amüsements-Ehen ein."

Angeklagter: Damit wollte ich nicht sagen, was eigentümlicherweise in der Anklageschrift zum Ausdruck kommt, daß wir irgendwie den Ehebruch oder sonst etwas auf unser Schuldkonto nehmen, wenn wir diese Ehen einsegnen, sondern wir wollen damit immer wieder sagen, daß die heutige Art des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens junge und ältere Menschen, die sich für das Leben verbinden wollen, oft und in erster Linie zwingt, sich aus Geschäftsrücksichten aus Gesellschaftsrücksichten zusammenzugeben. Dann [112] müssen wir in der Kirche diese Ehen einsegnen und sagen, sie seien von Gott geheiligt, obwohl wir genau wissen, daß die Verhältnisse sie zusammenbrachten.

Vorsitzender: Das heißt Amüsements-Ehen?

Angeklagter: Damit ist gemeint, das sind Ehen, die nicht aus irgendwelcher inneren Nötigung

geschlossen sind, sondern durch den heutigen Betrieb der bürgerlichen Gesellschaft zusammenkommen. Man hat sich einmal gesehen, man geht dahin und dorthin, so kommen die Ehen zustande. Es ist gar keine Grundsätzlichkeit in den Verhältnissen der Menschen zueinander. Das müssen wir einsegnen. Alle diese Voraussetzungen der heutigen Gesellschaftsmechanik wollen wir damit treffen.

Vorsitzender: „Sie lehren ‚du sollst nicht stehlen' [...] darüber haben wir vorhin gesprochen." „Sie lehren ‚du sollst nicht lügen und betrügen' und schweigen zu dem Riesenbetrug, den der kapitalistische Staat, die Finanz und Börse täglich an der Masse ausübt." „Sie lehren ‚sei nicht neidisch, sei zufrieden', kämpfen aber nicht für die Voraussetzungen zu einem Leben, das für alle, die Menschenantlitz tragen, ein menschenwürdiges ist." „Das Salz des offiziellen Kirchentums ist dumm geworden, das Licht ist unter den Scheffel versteckt! Wir religiösen Sozialisten rufen daher, als Sprecher der Masse des Proletariats, die Kirchen und Ihre Führer zur Umkehr, zur Buße."

Es wird also von dem Wort „Buße" in der Anklage behauptet, daß es ein Vorwurf und auch eine Zuwiderhandlung gegen die christliche Gesinnung sei, denn derjenige, der richtig handelt und richtig fühlt und denkt, braucht nicht zur Buße aufgerufen zu werden. Sie machen also den Vorwurf nicht nur eines anderen tatsächlichen Zustandes, sondern der Kirche den Vorwurf, daß es anders sein müsste, wenn sie am Platze wäre, und daß die Kirche ein Versäumnis im Sinne der christlichen Lehre begangen hat, wenn sie das nicht getan hat. Das wurde vorhin gesagt.

Angeklagter: Man kann auch zur Buße gerufen werden, wenn man nicht einsieht, daß man zur Buße gerufen werden soll. Das ist vielleicht gerade der stärkste Buß-Ruf. Die Voraussetzung ist, daß man dieser Gruppe klarmacht, du weißt es ja gar nicht, du musst umkehren, und ihr dann sagt, so musst du umkehren [...] Wir sind selbst in der Kirche. Es wäre etwas Furchtbares, wenn wir von außerhalb der Kirche die Kirche zur Buße rufen wollten, ohne selbst mit in sie eingeschlossen zu sein. Aber, bei uns ist der Unterschied nur der, daß wir sehen, daß wir zur Buße gerufen sind, daß wir diese Qual in uns tragen und diesen Buß-Ruf selbst in uns spüren und ihm zu folgen versuchen, während nach unserer Auffassung die Kirchenleitungen im Allgemeinen, die Pfarrer im Allgemeinen das eben nicht sehen oder wenigstens nicht in dieser Intensität sehen, nur darum, nicht aus irgendwelcher pharisäischer Einstellung oder sonst etwas heraus.

Vorsitzender: Wir kommen zum letzten Punkt. Das haben wir dem Inhalt nach schon erörtert. Sie behaupten damit, daß die Kirche in der von ihnen gewünschten Betätigung nicht weit genug gehe und daß damit ein Zustand geschaffen wird, wie Sie ihn hier bezeichnen, daß Wohltätigkeit zum Geschäft wird, daß die Predigt Geschwätz sei und der Trost keine Kraft habe, daß der Segen verfault sei.

Angeklagter: Darf ich etwas korrigieren. Wenn hier gesagt wird „Eure Predigt ist Geschwätz", so ist das ganz verkehrt aufgefasst worden. Es handelt sich nicht um die Predigt [113] des einzelnen Pfarrers, sondern darum: Das, was wir als Predigt im herkömmlichen Sinne im kirchlichen Leben, d.h. was das Kirchentum als Predigt so im allgemeinen bezeichnet, diese ganze Art des Predigens überhaupt, also nicht des jeweiligen Geistlichen, sondern die ganze herkömmliche Art der Predigt, die sich möglichst von den Dingen fernhält, von denen wir eben gesprochen haben, auch seelisch, innerlich fernhält, – diese Art, die sich, wie es vorhin Herr Löw zum Ausdruck gebracht hat, nur an den einzelnen Menschen hält und Gott in der Beziehung zu den Fragen des Seelischen, innerlichen in den Mittelpunkt stellt [...] – diese ganze Art der Predigt, die vor allen Dingen als ein besonderes Zeichen theologischer und religiöser Bedeutung oder Weisheit bei Prüfungen usw. bewertet wird, diese Art empfindet das Proletariat und die Masse unseres Volkes – wir sprechen jetzt nicht für die Gebildeten, das ist eine Sache für sich, das sollen die ausmachen, wir sprechen für die Massen, mit denen wir uns innerlich zusammengehörig fühlen, die empfinden wir als Geschwätz, weil diese Predigten von Voraussetzungen und Methoden ausgehen, bei denen gar keine Berührungspunkte mit der Masse des Kirchenvolkes vorhanden sind. Darum bekämpfen wir sie als Geschwätz. Es ist also kein Werturteil über den Inhalt der einzelnen Predigt des einzelnen Pfarrers, sondern ein Urteil über Art und Inhalt der Predigt überhaupt und über ihre Wirkung auf das Proletariat.

Vorsitzender: Herr Professor D. Frommel wünscht das Wort.

Professor D. Frommel: Ich möchte dazu sagen, dieses Wort scheint mir eines der allerschwersten und bedenklichsten in dem, was Sie geschrieben haben, zu sein. Die Predigt ist doch eigentlich die Hauptfunktion der Kirche, denn durch die Predigt verkündet sie das Wort Gottes, und die Verkündung des Wortes Gottes ist nach reformatorischer Auffassung die eigentliche Hauptfunktion der Kirche. Wenn Sie nun das, was Sie jetzt eben gesagt haben, irgendwie in Ihre Sachen hineingenommen hätten, irgendwie eine Begründung gegeben hätten, dann wäre die Sache eher erträglich gewesen. Aber so, wie Sie es getan haben, kann kein Mensch das herauslesen, was Sie jetzt gesagt haben, sondern man muß darin generaliter ein Verdammungsurteil über die Predigt erblicken, und zwar nicht etwa aus dem Mund des Proletariats, wenn Sie das genauer gesagt hätten: daß es die Meinung des Proletariats ist! Aber Sie identifizieren sich doch mit denen, die Sie hier sprechen lassen, das geht deutlich daraus hervor (*Zwischenbemerkung des Angeklagten*), und durch dieses Generalurteil „Eure Predigt ist Geschwätz", glaube ich, Herr Kollege Eckert, haben Sie in der Tat vielen Menschen ein außerordentliches Weh, will ich einmal sagen, zugefügt, und zwar ungerechterweise (wenn auch unbeabsichtigter Weise?). Das ist durchaus nicht irgendwie für mich persönlich gesprochen, ich fühle mich dadurch gar nicht getroffen. Aber ich habe, als ich das gelesen habe, ganz unmittelbar einen Stoß empfunden. „Eure Predigt ist Geschwätz", da habe ich gesagt, das ist für die Kirche das Furchtbarste, was überhaupt gesagt werden kann, wenn ich an die vielen, vielen Predigten denke, die ich in meinem Leben gehört habe. Ich habe auch Predigten gehört, die wirklich Geschwätz waren. Ich habe aber auch viele Predigten gehört, bei denen ich mich wirklich im Tiefsten meines Herzens scheuen müsste – auch vor Gott –, wenn ich sagen wollte, das ist „Geschwätz". Ich bin erschrocken, wie ich dieses Wort gelesen habe: „Eure Wohltätigkeit ist Geschäft". Diese beiden Worte haben mich am stärksten getroffen, weil ich hier ein Urteil gefunden habe. Das mag vielleicht der Anschauung des Proletariats entsprechen, das will ich nicht [114] bestreiten, es mag auch etwas Berechtigtes daran sein, das aber doch die Kirche in dem Tiefsten ihres ganzen Lebens trifft, was wirklich bei der Kirche einen Protest hervorrufen muss. Ich glaube, das können Sie kaum mit irgendeiner Dialektik oder Auseinandersetzung abweisen. So wie es dasteht, mußte es so empfunden werden. Ich spreche ganz einfach als ein Mensch, der Ihnen persönlich, wie Sie wissen, sehr gut gesinnt ist. Aber daß ich es schwer empfunden habe, das ist eine Äußerung, die ich hier aus unmittelbarem Empfinden heraus tue.

Vorsitzender: Das läuft auf das hinaus, was ich Sie fragen wollte. Sie sagen, das ist gar nicht persönlich und richtet sich nicht an den Einzelnen und an die Kirche überhaupt nicht, sondern nur das System als solches wollen Sie treffen und die Tätigkeit der Kirche soll als kraftlos und erfolglos bezeichnet werden, weil die von Ihnen gewünschte Einstellung fehlt. Haben Sie aber nicht die Empfindung, daß, wenn das im Volk verbreitet und gelesen wird, das auf die, die es lesen, einen ganz anderen Eindruck machen muß? Haben Sie nicht die Empfindung, daß Ihre Kollegen aus anderen kirchenpolitischen Lagern darin ganz schwere Vorwürfe sehen müssen? „Eure Predigt ist Geschwätz". Wenn ich jemand sage, du bist ein Schwätzer – ich frage nicht von vornherein, ob es so, wie es gelesen wird, eine Verbalinjurie ist –, so ist das in der Tat eine Verbalinjurie. Ich frage Sie, ob Sie nicht das Gefühl haben, daß dadurch die Kirche und ihre Diener vor dem Volk, das es liest, verächtlich gemacht werden? Haben Sie das Gefühl nicht, daß das die Wirkung dieser Äußerung sei?

Angeklagter: Ich verstehe es schon. Zunächst muss man sich klarmachen, wie ein solcher Aufruf entsteht und geschrieben wird. Sie müssen sich nicht vorstellen, daß man einen solchen Aufruf Satz für Satz und Wort für Wort auf alle möglichen Wirkungen überlegt, – wir haben es nachträglich natürlich überlegt – sondern daß man einen solchen Aufruf in der Unmittelbarkeit der Überzeugung, des Glaubens schreibt. Ich bin weit entfernt davon, mich in irgendeiner Weise mit prophetischen Naturen zu vergleichen. Aber das ist sicher, wenn man in solchen gesteigerten Situationen konkreten Kampfes etwas sagt – vergleichen Sie nur die Reden des jungen Luther, die gar nichts mit uns zu tun haben, oder eines anderen, die von Christus oder der alttestamentarischen Propheten –, da fragt man nicht, ob das nun dem Herrn Kollegen X oder Y wehtut, sondern ganz einfach: das muß gesagt werden.

Vorsitzender: Sie meinen also, das sei die Sprache der Bibel?

Angeklagter: Das ist zum Teil die Sprache der Bibel.

Vorsitzender: Das andere „Euer Segen ist verfault“ klingt sehr stark nach Zarathustra.

Angeklagter: Das wird man wohl gemerkt haben, daß ich als Sozialist der deutlichste und schärfste Gegner

Vorsitzender (*unterbrechend*): Ich sage nur, die Ausdrucksweise klingt stark dorthin an.

Angeklagter: Das weiß ich nicht.

Vorsitzender: Sie sagen, das sei der Ausdruck Ihrer innersten Stimmung gewesen. Wenn Sie nun heute überlegen, wie das draußen wirken muss, werden Sie doch zu der Überzeugung kommen, daß es eine Übertreibung ist und daß es von anderer Seite sehr wohl als [115] eine Verächtlichmachung empfunden werden kann. Sie sagen in Ihrer schriftlichen Darlegung, Sie wenden sich an das Volk und müssen in der Sprache des Volkes reden.

Angeklagter: Das ist eine Selbstverständlichkeit.

Vorsitzender: Aber glauben Sie nicht, daß gerade die Schichten, an die Sie sich wenden, diese Dinge persönlich nehmen, daß es den Leuten gar nicht möglich ist festzustellen, daß damit lediglich ein etwas allgemeines Urteil abgegeben wird? Ob das ungebildete Volk, an das Sie sich wenden, die Arbeiterschaft, in der Hauptsache doch darin direkt den Ausdruck eines persönlichen Vorwurfs sieht, darum handelt es sich nicht. Ich frage Sie, ob Sie das so empfinden, ob Sie das zugeben oder nicht?

Angeklagter: Das ist eine Frage.

Vorsitzender: Ich bitte um Antwort, ob Sie das so empfinden, ob Sie das zugeben oder nicht?

Angeklagter: Ich bin also gefragt, ob ich persönlich, wenn ich das überlege in seinen Wirkungen, den Eindruck habe, daß dadurch jemand beleidigt werden muss oder nicht. Also zunächst möchte ich feststellen, daß mir die Absicht unter allen Umständen ferngelegen hat. Das ist das Erste, wie ich aus den kommentierenden Bemerkungen wohl nachweisen kann. Zum Zweiten wollte ich feststellen, daß man in einem Aufruf nicht Kommentare zu geben imstande ist. Drittens möchte ich feststellen, daß die Wirkung, von der Sie da sprechen, vor allen Dingen bei Geistlichen festzustellen war, daß diese sich getroffen fühlten, daß sie glaubten, ich wollte sie in pharisäischer Weise schlecht machen und sagen, sie seien Schwätzer. Sonst im allgemeinen mußte diese Konsequenz gar nicht aus dem Aufruf herausgelesen werden, wenn man ihn unvoreingenommen liest. Aber es ist ganz selbstverständlich, daß diejenigen Geistlichen und diejenigen [...], die gegen unsere ganze Art voreingenommen sind und sie nicht verstehen, auf einem anderen Standpunkt stehen eben aus dieser bewusst oder unbewusst vorhandenen Bindung heraus, das alles viel stärker empfinden müssen als wir und als die Schichten, an die wir uns gewendet haben.

Ich kann das ehrlicherweise sagen, daß ich mit meinen Leuten in die Predigten anderer Geistlicher gehe und daß wir darüber sprechen, daß unsere Leute regelmäßig zu anderen Geistlichen gehen, und wenn wir das in der Praxis tun, ist damit zum Ausdruck gebracht, daß es nicht an dem einzelnen Pfarrer hängt, daß das nicht ganz generell heißt, die Predigten sämtlicher Pfarrer sind Geschwätz, sondern die Art, die aus dem offiziellen Kirchentum, aus der herkömmlichen Ast eben in dem Bewusstsein des Volkes noch da ist.

Nun noch das Vierte, das möchte ich auch nicht vergessen. Sie müssen sich auch überlegen, daß wir zu Leuten sprechen, von denen wir möchten, daß sie die klare Empfindung haben, hier spricht jemand, der auch vor den letzten und schweren Dingen anklagt [...] Bitte, meine Predigt ist auch oft Geschwätz, man kann gar nicht immer in der höchsten Spannung sein, wenn Sie das so auffassen wollen. Aber meine Meinung ist etwas ganz anderes; ich wollte zum Ausdruck bringen, daß wir keine Angst haben, die Unzulänglichkeit des heutigen Predigtbetriebes zu erkennen und zu sehen. Nach unserer Auffassung wird viel zu viel gepredigt, ich meine viel zu viel dem Umfange nach und der Ordnung nach, nicht dem Inhalt nach. Und nun noch das Letzte, ob ich nicht befürchtet habe, den einen oder anderen zu beleidigen. Ich habe diese Befürchtung nicht gehabt. Als mir aber alle möglichen [116] Leute, sogar solche, die mir innerlich nahestanden, dann in den empörtesten Tönen schrieben, da habe ich mir überlegt, Gott, was haben diese eigentlich, woran liegt das eigentlich. Wenn man das überlegt,

das sollte noch einmal neu formuliert werden, dann wären wir in der Sache auch keinen Millimeter weiter. Wir können aber aus all dem lernen, aus dem, was ich zu kommentieren versuchte, vielleicht in die formale Erklärung selbst hineinnehmen, damit solche Missverständnisse nicht möglich sind. Aber der Sache nach, dem Thema nach können Sie nichts anderes verlangen.

Vorsitzender: Geben Sie nicht zu, daß der Pfarrer, auch wenn er kirchenpolitisch auftritt, in seiner Eigenschaft als Pfarrer, der die Nächstenliebe, die Duldsamkeit und die Versöhnlichkeit zu predigen hat, doch in der Art, wie er sich kirchenpolitisch äußert, sich eine gewisse Zurückhaltung auferlegen muss? Sie haben in den Akten an anderer Stelle gesagt, daß Sie sich frei fühlen und von dem Gesetz, von der Bestimmung der Reichsverfassung Gebrauch machen, wonach jeder seine politische Meinung sagen darf. Aber es ist doch allgemein anerkannt im Beamtenrecht und ich nehme an, daß das für die Geistlichen auch gilt, wir werden darauf noch kommen, daß eben der Beamte bei seiner politischen Betätigung nicht seine Gesinnung unterdrückt, daß er aber in der Art, wie er sich betätigt, auf sein Amt Rücksicht nehmen muss. Geben Sie nun nicht zu, Herr Pfarrer, daß das der Pfarrer auch tun muss?

Angeklagter: Ja, es handelt sich um etwas ganz Verschiedenes. Im politischen Leben handelt es sich um Dinge, die aus reiner Zweckmäßigkeit, aus bestimmter Abwägung der jeweiligen Voraussetzungen über die Wege und Ziele entschieden werden, während es sich hier bei uns um ein ganz anderes Gebiet handelt, um das Gebiet der innersten Gezwungenheit, im Leben so oder so zu stehen. Hier handelt es sich eben nicht um irgendwelche Formen, die aus Rücksicht auf die oder jene Stellung von uns eingehalten werden, sondern um einen inneren Zwang.

Vorsitzender: Sie unterscheiden aber in Ihren Äußerungen zunächst einmal scharf zwischen der kirchlichen Betätigung, der pfarramtlichen Betätigung und der politischen Betätigung.

Angeklagter: Der kirchenpolitischen Betätigung.

Vorsitzender: Hier handelt es sich um eine kirchenpolitische Betätigung.

Angeklagter: Die nichts mit dem Amt zu tun hat.

Vorsitzender: Gewiss, aber geben Sie nicht zu, daß der Pfarrer aus seiner Amtstätigkeit heraus gewisse Rücksichten hinübernehmen muss in seine kirchenpolitische Betätigung?

Angeklagter: Ja, Rücksicht nehmen wir auch sehr stark; sonst würden wir ganz anders reden! (*Zwischenruf*: „Noch anders!“ und Lachen) Ja, dann würden wir ganz [...] Ausdrücken reden! Wir fühlen uns vollkommen solidarisch mit der Masse des Proletariats; und wie das Proletariat redet, werden Sie wohl wissen. (*Zwischenrufruf*: Jawohl!) Wir haben also eine sehr starke gewissensmäßige Entscheidung in uns, was wir von diesen Angriffen aushalten müssen. Wir haben auch sehr heftige Kämpfe gehabt usw. – wie das auch der Bericht der Oberkirchenbehörde feststellt –, sehr heftige Kämpfe mit den Genossen und Schichten im Proletariat, die von all dem, was wir nicht verantworten können, glauben, es sei das Wichtigste. Wir haben die allerheftigsten Auseinandersetzungen gerade über die Form des Kampfes [117] gehabt. Wenn wir uns nicht schon selbst diese gewissensmäßige Entscheidung auferlegt hätten, diese Rücksichten, von denen wir gesprochen haben, die uns als Geistlichen auferlegt sind, dann würden wir ganz anders reden müssen. Ich sage das nicht etwa deswegen, um zu sagen, wir sind viel zu zahm. Wir sind gar nicht zu zahm, sondern wir sind so, wie wir sein müssen, und können das nicht ändern; aber Missverständnisse hervorzurufen, daran haben wir natürlich nicht das geringste Interesse; und solche Missverständnisse und Verärgerungen und Gegensätzlichkeiten selbst zwischen Menschen, die uns persönlich nahestehen, hervorzurufen, daran haben wir nicht das geringste Interesse.

Deswegen sagen wir, wir werden niemals uns irgendwie durch solche Methoden: „Du bist Pfarrer, deswegen bist du Beamter, und du hast als Beamter zu funktionieren, wie deine Kirchenbehörde das vorschreibt, in allen Dingen“ binden lassen, um die allerinnersten Nöte und Qualen, die wir haben, aus Rücksicht auf die Beamtenstellung etwa zurückzudrängen auch mit Rücksicht auf die Stellung als Pfarrer. Wir bleiben auch als Pfarrer immer noch evangelische Christen, deren einzige Autorität Gott und Jesus Christus ist und deren einzige Kraft die Sehnsucht nach dem heiligen Geist, nach Christus

und Gott ist, und sonst gar nichts. Die ganze beamtete Stellung des Pfarrstandes, wie sie nach dem Vorbild des Staates, der Organisation des Staates in unserer Kirche ist, ist für uns eine Crux. Das sollte für uns eine Zweckmäßigkeit sein, um die äußere Ordnung aufrechtzuerhalten, aber nicht eine äußere Möglichkeit, den Geist zu binden, und die Kraft, die aus der religiösen Gebundenheit ausströmen will, um die Grenzen des jeweiligen Zustandes zu fassen. Und wenn die Anklageschrift behauptet, daß das Gewissen überhaupt zu schweigen hat, wenn es sich um Beamte handelt, das sage ich, dann werden wir dafür sorgen [...] (*Unterbrechender* Zuruf *des Vorsitzenden*: Das steht nicht darin!) Hier steht es [...], daß die Amtspflicht nicht verletzt werden darf. „Es ist das unbestrittene Recht auch eines jeden Pfarrers, seiner Kirche einen Spiegel der Selbsterkenntnis vorzuhalten; nur muss er der damit geübten Kritik eine solche Gestalt verleihen, daß er damit nicht Amtspflichten verletzt. Tut er dies, so kann er sich zu seiner Rechtfertigung nicht auf sein Gewissen berufen." Es ist also hier grundsätzlich festgehalten, daß, wenn ich, sagen wir einmal, von Gewissens wegen etwas zu sagen habe und mein Gewissen mich zwingt, das so zu sagen, wie ich muss, ich nachher aus Rücksicht auf meine Amtspflicht das nur so formulieren darf, wie es ein anständiger Pfarrer darf [...] (*Zurufe*: Nein! – Lesen Sie den folgenden Satz!) Sonst, müsste ich sagen, ist der Sinn des Satzes nicht ganz klar. Es heißt da auch noch: „Ganz abgesehen davon, ob ein in Gott gebundenes Gewissen überhaupt die Forderung an seinen Träger stellen kann, andere zu beschimpfen [...]" Also der Anklagevertreter nimmt für sich das Recht in Anspruch, wenigstens die Frage aufzuwerfen uns gegenüber, ob wir so zu sprechen vermögen, daß, wenn er es als Beschimpfung empfindet, selbstverständlich wir niemals aus einer innersten Gewissenhaftigkeit heraus zu sagen vermögen, was eine Beschimpfung ist und für ihn darstellt; aber es ist eben die große Frage, ob das, was andere als Beschimpfung erklären, ob aus einer Absicht heraus oder weil sie kein Verständnis dafür haben – ob das allgemein als Beschimpfung gelten kann: Für uns ist es jedenfalls keine Beschimpfung, und wir werden jedenfalls jederzeit unser Gewissen – d. h., „unser Gewissen" ist ein komischer Begriff, den man auch so präzisieren kann, daß er [...] in jede Anklageschrift hineinpasst; aber für uns ist das Gewissen eine innere Qual, und wenn uns diese Qual nicht loslässt, dann suchen wir [118] daraus irgendwie herauszukommen, indem wir das hinaus geben, was uns quält, und so, wie es aus unserem Innern herauskommt, ohne zu fragen: Du bist jetzt Pfarrer und bekommst dein Gehalt und musst anständig sein, sonst [...] und die Kirche bekommt kein schiefes Licht. Das ist nicht der Fall, die Kirche bekommt kein schiefes Licht – denn die Leute werden sagen, das geschieht aus innerster Not und Begeisterung heraus –, sondern vielleicht bekommt der Pfarrer ein schiefes Licht, der da sagt [...]

Vorsitzende, Nun würde ich für meine Person die Vernehmung des Herrn Pfarrers schließen. Werden noch Fragen gewünscht?

Prälat D. Kühlewein: Einige kurze Fragen! Er hat am Anfang der Auseinandersetzungen gesagt, die Kirchenregierungen in Deutschland seien gebunden durch ihre Vergangenheit und durch ihre Zusammensetzungen, es sei bei keiner Kirchenregierung irgendein Mitglied, das Fühlung, Kontakt hätte mit dem Proletariat, es sei kein Beamter, kein Arbeiter dabei. Nun möchte ich in dieser Beziehung fragen: Ist er der Meinung, daß ein Pfarrer keine Fühlung mit dem Proletariat haben kann, daß sie nur Pfarrer oder Arbeiter haben, daß ein Regierungsrat oder Jurist oder andere Leute keine Fühlung mit dem Proletariat haben können? Dann müsste er doch mindestens diese Behauptung einschränken, daß in allen deutschen Kirchenregierungen keine Leute sind, die Kontakt haben und haben können mit dem Proletariat. Das ist die erste Frage.

Angeklagter: Das will ich sehr gerne beantworten. Es handelt sich hier nicht um persönlichen Kontakt des einen oder anderen in der Kirchenregierung Sitzenden mit dem oder jenem Proletarier, sondern darum, daß die Vertreter, die da drinsitzen, Vertreter von Schichten und Klassen sind, die eben nicht das Proletariat darstellen. Wir sagen: die klassenmäßige Bindung der Kirchenregierung ist so stark, daß das Proletariat zu diesen Vertretern kein Zutrauen haben kann. Wer von diesen Leuten ist – mit Ausnahme von denen, die durch unsere Tätigkeit hineingekommen sind – in Kontakt mit dem sozialistischen Proletariat, d. h., mit den über 20 organisierten Millionen der Arbeiterbewegung, die den Großteil unseres Kirchvolkes ausmachen! Das meine ich damit.

Prälat D. Kühlewein: Darf ich noch eine Frage stellen! Ist der Herr Pfarrer Eckert der Meinung, daß ein Bauer oder ein Arbeiter ohne weiteres die Fähigkeit hat zur Kirchenleitung? Zur Kirchenleitung

gehören doch gewisse Fähigkeiten, die man nicht bei jedem ohne weiteres voraussetzen kann. Ich meine, darüber wird doch wohl kein Zweifel bestehen.

Angeklagter: Aber so gut Arbeitersekretäre vom Evangelischen Volksbund usw. hineingekommen sind und man das gewünscht hat, so gut können auch sozialistisch organisierte Arbeiter darin sein, sie sind aber nicht darin. Ich rede ja bloß vom Zustand. Sie haben aber die Befähigkeitsmöglichkeiten bestritten. (*Zuruf*: Nein!) Sie haben gesagt, ob ich das glaube. Nach meiner Auffassung haben wir in der Kirchenregierung als Facharbeiter genügend Leute für die Führung, soweit es das geistliche angeht; aber um die Nöte der ganzen Masse des Kirchenvolkes auch da zum Ausdruck zu bringen, wo die Entscheidung fällt, genügt es nicht, daß man da und dort die Leute reden lässt, aber im Großen und Ganzen es doch macht, wie man es will, d. h., wie die Geistlichen und die Führer der verschiedenen kirchlichen Parteien es wollen. Das ist eine ganz andere Frage. Wir sagen also: die Kirchenspitze muss umgebaut werden; und es wird doch wohl sehr zu bestreiten sein, daß alle [119] Leute, die da drin sitzen – ich habe verschiedene im Auge, die ich persönlich kenne; alte Geheimräte, die überall sonst nichts mehr tun können, gewinnt man für die Kirche, da werden sie oft nichts anderes als Dekorationsstücke, weil man eine gewisse Vertretung in der Spitze der Kirche haben will. Das wollte ich damit sagen. Die soziologische Gebundenheit unserer Kirchenleitung, die wir haben, zeigt deutlich, daß die Kirche dem Problem, von dem sie immer redet, nämlich: „Wie gewinnen wir die Arbeiterschaft für den christlichen Glauben [...] zurück?“ – daß die diesem Problem, so wie es ist, einfach nicht gewachsen ist.

Prälat D. Kühlewein: Darf ich die zweite Frage stellen! Der Herr Pfarrer Eckert hat in seinem Flugblatt, ganz zugespitzt ausgedrückt, gesagt: „Eure Wohltätigkeit ist Geschäft“ usw. Ist er heute nicht der Meinung, daß das doch wohl durchweg Übertreibungen sind, die er der Kirche vorwirft, wenn er sagt: Eure Wohltätigkeit ist Geschäft? Er müsste sagen: Treibt mit Eurer Wohltätigkeit kein Geschäft! Meine Herren, der Meinung sind wir alle – da gibt es keinen, der anderer Meinung wäre –, daß mit der Wohltätigkeit viel Geschäft getrieben wird. Wenn aber dasteht: „Eure Wohltätigkeit ist Geschäft“, so muss das notwendig den Eindruck erwecken: Eure Wohltätigkeit ist nichts als Geschäft. Und so ist es mit den anderen Ausdrücken auch. Wenn es heißt: die Kirche macht den wirtschaftlichen Betrieb mit, ohne darunter zu leiden – ja, wer gibt dem Herrn Pfarrer Eckert das Recht, zu sagen, daß andere nicht darunter leiden, daß nur er darunter leidet, daß er sich nur nicht der [...] fügt! Ich meine, man darf öffentlich in einer Flugschrift nicht derartige Behauptungen aufstellen, die man eigentlich im Grunde nicht beweisen kann, die vielleicht von dem einen oder anderen gelten.

Und wenn Herr Pfarrer Eckert gesagt hat, ein Flugblatt kann man nicht genau bis ins Einzelne überlegen, so möchte ich sagen: wenn ich durch ein Flugblatt einen Feuerbrand ins Volk hineinwerfe, so muss ich das genau überlegen und muss wissen, was ich zu sagen habe. Es widerspricht sich also eigentlich, daß er auf der einen Seite sagt, er würde heute wieder genau dasselbe sagen, und auf der anderen Seite doch im Grunde zugeben muss: hier liegt eine Reihe von Übertreibungen vor, die ins Kirchenvolk hinauszuwerfen wie einen Feuerbrand doch ein Unrecht ist.

Angeklagter Das erste war die Formulierung wegen des „Geschäfts“ usw. Erstens habe ich darauf schon eine Antwort gegeben; die Motivierung, wieso ich dazu komme, diese Behauptung aufzustellen, habe ich schon gegeben.

Nun die Frage, ob überlegt oder nicht. Es gibt nachher nur eine [...] Ob man nun da sagt: „Sorgt dafür, daß eure Wohltätigkeit kein Geschäft ist!“ oder „Eure Wohltätigkeit ist Geschäft“, darüber gibt es keine Überlegung mehr, wenn das so aus einem herausgedrängt ist. Diese feinen Überlegungen fallen in dem Augenblick weg, wo das organische Ganze unter einer so verfeinerten Formulierung leiden würde. Das Ganze ist aus einem Guss. Aber wenn ich da sage, ich muss mir das überlegen, ob man das wieder so schriebe, dann habe ich nicht etwa sagen wollen, daß ich das etwa ändern wollte, soweit es dem Inhalt, dem Tenor, der ganzen Unmittelbarkeit nach zum Ausdruck kommt, sondern ganz einfach: das muss ich mir überlegen und werde mir überlegen [...] ob nicht dann eine Formulierung gefunden werden kann, die Missverständnisse ausschließen kann; nur darum handelt es sich, nicht darum, daß wir eine Änderung der Art, wie wir solche Dinge herstellen, wünschen oder wünschen könnten, sondern daß wir allein uns überlegen, Missverständnisse, die aus [120] dieser oder jener

Formulierung kommen, auszuschalten. Wir bleiben der Sache nach (?) – das wird niemand bestreiten wollen, auch von den Herren. [...]

Prälat D. Kühlewein: Ich möchte noch eine Frage stellen. Der Herr Pfarrer Eckert ruft die bürgerliche Gesellschaft zur Buße und Umkehr auf und hat meines Erachtens damit vollständig recht. Nun möchte ich fragen: Ist er nicht der Meinung, daß wir auch die sozialistische Gesellschaft zur Buße rufen müssen? Ich habe noch nie davon gehört, daß von Ihrer Seite wirklich die Bußpredigt auch an die Masse und an das Proletariat ergeht; sie ergeht meistens nur an die bürgerliche Gesellschaft.

Angeklagter Darf ich darauf gleich antworten! Es handelt sich erstens darum, daß wir gar keine sozialistische Gesellschaftsordnung haben; denn die sozialistische Gesellschaft [...]

(*Unterbrechender Zwischenruf des D. Kühlewein*: Sozialisten!) Das ist etwas ganz anderes. Bei uns handelt es sich um den Kampf gegen die jetzt bestehende kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung [...] Die ist jetzt unter Gericht gestellt nach unserer Auffassung. Es kann sein, daß auch die sozialistische Gesellschaftsordnung einmal unter Gericht gestellt sein wird; dann wird das seinerzeit schon gesagt werden. Was aber heißt, daß wir das Proletariat nicht zur Buße rufen, d. h., die Träger des Kampfes? Da wollte ich sagen: Was glauben Sie denn, daß unser ganzer Kampf ist? Schon durch die Tatsache, daß wir mitten im Kampf des Proletariats sind, ist jeder von uns ein Buß-Rufer. Die Tatsache, daß wir uns zum Christentum bekennen, ist etwas ganz [...] Was glauben Sie, wie wir schon verfolgt und verhöhnt worden sind im Anfang – auch jetzt noch –, wo man noch nichts von uns wusste, in Generalversammlungen usw. Wenn einer von uns aufs Podium kam, dann hieß es: „Aha, da kommt ein Christ!“ Wenigstens am Anfang war es so; jetzt ist das Misstrauen weg. Und ist das vielleicht kein Mahnruf, wenn wir schreiben, daß es nicht allein um den politischen und wirtschaftlichen Kampf geht, sondern daß solche Leute, die nicht in ihrem Gewissen [...], lieblose, unverantwortliche Menschen, die sich nicht in den Dienst [...] stellen, nicht die zukünftige Ordnung erkämpfen können? Ist das nicht ein Buß-Ruf im selben Blatt? Das kann man uns also nicht zum Vorwurf machen, daß wir einfach die sozialistische Bewegung, wie sie herausgeboren ist auch aus der liberalen Epoche des Aufklärertums [...], im Bausch und Bogen mitmachen. Im Gegenteil, wir rufen sehr stark die Sozialisten, soweit wir auch da vom Gewissen gezwungen sind, zur Buße, vor allen Dingen, indem wir uns immer wieder prüfen, ob wir das eine oder andere tun müssen. Aber wir weigern uns, das Proletariat etwa als Auswurf und alles Mögliche zu bezeichnen, wie das so [...] geschehen ist von kirchlicher Seite her. Wir sind mit unseren ganzen Kraft mitten eingeordnet in das Proletariat; und das Große ist, daß wir uns, trotzdem wir unserer Lebenshaltung nach nicht zum Proletariat gehören, in unserer Gesinnung und unserem Kampfwillen doch als Bürger einordnen [...], daß hier nicht Arbeiter, Pfarrer, Lehrer und Gewerkschaftsbeamte stehen, sondern wirklich eine Einheit, die letztlich christlich getragen ist und eben aus dieser christlichen Getragenheit heraus sich einsetzt für eine Ordnung, die eben den Forderungen der christlichen Gemeinschaft mehr entspricht als die heutige. Das ist es, was wir als Buß-Ruf innerhalb der sozialistischen Kreise betrachten und auch zum Ausdruck bringen.

Prälat D. Kühlewein: Eine Richtigstellung! Der Herr Pfarrer Eckert sagte vorhin, die Bezirkssynode in Mannheim hätte einen Antrag, eine Bitte für den Frieden und Völkerversöhnung in das Sonntagsgebet aufzunehmen, zunächst abgelehnt. [121]

Angeklagter: „Abgelehnt“ ist vielleicht zu weitgehend. Darf ich vielleicht, um das historisch festzustellen, sagen: Wir waren dort beisammen, und am Schluss war – und das ist auch bezeichnend für das Interesse sämtlicher Gruppen an den kirchlichen Angelegenheiten – unsere Gruppe noch geschlossen da, die anderen [...], und dann hatten wir den Antrag gestellte daß das geschehe, dann wurde gesagt: das können wir jetzt nicht, das [...], das wird abgelehnt. (*Vorsitzender*: Es ist nicht abgelehnt worden, sondern die Verhandlung [...]) Nein! Darin haben wir darauf gedrungen, daß es besprochen wird, und dann sagten die einen Vertreter – ich will jetzt keine Namen nennen –: es ist für uns ausgeschlossen. Der eine begründete das damit, daß man ja ein Gebet für die Völkerversöhnung gar nicht sprechen könne, denn das Gebet sei eine Zwiesprache zwischen Gott und dem einzelnen Menschen. Der andere sagte: wir haben das längst im Gebet drin, denn es heißt dort: Gott bewahre uns vor Krieg

und Seuchen usw. Also das wäre [...] das Gegenteil von dem, was wir wollen. (?) Und der Dritte sagte: es ist überhaupt die Frage, ob wir das dürfen, mit Rücksicht auf die doch sehr verschiedene Zusammensetzung unseres Kirchenvolkes und seiner politischen Auffassungen. Ich glaube also doch, daß ich recht hatte, hier zu sagen – ich meine nur, um der historischen Wahrheit willen zu sagen, daß unser Antrag dort materiell abgelehnt worden ist und daß man ihn dem Kultusausschuss übergeben hat in der Hoffnung, daß man ja mit diesen Dingen dort fertig werden wird und deswegen keine Beunruhigung in das Kirchenvolk getragen zu werden braucht.

Prof D. Dr. Frommel: Es handelt sich um die Frage der Eheschließung. Sie sagen, das 6. Gebot werde dadurch überschritten, daß die Kirche Geschäfts- und Amusements-Ehen einsegne (*Angeklagter*: Nein, halt, sage ich nicht! Das habe ich ganz anders begründet!)

Vorsitzender: [...] Sie sagen, die heutige bürgerliche Ordnung hat zur Folge, daß die Kirche diese Ehen einsegnet; daß Amusements-Ehen und Geschäftsehen zustande kommen, das liegt in unserer Wirtschaftsordnung begründet, (*Angeklagter*: Richtig!) die Kirche kann eben nicht anders (*Angeklagter*: Sie kann nicht anders) als die Ehen genehmigen, dabei empfindet man den Widerspruch [...] und der Behauptung, daß die Ehe vor Gott geschlossen sei (*Angeklagter*: ja)

Ich würde damit die Vernehmung des Angeklagten als abgeschlossenen betrachten. Was nun noch die übrigen Punkte anbelangt, so frage ich zunächst: Wird von der Anklage Wert daraufgelegt, daß diese Äußerung der Synode Karlsruhe-Land verlesen wird, die ja den Anstoß zu der Sache gegeben hat? (*Anklagevertreter*: Nein). Überhaupt keine Verlesung von Schriftstücken, die beweisen sollen, daß dieser Anruf nach außen hin eine Entrüstung oder das Gefühl des Beleidigtseins hervorgerufen hat? Darf ich das nicht unterstellen? (*Anklagevertreter*: Da muss ich doch sagen [...] *Verteidiger* (*unterbrechend*): Wir haben ja den schriftlichen Bericht über die Verhandlung der Bezirkssynode da) Das wird von Ihrer Seite nicht bestritten, daß die Wirkung hervorgerufen worden ist. Sie haben sich aber dann auf einen Zeugen berufen [...]

Verteidiger: Er soll uns im Gegensatz dazu bezeugen – wenn er das kann –, daß in der Gemeinde Mannheim, wo er ja Sprengelvorsitzender ist, der Herr Pfarrer Eckert nicht an der Achtung und der Wertschätzung verloren hat dadurch, daß bekannt geworden ist, daß er Verfasser und Verbreiter dieses Aufrufes ist, und daß er überall diese Achtung und Wertschätzung gerade in anderen Kreisen der evangelischen Kirche genießt, und daß er [122] auch die Würde seines Amtes überall zu behaupten weiß, und daß er nicht sein Amt oder die Kirche irgendwie geschädigt hat.

Vorsitzender: Es handelt sich um ein allgemeines Urteil und dann um die Folgen, soweit es sich darum handelt, ob der Herr Pfarrer Eckert das Vertrauen und die Achtung [...] verloren hat. (*Zwischenbemerkung des Verteidigers*) Wird dagegen etwas eingewendet? –

Beisitzer: Es ist mir aufgefallen, daß der Oberkirchenrat nicht schon im Oktober die Sache aufgegriffen hat, sondern erst im Dezember. Wenn es wirklich so war, daß der Artikel vom 7. Oktober Anstoß erregt hat, ist es mir aufgefallen, daß erst die Bezirkssynode die Stelle sein muss, die [...], und daß der Oberkirchenrat es erst im Dezember aufgegriffen hat. Ich bitte um eine Erklärung, warum nicht vorher, nach dem 7. Oktober bereits, dieser allgemein bekannte Artikel zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht worden ist.

Vorsitzender: Wollen Sie sich gleich darüber äußern?

Anklagevertreter, Oberkirchenrat Dr. Friedrich: Ich wollte nur bemerken, daß, wenn ein solcher Artikel erscheint und sofort von der Kirchenbehörde eingeschritten wird, dann sofort gegen die Kirchenbehörde gesagt wird: Hier greift sie zu, obwohl sie noch gar nicht gesehen hat, wie eigentlich das Kirchenvolk auf so etwas reagiert. Man hat deswegen im Oberkirchenrat gesagt – ich nehme an, daß das die maßgebende Stelle gedacht hat; ich persönlich habe den Artikel gar nicht gesehen, denn ich lese nicht regelmäßig das Sonntagsblatt, ich nehme aber an, daß die maßgebende Stelle gesagt hat: ich werde warten, ich will einmal sehen, wie das Kirchenvolk, die kirchlichen Organisationen auf diesen Artikel reagieren. Ich glaube, daß das für ein Disziplinarverfahren nicht ganz gleichgültig ist. Man wird bei einem Disziplinarverfahren, obwohl das rechtlich gar nicht in Rage steht, doch auch

darauf achten müssen: ist nun auch tatsächlich die Achtung, die Würde usw. gefährdet und zerstört?

Vorsitzender: Es wird ja zugegeben, daß diese Wirkung eingetreten ist. Das hat Herr Pfarrer Eckert selbst angegeben, daß er Zuschriften bekommen hat selbst aus Freundeskreisen.

Angeklagter: Ich muss nur etwas dagegen protestieren, daß hier der Eindruck entsteht, als ob das allgemein der Fall sei. Wir können natürlich, wenn Sie das wünschen, auch die Resonanz von anderer Seite [...] bringen – ich möchte hervorheben, auch von kirchlicher Seite – nur daß nicht der Eindruck entsteht [...]

Vorsitzender: [...] Sie hätten sich dann ganz anders ausdrücken müssen. Deshalb kann man nicht annehmen, daß Sie sich etwa [...] haben in dem Sinn, wie die Anklage das auffasst.

Nun darf ich vielleicht den Zeugen hereinrufen lassen. Es ist jetzt 3/4 12 Uhr. Vielleicht können wir in dem Verfahren eine kleine Pause eintreten lassen, oder wollen wir fertig machen?

(*Zwischenbemerkung des Angeklagten*) Ich bin auch der Auffassung, daß versucht werden müsste, nachher weiter zu verhandeln nach einer kleinen Pause. Wird von Ihrer Seite etwas dagegen eingewendet, daß die Verhandlung durchgeführt wird? (*Angeklagter*: Nein, ich möchte bitten, daß die Verhandlung durchgeführt wird.) –

[123] (*zum inzwischen erschienenen Zeugen*:) Herr Pfarrer, darf ich bitten! (Folgt Feststellung der Personalien des Zeugen: Gustav Adolf Rost, 45 Jahre alt, im Jahre 1885 geboren, verheiratet, in Mannheim an der Trinitatiskirche tätig.)

Wie ist das Verhältnis der Jungbuschgemeinde zur Trinitatiskirche?

Zeuge, Pfarrer Rost: Die Jungbuschgemeinde ist seinerzeit gegründet worden als selbstständige Gemeinde; da sie aber kein eigenes Gotteshaus bekommen kann, zählt die Jungbuschgemeinde noch zur Trinitatiskirche. Wir sind eingeteilt in obere, untere und Jungbuschpfarrei.

Vorsitzender: Sie kennen ja den Gegenstand, den wir heute verhandeln. Der Herr Pfarrer Eckert hat ein Flugblatt seiner kirchenpolitischen Partei veröffentlicht, in dem Angriffe gegen die Kirche enthalten sind, Angriffe, die in einer allgemeinen Zusammenfassung darin ausklingen: „Eure Wohltätigkeit ist Geschäft – eure betriebsame Liebestätigkeit ist ein Pflästerchen neben der eiternden Wunde – eure Predigt ist Geschwätz – euer Trost hat keine Kraft – euer Segen ist verfault – und ihr wißt es nicht“. Es handelt sich nun um die Beantwortung der Frage – diese Frage wird von der Verteidigung an Sie gestellt –, wie diese Dinge in dem Sprengel, der Kirchenabteilung, der Sie vorstehen, aufgenommen worden sind, ob Sie etwas darüber sagen können, ob der Herr Pfarrer Eckert in der Meinung des Kirchenvolkes des Sprengels dadurch die Würde und die Achtung, die der Pfarrberuf erfordert, eingebüßt hat. – Nicht wahr, so ist die Fragestellung?

Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Dietz: Ich habe den Beweisantrag dahin gefasst: Wir wollen an den Herrn Pfarrer drei Fragen stellen: Ob der Angeklagte durch den Aufruf – nicht das Herausgerissene (?), sondern durch das Ganze und durch das herausgegebene Flugblatt in Mannheim die Achtung und das Vertrauen, die sein Beruf erfordert, verloren habe, und ob er in der Meinung seiner Kirchenangehörigen eingebüßt habe, und ob er [...] der Stellung und der Würde seines Amtes nach außen geschadet hat.

Pfarrer Rost: Dazu hätte ich zu sagen, daß der Großteil der Gemeinde davon gar nichts gewusst hat, denn das Blatt wird ja zunächst nur in den Kreisen gelesen, die dem Herrn Pfarrer Eckert nahestehen, also den religiösen Sozialisten. Bekannter ist die Angelegenheit erst geworden, als in den Zeitungen die Nachricht von der Verhandlung des Dienstgerichtes stand. Dadurch wurde man erst darauf aufmerksam, und die Folge davon war, daß man von allen Seiten gefragt wurde, was denn hier nun eigentlich vorliege und daß dieses Flugblatt auf diese Art reißenden Absatz fand. Vielleicht wäre die ganze Sache niemals in der Gemeinde so bekannt geworden, wenn nicht gerade diese Tatsache, daß ein dienstgerichtliches Verfahren darüber eröffnet wurde, die Leute darauf aufmerksam gemacht hätte. Noch in der vergangenen Woche hat mir ein Mitglied der Gemeinde gesagt, daß es gar nicht mehr Flugblätter genug auftreiben könne, da sie bei jedem Hausbesuch, den sie tue, angefragt werde, was denn mit dem Pfarrer Eckert los sei; sie sei also nur eine reine Austrägerin dieses Blattes, von

dem sie gar nicht genug Exemplare besitze. Viele haben trotzdem das Exemplar auch nicht bekommen und nicht lesen können. So waren wir oft als Kollegen in der sehr peinlichen Situation, über eine derartige Sache Auskunft geben zu sollen.

[124] Daß Pfarrer Eckert deswegen irgendwie an Achtung in der Gemeinde eingebüßt habe, ist für mich in keiner Weise feststellbar, denn so hat sich das ja gar nicht auswirken können. Trinitatis ist eine Gemeinde von nahezu 20000 Seelen; bis sich etwas derartiges herumgesprochen hat, müßte es sehr lange gehen.

Außerdem handelt es sich [...] darum, welche Stellung der Herr Pfarrer Eckert innerhalb seiner Gemeinde in der Trinitatiskirche als solcher einnimmt. Da wäre festzustellen, daß sein Kirchenbesuch dadurch in keiner Weise abgenommen hat, im Gegenteil, es sind vielleicht noch mehr gekommen, um diesen Mann, der durch das dienstgerichtliche Verfahren besonders bekannt geworden ist, auch kennen zu lernen und ihn zu hören. Er steht in seiner Gemeinde durchaus, wie wir anderen Pfarrer auch stehen. Also ich könnte da nicht etwa das geringste Nachteilige aussagen. Selbstverständlich gibt es immer Leute, die über solche Dinge sich aufhalten; aber da ist schwer zu unterscheiden, ob die Motive, aus denen heraus sie sprechen, wirklich religiös-kirchlicher Natur sind oder ob die Betreffenden kirchenpolitisch anders eingestellt sind. Ich meine, es ist meine Pflicht, das auszusprechen.

Vorsitzender: Werden noch Fragen an den Zeugen gewünscht?

Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Dietz: Vielleicht ist es dem Herrn Pfarrer bekannt, daß 1927 anlässlich der Kirchenvisitation, die dort in dem Pfarrsprengel stattgefunden hat, der Herr Prälat durch seinen Bescheid zu erkennen gegeben und zu seiner Freude festgestellt hat, daß die Geistlichen des Sprengels einschließlich des Herrn Eckert sich des allgemeinen Vertrauens und der Wertschätzung erfreuen (*Zeuge, Pfarrer Rost*: Daran ist gar keine Frage), und seine Freude ausgesprochen hat, daß auch Pfarrer Eckert in so verhältnismäßig rascher Zeit – er ist im Oktober oder November eingetreten, Oktober wird es gewesen sein – in seiner Gemeinde [...]

Pfarrer Rost: Daran ist gar keine Frage, daß Herr Kollege Eckert in seiner Gemeinde durchaus Vertrauen besitzt, so viel wie jeder andere von uns auch. Wenn es sich darum handelt, so möchte ich da ganz klar aussprechen, daß sein Kirchenbesuch ein ganz außerordentlich guter ist, daß auch unsere Kirchenleute, die sonst zu uns kommen, das, was man so die Predigtgemeinde nennt, auch zum guten Teil zu ihm gehen. Ich möchte dabei aber auch betonen, daß gerade solche Leute, die zu uns nie kommen, in seiner Gemeinde eben da sind; also das, was Sozialisten, Proletarier wohl auch, sind, die zu uns nicht gehen, sind eben dort. Sein Kirchenbesuch zeigt einen ganz anderen Typus, als etwa unsere Gemeinden Ihn darstellen. Ich möchte hier auch aussprechen, daß das nicht nur etwas rein Äußerliches sein kann, denn er hat sehr ansehnliche Abendmahlszahlen und z. B. auch die Abendmahlsfeiern, die am ersten Sonntag eines Monats stattfinden, wo sonst kein Morgenabendmahl gehalten wird, erfreuen sich eines sehr, sehr ansehnlichen Besuches, den viele von uns nicht aufzuweisen haben. Ebenso muss ich doch wohl auch sagen, daß er in dem Jahr, in dem er Sprengelvorsitzender gewesen ist, mit allem Nachdruck auf die Durchführung gerade der kirchlichen Ordnung gesehen hat und nach der Seite hin vielleicht sogar manchmal [...] schärfer gewesen ist als wir, die wir einer anderen Richtung angehören. Also er hat da durchaus dafür gesorgt, daß gerade die kirchlichen Belange in der Sprengelleitung restlos gewahrt wurden. Auch wird die Tatsache vielleicht nicht ganz uninteressant sein, daß er eine große Zahl von Übertritten aus dem Katholizismus zum Protestantismus gehabt hat, die doch unsre Aufmerksamkeit erregt haben. [125]

Vorsitzender: Seine Predigten werden auch von anderen Leuten gehört und haben dort keine Beanstandung gefunden?

Zeuge, Pfarrer Rost Ja, nicht wahr, es gibt immer wieder Leute, die nachher darüber reden. Es gab entsetzte Gemüter. Aber ob es nicht auch bei anderen Predigten einmal entsetzte Gemüter gibt, das möchte ich dahingestellt sein lassen. Aber es gibt auch solche, die in besonderer Weise dadurch angeregt worden sind. Das ist ein durchaus objektiver Tatbestand.

Vorsitzender: Werden noch Fragen gewünscht? – Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer. Nun kommt noch

die Angelegenheit mit den Vorstrafen. Sie haben sich ja auf die Akten berufen. Wird davon jetzt Gebrauch gemacht oder wird darauf verzichtet, daß daraus irgendeine Feststellung stattfindet?

OKR Friedrich: Ich werde selbstverständlich abheben auf das, was bisher gegen den Herrn Pfarrer Eckert gegangen ist.

Vorsitzender: Die Verteidigung hat ja dazu auch Stellung genommen. Da müssten wir alle Vorgänge untersuchen. (*Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Dietz*: Ja, das ist ja das Unangenehme.)

Wird Wert daraufgelegt, daß der Zeuge noch anwesend bleibt? Es bedarf eines Gerichtsbeschlusses, wenn der Zeuge entlassen werden soll. Es wird nichts dagegen eingewendet. Also Beschluss des Dienstgerichtes: Sie sind entlassen.

Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Dietz: Ich wollte sagen: In den politisch sehr wenig erfreulichen Jahren, in den Jahren 1925 und 1926, wie die Hindenburgwahl zur Frage stand und wie die Volksabstimmung über die entschädigungslose Fürstenenteignung war, da hat ja das politische Auftreten des Herrn Pfarrer Eckert Veranlassung gegeben, daß auch die Kirchenbehörde sich mit ihm beschäftigt hat, und es sind ja auch in den Akten ein Verweis und eine Geldstrafe gegen ihn notiert. Wenn man das aber beurteilen will, dann müsste man natürlich jene Vorgänge aus den Jahren 1925 und 1926 auch wieder aufrollen.

Vorsitzende: Im Jahre 1926 ist es nicht zur Strafe gekommen. (*Zwischenbemerkung des Verteidigers*) Es war die Angelegenheit der Fürstenenteignung. (*Verteidiger*: Erst war es die Hindenburgwahl.) Da hat er einen Verweis bekommen gehabt, und dann hat man in dem Antwortschreiben, das er daraufhin gegeben hat, einen neuen Anlass zur disziplinären Bestrafung gesehen und hat auf eine Geldstrafe von 50 M erkannt. Im Jahre 1926 dann aber, aus Anlass der Fürstenenteignung, ist nur ein Wunsch, glaube ich, ausgesprochen worden, daß der Herr Pfarrer Eckert sich Zurückhaltung auferlege.

RA Dietz: Es ist sehr schwer, aus der politisch schlimmen Situation diese Sachen jetzt herauszugreifen und zu verwerten. Wenn man jetzt im Einzelnen wieder manches behandeln und erörtern würde, dann würde man hüben und drüben auch vielleicht manches anders beurteilen, als es damals geschehen ist.

Anklagevertreter, Oberkirchenrat Dr. Friedrich: Ich möchte nur darauf abheben, daß die Geldstrafe, die im Jahre 1925 gegen ihn erkannt worden ist, ordnungsmäßig in einem abgeschlossenen Verfahren erkannt ist und deswegen einfach zitiert werden kann als eine Strafe, die gegen den Angeklagten erkannt worden ist. Jedes Gericht nimmt die Vorstrafen, [126] die im endgültigen und ordnungsmäßigen Verfahren erkannt sind, einfach hin, und man braucht dann nicht noch einmal in die ganze Prüfung der Sache einzutreten. Richtig ist, daß der Verweis formal nicht in Ordnung ist. Der Verweis ist aber auch aufgehoben, den betrachte ich als aufgehoben; denn dem Verweis liegt derselbe Tatbestand zugrunde wie der Geldstrafe, und es kann doch nicht zweimal über dasselbe gerichtet werden. (*Verteidiger*: Es ist bei der Geldstrafe noch dazu gekommen das Reklamationsschreiben.) Jawohl, der Tatbestand des Verweises ist aber der Tatbestand der Geldstrafe.

Vorsitzender: Wir wollen das einmal dahingestellt sein lassen.

Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Dietz: Eventuell würde ich bitten, daß der Gerichtshof die Gründe durchliest.

Vorsitzender: Es wurde vorhin schon gewünscht, vor den Plädoyers eine kleine Pause eintreten zu lassen.

Oberstaatsanwalt Fitzer: Ich möchte fragen, ob sich [...] auch in der Richtung ausgewirkt hat, daß Angriffe von Herrn Eckert gegen die Kirche gemacht worden sind.

Vorsitzender: Der Fall ist folgender gewesen: Es ist der Herr Pfarrer Eckert aufgefordert worden, anzugeben, wer einen an sich nach der Meinung der Kirchenregierung als geheim zu betrachtenden Erlass in die Öffentlichkeit gebracht hat, und er hat erklärt: Ich gebe darauf keine Antwort [...] (*Zwischenbemerkung des Verteidiger*), und er hat in diesem Schreiben noch bemerkt, das wäre eine unsittliche Handlung seinerseits, und der Oberkirchenrat wollte das deshalb nicht veröffentlicht haben,

weil er befürchtet haben muss, daß er sich dann großen Widerständen und Widerwärtigkeiten aussetze – so ungefähr ist die Sache gewesen –, und der Herr Pfarrer Eckert hat in seinem Schreiben die Antwort gegeben, er könne sich nicht verpflichtet fühlen, einem solchen Befehl der Geheimhaltung oder Namensnennung zu entsprechen, weil das eine unsittliche Handlung wäre, die er sich nicht [...] So ungefähr ist der Sachverhalt gewesen. –

Eine kleine Pause wird genügen, eine Viertelstunde etwa. Also wollen wir sagen, 20 Minuten nach 12 Uhr wollen wir wieder zusammentreten.

(Beginn der Pause kurz nach 12 Uhr.)

Vorsitzender: Ich glaube, wir sind beisammen (12 Uhr 21 Min.) Nun erteile ich dem Herrn Vertreter der Anklage das Wort.

Vertreter der Anklage, *Oberkirchenrat Dr. Friedrich*: Meine Herren! Wir haben es ja hier mit einem dienstgerichtlichen Verfahren zu tun, d. h. mit einem Verfahren, das zu prüfen hat, ob ein Pfarrer in einem bestimmten Verhalten sich gegen die Pflichten, die ihm obliegen, vergangen hat. Solch ein Verfahren hat bei weitem nichts zu tun mit irgendwelchen Lehrstreitigkeiten – das scheidet vollständig aus –, sondern es stützt sich auf einen ganz konkreten juristischen Tatbestand.

Nach § 1 des Dienstgesetzes ist der Pfarrer verpflichtet, einmal, seine Obliegenheiten, seine Pflichten, seine Amtspflichten zu erfüllen, und andererseits, sich derjenigen Achtung und desjenigen Vertrauens, das das Amt, das Pfarramt, erfordert, stets würdig zu erweisen.

Wie bei einer strafbaren Handlung, bei einem kriminellen Unrecht, hat auch das disziplinäre Unrecht einen doppelten Tatbestand, einen objektiven und einen subjektiven. Ich [127] wende mich zuerst dem objektiven Tatbestand zu, d. h. demjenigen Tatbestand, den Tatsachen, die draußen im Raum und in der Zeit liegen, und werde dann auf den subjektiven Tatbestand kommen, d.h. auf das, was in der Brust, was in der Seele des Angeklagten, der diesen objektiven Tatbestand verursacht hat, vorgegangen ist.

Zum objektiven Tatbestand gehört dieses Flugblatt, gehört das, was in diesem Flugblatt, in diesem Aufruf ausgesprochen ist, und es ist zuerst zu prüfen: Ist denn objektiv, unabhängig von dem, was der Angeklagte gewollt hat – das kommt nachher –, darin eine Verletzung von Amtspflichten zu ersehen? Ich habe in meiner Anklageschrift den Standpunkt eingenommen – und das ist auch der Standpunkt des Oberkirchenrates, den ich ja hier darin zu vertreten habe –, daß dies der Fall ist.

Zu den Pflichten des Pfarrers gehört jedenfalls, wenn man sie ganz allgemein umschreibt, daß er doch nicht nur seine Amtsobliegenheiten im Einzelnen ausübt, sondern daß er andererseits wieder alles läßt, was irgendwie seinem Amt, dem Amt, nicht nur seinem einzelnen Pfarramt, sondern dem Amt und der Kirche, deren Diener er ist, zu der er in einem Dienstverhältnis steht, schaden kann.

Nun komme ich zu der konkreteren Frage: Ist anzunehmen, daß die Äußerungen, die hier aufgestellt sind, ganz objektiv geeignet sind, der Kirche zu schaden?

Meine Herren! Ich muss, obwohl das ja in sehr guter, gründlicher Weise von dem Herrn Vorsitzenden durchgesprochen ist, doch noch auf einzelnes zurückgehen, und ich kann mich dabei eigentlich im Wesentlichen darauf berufen, was ich in meiner Anklageschrift gesagt habe.

„Die Kirchen sind durch ihre Vergangenheit an Händen und Füßen gebunden, direkt oder indirekt abhängig von den Mächtigen der Welt. Sie dulden den widerchristlichen Kapitalismus, der zu Imperialismus und Nationalismus führt, ohne dagegen ernsthaft Front zu machen, ja stellen sich durch Angriffe auf die proletarischen Kampforganisationen und durch Inschutznahme des Besitzes in den Dienst der reaktionären Bourgeoisie und deren Helfershelfer. Sie wollen die revolutionären Kräfte niederhalten!“ Meine Herren! Ganz objektiv und ruhig das gelesen, heißt doch – was der Angeklagte damit hat sagen wollen, spielt jetzt keine Rolle –, sondern ganz unabhängig von dem Angeklagten das objektiv gelesen, heißt doch: Die Kirchen sind völlig verkettet in ein bestimmtes Wirtschaftssystem, sie hingen von diesem System ab und sie dulden das, sie lassen sich das gefallen, ja sie fühlen sich wohl dabei – so ähnlich hat ja auch der Angeklagte die Sache im Laufe der Vernehmung

interpretiert – sie fühlt sich wohl dabei, obwohl sie – und nun kommt auch das andere – wissen müsste, daß ihr einziger Grund – ich spreche hier nur für die evangelische Kirche, die katholische geht mich hier nichts an –, daß ihr einziger Grund und ihr einziges Haupt Christus Jesus ist und daß ihre einzige Aufgabe ist, das Wort Gottes zu verkünden. Ich werde auf das noch zurückkommen. Auf der einen Seite sagt man: völlige Verflochtenheit, völlige Verbundenheit, völliges Eingeklammertsein und trotz des Eingeklammertseins, das entgegen dem ist, was die Kirche eigentlich sein soll, trotz des Zustandes Duldung dieses Zustandes, ja nicht nur Duldung, sondern Kampf gegen diejenigen, die bereit wären, hier zu lösen. Das ist das eine.

[128] Und nun geht es weiter: „Sie sind selbst mehr politische und wirtschaftskapitalistische Organisationen als Gemeinschaften frommer Menschen“ – Damit ist dasselbe, nur wieder anders, gesagt, was ich eben schon ausgeführt habe. „Sie nehmen genau denselben Zins von ihren ausgeliehenen Kapitalien wie die anderen“ – nebenbei: das trifft nicht zu, wenigstens nicht für die Badische Kirche, mit der ich es allein hier auch zu tun habe; mich gehen die anderen Landeskirchen hier einstweilen gar nichts an –, „sie bauen ‚zur Ehre Gottes‘ prachtvolle Kirchen, die leer stehen, und reden über die Wohnungsnot des Proletariats. Sie vertrösten die Armen auf das Jenseits und machen den Reichen ein gutes Gewissen.“ Während vorher nur von dieser allgemeinen Verflechtung gesprochen ist, wird die Sache hier, meines Erachtens in stilistisch sehr geschickter Steigerung, viel konkreter: Hier wird den Kirchen – das kann eine unbefangene Lektüre, ein Frischweglesen dieses Blattes gar nicht anders auffassen – gesagt: Ihr redet von Gottes Wort – Ihr haltet nicht Gottes Wort; Ihr redet über die Wohnungsnot, macht schöne Phrasen von der Wohnungsnot – und gar nichts tut ihr dafür; Geld hättet ihr vielleicht – aber das Geld verwendet ihr für Eure schönen Kirchen, damit die Pfarrer einen Ort haben, wo sie predigen können!

Und in ganz konsequenter Weiterführung geht es ja dann zu den Zehn Geboten über. Ich habe auch aus der Vernehmung und aus den Aussagen des Angeklagten – die ja meines Erachtens oft reichlich unklar waren – nichts entnehmen können, was mich dazu gebracht hätte, zu sagen: Hier ist objektiv nicht gesagt: Ihr stellt hier die zwei Tafeln, die Gebote Gottes hin – aber ihr laßt alles andere zu, laßt alles das zu, gebt sogar Euren Segen dazu, was gegen die Zehn Gebote verstößt.

Und schließlich wird ja das zusammengefasst in die Wendungen: „Eure Predigt ist Geschwätz, eure Wohltätigkeit ist Geschäft, eure betriebsame ‚Liebestätigkeit‘ ist ein Pflästerchen neben der eiternden Wunde“ usw.

Sind das nun Wendungen, die sachlich der Kirche in ihrer derzeitigen Erscheinungsform schaden können? Meine Herren! Ich will darüber gar keine großen rhetorischen Ausführungen machen, sondern ich habe mich hereinversetzt in die Seele eines Arbeiters – eines Mannes, den ich vielleicht geradesogut kenne wie der Angeklagte, obwohl er mir dauernd vorwirft, ich hätte davon keine Ahnung – vielleicht besser in manchen Dingen, denn ich habe 20 Jahre in Arbeitervierteln gewohnt und ich weiß, wie es tut –, meine Herren, ich versetze mich in die Seele eines Mannes, der arbeitslos zu Hause sitzt, dessen Frau krank zu Bette liegt, dessen Kinder ungepflegt herumlaufen, der also im größten Elend ist. Zu diesem Mann kommt nun ein Pfarrer und spricht mit ihm und sagt ihm schließlich: „Ich werde dafür sorgen, daß eine Krankenschwester kommt, aus unserer Diakonie werde ich jemand schicken, der [...]“, er gibt ihm vielleicht auch etwas, aber er tut dann zuletzt auch das, was eigentlich seines Amtes ist; er versucht die Bitterkeit in der Seele dieses Menschen – die ganz naturgemäß ist, der natürlichen Ordnung durchaus entspricht –, die Bitterkeit, die ja das Schlimmste an dem Ganzen ist –, denn so, wie wir die Sachen betrachten, so sind sie auch – diese Bitterkeit sucht er zu lösen, indem er hinweist auf das Evangelium, wie er das macht, ist ja Sache des Pfarrers, und er ist vielleicht ein rechter Pfarrer, und es gelingt ihm. Da, im letzten Augenblick, wie er fertig ist, wie der Arbeiter, der Mensch, zu dem der Pfarrer spricht, etwas fühlt, daß auch für ihn ein Gott im Himmel ist, der ihn fassen will, und daß letzte Werte nicht vergehen können, auch wenn Arbeitslosigkeit und Not da ist – da [129] fällt sein Blick etwa auf dieses Flugblatt, und er hört wieder das, was er vielleicht gehört hat in politischen Versammlungen – das geht mich gar nichts an, was dort gesprochen wird –, wo vielleicht gesagt worden ist: diese kapitalistische Kirche, die nur für die Reichen sorgt, die die Banken schützt, die ja davon lebt, die damit verwoben ist, die ihre Existenz daher nimmt

– diese kapitalistische Kirche kann dir nicht helfen, nur etwas ganz anderes kann dir helfen, und nun sagt er, und das hat ja auch noch ein Pfarrer gesagt, das hat ja einer gesagt, der ganz in der Kirche ist, der ein kirchliches Amt hat, und der muss es doch eigentlich wissen, und wahrscheinlich ist wieder das, was mir hier der Pfarrer gesagt hat, eben nicht richtig. und die Verbitterung und die Verhärtung wird erneut über ihn kommen.

Meine Herren! Ein solcher Tatbestand ist doch möglich, und ein solcher Tatbestand ist sicher auch da und dort schon eingetreten.

Der Pfarrer Lic. Lehmann in Kork hat sich ja auch, in einer meines Erachtens sehr guten Weise, mit diesem Flugblatt auseinandergesetzt; darauf gehe ich nicht ein, nur eine Bemerkung ist mir in diesem Artikel aufgefallen: er sagt, er habe die Folgen hiervon schon in seiner Gemeinde gemerkt. Nun ist Lehmann ein Mann, der, glaube ich, mit von Volkskirchlern in sein Amt berufen worden ist, ein Mann, der nach dieser Seite hin ganz offen ist, der ganz zweifellos, vielleicht viel extremer, auch dahin neigt und der sicher Widerhall gefunden hat – und nun muss er sagen: „Ich habe hiervon schon etwas gemerkt“. Es ist also eigentlich doch nicht so, daß nur gerade Pfarrer sich durch dieses Blatt verletzt fühlen, verletzt fühlen konnten. Darauf, meine Herren, kommt es ja hier an, ob, objektiv betrachtet, ob Interessen der Kirche in der Erfüllung ihrer Aufgaben (Wortverkündung) durch dieses Blatt geschädigt sind.

Ich will Ihnen aber doch auch noch andere Belege über die Wirkung vortragen. Auch der Thüringische Landeskirchentag hat sich mit diesem Flugblatt, das ja auch von Pfarrer D. Fuchs, Eisenach, unterschrieben ist, beschäftigt. Die Synode hat die Frage dann schließlich als erledigt erklärt, nachdem die einzelnen Gruppen – von denen ich allerdings nicht weiß, ob an ihrer Spitze gerade Pfarrer oder andere Herren stehen – dazu Stellung genommen hatten. Es darf doch wohl nicht ganz außer Betracht bleiben, was an einer solchen Stelle gesagt wird; Sie werden mir gestatten, daß ich Ihnen das ganz kurz vorlese:

Abgeordneter Dr. Loesch: „Namens der Gruppe des Christlichen Volksbundes habe ich eine förmliche Erklärung zu verlesen: Der Erklärung der religiösen Sozialisten, wie sie der Ausschussbericht zur Kenntnis der Öffentlichkeit bringt, haben wir nachstehende Erklärung entgegenzusetzen:

Die verfasste Kirche unterliegt als zeitliche Erscheinung den geschichtlichen Gesetzen der Fortbildung und Veränderung ihrer Formen, und es liegt uns fern, Kritik an ihren Zuständen unterbinden zu wollen. Doch muss solche Kritik – soll sie anders zur Besserung des kirchlichen Standes dienen und nicht Zerstörung der Gemeinschaft unter den Kirchengliedern und Sprengung des kirchlichen Gemeinwesens zur Folge haben – getragen sein von tiefem sittlichen Ernst, hoher Unparteilichkeit, die nur die Sache im Auge hat, reinster Wahrheitsliebe, die vor allem auch jede Übertreibung meidet, wahrer Demut, die sich freihält von überheblichem Richten und Aburteilen, maßvollem Besonnenheit, die sich aller möglichen Auswirkungen ihres Tuns bewusst ist. Wir können nicht verschweigen, daß das [130] Manifest des Pfarrers Eckert, das nach seinem wesentlichen Inhalt wie nach der gewählten Ausdrucksform die heutige Erklärung der religiösen Sozialisten zu rechtfertigen und zu stützen unternimmt, nach unserer Überzeugung den im wahren Interesse der Kirche zu stellenden Anforderungen nicht genügt.

Der Landeskirchenrat hat erklärt, daß für ihn die Einzelangelegenheit des Eckert‘schen Manifestes durch die von den religiösen Sozialisten abgegebene Erklärung erledigt sei. Wir nehmen loyaler Weise Kenntnis davon, daß also der Landeskirchenrat nach der Seite der persönlichen und Arbeitsbeziehungen aus jenem Vorgang Konsequenzen nicht ziehen will, und auch wir wollen daraus keine anderen Folgerungen ableiten als diejenigen, die uns die notwendige öffentliche Abwehr der weiteren Auswirkungen des durch die Presse bekannt gewordenen Manifests und ähnlicher früherer Angriffe in der Öffentlichkeit unseres kirchlichen Volkslebens auferlegt.

Doch wollen wir auch weiterhin nicht verschweigen, daß die durch die Erklärung der religiösen Sozialisten immerhin als sehr möglich hingestellte Wiederholung maßloser und angreifender Kritik gegen Kirche und Kirchenleitungen von uns nicht widerstandslos würde hingenommen werden können. Angriffe und Verurteilungen gegen die Kirche aus der Reihe ihrer eigenen Glieder, die die oben

aufgestellten Erfordernisse vermissen lassen, sind unserer Überzeugung nach auch durch Berufung auf empfundene Gewissensnot nicht zu rechtfertigen, die darin ruhende Verletzung der Liebe sollte mit christlichem (selbst wenn nothaftem) Gewissen unvereinbar sein! Es soll warnend gesagt werden, daß die weitere Befolgung des eingeschlagenen Weges durch die religiösen Sozialisten die Gefahr weiterer Lockerung der kirchlichen Einheit bis zu ihrer gewaltsamen Zerstörung heraufbeschwören würde.

Dem Landeskirchenrat und insbesondere dem Herrn Landesoberpfarrer versichern wir, daß er uns stets auf seiner Seite finden wird, wenn er um die Aufrechterhaltung der einer leitenden Kirchenbehörde unentbehrlichen Autorität kämpft, mehr aber noch, wenn er darum sich müht, jede Erschütterung des Vertrauens hinzuhalten, welches die notwendige Voraussetzung des Bestehens und Gedeihens einer Volkskirche bildet. Gerade die vorgefallenen, in ihrer Maßlosigkeit verletzenden und das Vertrauen gefährdenden Angriffe veranlassen uns, unserem unerschütterten Vertrauen gegenüber der Leitung unserer Thüringer evangelischen Kirche besonderen Ausdruck zu geben.“

Es kommt eine weitere kurze Erklärung des Angeordneten Förster namens des Einigungsbundes für praktisches kirchliches Christentum:

„Im Namen meiner Freunde habe ich folgendes zu erklären: Wir bedauern die von den religiösen Sozialisten an den Kirchen und ihren Leitern geübte Kritik nach Form und Inhalt auf das Tiefste, zumal sie auf unsere Thüringer Verhältnisse in keiner Weise zutrifft. Wir sind fest überzeugt, daß eine derartige Kritik geeignet ist, die Kirchen zu schädigen und die Autorität der Kirchenleitungen zu untergraben. Wir sehen es darum als unsere Pflicht an, dem Landeskirchenrat unserer Thüringer evangelischen Kirchen und in Sonderheit dem Herrn Landesoberpfarrer unser unbedingtes Vertrauen auszusprechen.“

Und weiterhin Abgeordneter César namens des Thüringischen Volkskirchenbundes:

[131] „Der Landeskirchenrat hat, auf Grund der Erklärung der religiösen Sozialisten, die schwere Frage für erledigt erklärt, die durch die in ihren Formen nicht zu rechtfertigende Kritik der Kirche durch die religiösen Sozialisten zwischen ihm und diesen entstanden war. Wir danken ihm dafür. Zugleich geben wir uns der bestimmten Erwartung hin, daß die religiösen Sozialisten in Zukunft, so wie sie selbst wirken wollen, auch dem Landeskirchenrat und der gesamten Thüringer Pfarrerschaft die Grundlagen alles Wirkens erhalten und durch die Form ihrer Kritik nicht das Vertrauen des Thüringer Volkes zu seiner evangelischen Kirche zerstören, das Landeskirchenrat und Pfarrerschaft gebrauchen, um ihres großen Amtes walten und das Evangelium zu seiner vollen Wirkung bringen zu können.“

Und schließlich erklärte der Abgeordnete Fuchs, der dem Bunde der religiösen Sozialisten angehört:

„Ich möchte im Namen der Gruppe der religiösen Sozialisten erklären, daß wir selbstverständlich die Grundsätze, die in der Erklärung der positiven Gruppe angeführt worden sind, auch als unsere Grundsätze reklamieren. Wir wollen nur wünschen, daß alle Gruppen nach diesen Grundsätzen handeln und denken. Ferner möchte ich gegenüber dem, was weiter erklärt worden ist, betonen, daß wir durchaus nur das wiederholen können, was unsere Erklärung schon sagt: Wir werden unsere Kritik an der Kirche nach unserer Erkenntnis und unserem Gewissen üben; wir wissen, daß sie geübt werden muss, weil sie im Interesse der Kirche und ihrer Wirksamkeit liegt, und wir wissen, daß wir diesen Weg weitergehen müssen. Wer glaubt, dies nicht dulden zu dürfen, und evangelischen Genossen in unserer Kirche das Recht Ihrer Kritik nehmen will, der mag die Folgen dafür auf sich nehmen.“

Das sind die Erklärungen, die auf dem Thüringischen Landeskirchentag, der vor einigen Wochen getagt hat, abgegeben worden sind, und die wohl, zusammen mit dem, was ich ausgeführt habe, einen deutlichen Beweis geben, daß die Worte, daß die ganze Fassung, daß die Äußerung, daß der Aufruf sowohl seiner Form wie seinem Inhalt nach geeignet ist, der Kirche Schaden zuzufügen.

Dies wäre in kurzen Zügen der objektive Tatbestand, und ich kann mich dem subjektiven Tatbestand zuwenden.

Hier liegen die Dinge nun nicht so einfach. Der Angeklagte, Pfarrer Eckert, hat eine Verteidigung

eingeschlagen, die meines Erachtens zum mindesten eine gewisse Klarheit der Gedanken oder der Stellung stark vermissen lässt. Mit Recht hat der Herr Vorsitzende, um seine Verteidigung herauszuarbeiten, immer wieder darauf hingewiesen: „Ja, was wollen Sie denn? Was soll denn die Kirche? Was werfen Sie der Kirche vor, wenn Sie mit diesen Worten hier eigentlich keinen Vorwurf gegen die Kirche erheben wollen?“ – denn das ist doch auch im Schriftsatz des Herrn Verteidigers immer wieder gesagt. Ich glaube auf eine Lösung dadurch zu kommen, daß ich die ganzen Gedankengänge des Angeklagten einmal betrachte unter einem Gesichtswinkel, der vielleicht gewonnen wird aus den Gedankengängen Karl Marx’ zu den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vorgängen. Es ist doch Marxens Ansicht, daß als Unterbau vorhanden ist die Wirtschaft und daß die Wirtschaft sich ständig ändert und daß mit ihrer Änderung ganz automatisch sich auch der Überbau, das kulturelle Leben, das künstlerische Leben, das religiöse Leben, ändert. Diese Verflochtenheit besteht ja doch; und auf sie hebt der Angeklagte immer wieder ab und [132] sagt: Ich werfe ja persönlich niemand etwas vor, sondern ich weise nur auf die Tatsache hin, daß, solange diese kapitalistische Wirtschaft besteht, auf der anderen Seite auch immer diese Kirche bestehen muss, die nicht in der Lage ist, das Evangelium Jesu Christi in richtiger, in wirksamer Weise zu verkünden, und weil diese Verflechtung, dieses Kausalverhältnis, das ganz naturhaft ist, besteht, deswegen werfe ich auch niemand etwas vor, ich bin also nach dieser Richtung von jeder Schuld frei. Da muss man aber doch wieder einmal den Wortlaut des Aufrufes genauer ansehen. Ich nehme die Worte heraus: „Sie dulden den widerchristlichen Kapitalismus, der zu Imperialismus und Nationalismus führt, ohne dagegen ernsthaft Front zu machen“ – ernsthaft Front zu machen! –, „ja, sie stellen sich durch Angriffe auf die proletarischen Kampforganisationen und durch Inschutznahme des Besitzes m den Dienst der reaktionären Bourgeoisie und deren Helfershelfer. Sie wollen die revolutionären Kräfte niederhalten.“ Wenn ich einer Organisation sage „sie duldet“, „sie ist nicht ernsthaft“, „sie will“, dann halte ich ihr doch damit, wenn Worte überhaupt noch einen Sinn haben, vor, daß sie vorsätzlich oder fahrlässig handle – wenn ich mich einmal ganz juristisch ausdrücken soll –, anders kann ich mir das nicht denken.

Aber was heißt denn das: „Die Organisation handelt fahrlässig, handelt schuldhaft“? Das heißt doch – ich kann als Jurist zu nichts anderem kommen, und ich glaube, daß der gewöhnliche Laie auch zu nichts anderem kommt –, daß die Männer, die berufen sind, die Kirche zu leiten, die berufen sind, die Kirche zu vertreten, eben doch schuldhaft handeln. Zu all dem steht dann wieder in Widerspruch, was der Angeklagte bei der Vernehmung gesagt hat: „Eine persönliche Schuld werfe ich niemand vor, will ich nicht behaupten“. Aber ich kann den Widerspruch jedenfalls nicht lösen – vielmehr ich kann ihn sehr wohl lösen: Er wirft es eben doch den Leitern vor; und wenn er heute diese Konstruktion bringt, dann ist das entweder eine Unklarheit, oder es ist eine Verschleierung, eine Unklarheit bei ihm – das will ich ihm gerne zugestehen – oder es ist vielleicht eine Verschleierung, denn er sagt wieder an einer anderen Stelle der Vernehmung: „Die Kirche soll die bestehende Wirtschaftsordnung anklagen“, und er sagt an einer anderen Stelle, „sie soll die kapitalistische Ordnung vom kirchlichen Standpunkt aus angreifen.“ „Die Kirche bejaht“, hat er einmal gesagt, „die kapitalistische Wirtschaftsordnung und fühlt sich ganz wohl dabei.“ Meine Herren! Wenn man diese Worte gebraucht, dann kann man nicht mehr in Abrede stellen, daß man den Leitern der Kirche und ihren Vertretern und den Organen der Kirche, den Pfarrern, persönliche Schuld vorwirft. Um das werden wir nicht herumkommen. Denn man könnte ja auch noch folgendes sagen – ich will versuchen, mich ganz in die Gedanken des Angeklagten noch einmal hineinzuversetzen: diese Zustände der Ungerechtigkeit, der Not, der Arbeitslosigkeit, der Verelendung der Massen, alle diese Zustände sind nichts anderes als Ausflüsse der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, und ich, Pfarrer Eckert, behaupte nicht, daß Du, Kirche, sie verursacht hast, sondern sie sind verursacht durch die kapitalistische Wirtschaftsordnung. Aber, meine Herren, kommt es denn nicht auf dasselbe heraus, wenn man mir dann auf der anderen Seite wieder sagt: Aber die Kirche duldet die kapitalistische Wirtschaftsordnung, ja sie unterstützt sie, ja sie bekämpft sogar diejenigen oder versucht diejenigen niederzuhalten, die diese Wirtschaftsordnung zerstören müssen. Da ist doch einfach gesagt: Indirekt ist die Kirche eben schuld an allen diesen Zuständen.

[133] Und nun hat der Herr Vorsitzende in sehr geduldiger Fragestellung erfahren wollen: Ja, was soll denn nun die Kirche tun? Hier, muss ich sagen, hat der Angeklagte meines Erachtens eine klare

Antwort nicht gegeben. Er hat auf der einen Seite gesagt: Die Kirche soll Gottes Wort verkündigen – sehr richtig! – auf der anderen Seite ist es aber wieder durchgeklungen – und ich glaube, daß das auch die Überzeugung des Gerichts ist: Die Kirche soll das Evangelium Jesu Christi – ich will mich einmal ganz maßvoll ausdrücken – unter dem Gesichtspunkt zeigen, daß erkannt werden kann, erkannt werden muß, daß der Sozialismus die kommende Wirtschaftsordnung, diejenige Ordnung ist, in der allein oder in der jedenfalls in weit höherem Maße das Christentum eine Lebenssphäre bietet. Meine Herren, mit dieser Formulierung ist, glaube ich, sicher so weit wie irgend möglich, entgegengekommen. Ich habe ja persönlich – aber ich will das immer wieder zurückstellen – eigentlich den Eindruck gehabt: man will es nicht sagen, aber man meint es: Die Kirche soll sich für den Sozialismus aussprechen. Nun, meine Herren, daß das die Kirche nicht kann, ist ja gar kein Zweifel. Betrachten Sie doch die Situation! Die Kirche soll sich für den Sozialismus aussprechen. Ja, für welchen Sozialismus? für den marxistischen Sozialismus? für den revisionistischen Sozialismus oder für einen Sozialismus, wie ihn Lederer oder wie ihn Heilmann nun in seinen neuesten Sachen bringt? Oder für einen Sozialismus, wie ihn sich Wilbrandt denkt, dem eine Genossenschaftlichkeit vorausgeht? Für was, wo soll sie sich denn nach der Richtung hin festlegen? Das kann sie nicht. Aber wird der Angeklagte, wird der Angeklagte sagen, das soll sie auch nicht, sondern sie soll das Evangelium Jesu Christi predigen – und dann, wenn sie das richtig tut, wird sie Anklage erheben gegen die kapitalistische Ordnung. Der Angeklagte kann ja dieser Meinung sein; er muss aber als Theologe doch wohl wissen, daß diese Meinung vielleicht gar nicht die Lehre, die herrschende Auffassung ist, daß daneben doch als herrschende Auffassung eine ganz andere Meinung vertreten ist. Ist es denn nicht so, daß man sagen kann: Jesus Christus, auch die Apostel, auch der Apostel Paulus haben doch niemals gegen eine „Ordnung“ gesprochen, sie haben auch niemals gegen den Mammonismus gesprochen, sondern sie haben dafür gesprochen, daß eben diese Ordnungen dieser Welt, die nun einmal mangelhaft und sündig sind, nicht das letzte sind und daß sie so angesehen und aufgefasst werden müssen, daß die Seele frei wird zur Gottesverbundenheit und zur Liebesverbundenheit. Soweit ich jedenfalls aus dem Bibellesen Jesus und auch Paulus erkennen kann – ich kann ja nur sagen, was ich hier erkennen kann –, habe ich immer den Eindruck – und das ist ja das Große an der Sache, das ist ja das, was letzten Endes immer wieder den Trost gibt – habe ich den Eindruck – habe ich die Erkenntnis, daß immer nur an den einzelnen sich gewandt ist mit dem Befehl: Lass den Mammon, lass die Güter, lass die Ehren dieser Welt nicht so auf Dich wirken, daß sie dir dein Gott werden, sondern Gott ist Gott, der Ewige, der Allgerechte, der Allgewaltige, nur an ihn hast du deine Bindung und nur in ihm ist dein Heil. Das ist doch wohl im Wesentlichen die Lehre. Nicht die Ordnung, nicht der römische Staat, nicht die Agrarverfassung Palästinas oder irgendetwas wird angegriffen, sondern der einzelne wird geführt auf den Weg zu Gott Wenn man aber berücksichtigt, daß die Lage doch so ist, daß es doch gar nicht eindeutig ist, ob die Kirche, ob Jesus gegen Ordnungen oder nicht gegen Ordnungen vorgegangen ist, darf man dann auf der anderen Seite vorwerfen: Die Kirche duldet, die Kirche fühlt sich wohl bei dieser mammonistischen, bei dieser kapitalistischen Wirtschaftsordnung, sie tut nichts, sie ist träge? Wie sagt er doch an einer Stelle? Sie ist flau. „Ich [134] erhebe den Vorwurf der Flauheit“ – das sind Eckerts eigene Worte – „und der Untätigkeit.“ Nein, meine Herren, das ist nicht richtig! So, wie ich es anzudeuten versucht habe, ist Gottes Wort von jeher in der Kirche verkündet worden.

Meine Herren! Ich weiß, daß Fehler gemacht werden. Die Pfarrer sind schwache Menschen, wie wir auch, und die Pfarrer irren auch, und es mag sein, daß welche da sind, die auf Fabrikbesitzer Rücksicht nehmen und diesen Sachen nicht mit der nötigen Schärfe entgegentreten. Aber das gibt doch niemals ein Recht – meines Erachtens hat der Herr Vorsitzende noch nicht genügend darauf abgehoben –, ganz generell zu sagen: „Eure Predigt ist Geschwätz“ – bloß weil irgendwie die Predigt des einen oder des anderen einmal wirklich Geschwätz ist. Es heißt hier nicht irgendwie verklausuliert, irgendwie eingeschränkt, sondern: „Eure Predigt ist Geschwätz“; und der Angeklagte hat sehr schön, sehr richtig gesagt: Ich wende mich gar nicht gegen die Predigten des einen oder anderen Pfarrers, sondern gegen diesen Predigtbetrieb. Was er sich dabei vorstellt – ich weiß nicht, ob ihm das so vollkommen klar ist: „gegen diesen Predigtbetrieb“. Meine Herren, was ist denn das für ein Predigtbetrieb, was soll denn das alles heißen? Hier ist gesagt: die Predigt der KIRCHE; denn es heißt ja im Abschnitt vorher – auch das kann ein unbefangener Leser gar nicht verkennen: Wir religiösen Sozialisten, wir,

die Sprecher des Proletariats, rufen die Kirchen und ihre Führer auf eure Predigt – geht es dann weiter – ist Geschwätz. Also die Predigt der Kirche ganz generell. Und zwar warum? Weil sie nicht diese Einstellung hat, die der Angeklagte für die richtige hält. Er kann eine andere Einstellung haben; das will ich ihm ja gar nicht bestreiten, dafür habe ich ja volles Verständnis. Aber wenn die Situation, die geistige Situation, die geistige Ebene, auf der sich das ganze abspielt, so gelagert ist, wie ich es hier geschildert habe, dann darf doch niemand hingehen, und vollends nicht ein Diener der Kirche, und sagen: Eure Predigt ist Geschwätz. Das ist ein Unrecht.

Aber, meine Herren, es ist noch ein Drittes, auf das ich aufmerksam machen muß. In dem Schriftsatz, den der Verteidiger – in sonst durchaus sachlicher Weise – dem Gericht vorgelegt hat und auf den er ja nachher wahrscheinlich auch Bezug nehmen wird, hat er vor allen Dingen darauf abgehoben, daß die Anklage in einer Befangenheit gebunden sei: die Anklage oder der Anklagevertreter – ich nehme das natürlich nicht persönlich – könne sich gar nicht hineindenken in die Bedürfnisse des Proletariats, sagen wir einmal: in das geistig-religiöse Verlangen des Proletariats, an das – wie er an einer Stelle sagt, wenn ich mich recht erinnere – die Kirche herangebracht werden muß; die religiösen Sozialisten hätten die Aufgabe, die Kirche heranzubringen an die Kultur- und Wirtschaftsbewegungen der Neuzeit und ihr so zu helfen. Es kann sein, daß ich befangen bin, daß die Anklage befangen ist; aber ich kann mir hier eine Bemerkung nicht ersparen. Wenn ich befangen bin, dann ist auch die Gegenseite befangen in ihrer ganzen Einstellung, nämlich der Einstellung, die sie zur Kirche nimmt, oder, besser gesagt, dem Lehrbegriff, den sie von der Kirche hat. Das ist eben nun einmal nicht die Kirche des Evangeliums, und es ist auch nicht die evangelische, es ist auch nicht unsere heutige rechtlich verfaßte Kirche. Meine Herren, nicht jeder Verband, nicht jede Assoziation, nicht jedes soziale Gebilde, das sich mit Religion beschäftigt, ist eine Kirche. Die evangelische Kirche – es ist meine Verpflichtung, als Vertreter der obersten Kirchenbehörde das zu sagen – birgt in sich einen Wesenskern, die Wesenskirche, und diese Wesenskirche ist stets maßgebend für ihre rechtliche und sonstige Organisation, [135] diese Wesenskirche ist normativ für die Erscheinungskirche, und diese Wesenskirche ist nichts anderes als die von Jesus Christus ergriffene, sie ist die Gnadenstiftung unseres Gottes durch Ausgießung des Heiligen Geistes, die Gnadenstiftung unseres Gottes. Um die Brücke zwischen dem Menschen, der Gott erkennt als den unnahbaren, als den ewig gerechten Gott, als den Träger der ewigen erbarmenden Liebe, an den er aber nicht kommen kann, demgegenüber er als das Nichts steht, als das völlige Nichts steht – um diese Brücke zwischen Gott, dem ewigen, dem gerechten, und dem Menschen, dem zeitlichen, dem vergänglichen und dem ungerechten, zu schaffen, dafür hat Gott die Kirche gestiftet. Und diese Wesenskirche – oder nennen Sie sie auch unsichtbare Kirche – tritt in die Sichtbarkeit mit der Verkündung des Wortes und der Spendung der Sakramente. Das allein ist ihre Aufgabe, eine andere Aufgabe hat die Kirche nicht; alles andere, was sie sonst tut, das hat mit der Kirche an sich nichts zu tun.

Vor wenigen Monaten ist ein Aufsatz von Thurneysen erschienen, der ja sicherlich nicht im Geruch steht, besonders irgendwelchen kirchenregimentlichen Behörden nahezustehen; es ist wohl ein Baseler Pfarrer. Ich glaube, ich darf mir doch erlauben, Ihnen aus diesem Aufsatz einiges vorzulesen, weil ich das für die Situation für wichtig halte. Thurneysen sagt:

„Es ist ein gewagtes Unternehmen, dem heutigen Menschen das Wesen der Kirche nahebringen zu wollen. Denn mit dem Begriff der Kirche ist – das sei gleich im ersten Sprunge festgestellt – unweigerlich ein anderer Begriff verbunden, den man nur zu nennen braucht, um alsbald einer wahren Mauer von Widerspruch und Ablehnung gegenüberzustehen: der Begriff der Autorität. Denn wie immer man das Wesen der Kirche bestimmen mag, man wird nicht darum herumkommen einzusehen: Kirche ist ein Raum, wo dem selbstherrlichen, dem autonomen Menschen von heute gesagt wird, daß er mit all seiner so stolz betonten Autonomie im letzten Grunde doch nicht eigenen Rechtes sei, sondern unter der Gewalt einer fremden, mächtigen Hand stehe, der er Gehorsam schuldet.“

Und weiter heißt es:

„Die Kirche vertritt als einen Anspruch an den Menschen den tiefsten, grundsätzlichsten, seine eigene Existenz betreffenden Anspruch. Denn die Kirche redet von Gott. Ihr großes, ihr einziges Anliegen

ist das religiöse Wort.“

Ferner sagt er:

„Was der Mensch ist und nicht ist und doch sein sollte, weil und insofern Gott ist und weil und insofern Gott der Herr ist über ihn und sein Leben, das muss im religiösen Wort, im Wort der Kirche zum Ausdruck kommen.“

Und schließlich darf ich noch aus einer weiteren Seite etwas herausgreifen, was ebenfalls nicht ohne Zusammenhang mit diesem hier steht:

„Nicht seine eigene Meinung darf der Mann auf der Kanzel vortragen, und insofern er es dennoch tut, hat er seinen Dienst nicht getan, und wenn seine eigene Meinung noch so geistvoll und blendend wäre. Und nicht auf allerlei interessante Ansichten zum Diskutieren darf der Zuhörer rechnen, sondern fremde Worte, Worte, die von außen, von oben in sein Leben hineinklingen und die seit Jahrtausenden dieselben sind, bekommt er vorgetragen.“ – Die seit Jahrtausenden dieselben sind! – „Alle Modernisierungsversuche, an denen es ja wahrlich nicht fehlt, auch heute nicht, können doch daran grundsätzlich nichts [136] ändern. Die Kirche ist kein Gebilde, dessen Form und Gehalt wir bestimmen könnten. Es ist Wahrheit in dem alten Bekenntnisworte, daß die Kirche unwandelbar sei im Wandel der Zeiten. Damit ist zum dritten Mal das Wesen der Kirche bestimmt“.

Unsere Kirche ist nicht etwas, was durch Klassenkämpfe, was durch Änderung wirtschaftlicher Unterlagen geändert wird; unsere Kirche ist etwas, was sich stets anpasst an die Wesenskirche, und diese Wesenskirche ist unwandelbar. So ist doch nach dieser Richtung hin die Lage.

Und nun soll diese Kirche herangebracht werden an Kulturströmungen, an Kulturbewegungen, sie soll sich verbinden, sie soll sich aufschließen, sie soll dies und das, sie soll Jesus Christus plötzlich nach dieser oder nach jener Seite hin erklären. Der Angeklagte hat selbst gesagt und hat Beispiele dafür gebracht, wie hier die Aufgabe der Kirche missbraucht worden ist. Ich bin durchaus mit Ihnen einig: Dieses Eintreten für bestimmte Zeitereignisse durch die Kirche, es ist verfehlt, es ist völlig verfehlt; sondern die Kirche hat die Aufgabe, immer nur die Zeitereignisse unter Gottes Wort zu stellen. Hier, Herr Pfarrer Eckert, hier, meine Herren, hier ist die wahre Trennung von Staat und Kirche; die Kirche zu erfassen, die Kirche zu erkennen als etwas, was ganz anders ist als Kommune, als Staat. In der Kirche soll etwas ganz anderes gesprochen werden als in den Parlamenten, als in Rathäusern, als in Versammlungslokalen! Das ist die wahre Trennung von Staat und Kirche! Darauf müssen wir hinaus. Und wenn die Kirche sich dann und wann „verflochten“ hat, dann mag sie auf Abwegen gewesen sein; im Wesentlichen aber hat sie – und jedenfalls ist das das aufrichtigste Bemühen ihrer Diener – doch immer wieder an dieser Aufgabe festgehalten. Aber weil sie daran festhält, deswegen lässt sie sich auch nicht an irgendwelche proletarische Bewegungen oder kulturelle Strömungen heranbringen; sie steht absolut da, weil sie eine Stiftung, eine Gnadenstiftung Gottes ist.

Meines Erachtens ist das vollkommen übersehen, und es ist auch übersehen in dem Vorwurf, der sich auf das 6. Gebot bezieht; es heißt – um noch einmal darauf zurückzukommen: „Sie lehren: ‚Du sollst nicht ehebrechen‘ und segnen die Geschäfts- und Amusements-Ehen ein“. Ja, meine Herren, was soll denn die Kirche tun? Wie ist es denn? Soll die Kirche untersuchen, ob die betreffenden Nupturienten sich wirklich die Treue für ewig versprechen? Soll die Kirche etwa, wenn sie der Meinung ist, hier ist etwas nicht richtig, dann diese Eheschließung ablehnen, oder soll sie – und vielleicht bewege ich mich hier auf Abwegen – etwa Eintreten für den Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, damit solche Ehen nicht mehr zustande kommen? Nein, das soll sie alles nicht tun.

Ich will auch hier – ich bin hier nicht Theologe – nur ein Wort aus einem Buch Ihnen vorlesen, das sagt, was denn die evangelische Trauung eigentlich ist, und Sie werden sehen, daß dieser ganze Vorwurf hier nicht hätte erhoben werden können und hätte erhoben werden dürfen, wenn man darüber nachgedacht hätte und sich darüber klar wäre, was denn nun eigentlich die Trauung ist. Der sicher auch Ihnen allen bekannte Hans von Schubert hat – erschrecken Sie nicht – im Jahre 1890 ein Buch über „Das Wesen der evangelischen Trauung“ geschrieben – vielleicht ein bisschen alt –, in dem er einen langen wissenschaftlichen Streit endgültig zu Ende gebracht hat; das, was in diesem Buch

niedergelegt ist, gilt heute wohl als das Endgültige in dieser Frage. Schenken Sie mir noch einige Minuten, damit ich Ihnen diese Stelle vorlesen kann:

[137] „Die Kirche hat nicht nur die göttliche Stiftung der vorliegenden Ehe zu bezeugen, sondern die der Ehe überhaupt, wie sie uranfänglich als eine Grundordnung des Menschengeschlechtes gesetzt ist. Die objektive Gotteswahrheit über die Ehe bleibt, auch bei subjektiver Unwahrheit des zu Trauenden. Die Mitteilung des göttlichen Wortes über den Ehestand muss in freier oder formulierter Ansprache dem bekennenden ‚ja' vorausgehen, es muss in die Tatsachen selbst hineingelegt werden; aber auch, wo das ‚ja' nicht zum Bekenntnis wird, werden die göttlichen Tatsachen, Forderungen und Verheißungen nicht hinfällig, auch die nicht, die im weiteren Fortschritt der liturgischen Handlung, in Trauung, Lektion und Benediktion zu einem liturgischen Ausdruck kommen. Wie ein Fels stellt die Kirche das Wort hin, daß sich das Auge des Irrenden daran zurechtfinde und sein Fuß den Weg dahin nehme, daß sich die Wogen seines Eigenwillens und seiner vergänglichen Meinungen daran brechen, daß er den Segen habe oder den Fluch, das Leben oder den Tod. So bleibt sie Haushälterin der göttlichen Geheimnisse, so bleibt die kirchliche Feier Gottesdienst als darstellendes Handeln."

Das, meine Herren, ist die Trauung: die Hinstellung dieses Vorganges unter Gottes Wort, den Amusements- und Geschäftsehen vielleicht – das wissen wir nicht – zum Fluch, den wirklichen Ehen vielleicht zum Segen. Wenn Sie die Kirche einmal von diesem Standpunkt aus betrachten und wenn Sie weiterhin ermessen, daß der Angeklagte selbst Diener dieser Kirche ist, ein Amt dieser Kirche ausübt, dann werden Sie vielleicht erst voll ermessen, wie abwegig, wie völlig abwegig diese Behauptungen sind.

Wenn nun auch nach der subjektiven Seite die Situation so liegt – nach der objektiven Seite durchaus Meinung gegen Meinung, nach der subjektiven Seite die Nötigung, diese Meinung doch zu erkennen, zu berücksichtigen –, so ist dennoch kein Recht für den Angeklagten anzuerkennen, in diesen von ihm formulierten scharfen Worten gegen die Kirche vorzugehen.

Er hat nun gewissermaßen – um es auch wieder auf eine juristische Formel zu bringen – eingewendet: Ich spreche hier ja nicht für die Kirche, sondern ich spreche hier für das Proletariat, und zwar für diese Gruppe unseres Volkes, die ja auch in der Kirche ist, ich spreche deren Sprache, und deren Sprache ist so. Dagegen muss ich nun, schon rein formal-rechtlich, einwenden – was ich ja in der Anklageschrift auch schon getan habe, was hier aber nicht übersehen werden soll –, daß die analoge Anwendung des § 193 des Reichsstrafgesetzbuches im Disziplinarverfahren unzulässig ist. Sollten von der juristischen Seite der Verteidigung dagegen Einwendungen erhoben werden – ich nehme aber an, daß das nicht geschieht –, so werde ich Ihnen hier nicht weniger als vier oder fünf Urteile von Disziplinarhöfen vorlegen, wo dieser Gedanke ganz eindeutig ausgesprochen ist. Der Angeklagte kann also rein rechtlich aus diesen Erwägungen heraus eine Verteidigung nicht finden.

Aber, meine Herren, er kann sie auch aus ganz allgemeinen Erwägungen heraus eigentlich nicht finden. Er wäre sicher berechtigt – das wird ihm kein Mensch bestreiten –, in den Worten, in den Ausdrucksformen des Proletariats zu sprechen, wenn er nicht Diener der Kirche wäre.

Er hat nun vorhin, allerdings nicht vollständig die Anklageschrift zitierend, geltend gemacht: Wenn mich mein Gewissen zwingt, doch diese Form zu wählen, dann kann nie-[138]mand, kein Oberkirchenrat, keine Kirchenbehörde, mich an der Ausübung dessen hindern, was mein Gewissen mir gebietet. Gewiss nicht; wir denken auch gar nicht daran, ihn daran zu hindern; aber wenn die Ausübung dessen, was das Gewissen dem Angeklagten, einem Pfarrer, auferlegt, mit demjenigen zusammen nicht mehr erträglich ist, was die Dienstpflicht ihm gebietet – und die Dienstpflicht gebietet ihm, die Interessen der Kirche wahrzunehmen –, dann bleiben ihm nur zwei Wege: Entweder stellt er seine Gewissensbedenken zurück, oder er gibt seinem Gewissen freien Lauf und legt dann sein Amt nieder. Einen anderen Ausweg gibt es nicht. Es ist ganz gleich wie bei jedem Beamtenverhältnis. Ich hebe hier gar nicht besonders darauf ab; denn der Angeklagte ist nach dieser Richtung etwas sehr empfindlich, er will von beamtenmäßiger Bindung, wie er hier gesagt hat, unter gar keinen Umständen etwas wissen. Meine Herren, eine Kirche darf auch zu ihren Pfarrern nicht ganz so stehen, [...] wie der Staat oder die Kommune zu ihren Beamten stehen. Davon haben wir, die wir Mitglieder des Oberkir-

chenrats sind, ja einiges schon erfahren; hier kann man ja manches Mal, das muß ich schon sagen, sein Wunder erleben. Man muss aber – das sage ich mir immer – auch immer wieder daran denken, daß es auf der einen Seite nicht der Staat, sondern die Kirche ist und daß es auf der anderen Seite eben nicht ein Beamter, sondern ein Pfarrer ist. Aber daß nun einfach das Gewissen in allem und jedem entscheiden soll, das ist ja unerhört. Solch eine Organisation kann nicht bestehen, die ist einfach aufgelockert, die wird in Unordnung und durcheinandergeraten und wird in sich zerbrechen müssen. Wir sind aber berufen, diese Organisation, so wie wir sie angetreten haben, zu bewahren und weiter zu entwickeln. Und wir sind hier im badischen Land, wo die katholische Kirche in der Übermacht ist, wo wir doch eigentlich eine Diasporakirche sind – nicht nur im badischen Land –; und heute, wo die katholische Kirche dauernd an Einfluss, an Macht gewinnt, sind wir umso mehr verpflichtet, auch diese äußere Organisation der Kirche zu schützen.

Meine Herren, ich weiß es, daß man evangelischer Christ sein, daß man Jesus Christus finden kann auch ohne diese äußere Organisation; ich bin immer ein lebhafter Anhänger der Sohmschen Theorie gewesen. Aber, meine Herren, beachten wir doch den Lauf der Welt! betrachten wir doch den Lauf der Dinge! Gewiss, ein kleines Häuflein derer, die sich noch des Evangeliums, das uns durch die Reformation geworden ist, erfreuen können, wird ja bleiben.

Aber es würde doch das reformatorische Evangelium, das Evangelium unserer protestantischen Kirche, im Wesentlichen eingeschränkt, hinten angedrückt, es könnte sich schließlich seiner Kultusbetätigung nicht mehr erfreuen, wenn nicht dieses – vielleicht etwas knochenhafte, vielleicht manchmal etwas harte – Gerüste noch um dieses Häuflein, das sich dessen erfreuen will und zu dem alle Schichten gehören können, besteht.

Meine Herren, ich kann Ihnen sagen: es ist ein ordentliches Stück des Leidens, tagtäglich diese Spannung fühlen zu müssen, die zwischen dem besteht, was die wahre Kirche ist, wie sie sein soll, und dem, was sie nun einmal, um in dieser Zeitlichkeit bestehen zu können, andererseits auch wieder sein muß. Es geht kaum eine Woche herum, wo nicht irgendein Fall, so oder so geartet, einem durch die Hand geht, und wo nicht innerste, schwierigste Seelenkämpfe entstehen. Wie löse ich das? Soll ich hier nun der rein äußerlichen Ordnung nachgehen oder soll ich hier dem freien Gewissensmäßigen nachgehen? Die Ordnung kön-[139]nen wir nicht aufgeben, das Gewissensmäßige auch nicht. In diese Spannungen sind wir gestellt, in diese Spannungen sind wir ja alle als Menschen gestellt, in diese Spannungen sind wir auch in der Wirtschaft gestellt. Das ist es ja gerade: Mit den Geboten Jesu Christi sind wir in diese Spannung hineingestellt, und sie werden bestehen, bis das Reich Gottes kommt, bis das Ende der Welt ist, bis die Zeitlichkeit hier ihr Ende hat.

Wenn Sie so die Verhältnisse übersehen, die Schwierigkeiten, in denen die Kirche steht, dann werden Sie mit mir fühlen, daß es in diesem Falle gar nicht mehr zu umgehen war, dieses Verfahren einzuleiten. Auch dazu darf ich zum Schluss doch noch kurz etwas sagen. Ich will Sie ja nicht mehr aufhalten, indem ich auf die Artikel, die auch gegen meine Person gerichtet waren, zurückkomme, wo nichts anderes als Rechthaberei oder Machtgelüst oder Angst oder irgend so etwas als Motiv angegeben wurde. Ich hebe hier einen reinen Schild in die Höhe – das sage ich Ihnen auch, Herr Pfarrer Eckert, denn auch Sie haben Ihre Feder nach dieser Richtung hier gebraucht –, einen reinen Schild, den ich seinerzeit empfohlen habe zu erheben, weil ich glaube, daß die Kirche in ihrer Existenz bedroht ist, worin man derart, wie es in diesem Flugblatt geschehen ist, die Kirche angreift. Das kann sie nicht ertragen. Und solange wir noch das Amt haben, für die Kirche so gut, wie wir es eben können, zu sorgen, so lange werden wir auch gegen derartige Angriffe auftreten. Wenn das Amt einmal zu Ende ist, dann mögen andere sorgen; sie haben auch die Verantwortung. Aber solange die Verantwortung uns bleibt, werden wir sie auch nach dieser Richtung hin handhaben.

Ich will andere Ausführungen, die ich eigentlich noch vorhatte zu machen, zurückstellen.

Ich komme nach dem Ergebnis der Hauptverhandlung zu dem Schluss, daß der Angeklagte sich eines Dienstvergehens schuldig gemacht hat. Er hat die Achtung und die Würde, die man von einem Pfarrer katexochen, von einem Pfarrer an sich, verlangen muss, verletzt, indem er Vorwürfe erhoben hat, für die er ja eigentlich einen zwingenden Beweis nicht erbracht hat, und die er nicht hätte erheben dürfen,

wenn er die geistige Situation, wie ich sie versucht habe skizzenhaft zu entwerfen, genügend überlegt hätte.

Wenn er nun einwendet: ich habe nicht überlegt, ich habe niedergeschrieben, so gibt er damit nichts anderes zu als eine neue Pflichtwidrigkeit; denn er ist eben einmal als Diener der Kirche, er ist eben einmal als in einem Dienstverhältnis zur Kirche, zur sichtbaren, rechtlich organisierten Kirche, stehend verpflichtet, seine Äußerungen zu prüfen, ob sie nicht mit den Interessen, die dieses Amt wahrzunehmen hat, kollidieren. Er darf nicht vergessen, daß er, wenn er irgendwo hinsteht, nicht einfach der Erwin Eckert ist, sondern daß er eben Pfarrer ist und daß, wo der Pfarrer steht, auch die Kirche steht. Verstehen Sie mich nicht falsch! Ich bin nicht der Meinung, daß der Pfarrer die Kirche ist; beileibe nicht! Aber man muss doch davon ausgehen: Wie ist denn die Auffassung draußen? Die Auffassung draußen ist doch auch so: Wo der Beamte steht, wo der Staatsanwalt steht, wo der Richter steht, da steht eben der Staat, und wenn er eben etwas tut, sei es, daß er positiv seine Pflichten verletzt, oder sei es, daß er gewisse Sachen nicht unterlässt, die er unterlassen sollte, dann ist damit doch der Staat, dann ist damit das Amt an sich, die Kirche an sich kompromittiert. Das hätte überlegt werden müssen, und das ist nicht überlegt worden, und darin sehe ich eben auch das Dienstvergehen.

[140] Ich bin daher der Meinung, meine Herren, daß Sie den Herrn Pfarrer Eckert eines Dienstvergehens für schuldig erkennen müssen. Was die Strafhöhe, die Strafart angeht, so stelle ich hierzu keine Anträge, das überlasse ich Ihrem freien Ermessen.

Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Dietz: Meine Herren Richter! Nach der Beweisaufnahme, die wir heute Morgen hier vor uns gesehen haben, und nach den Ausführungen des Herrn Vertreters der Anklagebehörde glaube ich mich erheblich kürzer fassen zu dürfen, ohne den Interessen meines Klienten dadurch etwas zu vergeben.

Wenn wir eben gesehen haben, mit welcher Begeisterung und Hingebung der Herr Vertreter der Anklage seinen Standpunkt vertreten hat, mit dem Antrag auf eine Verurteilung des Angeklagten, so muß das zweifelsohne jeden von uns, die wir Mitglieder der evangelischen Kirche sind, im tiefsten Herzen zu denken geben, und ich bin der letzte, der diesen Ausführungen das Gehör versagen würde und der nicht ein volles Verständnis dafür hätte, wie sich ein derartiger Fall beurteilt, wenn man auf der einen Seite dieser Spannungen steht, von denen gesprochen worden ist, wenn man sich als ein Organ und als ein Vertreter der obersten Kirchenbehörde betrachtet – und mit Recht betrachtet –, der obersten Behörde der Kirche, die der äußere Umbau ist für die unwandelbare Wesenskirche, von der gesprochen worden ist, und wenn man infolgedessen die Aufgabe in sich erblicken muss, jede Kritik, die in der Form oder auch in dem Inhalt peinlich, vielleicht schädlich wirken könnte, hintanzuhalten im Interesse des großen Baues der Wesenskirche und ihrer äußeren Demonstration.

Aber, meine Herren Richter, mit dieser einen Seite der Beurteilung der Sache ist nichts getan. Wir müssen, da wir nun einmal evangelische Christen sind, die Situation betrachten nicht nur vom Standpunkt der Organisation und der Vertretung dieser Organisation aus, sondern auch von dem Standpunkt der Kirchenangehörigen innerhalb der heutigen politischen und wirtschaftlichen Welt. Und da muß ich Ihnen sagen, verehrte Herren: Wenn Sie den Herrn Anklagevertreter mit der Begeisterung und Hingebung, mit der er heute hier gesprochen hat, seinen Standpunkt vor den 20 Millionen Proletariern, die heute in der sozialdemokratischen und der kommunistischen Partei organisiert sind, vertreten lassen, dann wird ihm gelingen, was Karl Liebknecht nicht gelungen ist und was der ganzen Aufklärung nicht gelungen ist und was den sämtlichen Freidenkern bis zum heutigen Tag nicht gelungen ist: diese 20 Millionen aus der Kirche hinauszudrängen. Denn er verkennt diese eine Seite der Sache, daß für den heutigen evangelischen Bürger in weitem Umfang, Bauern im weiten Umfang, für den Proletarier aber absolut die Kirche nicht bloß eine erhaltenswerte Organisation ist, sondern daß die Kirche für ihn ein Gefäß ist, in dem er nur bleiben kann, aktiv bleiben kann – abgesehen von dem Gesetz der Trägheit, das um mit seiner Familie seit einem Jahrhundert vielleicht noch halten kann –, wenn sie ihm etwas gibt, wenn sie ihm zu dem, was dort gesagt worden ist, zu dem Wesensinhalt, wenn sie ihm zu dem Metaphysischen noch eine Bindung gibt mit dem Irdischen.

Das ist die große Aufgabe, vor der, wie wir glauben, die Kirchen stehen und vor der der Sozialismus

steht; und wir Sozialisten sind des frommen Glaubens und der Zuversicht, daß aus der Verbindung dieser beiden Elemente, aus der Verbindung des Sozialismus auf der Erde und des christlichen, des metaphysischen Gedankens, sich eine Welt entwickeln wird und zu entwickeln im Begriffe ist, in der für die metaphysische und für die sittliche Seite [141] des Christentums ganz andere Wirkungsmöglichkeiten geschaffen sind, als sie heute gegeben sind, wo man nicht mehr wird sagen müssen: Ja, die Lehren des Christentums und die Lehren der 10 Gebote sind herrlich und großartig und sie sind ewig und von göttlicher Abstammung, aber sie können leider auf dieser Erde nicht verwirklicht werden, denn die Erde ist des Teufels und die Menschen sind böse von jeher, sondern wo wenigstens so viele von den Hemmungen beseitigt sind, daß eine wirkliche Beeinflussung der Seele des Menschen, die heute fortwährend illusorisch gemacht wird, auch möglich ist.

Und deswegen, meine Herren, sind wir, die wir evangelische Christen sind, in Verbindung mit katholischen Freunden in die Reihen des Proletariats hineingetreten, obwohl in den Reihen des Proletariats nach einer hundertjährigen Entwicklung – die ja wohl bei der französischen Revolution eingesetzt hat – kein großes Verständnis für die metaphysischen Aufgabe, für die kulturellen Aufgaben der Kirche mehr vorhanden ist und vorhanden war, wo die äußeren Bindungen nur noch ganz formal die Familie mit der Kirche zusammengehalten haben und auch heute zusammenhalten und wo jedes religiöse Leben wirklich im Ersterben war. Und wir, die wir diesen Standpunkt eingenommen haben, weil wir glauben, daß aus Verbindung dieser beiden Momente für die Zukunft etwas Großes und Gewaltiges zu erhoffen und zu schaffen ist, haben an das Proletariat appelliert – und tun das auch heute noch –, seine Gesinnungslosigkeit, seine Gleichgültigkeit in kirchlich-religiösen, in kulturellen, auch in sittlichen Dingen abzulegen, zu sehen, was die Kirche, was die christliche Kirche auf diesen Gebieten nicht nur Gewaltiges geleistet hat, sondern was sie auch heute bieten kann, und wir wollen ihnen auch zeigen: die christliche Kirche, die äußere Organisation des Christentums, lässt euch nicht etwa im Stich, wo ihr nun hinauskommt in den Kampf des Lebens, und sie sagt euch nicht mehr und sie soll euch nicht mehr sagen: „Ja nun, was Ihr draußen macht, das ist eure Sache, seht, wie ihr in eurem Klassenkampf vorwärts kommt! Entweder werdet ihr ausgesperrt und verhungert, oder ihr siegt in eurem Streit und bekommt es etwas besser. Da können wir nicht eingreifen, wir können keine Wohnungen bauen, wir können das Elend der Welt nicht beseitigen, die Verbrechensgrundlagen nicht bekämpfen, wir können nur feststellen: diese Grundlagen sind da, es ist bedauerlich, aber wir sind demgegenüber machtlos.“ Nein, wir sagen ihnen: Diese Kirche ist mit ihren seelisch-kulturellen und ihren ganzen übersinnlichen Kräften ein Mitarbeiter mit euch in eurem Kampfe, und zwar die christliche Kirche ist das, denn ihr Programm – wenn ich das so roh ausdrücken darf –, ihre Lehre sagt das, wir stehen auf dem Boden, daß das Programm der Kirche durchzuführen ist, und wir kommen zu einer Tröstung auf dieser Erde, daß es besser werden wird, wir kommen zu einer Gestaltung dieser Welt, in der es euch leichter sein wird, auch den Lehren dieser christlichen Kirche zu entsprechen.

Gegenüber diesem Bestreben verteilt man nun einen Aufruf – der sich nicht richtet an die 27.000 Wähler, die bei unseren letzten Kirchenwahlen in Baden für die religiösen Sozialisten Stimmzettel abgegeben haben, sondern der sich richtet an 60 Millionen Deutsche, nicht nur an die Evangelischen, sondern ebenso an die Katholiken im Deutschen Reich, und der davon ausgeht, daß die Kirchen ja internationale Organisationen sind und sein müssen, daß das, was bei uns in Deutschland vor sich geht und sich abspielt, nicht nur eine zeitlich und örtlich bedingte Abwandlung eines Themas ist, das die ganze Kulturwelt durchdringt – einen derartigen Aufruf zerteilt und zerpflückt man nun in der Richtung: [142] Wenn gegen die christlichen Kirchen, gegen die Vertreter des Christentums, das die letzten Jahrhunderte historisch hinter sich hat und die letzten Jahrzehnte miterlebt hat, Kritiken, scharfe Kritiken, gerichtet und Vorwürfe erhoben werden, geht dann diese Kritik in dem einzelnen Fall nicht zu weit, trifft sie einen Unschuldigen mit, trifft sie viele Unschuldige mit, die ihr Bestes getan haben? Und muss man dann sagen: Ja, wenn der Pfarrer Eckert als Verfasser dieses Aufrufs und die 12 Männer, die ihn mitunterschrieben haben, sich gesagt hätten: Ja, es sind 300 Millionen, oder wie viel, Evangelische kirchlich organisiert in Europa, in den Vereinigten Staaten, überall haben die evangelischen Kirchen versagt in großen Zeiten, wo sie vielleicht andere Aufgaben gehabt hätten in Europa sowohl wie drüben in Amerika, überall haben sie versagt, überall waren tüchtige Männer,

die sich geopfert haben, die ihr Bestes hineingestellt haben und die es nicht ändern konnten – hätte Pfarrer Eckert in dieser Zeit nicht auch sagen müssen: Natürlich, ausgenommen sind immer alle diejenigen, die sich bemüht haben, die guten Willens waren, wir geben hier die Stimmung wieder, die in den Massen des europäischen – nicht nur des deutschen, sondern des europäischen – und amerikanischen Proletariats herrscht und die sagt: So können wir mit der Kirche nicht zusammenarbeiten, wenn sie sich nicht in anderer Weise betätigt als Kirche, als Riesenorganisation – nicht auf dem kleinen Fleck Baden allein.

Und dann, meine Herren, kommen die Bezirkssynode Karlsruhe-Land, und die 12 oder 24 Männer dort – ich weiß nicht, wie viele es waren – fühlen sich dann persönlich betroffen durch eine scharfe Kritik –, die in ihren Worten vielleicht zu Missverständnissen Veranlassung geben kann, gewiss, wenn man das nur so liest und liest [...] und sich sagt: Was, die religiösen Sozialisten? Das ist wieder so eine politische Partei, die die Politik auch noch in die Kirche hineintragen will, und nicht nur, daß sie im Anfang nicht für die Kirche und das Christentum eintreten, nachher sind sie auch noch so, daß sie Kritik an dieser Institution üben und da sagen: „Eure Wohltätigkeit ist Geschäft, eure Predigt ist Geschwätz“, und das und das, und da fühle ich mich als Pfarrer in Liedolsheim – oder wo es ist – betroffen; ich schaffe mein ganzes Leben lang, ich bin ein anständiger Kerl, und nun kommen die hier und sagen, ich sei es nicht, und jetzt muß ich beleidigt sein. Einer hat sogar – das steht, glaube ich, in dem Zettel drin – gemeint, der Herr Staatsanwalt hätte eingreifen müssen wegen Beleidigung der verschiedenen in Betracht kommenden.

Wenn Sie sich diese Sache unter diesem Gesichtswinkel einmal darstellen, so wie es heute Freund Eckert dargelegt hat, dann werden Sie allerdings finden, daß es Momente gibt, wo das Gewissen einen Beamten und einen Geistlichen zwingen kann, Worte zu gebrauchen, die seiner innersten Überzeugung Ausdruck geben, Worte, die vielleicht missverstanden werden können, Worte, die unter Umständen, nachdem man sieht, welche missverständliche Wirkung sie ausgeübt haben, korrigiert werden können – aber Worte, die es nicht rechtfertigen, deswegen einem Geistlichen zu sagen, daß er die Achtung und das Vertrauen nicht mehr verdiene, die sein Beruf erfordern. Ich werde auf diesen Punkt nachher noch einen Augenblick eingehen. Vorher möchte ich aber noch folgendes ausführen:

Der Herr Vertreter der Anklage hat mit Recht hervorgehoben, daß auf dem Gebiet des Sozialismus eine viel weitergehende Verflechtung vorhanden ist zwischen wirtschaftlichen, politischen, kulturellen einschließlich religiösen Dingen als auf allen anderen Gebieten. In früheren Jahrhunderten hat man geglaubt, diese Dinge voneinander trennen zu können, [143] man hat gesagt: das ist Politik, das ist Kultur, das ist Volkswirtschaft, das ist Religion, das sind Dinge, die so gewissermaßen nebeneinanderstehen. Und noch, als ich vor 44 Jahren hier am Karlsruher Gymnasium mein Abitur machte, haben wir auch so gelernt: Ja nun, das ist schöne politische Geschichte, die machen die Kaiser, Könige und Fürsten, und auch die Völker machen politische Geschichte; dann gibt es Kulturgeschichte, da machen die Priester und die Künstler so allerlei Dinge; und dann gibt es weitere Kreise, und daneben stehen die religiösen Kreise, das ist wieder eine Sache für sich. Das hat man von Kindesbeinen an für sich behalten. Man knüpft an die jüdischen Auffassungen an. Und so ist das auf dem Boden der konservativen Tradition, in der wir damals aufwuchsen, gehalten. Das sind alles Sachen für sich. „Um Gottes willen, predigt nicht in der Kirche über Kartoffeln, denn Wirtschaft und Religion und Kirche haben nichts miteinander zu tun!“ Das ist auf dem Boden des Liberalismus so gehalten worden, und das ist uns allen ja zunächst in Fleisch und Blut übergegangen. Es liegt auch heute noch so: um Gottes willen doch diese Frage fernhalten, sie können ja nicht einen, sondern sie können nur trennen!

Sehen Sie, meine Herren, im Laufe der letzten 40 Jahre hat sich eben auch dieses weltwirtschaftliche Gebiet so gewandelt, daß es eigentlich heute niemand mehr, auch in unserem Kreis nicht, gibt, der sich nicht sagt: diese Dinge sind so eng miteinander verflochten, daß man an das eine eigentlich gar nicht rühren kann, ohne das andere mit zu berühren. Und wie früher schon auf konservativem und liberalem Gebiet auch weltanschaulich Konservatives und weltanschaulich Liberales sehr viel mit dem Theologischen – will ich einmal sagen – zusammengegangen ist, obwohl sie an sich nichts miteinander zu tun haben, so gehen auf dem Gebiet des Sozialismus erst recht notwendigerweise politische, wirtschaftliche, kulturelle, religiöse Dinge eng miteinander Hand in Hand, sie sind miteinander ver-

flochten. Und Sie wissen, daß unser irdischer Meister, zu dem wir uns bekennen, Karl Marx, das in, nach meiner Meinung wundervolle, Worte gekleidet hat, aus denen sich ergibt, daß auch eine Kirche als äußerer Bau, als menschliche Organisation – nicht die göttliche Wesenskirche, aber die Menschenkirche – nicht in der Luft stehen muss, sondern auf einer irdischen Basis steht und stehen muss, wie jeder irdische Bau, der von Menschen errichtet ist. In diesem irdischen Bau steht sie drin, mit diesem irdischen Bau muß sie rechnen, zu diesem irdischen Bau muss sie sich entweder bejahend stellen oder verneinend, eventuell auch gleichgültig, sie kann ihn ignorieren, er ignoriert sie aber nicht.

Ich weiß nicht, ob die kirchenhistorischen Ausführungen des Herrn Anklagevertreters bezüglich des Urchristentums so zutreffend gewesen sind. Meiner Erinnerung nach war es anders in den ersten drei Jahrhunderten; da hat die damalige christliche Kirche sich nicht bloß bemüht, den Einzelnen zur Kirche zu führen, sondern sie hat auch die Institution des verrotteten Kaiserreichs bekämpft, sie ist auf allen Gebieten reformatorisch oder revolutionär märtyrerhaft tätig gewesen; und erst, als sie im Jahre 313 beim Toleranzedikt von Mailand den Kompromiss mit jenem faulen Kaiserreich schloss, hat sie einen Teil ihrer kämpferischen, ihrer revolutionären, ihrer christlichen Aufgaben aufgegeben zugunsten des Kaisertums und hat auf diese Weise die Ehe geschlossen, die Jahrhunderte hindurch gedauert hat, mit dem römischen Staat und seinem Nachfolger, und die dann in die römische Kirche hinübergegangen ist. Und Sie wissen, besser als ich, daß, als im Jahre 1555 unsere evangelische Kirche dazu kam, den Frieden zu schließen mit dem Kaiser, das nur gesche-[144]hen konnte unter dem Gesichtspunkt: cujus regio, ejus religio; das heißt, nicht nur die Religion oben ist da gemeistert und unterdrückt worden, sondern auch die Religion auf Erden, nämlich die Kirche ist aus einem Instrument Gottes damals geworden ein Instrument des Landesherrn, auf dessen Boden sie stand, ein Instrument der Wirtschaft, mag sie damals beim Übergang eine kapitalistische gewesen sein oder noch eine feudalistische. So ist es geworden, und so ist es 350 Jahre lang in abgeänderter Form geblieben. Leider galt das Wort: Cujus regio, ejus religio. Und als im Jahre 1806 das alte Reich zerfiel, da war es nicht so, daß unsere Kirche hineingewachsen war in den Boden; sie war zum großen Teil eine Staatsinstitution geworden. Der Staat konnte sich nicht von der Wirtschaft und von denen, die sie bauen, trennen.

Und so ist es bis zur Revolution geblieben; und es wäre fast unbegreiflich, wenn jetzt, nach einer Entwicklung seit, sagen wir, 1555 die 10 Jahre, die wir in dem neuen demokratischen Staatswesen drin sind, dazu gereicht hätten, um die Kirchen in ihren Massen, um die Führer der Kirche, um die großen Volksmassen im Allgemeinen, die darin sind außerhalb des Proletariats, geistlich umzuwandeln. Das ist selbstverständlich für jeden verständigen Mann, daß derjenige, der in einer derartigen Organisation aufgewachsen ist, darin tätig ist, notwendigerweise alles zunächst in dem Geiste der vergangenen Zeit mit auffassen muß und daß es verhältnismäßig langsam gehen muss, bis man sich umkrempeln kann. Für uns Ältere wird das Sichumkrempeln auch immer schwerer, für die Jüngeren wird es anders.

Deswegen wollen Sie bitte bei der Beurteilung dieses Falles betrachten diese Verflechtung, in der wir stehen. Wir religiösen Sozialisten können nicht ein religiöses Programm aufstellen, sondern können nur ein religiös-sozialistisches Programm aufstellen, ein Programm, in dem Religion und Sozialismus miteinander verflochten sind, einander durchdringen. Und daraus ergeben sich für uns andere Forderungen, als wenn ein Konservativer kommt und sagt: „Ihr müsst jetzt für Schutzzölle eintreten“, oder ein Liberaler kommt und sagt: „Nein, Ihr müsst für Freihandel eintreten“. Nein, sagen wir, wir müssen eintreten dafür, daß die christlichen Gesichtspunkte, die in unserer Kirche die Grundlagen sind, verwirklicht werden; sie führen nach unserer Meinung zum Sozialismus. Das ist eine Sache, die niemand beweisen kann, das kann niemand aufoktroyieren, das wäre Bosheit, das ist vielleicht Utopie. Man schimpft uns Utopisten – rechts und links –, aber das können wir von der christlichen Kirche verlangen, daß sie ihre christlichen Grundsätze à radice – nicht etwa radikal im schlimmen Sinne, aber von Grund aus – anwendet; und dann werden wir sehen: wenn sie das tut, dann kommt sie allerdings auch in eine Feindesstellung zum gegenwärtigen kapitalistischen Staat, wie sie vor 1.800 oder 1.500 Jahren in einer Feindesstellung zum römischen Staat gewesen ist und so oft auch im Mittelalter eine feindliche Stellung eingenommen hat.

Also diese Verbundenheit, diese innere Verflochtenheit der Dinge müssen Sie bei Beurteilung eines

derartigen Flugblattes zugrunde legen und müssen sie auch unserem Freund Eckert zugutehalten, wenn Sie das beurteilen, was Sie an einzelnen Sachen hier etwa verurteilen wollen.

Der Herr Vertreter der Anklage hat noch einmal den Passus im Einzelnen hervorgehoben und zergliedert. Ich will das nicht noch einmal tun. – Wenn Sie unter dem Gesichtspunkt, von dem ich gesprochen habe, das lesen und die schlimmsten Sachen herausnehmen, [145] den Vorwurf: „Eure Wohltätigkeit ist Geschäft“ – ja, jeder Proletarier sagt uns das, jeder Genosse irgendwo auf dem Rathaus in der Stadt, in der Kirche sagt: Wir wollen keine Wohltaten, wir wollen unser Recht, und wir sind der Meinung, daß auch die Kirche uns zu unserem Recht verhelfen kann, denn es ist sogar göttliches Recht, daß das geschehen soll, so lehren es die 10 Gebote und die Bergpredigt, wir wollen keine Wohltaten, helft uns zu unserem Recht, dann wird allen Menschen geholfen werden; darum ist eure Wohltätigkeit in unseren Augen nicht eine Erfüllung christlicher Verpflichtungen, sondern ist eine Nebensache dazu, sie ist Geschäft, und eure Liebestätigkeit ist ein Pflästerchen, wir wollen keine Liebestaten haben. Selbstverständlich muss jeder arme Teufel froh sein, wenn der Geistliche, der zu ihm kommt – von dem vorhin der Herr Anklagevertreter gesprochen hat – ihm hilft und eine Schwester bringt. Das tun wir auch alle, das tun unsere sozialistischen Geistlichen so gut wie jeder Geistliche; wo die helfen können, helfen sie auch. Aber wir wissen, mit den Pflästerchen, mit den kleinen Hilfsmitteln ist nichts getan; und da soll der Geistliche nicht sagen: „lieber Mann, es tut mir leid, mehr kann man nicht tun“. Sondern wir verlangen allerdings von dem Geistlichen, daß er sich für ihn in die Sache hineinversetzen soll und, wenn er das liest, nicht sagen soll: Herrgott, jetzt wird mir da einer von meiner Gemeinde abgespannt! – nein, daß er sagt: Da haben Sie Recht; jetzt mühe ich mich seit zwanzig Jahren in meiner Pfarrei, um die Sache vorwärts zu bringen, da bettle ich, um etwas zusammenzubringen; wäre es nicht an der Zeit, daß wir dem Racker von Staat oder der kapitalistischen Gesellschaft ordentlich Beine machen und sagen: Greift einmal anders ein, ihr habt doch die Möglichkeit, und wenn ihr sie nicht habt, dann wollen wir dafür sorgen, daß sie geschafft wird!

Oder wenn es weiter heißt – das Schlimmste, wie vom Richtertisch aus gesagt worden ist: „Eure Predigt ist Geschwätz“ – ja, wenn man so Herausgerissenes liest, kann jeder sagen – nicht nur der Geistliche, sondern auch jeder, der Predigten angehört hat: Wie kann man ein derart abstraktes und grausames Urteil fällen? Die Sache sieht sich aber anders an, wenn man in der Verflechtung drinsteht, im Leben des Proletariats und im Kampf, der jeden Tag zwischen Arbeitslosigkeit und [...] schwankt und in der Not und in der Verelendung von Frau und Kindern, und vielleicht in irgendeiner Zeit der Liederlichkeit und des Luxus und des Lebensgenusses, der jeder Vernunft bar ist. Ist es da zu verwundern, wenn einer sagt: Ja, was soll mir die Predigt, wenn sie nicht von einem Mann ausgeht, von dem ich weiß, er kämpft mit mir! Sehen Sie, das ist der fundamentale Unterschied: Die Predigten des Herrn Pfarrer Eckert werden im Zweifel nicht anders sein als die Predigten von Tausenden von wohlmeinenden und gutgesinnten und christlich gesinnten und wohltätigen und Liebe empfindenden Mitbrüdern von ihm – aber es sagt der Proletarier, sagt jeder arme Teufel auch, sagt aber vor allem jeder Proletarier: „Ja, jetzt hat er in der Kirche ganz schön gepredigt, dann macht er die Türe zu, gibt mir noch ein paar Almosen und erweist paar Wohltaten – und was tut er sonst? Nichts hören wir von ihm, wohl hören wir von ihm: Ja, das sind Proletarier, wir sind Offiziere, wir kämpfen, wir müssen den Klassenkampf führen, nicht zu unserem Vergnügen.“ Wo steht er? Im Deutschen Reich kann man ruhig sagen, daß ein überwiegender Teil der evangelischen Geistlichen auf der deutschnationalen Seite drüben steht. Das ist ihr gutes Recht, selbstverständlich, wie das jedes anderen; aber der Proletarier sagt: „Dort drüben steht er, bei den ‚Herren‘ steht er, mit Ihnen geht er [146] zusammen, da hat er nicht den Mut, einmal aufzutreten.“ Das ist der Unterschied. Und deswegen glauben wir, daß unsere Bewegung und Leute wie Eckert unserer Kirche einen ganz erheblichen Dienst leisten, ganz anders, als etwa wir Juristen es können. Wenn zu uns einzelne Leute kommen, dann hören wir sie auch mit Vergnügen an. Als wir vor zehn Jahren diese Bewegung gegründet haben, da hat es zum Schluß geheißen: „Wo sind die Geistlichen? Ihr sagt, in der evangelischen Kirche sei so viel Herz und Wohlwollen und Verständnis aus der tiefen Lehre des Christentums. Zeigt uns doch den Mann! Ihr habt ja im ganzen Deutschen Reich außer dem seligen Blumhardt und abgesehen von Göhre nicht einen einzigen evangelischen Geistlichen; es gibt evangelische Ärzte, die Sozialdemokraten sind, es

gibt sozialistische Lehrer, es gibt solche Professoren, sogar hier und da im Verborgenen einen Staatsbeamten, einen Rechtsanwalt, es gibt ein paar. Zeigt uns aber einmal den Geistlichen! Das ist ein deutliches Zeichen, daß es mit euren Geistlichen nichts ist. Sie haben schöne Worte für uns – Geschwätz.“ So, meine Herren, müssen Sie das einen Augenblick beurteilen. Und dann schauen sie sich die Männer an, die da unter die Arbeiter gehen und sich in den Kampf hineinstellen! Da sagt der Mann: „Ich verstehe zwar auch nicht immer, manchmal wird es über meinen Horizont gehen, was er in der Kirche predigt; aber ich habe von ihm die Herzensüberzeugung, er ist mein wirklicher Bruder, mein Mitkämpfer, mein Genosse in dieser Bewegung.“ Und deswegen – die anderen Herren haben auch einmal gefüllte Kirchen – ist auch die Kirche des Sozenpfarrers gefüllt. Die Leute haben das Gefühl: wenn der Mann uns draußen im gewerkschaftlichen Kampf, im politischen Kampf vertritt, dann muss auch in seiner Predigt etwas drinstecken, was uns wirklich etwas bietet, während wir beim anderen nicht sicher sind, ob es nicht bloß schöne Worte sind.

Deswegen, meine Herren Richter, bitte ich Sie, den Angeklagten freizusprechen. Man kann ihm zur Last legen, daß er den einen oder anderen Satz nicht besser ausgefeilt habe, daß – in dem Drang der Niederschrift – die Verbindungen nicht etwas konziser und präziser ausgefallen sind, wie sie heute erwähnt worden sind, daß manches von dem, was heute Morgen gesagt worden ist, vielleicht doch in einem solchen Aufruf hätte hineingesagt werden können und durchaus viel Missverständnis vermieden worden wäre. Aber, meine Herren, Sie verstehen ja auch, wie das ist: Vorher war ein großes Opus vorgelegt worden als ein Manifest des Bundes, und dann hieß es in der Beschlussfassung, es solle nicht ein großes Buch, eine Broschüre über den Fall geschrieben werden, sondern es soll in Kürze ein Aufruf zusammengefasst werden. Daß da dann manche Sachen wegbleiben und wegblieben, das ist ja natürlich das Unglückselige. Derjenige, der es schreibt, weiß ja, wie es gemeint ist, und empfindet es so. Demjenigen aber, der es liest, kann man nachher unter Umständen allerdings nicht verwehren, zu sagen: „Warum triffst Du mich denn? Ich habe dir keine Veranlassung gegeben, gegen mich in solcher Weise vorzugehen.“ Deswegen wäre meines Erachtens, wenn die Bezirkssynode Karlsruhe-Land das beanstandet hat, das Richtige gewesen, man hätte so eine Art religionspolitisches Gespräch abgehalten, wie wir es in unserem Kreis hier – diese zwölf – heute seit 9 Uhr abgehalten haben; und wenn die Herren den Herrn Eckert vor die Mannheimer oder auch die Karlsruher Synode geladen hätten und man hätte einmal gegeneinander losgewettert, dann bin ich überzeugt, nach drei Stunden hätte man gesagt, so habe ich es nicht gemeint, und die anderen hätten gesagt: freilich, [147] wenn es so ist, dann nimm dich das nächste mal etwas mehr zusammen und bilde in Zukunft deine Sätze etwas besser, aber wir denken nicht daran, dich als Ketzer zu verbrennen oder dich auch nur mit einem Verweis anzubrennen, wir wollen überhaupt nicht, daß eine derartige Sache durch ein Urteil des Disziplinargerichtes gesühnt werde. Nun ist das Disziplinargericht angerufen worden. Ich verstehe, daß auch der Vertreter der Anklage, nachdem einmal dieser Wagen ins Rollen gebracht war, nicht mehr halten konnte. Ich verstehe auch, daß er nach den Erklärungen des Herrn Eckert allein aus Verantwortung gegenüber der Kirche als solcher und gegenüber den Gekränkten sich sagen wollte: ich will diese Sache zur reinigenden Aussprache vor das Kirchengericht bringen. Aber nun ist ja dieser Zweck erfüllt, und es ist ja von anderer, von berufener Seite schon unserem Freund Eckert angedeutet worden, daß er hier in einer Weise Worte gewählt hat, die missverstanden werden konnten und infolgedessen von ihm hätten vermieden werden können, so daß er diese kirchengerichtliche Verhandlung allein schon als genügende Warnung ansehen und in Zukunft keine Veranlassung mehr geben wird, daß das Kirchengericht sich mit ihm beschäftigen muss.

Denn, meine Herren – damit bin ich am Schluss –, wir wollen doch festhalten: Es gibt keinen Paragraphen allgemein, wie es die Anklage hervorgehoben hat, daß man einfach sagt: du hast gewisse Pflichten, und die hast du verletzt, und infolgedessen musst du gestraft werden. Der § 1 sagt klar und deutlich: es muss die Obliegenheiten seines Amtes gewissenhaft wahrnehmen – darin hat ihm noch nie jemand einen Vorwurf gemacht –, und er muss sich durch sein Verhalten in und außer dem Amt der Achtung und des Vertrauens würdig erweisen, die sein Beruf erfordert. Und der § 50 der Kirchenverfassung sagt: er hat die Lehren der Heiligen Schrift nach Maßgabe des Bekenntnisstandes der Landeskirche zu verkünden – das hat er getan und tut er, und er ist ja nicht angeklagt wegen

Verletzung einer Lehre der Landeskirche –, und er muss mit einem musterhaften Lebenswandel den Gemeinden, die ihm anvertraut sind, vorleuchten und überall den Ernst und die Würde seines Amtes behaupten.

Ich glaube, nach dem Ergebnis der heutigen Verhandlung, nach dem, was Sie von Mannheim gehört haben, nachdem Ihnen die Persönlichkeit unseres Freundes Eckert bekannt ist, werden Sie mit mir einig sein darin, daß er ein Mann ist, der es versteht, in Mannheim und überall in der Welt, wo man ihn in der evangelischen Welt hinstellt, den Ernst und die Würde seines Amtes zu behaupten. Und wenn man ihn gesehen hat wie ich, in dem Kampf mit Freidenkern und Kommunisten, und sieht, wie da die Hiebe niederprasseln, und wie die anderen, die mit Spott und Hohn den christlichen Sozialisten überschütten, überwunden durch Eckert von dannen ziehen müssen, dann dürfen wir m. E. mit Stolz und Freude uns dazu bekennen, daß wir einen derartigen Mitkämpfer haben, der nicht nur für den Sozialismus, sondern vor allen Dingen auch für die evangelische Kirche tätig ist.

Deswegen, meine Herren Richter, bitte ich Sie, ohne den § 193 des Reichsstrafgesetzbuches anrufen zu wollen – es ist doch eine Wahrnehmung großer Interessen, um die es sich da handelt, wenn jemand mit seinem ganzen Leben und seiner ganzen Existenz sich für eine derartige Sache einsetzt: Sprechen Sie den Angeklagten frei!

Vorsitzender: Herr Pfarrer, Sie haben das letzte Wort. [148]

Angeklagter, Pfarrer Eckert Das, was ich zu sagen habe, ist veranlasst durch die Ausführungen, die der Herr Anklagevertreter trotz seiner Versicherung, es handle sich um keine Lehrstreitigkeiten, hier gemacht hat. Hier davon zu reden, hat ja wohl keinen Sinn. Wir werden das wohl bei einer anderen Gelegenheit zu klären haben, nicht aus diesem Anlass, sondern allgemein zu klären haben. Er hat eine Auffassung vertreten, die wir natürlich kennen und die uns auch sonst immer wieder entgegentritt. Wir werden deswegen diese Frage, die er hier aufgegriffen hat, nicht im Zusammenhang mit dieser Gerichtsverhandlung zu klären haben. Ich glaube nachweisen zu können, daß es durchaus subjektive Auffassungen sind, die er sich persönlich in seiner Arbeit innerhalb des Kirchendienstes angeeignet hat [...]

Zu dem, was sonst in den Anklagehauptpunkten von beiden Seiten vorgebracht worden ist, hätte ich nur das eine zu sagen, daß man das nicht so auffassen darf, wie es vorhin durch eine neue Formulierung missverständlicher Worte und durch eine größere Kommentierung ganz deutlich und klar ausgedrückt wurde, daß ich das nicht so verstehe, daß wir etwa in der Sache und in den Auffassungen, die wir als wesentliche in unserer Bewegung [...] haben, auch nur das Geringste nachzulassen imstande sind. Ich betone das noch einmal, weil es fast den Eindruck machen konnte, als ob durch die Rede meines Freundes Dietz das Gericht dazu gebracht werden sollte, zu glauben, daß ich, durch diese Verhandlung etwa gewarnt, in Zukunft nun der Art und der Unmittelbarkeit nach irgendwelche Einengungen zu machen bereit wäre. Ich bin bereit, Missverständnisse, so gut ich kann, von vorneherein zu verhindern. Aber in dem Kampf, der uns verordnet ist, sind wir gezwungen, so weiterzufahren, denn ich bin überzeugt: gerade, weil ich Pfarrer bin, muss ich so reden; gerade, weil uns die Kirche, eben jene unsichtbare Kirche, als Ziel vor Augen steht, müssen wir gegen die jetzigen historischen Dinge kämpfen; gerade, weil mir die Kirche höchste Autorität ist – nicht die sichtbare, sondern die Kirche, die von Christus her, von Gott her die Kraft den Menschen schenken soll, ihr Leben absolut zu gründen – gerade, weil wir dieser Kirche dienen und uns nicht durch die Begriffe der historisch gewordenen Kirche einengen lassen, darum führen wir ja gerade diesen Kampf.

Das, was der Herr Oberkirchenrat Friedrich zur Stützung der Anklage vorgelesen hat von Thurneysen, ist geradezu die Begründung unseres ganzen Kampfes. Die Konsequenz ist nämlich, daß gegen die heutige Kirche und ihre Leitung, den ganzen Betrieb die schärfste Kritik durchgeführt werden muß.

Es ist mir ganz unbegreiflich, wie ein Oberkirchenrat als Anklagevertreter einer evangelischen Kirche sagen kann: Wenn die gewissensmäßige Bindung mit der Verpflichtung des beamteten Pfarrers in Widerstreit steht, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder die Gewissensbedenken zurück-

zustellen – als ein evangelischer Christ, wohlverstanden! – oder aber sein Amt niederzulegen. Noch viel unbegreiflicher war mir die Begründung für diese Stellungnahme, daß er sagt: Wir müssen, in einem Land vor allem, in dem die katholische Kirche so mächtig ist, dafür sorgen, daß durch solch organisatorische Maßnahmen und durch Aufrechterhaltung der formalen Ordnung der evangelischen Kirche gegen alle geistlichen und unmittelbaren Bewegungen in ihr die reformatorischen Errungenschaften, wollen wir einmal sagen, gerettet werden. Da hat man nach meiner Meinung gar keine Ahnung, was reformatorische Kraft für unsere evangelische Kirche auch heute noch bedeu-[149]tet. Gerade das, daß wir darauf vertrauen, daß nicht die Organisation, nicht die unter allen Umständen mit der Autorität aufrechterhaltene Ordnung der Kirche ihr Kraft gibt für die Zukunft, sondern das in Gott gebundene Gewissen lebendiger, von Christus vorwärts getriebener Männer und Frauen, die sich Christen nennen, das ist das Wesen des reformatorischen Bewusstseins; und das zu erhalten, das zu stützen, das vorwärts zu treiben, darin sehen wir unsere Hauptaufgabe. Eben diese reformatorische Grundhaltung zwingt uns heute dazu – und heute sind ganz andere Verhältnisse als zu Luthers Zeit – , eben auch die stagnierende und, wie Herr Oberkirchenrat Friedrich selbst gesagt hat, verknöcherte Kirche vorwärts zu treiben, durch Kritik zu zwingen zur Revision. Gerade darin liegt ja das Besondere unserer Kirche, daß wir nicht durch Organisation, nicht durch Autorität, die sich aus der Kirche als Institution ergibt, unser Recht und unsere Aufgabe für die Kirche für die Zukunft sicherstellen, sondern aus dem Glauben daran, daß Gott uns in diese Welt hineingestellt hat, um für ihn Zeugnis abzulegen und die Welt aus seiner Kraft so zu gestalten, wie wir es mit unserer schwachen Kraft als Gottesdiener und als Haushalter der Gaben Gottes tun müssen.

Zum Schluss noch folgendes: Wir haben niemals bezweifelt, daß Herr Oberkirchenrat Friedrich, weil er persönlich spricht, aus dem christlichen Willen und aus seiner ganzen Mentalität und aus der Auffassung heraus, die er von der Kirche hat, und aus dem besten Willen heraus gegen uns vorgehen zu müssen glaubt. Aber wir bestreiten nach wie vor, wie Freund Dietz es schon getan hat, daß der Streit um die Berechtigung, einen Gedanken so zu formulieren, wie wir es getan haben, daß der Streit um die Form eines Aufrufes [...] Anlass genug gewesen ist, hier ein Dienstgericht zu berufen. Wir wären jederzeit bereit gewesen, auch in einem großen Gremium das zu verantworten, was wir geschrieben haben; aber die Tatsache, daß man uns vor ein Dienstgericht gestellt hat, hat in dem Kirchenvolk einen derartigen Unwillen ausgelöst, daß wir glauben, daß die Tatsache allein, daß dieses Rätselfragen stattgefunden hat, dem wenig dient, was man vielleicht erhoffte.

Sodann will ich noch einmal erklären: Ich habe nicht gesagt, daß ich das nicht überlegt hätte, was ich geschrieben habe, sondern ich habe mir nicht im Einzelnen überlegt, welche Mißverständnisse daraus entstehen könnten. Es ist ganz unmöglich, daß man bei der Formulierung solcher Dinge auf alle diese möglichen Missverständnisse Rücksicht nimmt.

Ich habe stets mein Pfarramt so aufgefasst, daß ich Gott dienen will, so gut ich das kann, und ich weiß sehr wohl, daß kein Mensch es von sich aus bestimmen kann, in welchem Maße ihm das möglich ist. Aber die Gewissheit habe ich immer wieder aufs Neue bekommen, daß der Weg, den wir gehen, der richtige ist; und wenn ich auch nur einen Augenblick daran zweifeln müsste, daß das, was wir wollen, letztlich vor Gott nicht verantwortet werden könnte, dann würde ich nicht nur [...], sondern ich wäre längst aus dem Verband unserer Kirche hinausgegangen. Und wenn ich nicht nur den Glauben und die Hoffnung hätte, daß trotz der Verkehrtheiten der Bindung, die wir sehen, trotz aller Unzulänglichkeiten des heutigen kirchlichen Betriebs eben doch unendliche Werte in der Kirche und in dem Evangelium, das durch die Kirche verkündet wird, vorhanden sind, dann wäre ich schon längst aus dieser Kirche heraus, dann würden wir nicht alle diese Mühe auf uns nehmen, um uns zu Verteidigern des Christentums und des Evangeliums zu machen – in Kämpfen, meine Herren, von denen die meisten Geistlichen, die so papierne Predigten und Broschüren hal-[150]ten und schreiben, gar keine Ahnung haben, was es heißt, hinzustehen in einer großen proletarischen Versammlung! Wir haben uns richtig anspucken lassen, Dr. Fuchs und ich, in Berlin in großen kommunistischen Versammlungen usw., wir haben uns x-mal lächerlich machen lassen müssen, wir haben uns viele Dinge gefallen lassen müssen, die gleichgültig gewesen wären, wenn wir nicht als Christen in die sozialistische Bewegung gegangen wären, sondern aus der Kirche herausgegangen wären und gesagt hätten: wir sind

freireligiös. Wir könnten jetzt Wortführer in unserer proletarischen Bewegung sein, wenn es uns nicht darum ginge, in allen diesen Zusammenhängen Gott zu dienen und nicht uns. Und das dürfen Sie glauben: In diesen jahrzehntelangen Kämpfen, die wir führen, und in diesen Nöten war schon manches, was uns zur Verzweiflung hätte bringen können, hätten wir nicht den Glauben, daß Gott uns an diese Stelle gestellt hat, und auch den Mut, zu sagen: und wenn wir dabei zugrunde gehen, wir haben die Überzeugung, daß von der Kirchenbehörde diese Streitfragen unmöglich geklärt werden. Wenn wir nicht den Mut hätten, das zu tun und auf uns zu nehmen, dann wären wir nicht das, was wir sind.

Meine Herren, Sie können sich entschließen und können entscheiden, wie sie wollen und müssen, wir gehen unseren Weg weiter. Ob es nun außerhalb oder innerhalb der Kirche möglich sein wird, das zu entscheiden, ist ja außerhalb unseres Einflusses. Wie es auch sein mag, wir müssen diesen Weg gehen, wir werden ihn gehen und wir werden auch – das weiß ich bestimmt – einmal die Zeit heraufkommen sehen, in der das, was wir heute wollen, unser Ziel, eine Selbstverständlichkeit geworden ist. Daraufhin wollen wir alles wagen, was in der Zukunft sich nun für uns ergibt, und auch alles auf uns nehmen, was uns von beiden Seiten in diesem Kampf in Zukunft aufgezwungen und auferlegt wird.

Vertreter der Anklage, Oberkirchenrat Dr. Friedrich: Herr Vorsitzender, darf ich noch für einen Augenblick ums Wort bitten! –

Ich will nicht mehr im Einzelnen auf das eingehen, was gesagt worden ist; nur eine Richtigstellung! Denn es ist ja möglich, daß Pfarrer Eckert, der heute Abend, soviel ich weiß, in Mannheim über das dienstgerichtliche Verfahren in einer Versammlung Bericht erstatten wird [...] (*Pfarrer Eckert*: Halt, halt! Darf ich feststellen!) Nach einer Notiz im Sonntagsblatt! (*Pfarrer Eckert*: Das kann sein, daß in der Mannheimer Organisation heute, wo ihre regelmäßige Freitagabendversammlung stattfindet, über das dienstgerichtliche Verfahren berichtet wird. Das kann sein. Weiter weiß ich nichts.)

Nun ist es möglich, daß Sie da hingehen. Aber es ist auch möglich, daß es später kommt.

Sie haben mir vorhin die Meinung interpretiert – will ich einmal sagen –, daß der evangelische Glauben nötig habe zu seinem Leben eine organisierte Kirche und daß, wer diese organisierte Kirche angreift, damit auch diesen evangelischen Glauben angreift. Herr Pfarrer Eckert, Sie bewegen sich da in einem Irrtum; das waren nicht meine Ausführungen. Ich weiß sehr genau und habe es auch hier gesagt: man kann schließlich auch außerhalb dieser organisierten Kirche seinen Weg als evangelischer Christ zu Gott finden. Warum denn nicht! Aber wenn Sie dieses äußere Gebäude, das nicht essential ist, zerschlagen, dann ist es so sicher, wie zwei mal zwei vier, daß wohl noch kleine Häuflein sind, die sich unter Gottes Wort hören werden und auch Gottes Wort und das Evangelium richtig empfangen werden und die die evangelische Freiheit bewahren werden. Aber die Kirche hat ja auch immer [151] neue Menschen zu erziehen; und wo werden sie dann erzogen werden, wo werden sie dann noch etwas erfahren, wenn auf der anderen Seite nur noch die Weltkirche Roms geht und wir in der Organisation völlig zerschlagen sind – wo werden die noch etwas erfahren in dem Umfang, wie heute es zu erfahren möglich ist? Diese Möglichkeit soll ihnen in der Organisation erhalten werden, und ich muss mich gründlich dagegen verwahren – denn ich weiß sehr genau, daß Sie zu gelegener Zeit auf solche Sachen wieder zurückgreifen; das liegt durchaus in Ihrer Art –, daß mir hier eine solche Meinung unterschoben wird.

Im Übrigen nur noch eine kleine Bemerkung. Ich bin dem Herrn Verteidiger für seine äußerst maßvollen Ausführungen herzlich dankbar; Sie haben zweifellos Entspannung gebracht. Der Herr Verteidiger hat aber gesagt: wenn ich diese Lehre von der evangelischen Kirche, wie ich sie hier vorgetragen habe, draußen vortragen werde, dann werde ich mehr erreichen als Liebknecht und die anderen. Herr Rechtsanwalt Dr. Dietz, ich möchte Sie bitten, einmal den Artikel von Koch in einer der letzten Nummern der sozialdemokratischen Monatsschrift zu lesen „Katholizismus und Sozialdemokratie“, wie dort ausdrücklich anerkannt ist: Wir Sozialdemokraten müssen die katholische Kirche in ihren Institutionen und in ihrem ganzen mystischen, sakralen, legalen Aufbau kennen lernen und müssen die Kräfte, die darin sind, kennen lernen. Gegenüber der katholischen Kirche steht der Sozialismus in einem ganz anderen Verhältnis als gegenüber der evangelischen Kirche; dort hat er nicht diese Schärfe, die Kirche läßt er dort unbedingt unangetastet. Sie lesen sicher auch das Rote Blatt, das von Mertens

herausgekommen ist, das Blatt des neugegründeten Bundes der katholischen Sozialisten: Sozialismus? Sozialismus unbedingt, Ablehnung des katholischen Genossenschaftssozialismus, aber unangetastet muß die Kirche bleiben. Ernst Michel, der Leiter der Frankfurter Akademie der Arbeit, hat ja in der ersten Nummer dieses Roten Blattes, weil er eben diese Tonart Eckerts und diese Methode Eckerts nicht billigt, ausdrücklich gesagt: „Wir katholischen Sozialisten können uns nur halten, wenn wir uns nicht mit den unmöglichen Anschauungen eines Pfarrers Eckert belasten (*Pfarrer Eckert*: Lesen Sie ruhig den ganzen Satz!) Wir können nur als Katholiken direkt in der sozialistischen Bewegung stehen, nicht aber auch noch vorher im Hause der sogenannten religiösen Sozialisten Platz nehmen.“ Das ist die Stellung gegenüber der katholischen Kirche, die ja in Ihrer Kircheninstitution, Herr Rechtsanwalt Dr. Dietz, eine doch wesentlich, rational unfasslichere Erscheinung ist als die evangelische Kirche; und der gegenüber ist man sehr schonend, nur unsere arme evangelische Kirche betrachtet man geschichtlich bedingt, die betrachtet man als dem Klassen- und Machtkampf ausgesetzt, dort kann man dauernd daran herumkorrigieren, dort kann man es tun, aber an der katholischen Kirche tut man es nicht! Das ist der deutliche Sinn der Artikel, die Sie in den sozialistischen Monatsschriften, die Sie in dem roten Blatt hier finden.

Ich habe es deswegen hier noch zur Sprache gebracht, weil es etwas ist, was mich immer wieder niederdrückt und was ich Ihnen nicht glaubte vorenthalten zu können bei der ganzen Beurteilung dieses Falles. Bloß weil die eigene Kirche keine weltliche Macht ist, weil sie gar keine Macht in dieser Welt ist und keine hat – es ist gar nicht richtig; wo haben wir weltlichen Einfluss? Ich bin auch vollkommen der Meinung, wir sollen in der Welt durch das Wort allein wirken –, bloß weil sie in dieser Welt nichts oder nicht viel bedeutet, deswe-[152]gen glaubt man derartige Kritik an ihr üben zu können. (*Rechtsanwalt Dr. Dietz*: Umgekehrt!)

Vorsitzende: Will der Herr Verteidiger noch etwas sagen? (*Zwischenbemerkung des Angeklagten*.) Will der Angeklagte noch etwas sagen? –

Dann schließe ich die Sitzung. Wir ziehen uns zur Beratung zurück. Ich weiß nicht, ob wir heute schon zu einem Urteil kommen. Es könnte sein, daß die Fixierung der Urteilsgründe auch als besonders empfindlich angesehen wird und sich daraus die Folge ergibt, daß das Urteil erst verkündet werden kann, wenn die Urteilsgründe schriftlich festliegen. (*Rechtsanwalt Dr. Dietz*: Sollen wir uns dann heute bereithalten?) Ich würde in einer halben Stunde sagen, ob wir es heute noch verkünden oder nicht [...] (*Rechtsanwalt Dr. Dietz*: Dann sind wir um 3 Uhr wieder hier.)

(Schluss der Sitzung kurz vor 1/2 3 Uhr)

Vorsitzender: Ich bitte, Platz zu nehmen. (4 Uhr 31 Min.)

Ich verkünde folgendes Urteil des Dienstgerichtes:

Der Angeklagte, Pfarrer Erwin Eckert in Mannheim, wird wegen Verletzung seiner Amtspflicht unter Aufbürdung der Kosten des Verfahrens zur Ordnungsstrafe der Verwarnung verurteilt.

Das Urteil beruht auf folgenden Erwägungen:

Die Vertretung der Grundsätze der kirchlich-religiösen Sozialisten hat innerhalb der evangelisch-protestantischen Landeskirche Platz. Es steht auch jedem Mitglied der Kirche, auch dem Pfarrer, das Recht zu, nicht nur an den einzelnen Mitgliedern, sondern auch an der Kirche selbst, an ihren Einrichtungen und Auswirkungen Kritik zu üben. Wenn das Gericht zu einer Verurteilung des Angeklagten gekommen ist, so deswegen, weil es den Abschnitt „Gegen die Kirche“ als den Ausdruck der bewussten Verächtlichmachung der Kirche ansieht. Das liegt insbesondere einbegriffen in dem letzten Absatz, der auch den ganzen Abschnitt in seiner Bedeutung beleuchtet, vor allem die Ausdrücke: die Predigt ist Geschwätz, und dergleichen Dinge, wie sie eben in dem letzten Abschnitt dargelegt sind. Darin sieht das Gericht eine bewusste Verächtlichmachung der Kirche. Das aber ist die Verletzung der Amtspflicht, auch dann, wenn das geschieht nicht in der Ausübung des Amtes, sondern in der Geschäftsführung dieses Bundes; denn der Pfarrer muss auch außerhalb der eigentlichen Amtstätigkeit sich so einrichten, daß er nicht der Kirche einen solchen Vorwurf macht, wie es hier geschieht

in der Form der bewussten Verächtlichmachung. Durch diese bewusste Verächtlichmachung der Kirche hat der Herr Pfarrer Eckert nach der Meinung des Dienstgerichtes die Achtung und das Vertrauen nicht bewahrt, die sein Beruf von ihm erfordert, und deshalb hat er sich der Verletzung der Amtspflicht schuldig gemacht, und deshalb war er zu bestrafen. Man hat die niederste zulässige Ordnungsstrafe gegen ihn ausgesprochen – Verwarnung –, ausgehend von der Feststellung, daß Herr Pfarrer Eckert hier seine Überzeugung ausgesprochen hat, daß also ein unedles Motiv hier nicht zugrunde liegt.

Damit ist die Sitzung geschlossen. (4 Uhr 34 Min.)

[153]

Hanfried Müller
„[...] um Gerechtigkeit willen verfolgt“

Wenn wir, aus den Schüler-Bibelkreisen der Bekennenden Kirche kommend, zur Fürbitte für Christen, die in Gefängnissen der Nazis saßen, aufgerufen wurden, hörten wir einige Namen nie. Zu ihnen zählte – oft beklagt – Dietrich Bonhoeffer, aber auch Erwin Eckert.

Dietrich Bonhoeffer kannten wir. Wir hatten seine „Nachfolge“ gelesen, und sie war uns im Kirchenkampf zum Vademecum geworden. Aber daß ihr Verfasser, in einem lebensgefährlichen Prozeß angeklagt, in einer Haftanstalt saß, das wußten wir nicht. Das sagte man allenfalls höchst Vertrauenswürdigen im engsten Kreis hinter vorgehaltener Hand. Es war ja ein „politischer Fall“. Und solcher, die mit den Nazis politisch zusammengestoßen waren, nicht „nur um des Bekenntnisses willen“, schämte man sich: Konnte man da von einer ganz sauberen Sache reden? Machte das „Politische“ nicht doch irgendwie „unrein“?

Von Erwin Eckert kannten wir nicht einmal den Namen. Er war ja auch wirklich nicht „um des Bekenntnisses willen“ verfolgt, sondern ganz eindeutig ein „politischer Fall“. Dabei hatten wir doch in Bonhoeffers „Nachfolge“ gelesen: „Es ist wichtig, daß Jesus seine Jünger auch dort seligpreist, wo sie nicht unmittelbar um des Bekenntnisses zu seinem Namen willen, sondern um einer gerechten Sache willen leiden. Es wird ihnen dieselbe Verheißung wie den Armen [...]“[1] Aber was eine „gerechte Sache“ sei, das maß man auch in der Bekennenden Kirche oft an einem ganz anderen Maßstab als dem der Gerechtigkeit Gottes oder der gesellschaftlichen Gerechtigkeit der Menschen, der iustitia civilis. Man fragte sich, wer schlimmer sei, die Nazis oder die Kommunisten. Und man reflektierte nicht, daß in diesem Satz der Kommunismus zum Maßstab des Bösen wurde: nicht so böse wie, ebenso böse wie, noch böser als – die Kommunisten! Nach diesem Maßstab war es kaum denkbar, jemanden, wenn er wie Erwin Eckert als Kommunist verfolgt wurde, unter der letzten Seligpreisung zu sehen: „Selig sind die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr.“ (Matth. 5, 10)

Man wollte ja in der Bekennenden Kirche ungeheuer orthodox sein. Mit Recht! Denn das Wanken in der Lehre ist tatsächlich schlimmer als alles Versagen in den Werken. Zu lehren, Mord sei erlaubt, ja geboten, ist schlimmer als Mord. Zu lehren, man dürfe, ja man müsse zum Beispiel für die „deutsche Weltgeltung“ (oder um der „gewachsenen Verantwortung des größeren Deutschland willen“, wie man heute sagt) Blut vergießen oder man dürfe, ja müsse einer „Durchrassung“ des deutschen Volkes wehren („Juden raus!“, „Ausländer raus!“, Asylrecht als Gefahr), das ist schlimmer als die Einzeltat, weil es solche Einzeltaten hundertfältig hervorruft, indem es ein gutes Gewissen dazu gibt, ja, das Verbrechen zur Pflicht macht. Darum mußte es schon bei dem Satz bleiben, daß die rechte Lehre wichtiger ist als das Leben (auch wenn er Liberale und Pietisten ärgert), – darum, weil das Leben an der rechten Lehre hängt (was nun wieder solche nicht gern hören, die sich gerade nicht ortho-, sondern heterodox – auf ihre eigene Lehre statt auf Gottes eigenes Wort verlassen).

[154] Aber war man in der Bekennenden Kirche so orthodox, wie man es sein wollte und sollte? Ist es „rechte Lehre“, zu lehren, das Bekenntnis erschöpfe sich in richtiger theologischer Reflexion, wenn sie denn überhaupt richtig ist? Geht es in der Bibel, wo vom Bekennen und Verleugnen die Rede ist, nicht immer zuerst darum, sich zu konkreten Menschen zu bekennen und sie nicht zu verleugnen? „Wer nun mich bekennt vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ (Matth. 10, 32 f.) Ist nicht die eigentlich paradigmatische Bekenntnisgeschichte im Neuen Testament, die Geschichte vom Bekenntnis des Petrus in Caesarea Philippi (Matth. 16, 13–16), die Geschichte seines Bekenntnisses zur Person Jesu Christi – und nicht zu einem christologischen Lehrsatz? Und ist nicht Skopos der paradigmatischen Verleugnungsgeschichte im Neuen Testament, der Geschichte von der Verleugnung des Petrus (Matth. 26, 69–75), der Satz: „Ich kenne diesen Menschen nicht!“ Verleugnung also keineswegs ein theologischer Irrtum, sondern der Bruch menschlicher

[1] Dietrich Bonhoeffer, Nachfolge, 1. Auflage München 1937, S. 63.

Solidarität? Und schon in der Petrusverleugnung geht es – das ist nicht Zielpunkt der Geschichte, aber man sollte es auch nicht übersehen! – um den Bruch der Solidarität mit dem, der als der Gottlosigkeit überführt gilt (Matth. 26, 63–65).

Wer hier einwendet, beide Geschichten bezögen sich doch auf Jesus nur als den Messias, der vergißt, daß dieser Messias spricht: „Wahrlich, ich sage euch: Was Ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan." Und: „Wahrlich, ich sage euch: Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan." (Matth. 25, 40–45)

Es gab viele „Fälle Eckert". Bei solchen historisch gewordenen „Fällen" kommt man nicht um die Frage herum, ob sie richtig benannt sind. So auch hier. Wer gab wirklich Ärgernis? Eckert oder die staatliche, kirchliche, staatskirchliche Justiz? Im Strafprozeß der BRD gegen die Friedensbewegung der fünfziger Jahre (der letzte „Fall Eckert") ging es um die antikommunistische Staatsdoktrin – in der Kontinuität von „Weimar" über Hitlers Reichskanzlei bis „Bonn". Im staatskirchlichen Verfahren zwecks Entfernung von Eckert aus dem Pfarramt wegen seines Übertritts von der SPD zur KPD am Ende der ersten deutschen demokratischen Republik ging es um den Vorrang der antikommunistischen Kirchendoktrin gegenüber der faschistischen Gefahr (während die KPD, indem sie einen Pfarrer als Pfarrer aufnahm, umgekehrt demonstrierte, daß sie dem Antifaschismus Vorrang einräumte vor ihren antikirchlichen Doktrinen).

1928/29, im ersten „Fall Eckert"[2], wenn man von kleineren vorangegangenen Zusammenstößen mit dem badischen Kirchenregiment absieht, ging es im Kern darum, ob *die Kirche zur Buße* gerufen werden dürfe. Es ging tatsächlich darum! Dem Kirchengericht erschien es als Dienstpflichtverletzung, wenn ein Pfarrer die Kirche zur Umkehr rief.

Ich zitiere den Vorsitzenden des Kirchlichen Disziplinargerichtes: „Es wird Ihnen in der Anklageschrift zum Vorwurf gemacht, [...] daß Sie der Kirche eine Inkonsequenz zu ihren Lehren, eine Flauheit und sogar Unwahrhaftigkeit [...] vorwerfen, [...] daß in den letzten Ausführungen, die aussprechen, ‚Das Salz des offiziellen Kirchentums ist dumm geworden, [155] das Licht ist unter den Scheffel versteckt! Wir religiösen Sozialisten rufen daher [...] die Kirchen und ihre Führer zur Umkehr, zur Buße. Eure Wohltätigkeit ist Geschäft – eure betriebsame Liebestätigkeit ist ein Pflästerchen neben der eiternden Wunde – eure Predigt ist Geschwätz – euer Trost hat keine Kraft – euer Segen ist verfault – und ihr wißt es nicht!', Vorwürfe eines lauen, eines unwahrhaften Verhaltens der Kirche [...] gegenüber der evangelischen Lehre und ihrer Verbreitung liegen [...] Es liege darin der Ausdruck der Mißachtung, Geringschätzung und Beleidigung der Kirche und ihrer Diener. Das sei eines Pfarrers unwürdig [...]" Und weiter: „Es wird also von dem Wort ‚Buße' in der Anklage behauptet, daß es [...] eine Zuwiderhandlung gegen die christliche Gesinnung sei, denn derjenige, der richtig handelt und fühlt und denkt, braucht nicht zur Buße gerufen zu werden [...]"

Durch ihr Kirchengericht stellte die staatsrechtlich verfaßte Kirche fest, daß sie „richtig handelt, fühlt und denkt" und darum „nicht zur Buße gerufen zu werden" braucht. Ihr dennoch Buße zu predigen, ist „eines Pfarrers unwürdig" und eine „Beleidigung der Kirche". Das ist der Skandal! Das ist in aller Form kirchenrechtlich begründete, kirchenrechtlich vollzogene kirchliche Selbstrechtfertigung! Das ist die kategorische Verleugnung des schriftgemäßen Zeugnisses, zu dem die Kirche da ist: „Da öffnete er ihnen das Verständnis, daß sie die Schrift verstanden, und sprach zu ihnen: Also ist's geschrieben, und also mußte Christus leiden und auferstehen von den Toten [...] und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern, und anheben zu Jerusalem. Ihr aber seid des alles Zeugen [...]" (Luk. 24, 46 ff.) – Der „Fall Eckert" war ein „Fall Kirche".

1929 war Erwin Eckert angeklagt, weil er mit dem Flugblatt „Was wollen die religiösen Sozialisten?" (aus dem der Vorsitzende des Kirchengerichts die oben zitierten Passagen entnommen hatte) gegen das Pfarrdienstrecht verstoßen habe. Eckert berief sich auf sein Gewissen, inhaltlich auf seine Ordinationsbindung: „Wir bleiben auch als Pfarrer immer noch evangelische Christen, deren einzige Autorität Gott und Jesus Christus ist und deren einzige Kraft die Sehnsucht nach dem heiligen Geist [...]

[2] Siehe stenographisches Protokoll in diesem Band „Bewußte Verächtlichmachung der Kirche?"

Die ganz beamtete Stellung des Pfarrers, wie sie nach dem Vorbild des Staates, der Organisation des Staates in unserer Kirche ist, ist für uns eine Crux. Das sollte für uns eine Zweckmäßigkeit sein, um die äußere Ordnung aufrechtzuerhalten, aber nicht eine äußere Möglichkeit, den Geist zu binden [...] Und wenn die Anklageschrift behauptet, daß das Gewissen überhaupt zu schweigen hat, wenn es sich um Beamte handelt [...] (Unterbrechender Zuruf des Vorsitzenden: Das steht nicht darin!) Hier steht es, [...] daß die Amtspflicht nicht verletzt werden darf. ‚Es ist das unbestrittene Recht auch eines jeden Pfarrers, seiner Kirche einen Spiegel der Selbsterkenntnis vorzuhalten; nur muß er der damit geübten Kritik eine solche Gestalt verleihen, daß er damit nicht die Amtspflichten verletzt. Tut er dies, so kann er sich nicht zu seiner Rechtfertigung auf sein Gewissen berufen'". Dagegen der Ankläger vor dem Kirchlichen Dienstgericht: Eckert „hat [...] geltend gemacht: Wenn mich mein Gewissen zwingt [...] kann niemand, kein Oberkirchenrat, keine Kirchenbehörde, mich an der Ausübung dessen hindern, was mein Gewissen mir gebietet. Gewiß nicht [...] Aber wenn die Ausübung dessen, was das Gewissen dem Angeklagten, einem Pfarrer auferlegt, mit demjenigen zusammen nicht mehr erträglich ist, was die Dienstpflicht um gebietet – und die Dienstpflicht gebietet ihm, die Interessen der Kirche (! – H. M.) wahrzunehmen –, dann bleiben ihm nur zwei Wege: [156] Entweder stellt er seine Gewissensbedenken zurück, oder er gibt seinem Gewissen freien Lauf und legt dann sein Amt nieder [...] Es ist wie bei jedem Beamtenverhältnis (! – H. M.)."

„Wie bei jedem Beamtenverhältnis!" Hier übte eben nicht eine christliche Gemeinde Lehr- oder Kirchenzucht an ihrem Pfarrer, sondern eine Behörde Disziplinargewalt an einem Beamten. Und da war nicht Jesus Christus der „Dienstherr", sondern die Badische Landeskirche. Und so stand auch nicht die Treue zum Herrn Jesus Christus oder die Treue zu den Geringsten seiner Brüder zur Debatte, sondern die Treue zu den Interessen einer Kirche, die – als hätte sie von 1. Kor. 13 nie etwas gehört – „das Ihre sucht".

Der ganze Prozeß hatte zur fraglosen Voraussetzung, was Eckert gerade in Frage stellte: die Legitimität der Integration der Kirche als religiös-sittliche Institution in die bürgerliche Staats- und Gesellschaftsordnung. Unvermeidlich, daß in dieser bürgerlich vergesellschafteten Kirche das Disziplinarrecht die Grenzen der Ordinationspflichten und -rechte bestimmt und nicht etwa umgekehrt der Ordinationsvorhalt die Grenzen kirchlicher Disziplin. Von dieser Voraussetzung aus konnte das Gericht weder prüfen, ob die Aussagen der religiösen Sozialisten der Schrift, noch ob ihr Handeln dem Bekenntnis gerecht wurde, sondern nur, ob der Beamtenstatus das Verhalten Eckerts zuließ. Und das tat er natürlich nicht. Wie jeder Staat möchte, daß seine Beamten die Devise „right or wrong my country" verinnerlichen, so die Staatskirche, daß für ihre Beamten gelte: „right or wrong *my* church".

So insistieren nicht ohne Grund immer wieder einmal Richter oder Ankläger rigoros darauf: Dieses „dienstgerichtliche Verfahren" „hat bei weitem nichts zu tun mit irgendwelchen Lehrstreitigkeiten – das scheidet vollständig aus", was dann den Vorsitzenden doch nicht hindert, auch einmal zu sagen: „Es kommt darauf an: Steht das, was die Sozialisten wollen, mit der christlichen Lehre im Einklang [...]" oder gar einmal: „Es handelt sich nicht um die theologischen Streitigkeiten, sondern um Gesinnung."

Aber in Wahrheit geht es doch, wenn auch mit den Mitteln des Beamtenrechtes, um die Lehr- und Kirchenzucht: um die Legitimität oder Illegitimität der Einbindung der Kirche in die bürgerliche Gesellschaft. Das, womit Eckert die Staatskirche eigentlich provoziert, dürfte in dem Satz liegen, „daß es nach unserer Auffassung überhaupt unmöglich ist, deutschnational zu sein. Wir wollen [...], daß die Kirche entpolitisiert wird."

Aber wollen denn nicht gerade die religiösen Sozialisten die Kirche politisieren? Rechtsanwalt Dr. Dietz, Eckerts Verteidiger, selbst religiöser Sozialist, spricht vom „religiös-sozialistischem Programm" als einem Programm, „in dem Religion und Sozialismus miteinander verflochten sind, einander durchdringen", und vertritt damit eine Maxime, die bis heute weitgehend als die religiös-sozialistische gilt. Eckert tut gerade das interessanterweise nicht. „Man kann uns nicht vorwerfen", sagt er, „wir wollten die Kirche sozialistisch machen, wir wollen sie christlich machen." „Wir haben nie – auch nicht ein einziger von uns – auf der Kanzel etwa irgendwelche sozialistischen Maximen vertreten [...]"

Das theologische Streitgespräch vor allem zwischen Eckert und dem Vorsitzenden des Disziplinargerichts kreist um drei Hauptpunkte. Dabei spürt man auf Eckerts Seite die Schwierigkeit, Worte für etwas zu finden, was Ihm theologisch noch nicht klar ist, und auf Seiten des Vorsitzenden die völlige Unfähigkeit, zu verstehen, was Eckert eigentlich sagen [157] will. Es geht um das Verhältnis dreier Problemkreise: um ein vom Evangelium bestimmtes zur Bindung der Kirche an die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft, zu dem Eckert die Kirche kompromißlos aufruft; sodann um das sozial motivierte Nein der religiösen Sozialisten zu dieser kapitalistischen Gesellschaftsordnung selbst, von dem Eckert meint, eigentlich müsse die ganze Kirche zu ihm hinfinden, wenn sie sich erst einmal aus ihren Bindungen an die „das Alte und Herkömmliche konservierenden Mächten“ (um es mit den viel späteren Worten des Darmstädter Bruderratswortes zu sagen) gelöst hätte; und letztlich um das politische Ja Eckerts zur sozialistischen Arbeiterbewegung als einer Kraft, die die sozial immer unerträglicher werdende bürgerliche Gesellschaftsordnung revolutionär durch eine gerechtere (nicht durch „die gerechte“ – Eckert betont, die sozialistische Ordnung sei nicht das Reich Gottes!) ablösen will.

Werfen wir einen Blick auf diese Disputation zwischen dem Angeklagten und seinem Richter, die immer wieder einmal den rein disziplinarrechtlichen Prozeßverlauf unterbricht. Ich zitiere wie bisher aus dem Prozeß-Protokoll:

„Vorsitzender. Nun sind wir auf den Punkt gekommen, um den es geht. Sie sind der Meinung, daß ein protestantischer Pfarrer sich nicht im Sinne der christlichen Lehre betätigen könne, ohne Sozialist zu sein [...]

Angeklagter: Umgekehrt! Wenn (! – H. M.) ein Pfarrer sich politisch betätigt, (dann! – H. M.) muß er nach meiner Auffassung Sozialist sein, nicht aber muß einer, um Pfarrer sein zu können, Sozialist sein [...]

Vorsitzender: Das ist kein wesentlicher Unterschied [...]

Angeklagter: Nein, das ist ein großer Unterschied [...]

Vorsitzender. Nun sind wir auf dem springenden Punkt, auf den ich Sie hinführen wollte [...] Nun sagen Sie – das ist wohl die Quintessenz dessen, was Sie ausführen – die Kirche müßte sich auf den Standpunkt der sozialistischen Weltanschauung stellen.

Angeklagter: Das sage ich nicht.

Vorsitzender: Sie verlangen es aber von ihr.

Angeklagter: Nein, nein, ich verlange [...], daß die Kirche die bestehende Ordnung anklagt. Das ist etwas anderes, als daß sie ohne weiteres die sozialistische Auffassung teilt [...] Es fällt dem Bund (der religiösen Sozialisten – H. M.) oder dem einzelnen (religiösen Sozialisten – H. M.) gar nicht ein, von der Kirche zu verlangen, daß sie sich sozialistisch gebärdet oder sozialistisch kämpft. Das sind zwei Dinge, die ganz verschieden sind.“

Und nun folgt die hochinteressante Unterscheidung zwischen der sozialen Motivation des Proletariats zum Klassenkampf und der christlichen Motivation der religiösen Sozialisten zur Solidarität, die alle Bindungen an das Herkömmliche zerbricht und für den Anderen gerade als für den Anderen eintritt: „Der sozialistische Kampf geht nicht aus von irgendwelcher christlichen Gesinnung“, fährt Eckert fort, „sondern aus der Klassenlage des Proletariats und den dieser Lage innewohnenden Nöten und Spannungen wird dieser Kampf um eine gerechtere Gesellschaftsordnung ausgelöst. Wir sagen, diese Gesinnung und diese Kampfstimmung, die das Proletariat aus einer ganz konkreten Notwendigkeit heraus hat, sind etwas ganz anderes als etwa christliche Gläubigkeit oder christlich-sittliche [158] Verpflichtung. Das ist ganz klar. Wir können deswegen von der Kirche nicht ohne weiteres verlangen, daß sie sich an den politischen und wirtschaftspolitischen Kämpfen des Proletariats beteiligt. Damit hat sie gar nichts zu tun. Sie soll sich da ja heraushalten.“ (Übrigens zeigt dieser Satz, warum es Eckert bei seinem Übertritt zur KPD möglich war, auf „religiöse Propaganda“ innerhalb der Partei zu verzichten.) „Aber“, sagt Eckert, die Kirche „soll dafür sorgen, daß die Seelen der Menschen innerlich so fest mit den Forderungen lebendigen Christentums verwachsen sind, daß sie allein maßgebend

werden für die Einstellung [...] auch zu den äußeren Begebenheiten und Umständen des Lebens, und zwar so stark, daß sie alle herkömmlichen Bindungen durchstoßen und vollkommen unbelastet ihren Weg in die Zukunft suchen [...] Aus diesem Zusammenkommen der von uns seelisch-sittlich erfaßten Menschen mit den anderen, mit den aus dem Instinkt heraus kämpfenden Menschen, der nach unserer Auffassung überhaupt nicht schlecht oder böse ist, sondern auch aus den Zusammenhängen ausgelöst ist, die von Gott hergestellt sind – aus diesem Zusammenkommen der beiden Schichten erhoffen wir uns den Aufbau des Zukünftigen [...]“

„Vorsitzender: Sie sind also der Meinung, daß sich die christliche Kirche nicht nur darauf beschränken soll, das Evangelium zu lehren?

Angeklagter: Doch, darauf soll sie sich beschränken [...]“

Erwin Eckert ist näher als viele religiöse Sozialisten bei dem Punkt, an dem der junge Karl Barth die religiösen Sozialisten so geärgert und dessentwegen er sich von ihnen getrennt hat: Klassenkampf und Barrikaden ja, wenn es sein muß, aber nicht im Namen Gottes! Mehr als andere vermeidet Eckert es, den Namen Gottes in Anspruch zu nehmen, um damit sich selbst, die eigene, insbesondere auch die eigene politische, Sache zu rechtfertigen. Aber es fehlen noch die theologischen Kategorien, um dem Gemeinten Eindeutigkeit zu geben. Und in demjenigen, der damals, Ende der zwanziger Jahre, auf dem Weg war, sie zu finden, Karl Barth, konnten die religiösen Sozialisten kaum einen anderen sehen als den, als den er sich selbst noch wenige Jahre zuvor gesehen hatte: den Freund Friedrich Gogartens mit dessen antidemokratisch-barbarisch-präfaschistischer Theologie. Karl Barth als wegweisenden Lehrer zu akzeptieren, hätte für sie aber nicht nur bedeutet, dessen Gegensatz zu Friedrich Gogarten und Emil Brunner fast schneller zu sehen, als er selbst ihn erfaßte, sondern auch über den eigenen Schatten zu springen – über den Schatten ihrer liberal-theologischen und lebensphilosophischen Traditionen. Dabei war Eckert davon noch am unabhängigsten. Wer dem Marxismus so nahe stand wie er, stand Dilthey gewiß schon ferner als viele andere religiöse Sozialisten und hätte schon begreifen können, daß es gegen den bürgerlichen Liberalismus auch in der Kirche nicht nur ein Nein im Namen gesellschaftlichen Rückschritts, im Sinne von Klerikalismus, Ständestaat oder Faschismus gab, sondern auch ein Nein im Sinne wirklich demokratischen Fortschritts. Aber es war schwer, den Kampf gegen die Verflechtung von bürgerlicher Religion und bürgerlicher Gesellschaft aufzunehmen, ohne sich im Kampf gegen sie an dieser Verflechtung zu infizieren und „ein religiös-sozialistisches Programm aufzustellen [...], in dem Religion und Sozialismus miteinander verflochten sind“ – wie schon aus dem Munde von Eckerts Verteidiger Dietz zitiert wurde.

Die Wege der Reformation im 20. Jahrhundert und des Engagements von Christen in der frühsozialistischen Revolution gingen zunächst auseinander: Während sich in Karl [159] Barths Denken die Befreiung der Theologie von der bürgerlichen Ideologie vollzog, verlor er das gebotene unmittelbare politische Engagement vorübergehend aus dem Auge. Und während die religiösen Sozialisten bewußt an die Seite des organisierten Proletariats traten, taten sie das mit einer Theologie, die sie von den Vätern bürgerlicher Religion geerbt hatten – auf der Linie des „Religiös-Sittlichen“ und „Sittlich-Religiösen“, das die eigentliche Ideologie der civil religion der verbürgerlichten Volkskirche war, der sie doch mit Recht verwarfen, ihre Predigt sei Geschwätz und ihre betriebsame „Liebestätigkeit“ ein Pflästerchen neben der eiternden Wunde.

Die Kategorien, die Eckert gebraucht hätte, wurden erst später gefunden. Die Unterscheidung des jungen Barth zwischen dem „Letzten“ und dem „Vorletzten“, dem Evangelium von Gottes kommendem Reich, das die Reiche dieser Welt für uns relativiert, aber zugleich dazu qualifiziert, daß wir auf dieser Erde und nicht erst in einer kommenden Welt nicht das Unsere suchen sollen, sondern das Wohl des Nächsten, wurde erst zwölf Jahre später von Bonhoeffer reaktiviert. Erst sechs Jahre später führte die Barmer Theologische Erklärung näher an die Erkenntnis heran, daß das Evangelium Christen nicht einer „Eigengesetzlichkeit“ von Politik und Wirtschaft ausliefert, daß es ihnen aber auch keine klerikale Machtergreifung über die Gesellschaft erlaubt, sondern sie als Bürger in der Verpflichtung, „nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen“, mit all ihren Mitbürgern im gleichen

politischen Ethos bindet. Und erst indem wir in vielen Jahren täglicher politischer Erfahrung, als Kirche in einer sozialistischen Gesellschaft existierend, bedachten, was wir im Gegenüber von Barths Kirchlicher Dogmatik und seinen kleinen politischen Schriften praktisch, was wir von Bonhoeffers evangelischer Religionskritik und der Forderung einer „nichtreligiösen Interpretation des Evangeliums“ theologisch gelernt hatten, ging uns auf, daß die politische Existenz der Christen (zum Guten wie zum Bösen) die nichtreligiöse Interpretation ihrer theologischen Existenz ist – so wie die Liebe die nichtreligiöse Interpretation des Glaubens.

Diese theologische Erkenntnis, die im „sittlich-religiösen Christentum“ und in der dieses als bürgerliches Kulturinstitut tragenden Volkskirche nicht mehr das Wort vom Kreuz und die kleine Herde findet, der die Verheißung gilt, Salz für die Erde und Licht für die Welt zu sein, wäre Erwin Eckert vermutlich sehr fremd gewesen. Fremd war ihm aber nicht, durch seine politische Existenz nichtreligiöses Zeugnis vom Evangelium des Gottes zu geben, der erwählt hat, „was schwach ist vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, und das da nichts ist, daß er zunichtemachte, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme.“ (1. Kor. I, 27 ff.) Und lieber hätte er sicher zitiert, was noch handgreiflicher zeigt, wie das Evangelium nichtreligiös bezeugt sein will im Umgang mit Elenden und Bedürftigen: „So aber ein Bruder oder eine Schwester bloß wäre und Mangel hätte der täglichen Nahrung, und jemand unter euch spräche zu ihnen: Gott berate euch, wärmet euch und sättiget euch; gäbe ihnen aber nicht, was des Leibes Notdurft ist: was hülfe das?“ (Jak. 2, 15 f.)

Ich will diese Reverenz vor Erwin Eckert als Erbe der dialektischen Theologie, deren Väter sich aus guten theologischen Gründen mit den Religiösen Sozialisten gestritten, sie aber, als es Solidarität gegolten hätte, verleugnet haben, als „kennten sie diese Menschen [160] nicht“, mit einem offenen Wort in der Terminologie dialektischer Theologie schließen: Der Eintritt Erwin Eckerts in die Kommunistische Partei Deutschlands am Vorabend ihrer blutigen Verfolgung war ein nichtreligiöses Zeugnis des Evangeliums für die Armen und um Gerechtigkeit willen Verfolgten, denen die Verheißungen Jesu gelten. Zwar hat sich die Bekennende Kirche mit Recht gewehrt, wenn sich solche, die Adolf Hitler mit dem guten Hirten verwechselten, auf die Perikope von den anderen Schafen beriefen, die der gute Hirte nicht in diesem Stall habe. Aber zu Unrecht hat sie unter Berufung auf diese Perikope auch solche zurückgewiesen, die Jesus „herführen muß“, damit „eine Herde und ein Hirte“ werden. (Joh. 10, 16) Unsere Väter und die der religiösen Sozialisten haben übersehen, daß nicht der Stallgeruch theologischen Vokabulars das Zeichen ist, an dem sich die erkennen, die zu Jesus gehören, sondern dies, ob Teufel ausgetrieben werden in Jesu Namen: „Meister, wir sahen einen, der trieb Teufel in deinem Namen aus, welcher uns nicht nachfolgt; und wir verboten’s ihm, darum, daß er uns nicht nachfolget. Jesus aber sprach: Ihr sollt’s ihm nicht verbieten. Denn es ist niemand, der eine Tat tue in meinem Namen, und möge bald übel von mir reden. Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.“ (Mark. 9, 38 ff.)

[161]

Gert Wendelborn
Zu Erwin Eckerts Predigten

Mehrmals habe ich meine Sympathie mit Erwin Eckerts politischer Positionsbestimmung bekundet. Doch kannte ich bisher keine seiner Predigten. Da er aber mehr als ein Jahrzehnt lang Vikar und Pfarrer in Kirchengemeinden war, kann der Kirchenhistoriker an dieser seiner Berufung nicht interesselos vorbeigehen. Wenn jemand sich so sehr politisch engagiert wie Eckert, tritt zwangsläufig die Frage nach seiner Verhältnisbestimmung des Geistlichen und des Politischen auf. Nun hatte Anne Hanhörster in Heidelberg bei Adolf Martin Ritter 1988 eine kluge und verständnisvolle Seminararbeit über den Prediger Eckert verfaßt, deren grundlegenden Ergebnissen ich gern zustimme. Die mir zugänglichen Predigten waren im Wesentlichen dieselben. Trotzdem möchte ich meine Eindrücke mitteilen, damit in der ehrenden Schrift anläßlich seines 100. Geburtstages möglichst viele Aspekte seines Werkes zu Wort kommen. Ich urteile als biblisch-reformatorischer Theologe, der die theologischen Grundentscheidungen von Karl Barth und Dietrich Bonhoeffer, Hans-Joachim Iwand und Hanfried Müller bejaht und insofern theologisch beträchtlich andere Wege als Eckert geht. Doch meine ich, es vorurteilslos und mit ehrlichem Willen zu verstehendem Nachvollzug zu tun.

18 Predigten liegen mir vor, offenbar alles, was von seiner Predigttätigkeit erhalten geblieben ist. Einige davon sind keine Gemeindepredigten, sondern hängen mit seiner Wirksamkeit an der Spitze des Bundes religiöser Sozialisten zusammen, was beachtet sein will. Einzelne der Predigten hielt er noch als Vikar, als er sich geistlich wie politisch noch im Reifungsprozeß befand. Man wünschte sich die Kenntnis von viel mehr „normalen“ Sonntagspredigten zu vorgegebenen Bibeltexten vor seiner Gemeinde. Besäßen wir sie, so wären immerhin noch Überraschungen möglich. Trotzdem bin ich überzeugt, daß die 18 Predigten interessante und zutreffende Einblicke in das Wollen des Predigers Eckert und ebenso in das des Seelsorgers zulassen.

In manchen der Predigten ist der Zusammenhang zwischen seinen geistlichen und seinen politischen Intentionen recht eng. Da fällt einem schnell die Warnung Barths vor jeder Form von Bindestrich-Christentum ein. Barth konnte urteilen, in weltlicher Hinsicht sei die Verbindung des christlichen Glaubens mit dem sozialen Gedanken natürlich unvergleichlich sympathischer als die mit dem Nationalismus, hatte doch letzterer ihn angesichts der Kriegspredigt im 1. Weltkrieg zuerst zum Erschrecken und dann nach jahrelangen tastenden Experimenten zur fundamentalen theologischen Neubesinnung veranlaßt. Aber in theologischer Hinsicht sind beide irrig. Dabei geht es nicht um die gesammelte Aufmerksamkeit Eckerts für die politischen Ereignisse, sondern um deren Ortsanweisung in seinem Glauben, um die Unterscheidung des Letzten und des Vorletzten, um die Unterscheidung von göttlichem und menschlichem Tun wie von Heil und Wohl, ohne in eine falsche und Unfruchtbare Trennung zu verfallen. Unverkennbar ist, daß Eckert frömmigkeitsgeschichtlich gesehen der Welt des theologischen Liberalismus verhaftet blieb, doch dieser stellt ein höchst komplexes Phänomen dar. Der Zeitgenosse entdeckt auch, daß zwischen der lateinamerikanischen Befreiungstheologie der letzten beiden Jahrzehnte und dem Wollen [162] religiöser Sozialisten eine Strukturverwandtschaft besteht, die nicht dogmengeschichtlich, sondern allein vom Grundverständnis des christlichen Glaubens her verständlich ist.

Dies ist besonders evident angesichts seines Verständnisses des Reiches Gottes als des entscheidenden Zielpunktes vom Glauben wie von gesellschaftlichen Erkenntnissen her inspirierter menschlicher Bemühungen, die sich zu politischen Programmen verdichten, sich also nicht auf individuelle Nächstenliebe einschränken lassen, so gewiß sie diese einschließen. In vielen Predigten ruft Eckert zu solchem Tun auf. Besonders sucht er seine religiös-sozialistischen Freunde und Kampfgefährten zu ermuntern, dieser Selbstverpflichtung treu zu bleiben, ihre mit dem Glauben untrennbar verbundene Tiefendimension zu verstehen und daraus alle erforderlichen praktischen Folgerungen unter Einschluß der Lebenshingabe zu ziehen. Er beschreibt Gottes Reich als das der sozialen Gerechtigkeit, voller Menschenwürde, eines gesicherten, nicht mehr bedrohten Friedens und der daraus erwachsenden Freude. Er geht aber darüber noch hinaus, denn der Mensch soll als Gottes geliebtes Geschöpf künftig nicht nur mehr haben, so wichtig das in einer Zeit der fundamentalen kapitalistischen Welt-

wirtschaftskrise und der Massenarbeitslosigkeit war, sondern mehr sein, reicher also an menschlicher Substanz, was er gern als Reinheit und Beseeltheit kennzeichnete. Es ist leicht, ihn aufgrund dessen als verstiegenen Idealisten zu sehen und zu meinen, hier wirkten sich seine Glaubensvoraussetzungen illusionär aus. Aber jeder kann sehen, daß diese Tiefendimension seines Wollens seiner politischen Konkretion nicht im geringsten Abbruch getan hat. Uns liegen heute auch Erich Fromms Gedanken vom Haben und Sein im Sinn, erst recht Jesu in vieler Hinsicht beachtenswertes Diktum: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele. Angesichts der schweren Niederlage der politischen Linken in jüngster Zeit und des Endes des sozialistischen Weltsystems drängt sich ja auch die Frage auf, worin dieses Scheitern begründet ist, und die Frage ist unabweisbar, ob nicht auch Defizite in anthropologischer Hinsicht dafür die Verantwortung tragen. Eckert jedenfalls erstrebte eine menschliche Gemeinschaft, die in umfassendem Sinne sozial ist, und dabei mußte sich ihm eine ganzheitliche Sicht des Menschen aufdrängen, die die Seele ebenso ernst nimmt wie das Körperliche und die materiellen Lebensbedingungen. Es ging ihm um die uneingeschränkte Menschwerdung des Menschen, und er wußte so gut wie Barth, daß der Mensch Mensch nur als Mitmensch ist, weil es menschliches Leben nur als gemeinschaftliches geben kann, so freilich geben sollte, daß seine unverwechselbare Individualität dabei nicht verkümmert, er nicht uniformiert wird, sondern Einzelner und Gemeinschaft miteinander wachsen und reifen.

Auch darin kommt übrigens Eckert Barth überraschend nahe, daß er schon in einer Predigt zum „Frauensonntag“ 1920 darauf hinweist, daß Gott nicht einfach Menschen, sondern unverwechselbar Mann und Frau geschaffen habe, und aus dieser elementaren Schöpfungstatsache fundamentale ethische Folgerungen ableitet. Diese Feststellungen werden manche Zeitgenossen verwirren, ja ärgern, werden als traditionsgebundene „Eierschalen“ seiner noch reifenden Überzeugung abgetan werden. In der Tat war er hier grundlegend mit der christlichen Tradition einig. Da weist er gleich anfangs darauf hin, daß Gleichberechtigung von Mann und Frau, die selbstverständlich – auch in Ehe und Familie – anerkannt werden müsse, nicht Gleichheit bedeute. Schon in Mädchenklassen sei die ganze Art des [163] Begreifens und Verarbeitens eine völlig andere als in Knabenklassen. Was Mädchen interessiere, sei Knaben gleichgültig und langweilig, und umgekehrt. Die Frau sei ihrem ganzen Wesen nach Gefühl, Seele und Herz. Sie entscheide unmittelbar von innen. So habe sie die von Gott gegebenen Seelenkräfte zur Auswirkung zu bringen in ihrem ganzen Dasein und solle Beseeltheit selbst dort um sich verbreiten, wo sie zur Berufstätigkeit genötigt sei. Sie solle Reinheit überall um sich verbreiten, erst recht Seele der Ehe sein. Sie könne aufgrund ihrer spezifischen Beschaffenheit ihrem Mann Liebe erweisen, auch wenn er von eilen verlassen erscheine, könne ihm hingebend zur Seite stehen auch in Tagen der Enttäuschung, ihm Freude sein in Trauer und Bitternis. So werde sie zur Priesterin der seelenhaften Liebe, belehre im Lebensvollzug den Mann darüber, daß es noch Höheres gibt als Geist und Verstand. Es sei ihr Ruhm, mehr für andere als für sich selbst zu leben. Indem sie mit Mutterliebe und Herzensklugheit ihre Kinder erzieht und sie so erst lebensfähig macht, überträgt sie ihr beseeltes Menschsein auf die nächste Generation und damit auch auf die Zukunft. Auch im öffentlichen Leben könne sie mit ihrer Eigenart mithelfen, daß die Kraft des liebevollen Verstehenwollens und der Versöhnlichkeit in die Waagschale geworfen wird, gegenseitige Verhetzung und Unsachlichkeit aufhören, Haß und niedrige Instinkte entmächtigt werden, das Volksleben aufgebaut werde auf gegenseitiger Anerkennung aller, brüderlichem Empfinden, wahrer Menschlichkeit und Nächstenliebe. Kampf und Haß würden dann überwunden durch Liebe und Verstehenwollen.

Ich weiß, welch schwerwiegende Bedenken man gegen solche Feststellungen erheben kann, die sich in dieser Einseitigkeit gewiß nicht halten lassen. Und doch verehre ich Erwin Eckert gerade auch wegen solcher Sätze. Er war ja wirklich ein Kämpfer und konnte zur Kompromißlosigkeit unter Einsatz des eigenen Lebens aufrufen. Und er rief dazu nicht nur auf, sondern praktizierte es wie wenige andere. Daß er kein Schwächling war, beweisen zur Genüge auch seine in der Gefängniszelle niedergeschriebenen Erinnerungen an seine Erlebnisse im 1. Weltkrieg. Aber er wußte, daß der Kampf kein Selbstzweck ist, schon gar nicht der Haß, den er nur gegen das Gemeine für legitim erklärte. Und er trat für Versöhnlichkeit ein, ohne sie mit Versöhnlertum zu verwechseln, weil er Jesu Seligpreisungen im Ohr hatte. Die Predigt zum „Frauensonntag“ hat als Motto Jesu Seligpreisung derer, die reinen

Herzens sind, in Matthäus 5, 8. Bei aller Einseitigkeit: welche Hochachtung der Frau spricht aus dieser Predigt, welche Anerkennung ihrer Würde, während eine menschenverachtende Gesellschaft, die jeden menschlichen Wert zur Ware macht, auch allemal eine Gesellschaft hemmungsloser Entwürdigung der Frau ist. Und wer wollte nicht seiner elementaren Feststellung zustimmen: Frauen dürfen keine Nachahmungen der Männer werden. In der Tat: Emanzipation der Frau wäre grauenhaft mißverstanden als Bestreben, die Frau solle künftig so werden, wie der Mann bisher war. Sie kann nur die Möglichkeit sein, daß die Frau ihre allgemein menschlichen wie ihre geschlechtsspezifischen Anlagen zu voller Entfaltung bringen kann, und dies nicht gegen den Mann, sondern gemeinsam mit ihm in gegenseitigem Geben und Nehmen. Und das dürfte schon der junge Vikar Eckert eigentlich am 2. Advent 1920 gemeint haben.

Erwin Eckert konnte deshalb ein hinreißender Redner sein, weil er ein so genauer Beobachter seiner Umwelt war. Er war Christ auch darin, daß er der bestehenden Wirklichkeit ohne Verdrängungen ins Auge zu sehen wagte, und erwies sich hier eben nicht als verstie-[164]gener Idealist, sondern als nüchterner Realist. Höchst anschaulich sind seine Schilderungen des Verfalls im wirtschaftlichen, politischen und geistigen Leben. Und wenn zu einem guten Prediger gehört, daß er nicht nur das vorangestellte Bibelwort König sein läßt, sondern auch die Wirklichkeit ohne Beschönigung wahrnimmt und so die Zeichen der Zeit recht deuten kann, so war Eckert ein guter Prediger. Denn was ereignet sich in einer Predigt? Da wird Gottes Wort, das als Text einer fernen Vergangenheit angehört, so ausgesagt, daß es als gegenwärtige Anrede des lebendigen Herrn vernehmbar wird, und dies im Anspruch wie im Zuspruch. Und da wird Gottes Wort so gedeutet und verkündet, daß es die Situation erhellt, daß es erschreckt, aber auch ermuntert, zum Licht auf unserem Wege wird, zur Wegmarkierung im Dickicht des Irdisch-Geschichtlichen. Da bleibt der biblische Text nicht einfach in seiner Nacktheit stehen, denn der Prediger ist – wie Manfred Mezger in seiner anschaulichen Redeweise einmal schrieb – kein Papagei Gottes. Da werden Text und Wirklichkeit so gleichsam ins Handgemenge gebracht, daß deutlich wird: Dieses Wort trifft uns mitten im Lebensvollzug, entreißt uns nicht in eine imaginäre Sonderwelt, sondern weist uns befreiend an unsere irdisch-geschichtliche Aufgabe in Ihrer individuellen Einmaligkeit wie in ihrer Integrierung in die geschichtlichen Gesamtprozesse.

Eckert nahm die Wirklichkeit in ihrer Vorfindlichkeit nicht hin und zeigte damit: er wußte, daß Gott und Satan noch im Kampf stehen und daß glaubenden Menschen daraus die Verpflichtung erwächst, Dämonen in Gottes Auftrag und an seiner Seite zu entmächtigen. Er nahm ernst, daß Gott der Herr aller Wirklichkeit sein will und – allein – das Recht dazu hat, so freilich, daß er Menschen nicht versklavt, nicht um ihr Menschsein betrügt, nicht erniedrigt, sondern ihr Leben zur Erfüllung bringen will. Von daher müssen offenbar auch seine Bemerkungen über Freiheit und Knechtschaft In 1. Korinther 7, 20–22 verstanden werden, veröffentlicht im „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“ (SAV) vom 29. September 1929. Exegetisch dürfte er mit seiner Auslegung nach heutigen Erkenntnissen nicht durchweg im Recht sein, aber er hatte erkannt, was schon die aufständischen Bauern 1524/25 wußten: Man kann nicht Schwester und Bruder zueinander sagen und die Menschenwürde des Mitmenschen mit Füßen treten. Man kann ihn nicht zum Instrument des egoistischen Eigenwillens machen, wenn man in ihm Gottes geliebtes Geschöpf erkennt. Insofern ist der Glaube tatsächlich so beschaffen, daß er zum aufrechten Gang führt. Insofern ist Erniedrigung des Menschen wie die Existenz des Menschen als Herdentier tatsächlich vor-, außer- und unchristlich. Insofern hat christliche Existenz notwendig eine zutiefst soziale Gestaltung und ist der Glaube das Ende aller Bettelei wie aller Knechtsseligkeit. Diskutieren müßte man nur darüber, ob nicht trotzdem die christliche Freiheit sich von sozial-politischer Befreiung dadurch unterscheidet, daß sie auch die Freiheit schenkt, unter unterschiedlichsten Bedingungen seines Glaubens getrost zu leben. Eckert wollte diese Folgerung offenbar nicht ziehen, weil sie in seiner Zeit leicht mißverstanden werden konnte, als sei der Glaube die Scheinlegitimierung einer gottlos-sündhaften Wirklichkeit. Doch er wußte auch, daß der Glaube – vielleicht er zuvörderst – die Kraft verleiht, dort zu kämpfen, wo man selbst den Ertrag nicht mehr erntet.

Eckerts Analyse der Wirklichkeit trug nicht zuletzt entlarvenden Charakter. Er war darin ein echter religiöser Sozialist, daß er nicht zur Unterordnung unter Gottes rätselhaften Willen mit resignativen Zügen aufrief, auch nicht zur Flucht vor der sündhaften Wirklich-[165]keit in eine angeblich fromme

Traumwelt, erst recht nicht dazu, sich geschäftstüchtig mit den bestehenden Lebensbedingungen zu arrangieren, sich ihre Regeln zu eigen zu machen, sondern zum Protest im parteilichen Einstehen für Gottes Herrenrecht über seine Schöpfung im Zeichen der Liebe. Das ist der eigentliche und tiefste Grund seiner Absage an die kapitalistische Gesellschaftsordnung, die uns gegenwärtig aufs neue und mehr denn je als die einzig legitime Lebensform angepriesen und aufgenötigt wird. Eckert analysierte scharfsinnig den Kapitalismus seiner Zeit. Inwiefern der heutige mit dem damaligen identisch ist oder aber sich gewandelt hat, müssen wir bestimmen und daraus unsere Konsequenzen ziehen. Aber dies sollte sich die christliche Linke nicht ausreden lassen, was Eckert genau durchschaute: Die Ellbogengesellschaft mit ihrer Konkurrenz als Prinzip, mit ihrer Durchsetzung des Stärkeren und Mächtigeren über den Schwächeren steht im Widerstreit mit elementaren christlichen Lebensformen und hat stets entsittlichende Folgen, ja mehr sie ist die Ursache auch für viele Kriege. Eckerts Antikapitalismus und Antimilitarismus hatten dieselbe Wurzel. Eindeutig sprach er es auf dem Mannheimer Friedhof aus: Gerade auch der letzte große Krieg war nur ein Mittel, die Mächtigen der Völker noch mächtiger zu machen. Der Teufel der Machtsucht und des Profits hetzte die Völker gegeneinander. Krieg geht völlig vorbei an Gottes Frage an jeden von uns: „Wo ist Dein Bruder?“ Alle Völker führt er in Elend und Niedergang. Die heutige Art des Wirtschaftslebens beschwört immer wieder durch Mammon- und Profit-Geist die Gefahr neuer Kriege herauf.

Eckert durchschaute auch, daß dort, wo im Grunde jeder menschliche Wert zur Ware pervertiert wird, entsittlichende Auswirkungen notwendig eintreten. Und dies könnte heute die noch größere Gefahr gegenüber der Kriegsgefahr sein: daß im Zeichen von panem et circenses – mancherorts auch von penis und circenses – Unzählige angesichts schnell wechselnder Modewellen einer „Massenkultur“ ihrer Seele, des Empfindens für Anstand, Würde und menschliche Werte beraubt werden, um sie besser manipulieren zu können, und wir so einer entsetzlichen Barbarisierung und Verrohung ausgesetzt sind. Und es könnte ja sein, daß Erwin Eckert, wo er auf den ersten Blick verstiegen idealistisch erscheint, in Wahrheit bereits ein waches Empfinden auch für diese Gefahren des Kapitalismus hatte, als elementare Not den Blick noch vorrangig an anderem haften ließ.

Eckerts wacher Blick auf die reale Wirklichkeit wollte aufrütteln, zur Veränderung des Menschenunwürdigen ermuntern und mahnen. Und er war ein evangelischer Prediger darin, daß er die Kirche aus der apostolischen Mahnung „Prüfet alles, und das Gute behaltet!“ nicht ausnahm. Darin war er kein landläufiger Liberaler mehr, die bei allerlei verbalem Radikalismus weithin seit langem die Tendenz hatten, die Wirklichkeit in Welt und Kirche nicht mehr kritisch zu hinterfragen, weil ihre Hoffnung auf die Veränderbarkeit der Welt anders als im frühen Bürgertum geschwunden war. Barths spätes ironisches Diktum, die Liberalen müßten liberaler, also freiheitlicher sein, wenn er an sie glauben solle, traf jedenfalls Eckert und dessen Freunde zu allerletzt. Er war ein echter Protestant darin, daß er auch die bestehende Kirche zu hinterfragen wagte, statt ihre Faktizität unevangelisch zur Norm zu erheben. Dabei verfuhr er nicht als Fanatiker oder gar als Renegat, sondern durchaus verständnisvoll. Wiederum kann man fragen, ob seine kirchengeschichtlichen Feststellungen noch durchweg heutigen Forschungsergebnissen entsprechen. Hier ist gewiß [166] stärker zu differenzieren. Das Nebeneinander von Herren und Knechten ist der frühen Kirche offenbar kaum je zu einem so fundamentalen Problem geworden, wie Eckert meinte, weil von Anfang an Menschen verschiedenster Volksschichten in ihr präsent waren. Und so wichtig ihr die soziale Frage im umfassenden Sinne war und so sehr sie durch praktische Liebestätigkeit die Umwelt zu beeindrucken verstand, waren es doch offenbar weithin andere Sehnsüchte, die Menschen in die christliche Kirche führten. Doch verstand Eckert gut, daß die frühe Kirche auch objektiv keine Möglichkeit besaß, als zunächst kleine Minderheit die Gesetze ihrer Gesellschaftsordnung außer Kraft zu setzen. Später, als sie selbst in hohem Maße an der Macht beteiligt war, aber hatte sie auch gar nicht mehr den Willen dazu, hatte sich vielmehr mit den Mächtigen arrangiert, war selbst reich und mächtig geworden. So sehr man sich hüten muß, hier in Klischees zu verfallen, hat Eckert doch entscheidende Entwicklungslinien der Kirche vor allem des Mittelalters damit richtig gekennzeichnet.

Zu seiner Zeit war die Kirche keine Staatskirche mehr. Aber sie trauerte dem Alten nach und konnte so aktuelle Erfordernisse nicht begreifen. Sie konnte die, die auf Veränderung drängten und aktiv

daran arbeiteten, nur als Schwärmer diskreditieren, weil die Maßstäbe des Besitzbürgertums auch ihre Normen waren. Wo sie deren Fragwürdigkeit durchschaute, hielt sie sie doch für unvermeidbar aufgrund menschlicher Sündhaftigkeit oder bekämpfte sie bloß reformerisch, beschränkte sich also auf kosmetische Operationen. Schon gar nicht durchschaute sie, wie wenig formale Demokratie reale Unterdrückung aufhebt, wenn keine soziale Gleichheit besteht. Eckert sah mit Schmerz, daß die bestehende Kirche sich den Lohnabhängigen nicht mehr verständlich machen konnte, weil sie deren konkrete Lebensbedingungen nicht teilte. Insofern wollte er auch aus missionarischen Gründen zu einem grundlegenden Wandel der Kirche beitragen. Aber sofern seine Motive missionarisch waren, erwuchsen sie jedoch nicht aus landläufiger Apologetik. Er war auch darin ein evangelischer Denker, daß er Kirche nicht als Selbstzweck, sondern als Instrument des heilbringenden göttlichen Veränderungswillens begriff. Er wollte eine Kirche im Dienst an der Heraufführung des Reiches Gottes, eine Kirche also im Dienst an Gerechtigkeit, Sozialität, Friedensbereitschaft und -fähigkeit, im Dienst überhaupt an der vollen Menschwerdung des Menschen. Er wollte darum die Überwindung des Klerikalismus unverhüllt-konservativer wie sublim-liberaler Art. Er wollte die Verwirklichung des Priestertums aller Glaubenden, eine Kirche, in der nicht Amtsträger regieren und Laien gehorchen, sondern alle gemeinsam mit jeweils ihren von Gott verliehenen Gnadengaben reale Gemeinschaft verwirklichen, die Seelen- ebenso wie Kampfgemeinschaft sein sollte, die wirklich Gottes Ruf folgte und sich somit in einer Tiefe beauftragt wußte, die alle irdischen Bindungen transzendiert und darum auch nicht vom Erfolg abhängig ist, sondern weiß, daß die Wahrheit auch abgesehen vom sehnlichst erwünschten Erfolg von göttlicher Würde ist und darum unverzichtbar, unbedingt bindend im Leben und selbst noch im Sterben. Insofern wollte er eine gründlich erneuerte Kirche, eine Reformation von Haupt und Gliedern im 20. Jahrhundert, die die Kirche vollauf zukunftsfähig machen würde. Ob hier nicht Politisches und Geistliches zu eng verzahnt sind, mag man mit Recht fragen, doch wußte Eckert zu unterscheiden. Seine Predigten konnten eminent politisch sein und waren doch keine politischen Propagandareden, in denen Tagesfragen diskutiert wurden. Daß man politisch [167] konkret auch in der Predigt sein kann, ohne ihr unverzichtbares geistliches Gepräge preiszugeben, kann man trotz aller möglichen Einwände bei Eckert lernen.

Man kann schließlich auch bei ihm lernen, daß die unverstellte Wahrnehmung der Wirklichkeit letztlich aus Liebe erfolgt. Eckerts eigentliche Zielsetzung war eine positive, und seine Menschenliebe machte ihn sich seiner Arbeitergemeinde gegenüber verständlich. Er muß den Ton getroffen haben, der ihnen unter die Haut ging, der sie begreifen ließ: Tua res agitur. Eckert sprach nicht die Sprache Kanaans. Man spürt seinen Sätzen an, wie lebendig ihm die alltäglichen Erfahrungen der Arbeiter und Angestellten waren. Dies ist nur verständlich aus sorgfältiger Gemeindearbeit wie aus den Erkenntnissen seiner politischen Arbeit. Eckert muß ein vorzüglicher Seelsorger gewesen sein. Darum sind auch seine Ausführungen in seiner Mannheimer Gemeinde weithin seelsorgerlich geprägt. Er zeigt ihnen, daß er sie und ihre Lage versteht und ernst nimmt. Er redet ihnen trotzdem nicht nach dem Munde. Er sucht sie auch angesichts von schweren Schicksalsschlägen mitten in der Weltwirtschaftskrise zu ermuntern, ihnen neue, begründete Hoffnung zu geben, spricht ihnen Lebensmut zu, der keine billige Vertröstung ist. Er zeigt ihnen auch Möglichkeiten zu kleinen, sinnvollen Schritten im Alltag, ohne die große Aufgabe aus den Augen zu verlieren. Vor allem sollen sie sich nicht verbittern lassen, im Kampf nicht verzagen, das Vertrauen zum gütigen Gott nicht verlieren und einander helfen, so gut es geht.

Neben seiner politischen Klarheit und seiner Menschennähe konnte er dies auch darum tun, weil er als christlicher Prediger um Gottes Möglichkeiten wußte, die über alle menschlichen Möglichkeiten hinausgehen. Auch für ihn blieb das Letzte, Gottes ewige Vollendung und Erfüllung, vom Vorletzten, menschlicher und geschichtlicher Verwirklichung, unterschieden. Und er hatte gerade darum nicht erlahmende Kraft zur irdischen Veränderung, weil seine Hoffnung über das irdische Leben hinausreichte. Dies zuallererst macht ihn zum christlichen Prediger und begründet unser grundlegendes Ja zu seiner Verkündigung auf der Kanzel und bei vielfältigen anderen Gelegenheiten. Daß man dann gelegentlich spürt, wie er mit den Worten ringt, um das eigentlich nicht mehr Sagbare doch auszusagen, wer wollte es ihm verargen? Gewiß treten hier wieder „liberale“ Gedankengänge hervor und zuweilen sogar Anklänge an die Mystik. Aber es waren auch Versuche, sich weithin entchristlichten

Hörern verständlich zu machen. Daß der wahre Gott, der Vater Jesu Christi, indes nicht die Projektion unserer Wünsche und Sehnsüchte ist, sondern uns auf einen bisher unbekannten Weg stellt, das hat er gut verstanden. Darum bemerkt er in der schon erwähnten Predigt auf dem Mannheimer Friedhof am 30.10.1927 im Rückblick auf den 1. Weltkrieg, nicht Gott habe versagt und uns betrogen, sondern wir hätten uns selbst betrogen. Es sei unsere Schuld, daß wir uns vormachten, Gott wolle den Krieg. Wir machten Gott zum Knecht unserer Wünsche. Wenn wir um den Sieg über die anderen beteten, maßen wir Gottes Herrlichkeit mit menschlichen Maßstäben. Ohne innerlich zu erschrecken, erflehten wir von ihm den Sieg im grauenhaften Morden. Jetzt aber wissen wir, daß Gott mit dem Krieg nichts zu tun hat.

Ausgezeichnet verstand Eckert auch, daß das gesamte Leben eines rechtschaffenen Christen im Zeichen der Buße steht und daß die Buße als reale Umkehr von bösen und falschen Wegen auch das Lebensgesetz der wahren Kirche ist. So betont er auch in der eben angeführten Predigt wie in vielen anderen, durch den Schmerz um die Gefallenen wolle uns [168] Gott zur radikalen Umkehr und Buße zwingen. Er wolle uns zu einer uns bisher verschlossenen Erkenntnis zwingen, uns zeigen, daß wir das 5. Gebot ernst nehmen müssen, statt es in sein Gegenteil zu verkehren. Die Gefallenen seien nicht vergeblich gestorben, wenn sie uns lehren, daß wir anders werden müssen, nicht länger Krieg und Haß verherrlichen dürfen. Es gebe kein Vorwärts in der Geschichte der Menschheit, das nicht durch Opfer erkauft würde. Mit feinem seelsorgerlichem Takt weiß Eckert noch nachträglich aus diesem sinnlosen Sterben zum Trost der Hinterbliebenen ein sinnvolles zu machen, indem er ihnen mittels der Toten einhämmert: Die Völker sind da zu Dienst, Hilfe und brüderlicher Gemeinschaft. Die Toten starben, wie die Saat um der Frucht willen sterben muß.

Schon knapp acht Jahre zuvor, am Buß- und Bettag (23.11.) 1919, hatte Eckert als Vikar über denselben Bibeltext Offenbarung Johannes 21, 4 ähnliche Töne angeschlagen, wenn dieser an sich so eindrucksvollen Predigt auch noch die partielle Bindung an allgemein Überkommenes anzumerken ist. Hier rechnete er zwar zuvörderst mit dem jüngsten Weg des eigenen Volkes in die Katastrophe ab, aber darauf nicht minder scharf auch mit den Völkern der Entente. Den westlichen Kriegsgegnern Deutschlands warf er billige Triumphe vor, die keinen Bestand hätten, falschen Rachegeist und Verhaftetsein an einen niederen Geschäftsgeist, der er den Idealismus des deutschen Geistes entgegenstellte, was man auch in vielen deutschen Kriegspredigten findet. Er sah die Nähe sozialistischer und christlicher Ethik, bezichtigte die junge Sowjetunion aber der Gewaltverherrlichung und Willkür gegen Andersdenkende sowie schwerer Verstöße gegen die Menschen- und Bürgerrechte gläubiger Menschen. Auf dem Nürnberger Kirchentag 1930 sollte er anders reagieren, aber wer wollte heute verkennen, daß solche schweren Verstöße – freilich unter zunächst härtesten Bedingungen eines aufgezwungenen Bürgerkrieges – dem jungen Sozialismus tatsächlich schwer schadeten und ihn bis heute in den Augen vieler diskreditieren? Theologisch kann und muß man fundamentale Einwände erheben, wenn Eckert überhaupt in Erwägung zieht, ein bestimmtes Volk dieser Erde mit dem erwählten Gottesvolk zu identifizieren, und so natürliche und geistliche Kategorien ineinander übergehen läßt. Aber unverkennbar ist, daß er schon hier erstaunlich konkret Gottwidriges aufdeckt, um Christen in Deutschland zur Selbstbesinnung und Umkehr statt Selbstbemitleidung und Rachsucht zu rufen. Nur Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit und aufopfernde Arbeit führen zum Ziel. So gelangt er auch zu dem richtigen Ergebnis, Gottes Volk sei keine der Nationen, sondern es seien die echten Christen. Ein solches Gottesvolk unterscheide sich bewußt von der bisherigen Kirche, da es nicht mehr über die Seelen regieren wolle. So dürfen sich Priester und Pfarrer nicht mehr als Herren der Seelen fühlen, sondern nur als Seelendiener, sei doch auch Christus gekommen, um zu dienen. Deshalb müsse in den Kirchen auch die Liebedienerei vor den Mächtigen im Staat aufhören. Gott muß wieder der reale Inhalt des kirchlichen Lebens werden, statt daß sie falsche Rücksichten auf die Einflußreichen nehmen. Gott frage überhaupt nicht, ob Christen „positiv“, liberal, volks- oder landeskirchlich sind. Nur eine Kirche im Zeichen der Buße könne auch andere Menschen zur Befreiung führen. Wenn sie aber nicht umkehrt, zerfällt die Kirche.

Noch tiefgründiger konnte Eckert sein Bild von Kirche in einer Pfingstpredigt entwickeln, die er im SAV vom 19. Mai 1920 veröffentlichte. Auch hier begann er mit dem Aufweis des Grabens zwischen

der Urgemeinde und der heutigen Christenheit. Die Jeru-[169]salemer Pfingstgemeinde war zusammengezwungen durch ein überwältigendes Erlebnis, die heutigen Gemeinden aber würden zusammengehalten durch Verfassung und Vorschriften, Kirchensteuern und Gottesdienstordnungen. Dieser schonungslosen Sicht der Situation heutiger christlicher Durchschnittsgemeinden entspricht seine Sicht des Pfarrerstandes in einer sich an 2. Korinther 6, 1–10 anschließenden „Mahnung an die Pfarrer“, abgedruckt im „Christlichen Volksblatt“ vom 18. Februar 1923. Hier meint Eckert, es gebe heute nur wenige Pfarrer, die Gottes Geist empfangen haben, also nur wenige von Gott Berufene. Der landläufige Amtsträger schwätze und philosophiere, schimpfe und räsoniere, aber keine vorwärtsdrängende Kraft gehe von ihm aus. Sie sind oft Knechte Einflußreicher, die darum auch die Gegenwart nicht verstehen können, Beamte statt charismatischer Führer und Vertrauensmänner des Volkes, Kämpfer des Kommenden, während sich nach Eckerts programmatischen Ausführungen bei der Eröffnung des 1. Meersburger Kongresses religiöser Sozialisten am 4.8.1926 rechte Prediger von Lukas 12, 49 leiten lassen: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon?“ und darum nicht problematisieren, sondern gehorchen und dienen, weil ihr Auftrag von Gott selbst stammt, obgleich sie seiner nicht wert sind. Dieser Ruf macht es ihnen unmöglich, sich künftig noch angesichts des Gottwidrigen in der Welt zu beruhigen. In diesem Feuer werden sie gehärtet und können sich nicht mehr schonen, sehen sich auch innerlich genötigt, das in den meisten Menschen fast erloschene Feuer neu zu entfachen, auch wenn der Funke nur noch unter einem Aschehaufen, Schlacken und Schutt glimmt, und die Asche von den Herzen wegzuräumen. Indem der Feuerbrand in die Massen getragen wird, lernt man, über die Nacht des Gegenwärtigen hinauszuschauen, und errichtet ein Feuer auf der Höhe, das den Weg in die Zukunft hell macht wie der Tag. Zweifellos ist hier auch manches vom innersten Anliegen Thomas Müntzers präsent.

Eckert zeigt in seiner im SAV vom 1. Oktober 1927 abgedruckten Predigt über 1. Johansen 2, 3-5 unter der Überschrift „Sind wir wirklich Christen?“, daß hier die Begegnung mit Christus, die die bloße Theorie hinter sich läßt, zu konkretem Gehorsam führt. Gut hat er verstanden: Christus kennen heißt ihm gehorsam sein im Halten seiner Gebote und im Kampf für ihre Geltung, auch wenn man dafür verspottet wird und man den Schmerz erleidet, daß selbst die Nächsten uns nicht verstehen. Und Eckert ist Matthäus 25, 31-46 sehr nahe, wenn er aufweist, daß diese Christusbewegung meist in der Begegnung mit einem schlichten Mitmenschen erfolgt, an dem wir so gern achtlos vorübergehen. Diese stehen im Gegensatz zu den vielen satten Christbürgern, die in geistlicher Hinsicht an Herzlähmung sterben. Sie wirken nach Eckerts Predigt über Matthäus 20, 1-16, veröffentlicht im SAV vom 20. Februar 1927, mit, daß schon auf dieser Erde real Letzte zu Ersten werden, die daran aber besser, innerlicher, gütiger, verantwortungsvoller und brüderlicher sein sollen als die heute Herrschenden. Dies aber kann ein Gewohnheitsglauben aus dem bloßen Streben sich bürgerlichem Anstand, der traditionellen gesellschaftlichen Normen entsprechen möchte, nicht leisten, schon gar nicht das Bestreben, Vergehendes zu erhalten. Daß im Glauben alles neu wird, muß sich für Eckert im gesamten Leben erweisen. Bisher habe man Waren verkauft, Häuser vermietet, Kalkulationen aufgerechnet, Bankzinsen eingeheimst, die Konkurrenz erledigt, Geschäfte gemacht, als Beamter verwaltet, als Politiker die Pläne des Gegners hintertrieben, habe gelebt, wie man eben lebt, habe funktioniert, [170] mal geliebt, mal gehaßt, sich gefreut, sich geärgert. Jetzt aber sei das bisherige Leben nur insoweit möglich und wichtig, als es einen Sinn hat für das von Gott Geforderte, führt Eckert in seiner Predigt am 5. Juli 1931 in der Mannheimer Trinitatiskirche aus, abgedruckt in „Der religiöse Sozialist“ 1931, Nr. 40. Anstelle eines mehr oder minder gehaltlosen Dahinvegetierens beginne das wirkliche Leben erst jetzt, da etwas von den Elementen einer höheren Welt in es eingedrungen sei, etwas aus der Ewigkeit, das stärker ist als der Tod. Diese neue Existenz muß bis in die Ehe hinein sich täglich auswirken, wie Eckert in seiner Traurede über Psalm 27, 1 schon am 14. Oktober 1919 ausführte. In diesem Sinne gilt auch für ihn, daß die Ehe erst Bestand, Wert und Inhalt erhält, wenn sie vor Gott geschlossen wird, habe doch Gott die Partner zusammengeführt. Nur mit Gott werde der dreifache Sinn der Ehe erfüllt: gemeinsame Arbeit vor Gott, gemeinsames Innenleben in Gott und gemeinsames Ewigwerden durch Gott. Wenn Gott nicht mitbaut am Haus und sein Segen nicht auf der Arbeit der Eheleute ruht, wirken diese umsonst. Der Inhalt, den allein Gott geben kann, aber ist die Liebe. Sie allein verhindert, daß die gottgewollte Verschiedenheit von Mann und Frau vom Teufel

zu Eigenliebe und Selbstsucht, Eigenwilligkeit und Unnachgiebigkeit mißbraucht wird. Gott haben, heißt Liebe haben, nachgiebig gegeneinander sein, einander dienen, sich einander hingeben und so selbst mit der geheimnisvollen Erzeugung neuen Lebens Gottes Schöpferkraft preisen.

Doch zurück zur Pfingstpredigt! Statt einer jubelnden Pfingstpredigt kann man nach Eckerts Überzeugung wegen der prekären Situation im Durchschnittschristentum nur um den Pfingstgeist flehen. In diesem Zusammenhang gab Eckert auch zu erkennen, daß er um die grundlegende Bedeutung der göttlichen Gnade wußte. So ethisch bestimmt viele seiner Predigten sind, auch wenn gelegentlich (semi)pelagianische Töne laut werden im Sinne des „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“, wenn er auch gelegentlich von Gott bzw. dem Heiligen Geist in uns sprach, statt die heilbringende Botschaft als ausschließlich von außen zu uns kommend zu deuten – das Bewußtsein des Angewiesenseins jedes Menschen auf Gottes vorauslaufende Gnade, Güte und Barmherzigkeit klingt bei ihm oft an. Und dieses Wissen war die Kehrseite seines Wissens um die menschliche Begrenztheit, Schwachheit und Fehlsamkeit, die ihn demütig und bescheiden machte. Ja, auch dieses Bekenntnis der eigenen Sündhaftigkeit im Munde eines zum Kampf und zur Führung anderer Geborenen zeigt, daß Eckert sich vom Zentrum der biblischen Botschaft leiten ließ. So sprach er es auch in der Pfingstpredigt klar aus: Es ist Gottes Gnade und ein Geschenk, wenn wir von ihm ergriffen werden. Von uns haben wir nicht die Kraft, dem Leben einen tiefen und bleibenden Inhalt zu geben. Im Folgenden analysiert er im Anklang an die alte Geschichte vom Turmbau zu Babel die Gespaltenheit der Völkergemeinschaft nicht nur in internationaler Hinsicht, sondern auch als Spaltung in Klassen und Schichten in jedem einzelnen Volk und als Spaltung bis in die Familie hinein. Es treten in diesem Zusammenhang bei ihm öfters auch Elemente der Kulturkritik auf, die ihn – abstrakt gesehen – mit Konservativen verbinden und denen die politische Linke deshalb lange Zeit distanziert gegenüberstand. Und doch bedeuten diese Töne, daß Eckert sich auch hier von der Nüchternheit christlicher Anthropologie leiten ließ. Gottes Polemik und Einschreiten gegen die im Turmbau sich manifestierende menschliche Hybris legte auch ihm die Feststellung nahe:

Die Menschen glaubten, daß sie von sich aus alles machen könnten, alle Geheimnisse [171] ergründen, alles beherrschen könnten, auch die Macht des Schöpfers. Sie hielten sich für Götter und wußten nicht, daß sie abhängige, unerlöste Kreaturen sind. Dieser menschliche Hochmut, diese Einbildung, als könnte man mit körperlicher Kraft, mit einem durch Erfahrung geschärften Denken, mit Technik und Geld alles erreichen und dem Leben auf der Erde ein letztes Ziel weisen, blieb die Ursache der Zerrissenheit. Die einzige Möglichkeit, aus diesem Kampf aller gegen alle herauszukommen zu wahrer Gemeinschaft und höchster Lebenserfüllung, sei uns in der Pfingsttatsache gegeben.

Eckert liegt mit Recht wenig an Pfingsttheorien, alles dagegen an der durch Gottes Geist ausgelösten Dynamik, die Menschen von Grund auf umgestaltet und erneuert und sich zum Welten-Pfingsten ausweiten will. Er vertreibt Haß, Neid und alle Bosheit aus der Gemeinschaft samt Niedertracht und Unterdrückung. Im Zeichen des Geistes verläßt man die Maßstäbe des herkömmlichen irdischen Lebens und orientiert sich allein an Christus. Er ist wie ein Brausen und ein Feuer, das alles Häßliche und Niedrige in uns verbrennt, unser Leben heilig und rein macht. Er nimmt das kalte, gleichgültige Herz fort, führt zu Mitleid und Barmherzigkeit, beseitigt Streitsucht, Brutalität und Rohheit, macht friedfertig, verträglich und gütig. Er gibt die Kraft, eher Unrecht zu tragen als zu tun. Er erwählt unseren Körper zu einer lichten Wohnung im Zeichen der Reinheit. Er läßt die Liebe wachsen, die nicht das Ihre sucht, sondern für andere da ist, die Beseligung darin findet, anderen Freude und Hilfe zu sein. Er nimmt die Furcht und läßt in Gott ruhig sein. Mag kommen, was will, ein von Gott erfüllter Mensch fürchtet niemand und nichts. Der Geist schenkt Mut zum Leben. Er führt aber auch zur Beseitigung aller Ordnungen, die ihm entgegenstehen, zur Anklage gegen alle Verhältnisse, die die Menschenwürde verletzen, ihn zu einer nur noch mechanisch funktionierenden Maschine degradieren.

Auch in einer Betrachtung über Epheser 3, 14–20, abgedruckt im SAV vom 30. Juni 1929, anläßlich der Landesversammlung zum zehnjährigen Bestehen der badischen religiösen Sozialisten denkt Eckert über diese zentrale Kraftquelle nach. Hier spricht er auch deutlich vom Weg zu dieser heilbringenden Erkenntnis in der Offenbarung durch Jesus Christus. Dabei grenzt er sich indes erneut von theoretischen Diskussionen und Spekulationen über Christus ab. Christus begegne hier ganz anders, als wir

ihn aus der Kindheit, dem Religionsunterricht, der herkömmlichen Predigt und Theologie kennen. Es sei nun gleichgültig, ob man Jesus Gottes Sohn oder Mensch nenne, von der unbefleckten Empfängnis rede oder in ihm das Kind des Joseph und der Maria sehe, ob das leere Grab beweisbar ist, ob Auferstehung und Himmelfahrt als historische Tatsache nachweisbar sind. Uns erfüllt das eine Verlangen, daß Gottes Kraft, in Christus geoffenbart in ihrer Wirkung für diese Erde, in uns Wohnung mache, daß der Auferstandene uns durchdringe, in uns lebe. Das Erschrecken vor der Sünde in und um uns mache uns mitten im Leben zu Kämpfern mit den Dämonen in unserer Brust wie mit den pervertierten Ordnungen um uns. Aus unerklärbarer Zuneigung Gottes zu uns sei der glimmende Docht in uns nicht ausgelöscht, habe die Sünde nicht das letzte Wort, sondern Christus, der ihr die Macht nahm. Gott kann unendlich viel mehr tun als alles, was wir erbitten. Er wird sein Reich herrlicher und größer bauen, als wir es ahnen. Konsequent schließt die Predigt mit der Bitte, Gott wolle nicht zulassen, daß wir in Arbeit und Kampf für sein Reich müde werden.

[172] Was sich daraus für christliche Sozialethik im Detail ergibt, beleuchtete Eckert in einer Predigt über 1. Timotheus 6, 6–11, veröffentlicht im SAV vom 14. Juli 1929. Christus habe zwar kein System der Volkswirtschaft, keine die Völker verpflichtende Lehre über Warenherstellung und -verbrauch, staatliche Ordnung, gesellschaftliche Normen und die Rangordnung der Menschen untereinander aufgestellt, doch seien wir dadurch nicht zum Tun des Beliebigen ermächtigt, sondern stünden auch hier unter der Verantwortung der Christusnachfolge. Der Bibeltext spreche grundlegende Mahnungen aus: 1. Vergiß nie, daß alles, was Du besitzest, nur von Gott anvertrautes Gut ist! 2. Sorge dafür, daß alle Nahrung und Kleidung haben! 3. Strebe nach der Gemeinschaft der Menschen untereinander! Heute aber besitzen einige wenige das von Gott für alle Menschen Geschaffene: Berge und Täler, Wälder und Schächte, Felder und Wiesen, die aus der Arbeit aller erwachsenen Werte, Rohstoffe und Fabriken, Maschinen und Kapitalien. Und sie benutzen ihre Macht, um immer reicher zu werden auf Kosten der anderen. Heute heiße die Losung: Trachtet zuerst nach Reichtum und Besitz, wirtschaftlicher Macht, gesichertem und gesteigertem Profit! Nur die Schwachen und Kraftlosen seien genügsam. Wenn aber aller Besitz nur anvertrautes Gut ist, so gehört er Gott und soll allen Menschen dienen. Darum müssen Verschwendung auf der einen und Sorge um das tägliche Brot auf der anderen Seite aufhören. Alle Menschen müssen arbeiten können im Dienst der Gesamtheit. Die Zerrissenheit in Klassen muß überwunden werden. Die Kirche kann sich zwar nicht in die jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Kämpfe direkt einmischen, muß aber in Predigt und Seelsorge für eine Gesinnung sorgen, die ohne Rücksicht auf die Macht der Welt, ohne Angst vor der Wut der Habsüchtigen und Machtgierigen, ohne Zittern vor dem Einfluß der Wirtschaftsgewaltigen fordert, daß Gottes Willen geschehe auf Erden wie im Himmel.

Dieser kampfbetonte irdische Realismus verstummt in der uns überkommenen Osterpredigt Eckerts vom April 1928 nicht, doch wirkt es sehr sympathisch, daß er nicht den inneren Zwang empfand, jede Predigt vorrangig politisch zu akzentuieren, sondern gerade angesichts eines großen christlichen Festes die theologische Mitte auch Mitte seiner Predigt sein läßt. Er beginnt, indem er allerlei mögliche und wirkliche Zweifel an der Auferstehung Jesu aufgreift, vor allem solche, die sich aus theoretischem Atheismus und Herrschaft der Naturwissenschaften in der Neuzeit ergeben. Er macht auf die mögliche Konsequenz aufmerksam: Wenn es keine Auferstehung und keine Ewigkeit gibt, rasen wir durchs Leben, gönnen uns jeden Genuß, liefern uns hemmungslos den Trieben und Affekten aus, solange wir noch funktionieren. Leben heiße ja nach dieser Auffassung, funktionsfähig zu sein. Neben dem Menschen, für den das Diesseits alles ist, stehen jene, die das Individuum im Sterben wieder ins All aufgehen sehen. Aber auch die traditionellen eschatologischen Erwartungen der Christenheit befriedigen Eckert nicht, weil hier einfach jüdische Lösungen übernommen seien. Seine zentrale Antwort ist die des johanneischen Jesus, die seine Ausführungen kurze Zeit sogar in die Nähe Rudolf Bultmanns bringt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stürbe, und jeder, der da lebt und an mich glaubt, wird nimmermehr sterben.“ (Johannes 11, 26) Dieses Wort sollte Ausgangspunkt sein für die Beantwortung der Frage nach Sinn und Inhalt des Auferstehungsglaubens. Der Glaube an Christus weckt die Toten auf zu neuem Leben nicht erst im Endgericht. Vielmehr im Augenblick, wo wir wirklich an Christus glauben, erleben wir [173] bereits

die Auferstehung, die also schon hier auf Erden anfängt. Das ist alles andere als eine Selbstverständlichkeit, denn zum größten Teil sind die Menschen lebende Leichname. Eckert fragt, wohin ihre Seele geraten sei, die einst auch aus ihren Kinderaugen in die Welt blickte. Das habe auch mit ihren Lebensbedingungen zu tun. Manche seien von morgens bis nachts wie ein toter Mechanismus in die Arbeit eingespannt, und dies sei eine furchtbare Anklage gegen das Zeitalter der Maschine. Sie seien tot aus Not, weil ihnen die bittere Lebensnot alles zerstöre. Aber Eckert durchschaut, daß es vielfältige Ursachen menschlicher Selbstentfremdung gibt. Manche sind tot mitten im Leben, weil sie aus Gleichgültigkeit sinnlos dahinvegetieren, tot im Herzen. Andere wieder lassen alles gehen, wie es gehen will, weil sie keinen Ausweg sehen. Das gesamte Denken, Fühlen und Wollen wieder anderer heißt Geld und nochmals Geld. Sie wurden zu Geldzählmaschinen. Noch andere jagen auf der Suche nach Lust und Genuß durchs Leben: sie hetzen von einem Vergnügen zum anderen. Zum Schluß aber möchten sie weinen über jeden Tag ihres vergeudeten Lebens. An sie alle tritt der innere Tod heran, der ihre Seele vernichten will. Christus aber gibt unserer Seele Leben, so daß wir wie Neugeborene sind. Dann fällt es wie Schuppen von unseren Augen. Wir sehen plötzlich, was Leben wirklich heißt. Durch Christi Leben und Sterben haben Sünde, Dämonen und Tod keine Gewalt mehr über uns. Er zeigt uns, daß wir wie er Kraftquellen der Wahrheit und Gerechtigkeit, des Friedens und der Freude sein sollen für alle, die uns brauchen.

Doch auch Eckert weiß, daß dieses neue Leben mitten auf der Erde, das durch den Glauben an Christus in uns begann, nur der Anfang der Auferstehung ist. Im letzten Teil seiner Predigt gibt er – gewiß an die Grenze menschlicher Aussagefähigkeit stoßend – seiner über das irdische Leben hinausreichenden Hoffnung Ausdruck. So spricht er etwa vom neuen, himmlischen, göttlichen Leib, der verklärt im irdischen Leib lebendig wird. Ein menschliches Bild dafür ist ihm das Leuchten in menschlichen Augen im Vergleich mit brutalen Gesichtern lebendig Toter. Selbst häßliche Menschen werden verklärt und überirdisch schön, wenn in ihnen die Seele lebendig ist. Schön sei eine Frau, die in tiefer Mutterliebe für ihr Kind lebt, selbst wenn ihre Gesichtszüge unschön sind. Sie ergreift uns im Innern viel tiefer als ein seelenloses, noch so schönes Gesicht. Dieser neue, himmlische Leib ist unvergänglich, und wenn unser Erdenleib sich auflöst, wird aus ihm jener Himmelsleib emporziehen zu Gott in die Heimat der Seele, wie aus dem vergehenden Samenkorn eine Pflanze lichtwärts drängt, die ganz anders geartet ist als das Korn, aus dem sie ward. Wie wir hier sein wollen, so werden wir dort sein. Aber letztlich glaubt Eckert an die endliche Erlösung aller Menschen. Die anderen werden wohl durch tieferes Leid und langwierigere Erfahrungen gehen müssen, bis auch sie einst heimkehren in einen göttlichen Leib, aus der Vergänglichkeit zur Unvergänglichkeit, aus der Schwachheit zur Kraft Gottes. Gott hat in alle Menschen das Heimweh gelegt nach den Höhen der Seligkeit. Das sei mithin Sinn und Inhalt des christlichen Auferstehungsglaubens, daß wir durch Christus auferstehen in diesem Leben und nach diesem Leben ewig sein werden in einem neuen, verklärten Leib bei Gott, unserm Vater. Mit dieser Gewißheit können wir die Mühen des Alltags bestehen.

Von einer solchen Hoffnung kann Eckert natürlich bei Beerdigungen nicht schweigen. Uns ist seine Grabrede für eine im Alter von 64 Jahren verstorbene Frau über 2. Korinther 1, 3–5 aus dem Jahre 1920 erhalten geblieben. Sympathisch wirkt sie in ihrer Schlichtheit, [174] die sich dennoch in die Trauer der Hinterbliebenen zu versetzen weiß und seine seelsorgerliche Art einmal mehr kundtut. Er spricht hier eingangs vom Los aller Menschen, aus der Welt zu gehen. Auch wenn wir alle wissen, daß jedem Menschen seine Stunde von Gott bestimmt ist, so wolle uns dennoch das Herz fast brechen, wenn es zum letzten Abschied von einem uns lieben Menschen kommt. Da werden viele Erinnerungen an gemeinsame frohe und schöne Tage wach, aber auch das Bewußtsein des Verlassenseins von einem Menschen, der einen oberen Platz in unserm Leben ausfüllte, an den wir niemand anderen stellen können. Jetzt können wir den Toten nicht mehr spüren lassen, daß wir ihn gernhaben, ihm nicht mehr die Hand drücken und ihm in die Augen sehen. Aber der Prediger Eckert weiß Trost zu spenden auch in dieser, menschlich gesehen, ausweglosen Situation, und wieder wird seine Hochschätzung der Frau deutlich, wenn er betont, man könne am Sarge einer Frau nichts Größeres und Köstlicheres sagen, als daß ihr Leben voller Liebe und Arbeit für Mann und Kinder war. Und Gott spende Trost, weil er der Vater aller Barmherzigkeit sei. Er ließ das Leben der Toten erfüllt sein, gab

ihr alles, was der Menschen Leben ausfüllen kann. Sie durfte Kinder und Enkel heranwachsen sehen, durfte Sorgerin und Erhalterin für ein nun längst selbständiges Geschlecht sein. Vor allem aber war die Tote gewiß, daß Gott auch sie liebhabe – freilich fügt Eckert hinzu: „wie alle guten Menschen". Und so schließt er seine Predigt mit dem Bekenntnis zu christlicher Zukunftshoffnung. „Wenn unsere Augen auch jetzt nichts mehr sehen, wir sind gewiß, daß die Tote lebt." Über der Erde bei Gott dem Allerhalter ist sie bei Jesus Christus. Sie gehört zu denen, die ewig im Jenseits sind, wo es kein Leiden, keine Schmerzen, keinen Kummer, kein Elend, keine Nacht und Todesangst gibt, wo ewiger Friede, Freude, Licht und selige Herrlichkeit wohnen. Es komme im Leben auf die Liebe, verbunden mit ehrlicher Arbeit, an. Der schönste Dank und das beste Gedenken an die Tote sei das ehrliche, liebevolle, vor Gott verantwortete Leben ihrer Kinder. Alles, was Gott schickt, ist zu ihrem Besten. In Jesus Christus gab er uns die Gewißheit, daß der Tod nicht das letzte Wort hat, sondern daß wir durch Christus sämtlich Gottes ewige Kinder sind.

Es spricht nicht für die Kirche jener Zeit, daß sie einen solchen Prediger in ihren Reihen nicht ertrug. Da bleibt im Blick auf Erwin Eckerts folgende Lebensschicksale nur der Trost, den der große katholische Theologe Karl Rahner in die Worte kleidete: „Gott hat viele, die die Kirche nicht hat." Erwin Eckert selbst starb Jahrzehnte später im Blick auf den Gekreuzigten. Auch darum sollten wir ihn nicht vergessen.

[175]

Erwin Eckert
„Man kann doch nicht gegen sein Gewissen handeln“

Rede am 9. Oktober 1931 in Karlsruhe

Vorbemerkung des Herausgebers: Die im Folgenden aus Platzgründen nur auszugsweise abgedruckte Rede Erwin Eckerts am 9. Oktober 1931 in der Festhalle in Karlsruhe vor mehreren Tausend Zuhörern wurde von zwei Stenographen mitgeschrieben. Eine Kopie befindet sich im Privatarchiv Erwin Eckert. Auslassungen sind mit [...] gekennzeichnet. Die Überschrift wurde vom Herausgeber gewählt, der die Hoffnung nicht aufgibt, daß eines Tages die zahlreichen erhalten gebliebenen Reden Eckerts ungekürzt veröffentlicht werden können.

[...] Verehrte Zuhörer, ich habe 20 Jahre gekämpft innerhalb der sozialdemokratischen Partei um den Sturz, um die Vorbereitung des Sturzes, der Veränderung der gegenwärtigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung, und ich habe immer noch gehofft, daß es möglich wäre, diese älteste, stärkste, größte Partei der Arbeiterklasse in Deutschland so zu bestimmen, so geführt zu sehen, daß sie wirklich die Führerin der Massen in eine bessere Zukunft gelten könne. Ich habe all die Mißerfolge der letzten 10 Jahre gesehen. Ich habe geschwiegen. Ich habe auch angeklagt, ich habe versucht, mit meinen Freunden das zu ändern in der SPD. [...] Man hat uns ausgelacht und hat uns politische Kinder genannt. Wir haben davor gewarnt, die Tolerierungspolitik, die Duldung der Regierung Brüning mitzumachen. Wir haben gesagt, daß aus der Gesetzmäßigkeit heraus zu erkennen ist, daß die Regierung Brüning eines Tages einer Regierung Platz machen muß, die eindeutig nichts anderes ist als das Klasseninstrument der sich reorganisierenden kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Man hat es nicht gehört. Man hat es in den Wind geschlagen [...].

Verehrte Zuhörer, wenn man das alles sieht und wenn man das alles weiß, dann ist es einem furchtbar schwergefallen, in der SPD weiterzukämpfen. Wenn ich es trotzdem getan habe mit meinen Freunden, so geschah es deswegen, weil man nicht gerne von einer Partei weggeht, für deren Massen man unter Aufbietung aller physischen und geistigen Kräfte gekämpft hat – und das darf ich von mir wohl sagen. Das war wahrlich nicht leicht, das war furchtbar schwer. Aber wenn man dem sich konzentrierenden, mit den faschistisch-militaristischen Methoden zusammengeballten, in seiner Macht bedeutend stärker gewordenen Kapitalismus nur dadurch entgegenzutreten und ihn zu überwinden vermag, daß die Einheitsfront aller derer geschaffen wird, die unter der gegenwärtigen Ordnung leiden, dann kann man nicht mehr in der SPD bleiben, weil sie auf der anderen Seite steht. (Stürmischer Beifall) Wie lange habe ich gehofft, daß die revolutionären Kräfte in der SPD sich durchsetzen und mit diesem ewigen Feilschen einmal Schluß machen, bei dem die Arbeiterklasse stets über das Ohr gehauen wurde. Umsonst die Hoffnung! Es wird weiter toleriert, es wird weiter gefeilscht. Man wird weiter betrogen. Die SPD, die Partei, die ich wirklich geliebt [176] habe, mit der ich zusammengehört habe, hat es gar nicht gemerkt, wie sie nach und nach immer mehr das Vertrauen der Massen des Proletariats verlieren mußte (Zurufe; Sehr gut!) Und wenn man davon sprach, da wurde man ausgelacht. Wenn man das Wort „revolutionärer Sozialismus“ gebrauchte, da wurde man ausgelacht, weil es ja nach Ansicht der maßgebenden Theoretiker und Führer der SPD so ist, daß wir ohne große Schwierigkeiten so langsam aus dem Kapitalismus in den Sozialismus hineinwachsen und daß man überhaupt keine Revolution braucht. (Lachen) [...]

Wie aber soll diese Einheitsfront gegen Not und Reaktion, gegen die Kräfte, die das Alte wieder aufrichten wollen, geschaffen werden? Die SPD, das war meine Hoffnung, würde, weil sie die Massen, den gewaltigen Apparat organisiert hat, weil sie in den Jahrzehnten, die hinter uns liegen, bis ins kleinste Dorf durchgedrungen ist – sie würde durch all die Nebenorganisationen und Unterabteilungen ihres Apparates im Stande sein, das Proletariat zusammenzufassen zu einer großen Einheitsfront. Die KPD, das habe ich mir früher immer gedacht, ist gewissermaßen wie ein Sauerteig, der immer wieder neues Leben da hineingibt, und es wird die Zeit kommen, in der die KPD zur SPD stößt. So habe ich in meiner Illusion, in dieser Liebe zu dieser ganzen Geschichte gedacht. Aber ich bin dahintergekommen, daß dieser Weg vollkommen unmöglich ist. Die SPD will ja gar nicht diesen Weg des Sturzes der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. (Zurufe: Sehr richtig!) Sie will ja, wie einer der

führenden Genossen gesagt hat, eher dem Kapitalismus als Arzt beistehen, damit er jetzt nicht zusammenbricht. Das war das erste Mal, daß meine Freunde und ich stutzig geworden sind, daß wir der Geschichte nicht mehr ganz getraut haben, daß wir auf Klärung gedrungen haben, daß wir in der SPD in der schärfsten Form verlangt haben: es muß nun endlich Schluß gemacht werden mit der Duldung der Regierung Brüning, bevor das letzte Vertrauen der Massen in die Führung der SPD verschwunden ist. Aber aussichtsloses Unterfangen! [...]

Genossen, die SPD ist nicht imstande, das Proletariat zu einigen. Sie ist keine revolutionäre Partei. Sie ist ein Stillhalte-Konsortium für die gegenwärtige Regierung. (Starker Beifall und Heiterkeit) Verehrte Zuhörer, wenn heute oder morgen eine Regierung in Deutschland sein wird, die noch weniger verdeckt kapitalistisch-faschistisch ist wie die Regierung Brüning, dann ist daran die SPD schuld, und sonst niemand. (Beifall) Und warum ist sie schuld? Hätte die SPD spätestens nach den Wahlen vom 14. September 1930 eine eindeutig oppositionelle Stellung eingenommen, dann hätte der Faschismus sich damals – und damals aber noch ganz anders als jetzt – blamieren müssen. Denn dann hätte er die furchtbaren Schwierigkeiten, die Krisenzeiten des Kapitalismus durchleben müssen, die schon schlimm genug waren, soweit sie hinter uns liegen, und der nationalistisch eingestellte engstirnige Standpunkt der Nationalsozialisten wäre an der internationalen Wirtschaftskrise des Kapitalismus zersplittert. (Zurufe: Sehr richtig!) So hat sie alles Vertrauen verloren. „Der Faschismus wird erledigt, wir müssen Brüning als das kleinere Übel tragen." Jetzt ist das kleinere Übel so klein geworden, daß man es überhaupt nicht mehr sieht. (Heiterkeit) Es wird so kommen, daß ein sehr großes Übel an die Stelle dieses kleineren Übels tritt. (Zustimmung)

Wir Kommunisten – das erste Mal, daß ich dieses Wort gebrauche – wir Kommunisten – jawohl (Stürmischer Beifall) – wir sind nicht der Überzeugung, daß die Weltrevolution [177] übermorgen ausbricht; wir wissen sehr wohl, daß wir mit einer Periode zu rechnen haben – wie lange sie ist, kann kein Mensch wissen –, in der der Kapitalismus mit allen Mitteln versuchen wird, sich an der Macht zu halten, auch mit den Mitteln der gegenseitigen Stützung.

Unterschätzen wir doch ja nicht die Macht des Kapitalismus! Das Gefährlichste für die proletarische Bewegung ist, in Selbstüberschätzung die Macht der gegnerischen Kräfte zu unterschätzen. (Sehr richtig!) Die Reserven des Kapitalismus sind in der Welt riesengroß. Der Lebenswille in der kapitalistischen Welt für dieses System ist unheimlich. Man gibt nicht gerne etwas her, was man hat, selbst wenn es sittlich so deutlich ist, daß dieses Haben für andere längst zu einem Vorenthalten, ja, man kann sagen, zu einem Diebstahl an dem, was allen gehört, geworden ist. (Lebhafte Zustimmung)

Darum täuschen wir uns nicht: Wir werden nicht übermorgen mit der Revolution beginnen. Man stelle sich die Revolution bloß nicht so vor, so romantisch, wie wenn das in wenigen Tagen getan wäre mit etwas Tamtam, etwas Geknatter und etwas Maschinengewehr. Oh nein, Revolution heißt Umgestaltung, Umkrempelung der ganzen Welt, des ganzen Systems der ganzen Gesellschaft; und das ist ein ungeheuer schwieriger und langdauernder Prozeß. [...]

Verehrte Zuhörer, wissen Sie: „Gottlosenbewegung" – ja, was heißt denn das? Daß die Gottlosenbewegung überhaupt da ist, ist eine ungeheure Anklage gegen die Kirchen und gegen die Frommen unserer Zeit. (Stürmischer Beifall) Dann noch eines: Es ist nämlich nicht so, daß diejenigen, die reden: „Ja, ich tue das im Auftrag Gottes, und wir wollen Gottesdienst tun und Gottes Willen erfüllen auf dieser Erde", auch wirklich Gottes Willen erfüllen; sie benötigen meistens Gott, um ihren eigenen Willen durchzuführen, ihren eigenen [...] (Stürmischer Beifall). Es ist auch nicht so, daß da, wo man das Wort „Gott" überhaupt nicht in den Mund nimmt, wo man von Gott – eben diesem Gott, der immer so verkündigt wird und der gar nicht die Wirklichkeit trifft, die ein frommer Mensch meint, wenn er vor der Gottheit steht und vor ihrem Walten [...] – ich sage, es ist nicht so, daß diejenigen, die gar nicht von Gott reden wollen und „gottlos" sind, wirklich nur das tun, was sie wollen. Wissen Sie, ich bin überzeugt – das wird sie überraschen – daß in der kommunistischen Bewegung, in dem kommunistischen Kampf um eine neue Ordnung der Gerechtigkeit und des Friedens mehr von geistiger, innerer Kraft, die die Zukunft bestimmt, liegt als in dem frommen Geschwätz der Kleinbürger, die Angst haben vor [...] (Stürmischer Beifall).

Verehrte Zuhörer! Die Kommunisten bekämpfen die Kirche. Hat man denn nie gefragt, warum das so ist? Hat nicht die Sozialdemokratie das früher auch getan? (Sehr wahr! Sehr richtig!) Ist die Sozialdemokratie nun nicht etwas stiller geworden, weil die Kirchen noch eine bestimmte Macht haben und man so wegen Koalitionsrücksichten da etwas stiller sein muß? (Heiterkeit) [...]

Wenn mich die Kirche nicht trägt – gut, dann soll sie's lassen! Den Kampf um die Freiheit der Massen führe ich trotzdem weiter bis zum letzten Atemzuge. (Stürmischer Beifall) Aber ich bin gewiß, daß dieser Weg mir vielleicht doch nicht so schnell aufgezwungen wird. Ich gebe zu: Es ist einer Kirchenregierung, wie der Leitung dieser verfaßten Kirche in ihrer historischen Abhängigkeit, außerordentlich schwer, jetzt das Richtige zu tun; aber ich kann [178] nicht helfen: Es muß einmal darüber Klarheit geschaffen werden, ob die Kirche Christi, die davon lebt, daß in Christus die Kräfte der Liebe und der Güte und der Barmherzigkeit und des Friedens lebendig geworden sind – ob diese Kirche versteht, daß die kommunistische Bewegung vielleicht ein Kampf und eine Tat ist nach dieser Neuordnung hin, oder ob sie aus Vorteilen, engstirnigen und bürgerlich-kapitalistischen Eingrenzungen ihrer Begriffsweit diese zusammengehörenden großen, gewaltigen Bewegungen auseinanderreißt und auseinanderhalten will. Das muß einmal durchgekämpft und deutlich gemacht werden: Wenn die Kirche den Trennungsstrich zieht, zeigt sie damit eindeutig, daß sie, daß diese Kirche nicht imstande ist, und ihre Leitungen, die großen, gewaltigen Aufgaben der Zukunft mitzubestimmen (Sehr richtig!), daß sie reif ist, ausgeschaltet zu werden aus den großen, ungeheuren Aufgaben der Zukunft.

Verehrte Zuhörer! Es ist beinahe eine historische Situation, in der wir uns befinden, das erste Mal, daß die proletarische Bewegung in ihrer ganzen Wucht und Rücksichtslosigkeit in einem, der mitten in ihr steht, zusammenprallt mit der verfaßten Kirche. Wir wollen einmal sehen, wie das ausgeht. Ich bin gespannt und bereit zu allem. Ich kann auch als ganz einfacher Mensch in der Kommunistischen Partei meine Dienste tun und dabei das Bewußtsein haben, daß ich der großen, schicksalshaften Aufgabe diene, die letztlich von einer überpersönlichen ewigen Macht der Menschheit aufgetragen ist. (Bravo!) Und vielleicht liegt in dieser stillen, ganz stillen inneren Entschlossenheit, die Massen der „Mühseligen und Beladenen" zunächst einmal aus dem Jammer ihres gegenwärtigen irdischen Lebens herauszuführen, viel mehr Glaube und viel mehr, ich sage einmal, Entschiedenheit aus christlicher Gesinnung, als in dem, was heute so verkündet wird als christliche Botschaft. (Sehr richtig!) Ich finde: Wenn man zu diesen Dingen entschlossen ist, dann schrecken einen die Probleme nicht, die in mir ausgelöst werden durch die konkrete Situation, in der ich mich befinde.

Das Schwerste ist, daß die Partei, von der ich mich habe trennen müssen, von der ich getrennt worden bin, nun in einer Art und Weise über mich herfällt, die eigentlich nicht gerechtfertigt ist. (Pfui!-Rufe) Was habe ich ihr denn getan? Ich habe ihr gedient. Aber man kann doch nicht gegen sein Gewissen handeln (Sehr richtig!) Und wenn ich schon gegenüber der Kirchenbehörde, die mich vom politischen Kampf abhalten wollte, ob ich wollte oder nicht, so mußte ich genau so fest und unerschüttert um meines Gewissens willen bleiben gegenüber der SPD, von der ich glaube, daß sie eben nicht das Proletariat in die Freiheit führt. Sehen Sie, es ist merkwürdig: Solange ich gegen die Kirche kämpfen mußte, hat die SPD mich unterstützt und von dem Recht auf Gewissensfreiheit in der innersten Entscheidung des Einzelnen gesprochen. Als ich aber aus innerem Zwang die Entscheidung gegen die SPD wenden mußte, als ich versuchte, die Massen der SPD herauszunehmen für eine Entscheidung, die die Revolution im tiefsten Sinne des Wortes will, da war ich plötzlich ein Eigenbrötler, ein asozialer Mensch, einer, der bloß sich sieht und sein Eigentum. Oh nein, wenn ich irgendwelche Ambitionen hätte, etwas zu werden, wo der Eigenbrötler sich und seinem Eigentum etwas Großartiges erhofft, dann hätte ich mich der SPD-Bürokratie gefügt. (Sehr richtig!) Aber das weiß ich, daß ich in der Kommunistischen Partei nichts anderes sein will als ein einfacher Soldat der Revolution. (Stürmischer Beifall) [...]

[179] Verehrte Zuhörer! Noch einmal: Es ist ein schwerer Weg für mich gewesen. Aber ich bin froh, daß ich durchgestoßen bin, und ich bin froh deswegen, weil ich weiß: Jetzt bist du da, wo der Kampf ausgekämpft wird für eine Zeit, in der Gerechtigkeit und Friede einst sein wird; jetzt bist du da, wo den Mühseligen und Beladenen einmal geholfen werden wird; jetzt bist du da, wo du zeigen kannst, daß du dein Leben einsetzen willst zur Erlösung deiner Brüder. (Stürmischer, langanhaltender Beifall) [180]

Frank Deppe
Der „Klassenverrat“ des Erwin Eckert

Den Namen Erwin Eckert hörte ich zum ersten Mal im Sommer 1964. Ich war als Student der Soziologie von Frankfurt, wo ich bei Horkheimer, Adorno und gerade bei Herbert Marcuse gehört hatte, nach Marburg gewechselt, um mich intensiver mit den philosophischen Grundlagen der „Kritischen Theorie“ – über das Studium von Kant und vor allem Hegel und Marx – vertraut zu machen. Da ich Mitglied des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) geworden war, besuchte ich selbstverständlich die Vorlesung von Wolfgang Abendroth. Ob er über die Endphase der Weimarer Republik sprach oder über den antifaschistischen Widerstand, ist mir nicht mehr genau gegenwärtig. Auf jeden Fall faszinierte er seine Hörerinnen und Hörer mit der Geschichte eines evangelischen Pfarrers aus Mannheim, der religiöser Sozialist war und 1931 zur KPD übertrat. Daß dieser Erwin Eckert ein standhafter Antifaschist und ein führender Funktionär der KPD nach 1945 war, habe ich erst später erfahren, als ich ihn bei Martin Balzer persönlich kennenlernte.

Mir war zunächst der Stoff, der hier von Abendroth präsentiert wurde, völlig fremd. Die Geschichte der Weimarer Republik, der Aufstieg und Sieg des Faschismus in Deutschland, die Klassenkämpfe und die Rolle der Arbeiterparteien und der Gewerkschaften waren mir zu dieser Zeit weithin unbekannt. Historisches Wissen, besser geschichtliches Bewußt-Sein und die damit verbundene Praxis-Dimension vom politischem Handeln in Geschichte und Gegenwart war in der theoretischen Selbstreflexion der „Kritischen Theorie“ ausgeblendet, obwohl doch – was ich ebenfalls erst später lernte – die Herausbildung der Frankfurter Schule und die Gründung des Instituts für Sozialforschung in den 20er Jahren nur im Kontext der Entwicklung des Sozialismus (international und national), des theoretischen Marxismus (und der Bedeutung des Leninismus, später des Stalinismus für die kommunistische Arbeiterbewegung), dann des deutschen Faschismus angemessen zu begreifen sind.

Der „Fall Eckert“ war singulär; denn mir ist kein anderer Pfarrer dieser Zeit bekannt, der zur KPD übertrat und dabei sowohl die Kirche als auch den „Bund religiöser Sozialisten“, dem er seit Anfang der 20er Jahre angehörte, verließ. Zugleich ist dies einer der wenigen Fälle gewesen, bei denen ein prominentes Mitglied der SPD zur KPD wechselte. Es gab noch den – vielleicht spektakuläreren – „Fall Scheringer“, ein Reichswehrleutnant, der mit der NSDAP konspiriert hatte und der sich in der Festungshaft zur KPD bekannte. Zwei Fälle von „Klassenverrat“, wie es Georg Lukács schon 1920 für die Intellektuellen bürgerlicher oder kleinbürgerlicher Herkunft formuliert hatte.[1] Für die Bedeutung des Falles Eckert spielte freilich die soziale Herkunft keine entscheidende Rolle; denn hier hatte sich ein Pfarrer, Amtsträger der evangelischen Kirche, schon früh – als religiöser Sozialist – zum politischen und geistigen Kampf für den Sozialismus an der Seite der Arbeiterklasse entschieden. Der Schritt zur KPD war eine Antwort auf die zunehmenden Disziplinarmaßnahmen, denen er von Seiten der badischen Landeskirche ausgesetzt war, aber auch auf die Politik der SPD, die seit 1928 (Panzerkreuzerfrage), dann noch einmal mit [181] ihrer „Tolerierungspolitik“ gegenüber dem Präsidialkabinett Brüning seit 1930 ihre linken Aktivisten immer wieder vor den Kopf gestoßen hatte. Und natürlich war dieser Schritt eine Antwort auf das wachsende Elend des deutschen Proletariats in der Weltwirtschaftskrise seit 1929 und auf die zunehmende faschistische Bedrohung. Nur die revolutionäre Politik der KPD konnte – so mußte derjenige glauben, der in dieser Zeit Kommunist wurde[2] – diesen historischen Herausforderungen in einer Befreiungsperspektive für die proletarischen Massen gerecht werden.

Der „Klassenverrat“ des Erwin Eckert ist vor allem deshalb von historischem und politischem Interesse, weil er Resultat eines Kampfes innerhalb der Kirche, also einem der wichtigsten ideologischen Apparate des Ancien Regime, gewesen ist. Die Lektüre des „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“ (SAV), später des „Religiösen Sozialisten“, vermittelt schnell einen Eindruck davon, daß die Staatskirche des preußischen Spätabsolutismus sich in weiten Teilen nicht mit dem Sturz der preußischen Monarchie in der Novemberrevolution abgefunden hatte. Zum Ende der Weimarer Republik gab es

---

1 Vgl. Frank Deppe, Der Intellektuelle und die Partei, in: Dieter Boris u. a. (Hrsg.), Keiner redet vom Sozialismus. Aber wir. Im Memoriam Kurt Steinhaus, Bonn 1992, S. 158 ff.

2 Vgl. dazu z.B. Josef Schleifstein, Der Intellektuelle in der Partei. Gespräche, Marburg 1987, bes. S. 22 ff.

unter ihren Pfarrern zweifelsohne mehr Sympathisanten und offene Parteigänger der NSDAP als „religiöse Sozialisten“ und entschiedene Demokraten.

Die religiösen Sozialisten waren im Unterschied zu akademischen Strömungen, die sich mit dem Verhältnis von Marxismus, Kirche und Religion beschäftigten, Praktiker. Sie gaben der „Zwei-Reiche-Lehre“, mit der Martin Luther das Fundament für die Staatsauffassung des deutschen Protestantismus gelegt hatte,[3] eine radikale Wendung. Die sozialökonomische Ordnung des Kapitalismus, Imperialismus und Krieg, die geistige und sittliche „Verrohung“, die aus dem Elend der Volksmassen erwuchs, konnten nicht durch die Berufung auf Gott gerechtfertigt werden. Daher bekannten sie sich zu den Zielen der sozialistischen Arbeiterbewegung: „Wir wollen wie alle Sozialisten die kapitalistische Herrschaft stürzen und die sozialistische Ordnung errichten, weil wir von ihr eine höhere Art des menschlichen Lebens erhoffen.“[4] Der Klassenkampf des Proletariats wird „gemäß den Erkenntnissen“ geführt, „die es Karl Marx verdankt“.[5] Aber diese Sozialisten wollten – als Mitglieder und Amtsträger der Kirche – auch der Religion in diesem Kampf ihren Platz erstreiten: „Wir sind *religiöse* Sozialisten, weil nach unserer Ansicht die sozialistische Ordnung nicht nur durch den Kampf um die politische Macht im Staate und die Durchführung der Gemeinwirtschaft kommen und bestehen wird, sondern auch seelisch, innerlich vorbereitet sein muß in den Herzen der Menschen [...] Wir sind überzeugt, daß in keiner Sittenlehre und in keiner Religion mehr Kraft liegt für die innere Vorbereitung und Ertüchtigung [182] des kämpfenden Sozialisten als im rechtverstandenen Evangelium Jesu Christi und in der prophetischen Offenbarung des Alten Testaments.“[6]

Hier also war ein doppelter Widerspruch – als Terrain des geistigen und politischen Kampfes – angelegt: Auf der einen Seite der Kampf *in* der Kirche, der sowohl in der revolutionär-sozialistischen Auslegung des Evangeliums gegen die herrschende konservative Lehre als auch in der radikalen Infragestellung der Kirche als eines reaktionären, die kapitalistische Gesellschaftsordnung absichernden, „ideologischen Staats- und Machtapparates ausgetragen wurde. Auf der anderen Seite die Verteidigung der Religion und der Botschaft des Evangeliums gegen den kompromißlosen Atheismus in der proletarischen Freidenkerbewegung und besonders bei der damaligen KPD.

Die relativ marginale Position des „Bundes der religiösen Sozialisten“ sowohl in der Kirche als auch in der sozialistischen Bewegung der Weimarer Republik scheint Ausdruck dieses Widerspruchs zu sein. Eckert selbst hat – nach seinem Übertritt zur KPD – mit seinem Austritt aus der Kirche und aus dem Bund der religiösen Sozialisten – gewiß auch unter dem Druck der SPD-Führung, die gerade in dieser Zeit alle nichtkommunistischen Strömungen der sozialistischen Linken, auch diejenigen, die links von der SPD-Führung standen, als besonders gefährliche Handlanger der herrschenden Ordnung disqualifiziert hat – dem Mythos vom „Pfarrer Eckert“ ein ziemlich abruptes Ende bereitet: „Der Bund (der religiösen Sozialisten) ist bei dieser Sachlage eher eine Hemmung für den revolutionären Klassenkampf als eine Hilfe zur Vorbereitung des Sozialismus.“[7]

Der Konflikt, den Pfarrer Eckert und andere religiöse Sozialisten ausgetragen haben, war nicht neu. Der Anspruch des Christentums, den Mühseligen und Beladenen Trost und Erlösung zu spenden, mußte stets – zumal in Perioden, in denen die subalternen Klassen in der Feudalgesellschaft wie in der entstehenden kapitalistischen Gesellschaft diesem Anspruch in sozialen und politischen Bewegungen oder gar in revolutionären Gewaltaktionen Anspruch und Geltung verschaffen wollten – in der geschichtlichen Praxis selbst auf die Probe gestellt werden. Daher lag es nahe, daß es immer wieder Priester und Theologen gab, die als Wortführer solcher Massenbewegungen die Erlösung nicht

---

3 „Darum hat Gott zwei Regimente verordnet: das geistliche, welches Christen und fromme Leute macht durch den heiligen Geist, unter Christen, und das weltliche, das dem Unchristen und Bösen wehrt, daß sie äußerlich Frieden halten und still sein müssen, ob sie wollen oder nicht“. Martin Luther, Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei (1523), in: ders., Ausgewählte Schriften, hrsg. von Karin Bornkamm und Gerhard Ebeling, Band 4: Christen und weltliches Regiment, Frankfurt/Main 1983, S. 36 ff., hier S. 45.

4 Was wollen die religiösen Sozialisten? in: Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes, 10. Jg. (1928), Nr. 41, S. 239.

5 Richtlinien für den Bund der religiösen Sozialisten, in: ebd., Nr. 17 (1928), S. 83.

6 Was wollen die religiösen Sozialisten? a. a. O.

7 Pfarrer Eckert! in: Der Religiöse Sozialist, 13. Jg. (1931), Nr. 51, S. 211.

im „Jenseits“ des Himmels, sondern im „Diesseits“ der Umwälzung der gesellschaftlichen und politischen Herrschaftsverhältnisse auf Erden suchten.[8] Immer wieder – vor allem in der neueren Zeit – gerieten daher Priester in den Widerstreit, sich zwischen der Verkündung der Botschaft des Evangeliums und ihrem politischen und sozialen Engagement entscheiden zu müssen – meist verstärkt durch den Druck der Hierarchie der Amtskirche, die sich revolutionäre Strömungen in den eigenen Reihen stets widersetzte. So haben sich Arbeiterpriester in den romanischen Ländern, die in die Betriebe gingen und an den Klassenkämpfen der Arbeiter teilnahmen, oftmals für den Beitritt zur kommunistischen Partei entschieden – vor allem [183] auch z. B. in Spanien in der Periode des antifranquistischen Kampfes der 60er und 70er Jahre.[9]

Es handelt sich dabei also um einen Grundkonflikt, der immer wieder – unter den jeweils spezifischen historisch-politischen Bedingungen und deshalb auch in Spezifischen Formen – ausgetragen wird. Die Berührung zwischen der geistlichen und der säkularen „Heilsbewegung“ (und die revolutionär sozialistische Bewegung verstand sich ja stets in diesem Sinne als eine Bewegung der „weltlichen Erlösung“) bricht sich in den schwierigen Entscheidungsprozessen von Subjekten, die „Verrat“ üben müssen, wenn sie aus ihren kirchlichen Institutionen ausscheiden, gleichsam die Seite der Barrikade in den großen ideologischen und politischen Schlachten wechseln. Zugleich vermag das Wirken des „Bundes der religiösen Sozialisten“ in Deutschland nach der Novemberrevolution und speziell das Wirken des ungemein erfolgreichen Pfarrer Eckert in der roten Arbeiterstadt Mannheim (wo Zehntausende von Protestunterschriften gegen seine Dienstenthebung gesammelt wurden und 8.000 Menschen zu einer Protestversammlung zusammenkamen) auf Dimensionen des ideologischen Kampfes im „Überbau“ (wie es vulgärmarxistische Diktion simplifiziert) bzw. in den ideologischen Staatsapparaten (hier: die protestantische Kirche der Weimarer Republik) aufmerksam zu machen, die in der früheren sozialistischen Arbeiterbewegung – und vor allem in der kommunistischen Bewegung seit dem Ende der 20er Jahre – nicht nur in ihrer Bedeutung unterschätzt, sondern zugleich als „Nebenschauplätze“ bzw. als ideologische Manöver des Klassengegners disqualifiziert wurden.

Der „Kampf um die Seele des Arbeiters“, der zu dieser Zeit nicht allein von Seiten religiöser Sozialisten, sondern vor allem auch von konservativen Sozialphilosophen und -technikern propagiert wurde (im Kontext der Rationalisierungsdebatte in der Weimarer Republik), war eben nicht einfach als Inszenierung des Klassenfeindes abzutun. Spätere Niederlagen der kommunistischen Bewegung und schließlich der Zusammenbruch der von kommunistischen Parteien geführten staatssozialistischen Systeme haben zumindest den strukturellen Mangel dieser fahrlässigen Vernachlässigung der relativen Eigenständigkeit des Ideologischen – und darin eingeschlossen: der Psyche, der „Seele“, der Individualität des Proletariers im Kontext eigenständiger ideologischer Praxisformen (vom Alltag bis hin zur Erfahrung der politischen Welt) – auf erschreckende Weise verdeutlicht.[10] Insofern verweist uns der Konflikt des Pfarrer Eckert auf ein sehr grundsätzliches Problem der Geschichte der Arbeiterbewegung – und vor allem ihrer kommunistischen Abteilung – in Theorie und Praxis. In der Theorie war es die Verkürzung eines lebendigen Marxismus auf den unbedingten Wahrheitsanspruch einer zentralistisch organisierten Partei (bzw. eines von der Partei dominierten Staates). In der Praxis mußte die Existenz von eigenständigen [184] Feldern politischer, kultureller und ideologischer Reproduktion und Konfliktaustragung negiert werden.

Sabine Kebir, die sich schon früh mit der Kulturtheorie von Antonio Gramsci befaßt und dabei dessen Bruch mit dem „mechanisch-materialistischen Ökonomismus“ betont hatte, macht auch in einer

---

8 In den letzten Jahren hat sich diese „Theologie der Befreiung“ vor allem in Ländern der Dritten Welt – und hier vor allem in Lateinamerika – entwickelt.

9 Marcelino Camacho, der legendäre Führer der spanischen „Arbeiterkommissionen“ (CCOO), berichtet in seinen Lebenserinnerungen, daß im Jahre 1976 der Jesuit Paco García Salve ins Zentralkomitee der KP Spanien (PCE) aufgenommen wurde; ders., Confeso que he luchado. Memorias, Madrid 1990, S. 408.

10 Für die Parteien der Kommunistischen Internationale hat Ernesto Laclau in einem frühen Aufsatz auf den Zusammenhang zwischen einer falschen Ideologietheorie und den Fehlern und Niederlagen der kommunistischen Politik in der Auseinandersetzung mit dem Faschismus aufmerksam gemacht, ders., Faschismus und Ideologie, in: Ders.: Politik und Ideologie im Marxismus, Berlin 1981, S. 73 ff.; vgl. neuerdings zu diesem Problem: Stuart Hall, Ausgewählte Schriften, Berlin 1989.

neueren Publikation darauf aufmerksam, daß „die Ausklammerung des Alltagsverstandes und der damit verbundenen kulturellen Fragen [...] auch ein Ausdruck des Ökonomismus der 2. Internationale (war), wie auch der ökonomistischen Reduktionen, die die Entwicklung des Sozialismus und der Arbeiterbewegung im 20. Jahrhundert kennzeichneten".[11] Die Bedeutung Gramscis als marxistischer Theoretiker liegt daher vor allem darin, daß er in seinen Schriften zur Volkskultur und zum Alltagsverstand (senso commune) – und dabei auch zur Bedeutung des religiösen Moments in ihr (zumal in Italien) – mit solchen mechanistischen Vorstellungen (vor allem auch im Hinblick auf die Aufgaben des ideologischen Kampfes der Kommunistischen Partei) gebrochen hat. So finden sich bei ihm Bemerkungen, die nichts mit der sonst üblichen Denunziation des „religiösen Moments" zu tun haben. Gramsci erkennt die Bedeutung des religiösen Moments als ein Element der sozialen und ideologischen Reproduktion, also als ein Terrain, auf dem Hegemonie errungen werden muß. So schreibt er u. a.: „Sicher existiert insbesondere in den katholischen und orthodoxen Ländern eine Religion des Volkes, welche sehr verschieden von der Religion der (religiösen) Intellektuellen ist und besonders von der Religion, die von der Kirchenhierarchie organisch systematisiert wird [...] So ist es wahr, daß eine ‚Volksmoral' existiert, die als ein in (Zeit und Raum) determiniertes Ensemble von Maximen für die praktische Lebensführung und davon abhängiger oder produzierter Sitten zu verstehen ist, eine Moral, die wie der Aberglaube eng an die realen religiösen Glaubensvorstellungen gebunden sind [...]"[12]

Erwin Eckert kannte weder im Jahre 1931 noch in späterer Zeit die fragmentarischen Notizen, die der Führer der italienischen Kommunisten, Antonio Gramsci, in der faschistischen Kerkerhaft zwischen 1929 und 1935 niedergeschrieben hatte; denn sie wurden erst sehr viel später veröffentlicht. Auch konnte er die Debatten in der kommunistischen Bewegung seit Mitte der 70er Jahre über die historische Bedeutung von Gramscis Werk nicht mehr nachvollziehen. Für eine angemessene Beurteilung seines Verhaltens und seiner Entscheidung bis zum Jahre 1931 kann daher nur jene Zeiterfahrung herangezogen werden, die nicht nur ihn, sondern auch andere Intellektuelle (und als Pfarrer war Eckert nun einmal per definitionem ein – wenn auch typisch traditionaler – Intellektueller) in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, der Oktoberrevolution, den revolutionären Nachkriegsauseinandersetzungen, danach wieder in der Zeit der Weltwirtschaftskrise, der gewaltigen Anstrengung zum „großen Sprung nach vorne" in der Sowjetunion (Industrialisierung und Kollektivierung) und nicht zuletzt der faschistischen Gefahr geprägt haben. Es war letztlich die große geschichtliche Energie, die von der russischen Oktoberrevolution (hier nur vergleichbar der Großen Französischen Revolution des Jahres 1789) ausging, die Menschen wie Erwin Eckert mitgerissen und schließlich befähigt hat, Entscheidungen zu treffen, die existentielle Zerreißproben (nicht allein in und mit der Kirche) bedeuten mußten. Es ist [185] gerade heute notwendig, die innere Logik dieser geschichtlichen Perioden mit ihrer gebündelten Energie zu rekonstruieren, um die Motive der in ihnen handelnden Menschen annähernd richtig nachzuvollziehen. Eric Hobsbawm hat in einer Rückschau auf das Zeitalter, das mit dem Oktober des Jahres 1917 begann und in den Jahren 1989/90 endete, dazu u. a. gesagt: „Es ist unmöglich, die ganze Geschichte unseres Jahrhunderts zu verstehen, wenn wir uns nicht daran erinnern, daß die alte Welt des globalen Kapitalismus und der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer liberalen Version 1914 zu Bruch gegangen war und daß der Kapitalismus in den nachfolgenden 40 Jahren von einer Katastrophe in die andere schlitterte. Selbst die konservative Intelligenz hätte damals keinen Dukaten mehr auf sein Überleben gewettet."[13]

[186]

11 Sabine Kebir, Gramscis Zivilgesellschaft, Hamburg 1991, S. 116.
12 Antonio Gramsci, Marxismus und Kultur, Hamburg 1987, S. 239.
13 Eric Hobsbawm, Der Tag nach dem Ende eines Zeitalters, in: Sozialismus 2/1992, S. 23 ff., hier S. 24.

Gert Wendelborn
Zur Legitimität des Eintritts Erwin Eckerts in die KPD

Rund zwei Jahrzehnte lang war Erwin Eckert Mitglied der SPD. Er war kein passives Mitglied, sondern engagierte sich in der Weimarer Republik in ihr für sozialistische Politik. Auf zahlreichen Parteiveranstaltungen ergriff er das Wort und profilierte sich immer stärker auf ihrem linken Flügel.[1] Das entsprach seinem gesellschaftswissenschaftlichen Erkenntnisgewinn durch eindringende Beschäftigung mit der marxistischen Gesellschaftsanalyse, nicht in der Theorie verharrend, sondern in parteilichem Engagement in den großen politischen Auseinandersetzungen seit der Reichspräsidentenwahl nach dem Tode des ersten Präsidenten Friedrich Ebert 1925. Es entsprach aber ebenso der wachen und hellsichtigen Wahrnehmung der ungeheuren Gefahr in der letzten Periode der Weimarer Republik seit 1929 durch das lawinenartige Wachstum des Einflusses der NSDAP. Es ist ein großes Verdienst des Buches von Friedrich-Martin Balzer und Karl Ulrich Schnell „Der Fall Erwin Eckert. Zum Verhältnis von Protestantismus und Faschismus am Ende der Weimarer Republik“ (Köln 1987, Bonn 1993), den dezidiert antifaschistischen Charakter seiner politischen Arbeit in der Zeit der Notverordnungskabinette detailliert und reich dokumentiert nachgewiesen zu haben.[2] Es ging Eckert um eine antifaschistische Einheitsfront der beiden großen Arbeiterparteien. Er kritisierte auch sektiererische Tendenzen auf Seiten der KPD, primär aber richtete er seinen Stoß gegen die fehlende Kampfbereitschaft seiner eigenen Parteiführung aufgrund ihrer immer stärkeren Verwobenheit in bürgerliche Verhaltensweisen und eines daraus resultierenden Kompromißlertums. Die Folge war, daß er am 2. Oktober 1931, wie er erst aus der Presse erfuhr, wegen „Zellenbildung“ aus der badischen SPD ausgeschlossen wurde. Er hatte sich bisher in der Nähe von Max Seydewitz und anderen Genossen auf dem linken Flügel der SPD gewußt, die – ebenfalls aus ihrer Partei ausgeschlossen – nunmehr die Gründung einer „Sozialistischen Arbeiter Partei Deutschlands“ (SAPD) zwischen SPD und KPD betrieben. Eckert aber erkannte, daß eine neue linke Partei, die gleich anderen linken Grüppchen dazu verdammt bleiben würde, Splitterpartei zu sein, den Erfordernissen einer antifaschistischen Einheitsfront nicht gerecht werden könne. Gerade in Berlin, verhandelte er deshalb mit dem Zentralkomitee der KPD und trat in diese schon am 3. Oktober ein, nachdem er die Zusicherung erhalten hatte, als Mitglied der KPD sein Pfarramt weiterführen und an seinem christlichen Glauben festhalten zu können. Tatsächlich aber bedeutete dieser Schritt das Ende seiner Existenz als Pfarrer, denn die badische Kirchenleitung war nicht bereit, ihm gegenüber dieselbe Toleranz wie das ZK der KPD zu üben.

Das Vorstrafenregister

Zu diesem Zeitpunkt war Eckert schon sechs Mal durch seine Kirchenleitung für seine politische Tätigkeit bestraft worden. Weil er sich bei der Reichspräsidentenwahl 1925 gegen [187] das kirchliche Votum für Paul von Hindenburg aussprach, wurde er mit einer Geldstrafe von 50 RM verwarnt.[3] Eckert hatte sich in einem offenen, im „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“ (SAV) abgedruckten Brief dagegen verwahrt, seine politische Opposition gegen Hindenburg sei ein Verrat an evangelischer Überzeugung. Der Evangelische Oberkirchenrat (EOK) sprach darauf von „leichtfertiger und offensichtlicher Verleumdung“. Bald darauf setzte sich Eckert für die entschädigungslose Enteignung der Fürsten ein und stellte sich damit der offiziellen Haltung des deutschen Protestantismus erneut bewußt entgegen. Die badische Kirchenleitung erließ am 1.6.1926 einen geheimen Erlaß an alle ihre Pfarrer mit der Aufforderung, jedes Eintreten für die entschädigungslose Fürstenenteignung zu unterlassen. In mehreren deutschen Landeskirchen mußten sich religiös-sozialistische Pfarrer für Ihr konträres öffentliches Votum vor Kirchengerichten verantworten. Am schärfsten war der Konflikt mit Eckert, den seine Kirchenleitung noch eigens gemahnt hatte, „sich jeder öffentlichen Agitation in politischen Versammlungen zugunsten einer entschädigungslosen Fürstenenteignung zu enthalten.“ Eckert beugte sich dem nicht, weil der Erlaß eine „Vergewaltigung der Pfarrer als Staatsbürger“

1 Vgl. Friedrich-Martin Balzer, Klassengegensätze in der Kirche. Erwin Eckert und der Bund der Religiösen Sozialisten (Köln 1973, 1975, Bonn 1993), S. 62 ff. Vgl. meine Rezension in der Theologischen Literatur Zeitung 1977, H. 7, Sp. 526 ff.

2 Vgl. meine Rezension in der Deutschen Literatur Zeitung 1988, H. 7/8, Sp. 567 ff.

3 Balzer, Klassengegensätze, a. a. O., S. 66 ff. und S. 102 ff.

darstelle. „Meine Amtspflichten kann ich nie so auffassen, daß ich der Kirchenregierung mehr gehorchen müßte und rückhaltloser wie meinem Gewissen, das ich in Gott gebunden weiß.“ Der EOK setzte dem sein institutionell geprägtes Kirchenverständnis entgegen und forderte Eckert nunmehr zu einer schriftlichen Erklärung auf, er werde künftig seine politische Betätigung zugunsten der Ausübung des Pfarramts so einschränken, „daß wir Ihre weitere Verwendung vor unserer Kirche verantworten können.“ Auch wurde er wiederholt aufgefordert, seine Predigten beim EOK einzureichen. Für mangelnde Bereitschaft zum Gehorsam gegen kirchenregimentliche Anordnungen wurde ihm „stärkstes Mißfallen“ bekundet. Ethisch stand hinter diesem Konflikt ein recht unterschiedliches Verständnis der politischen Folgerungen aus dem 7. Gebot.

Einen Sturm der Entrüstung rief Eckert auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Nürnberg 1930 hervor, als er als einziger religiös-sozialistischer Vertreter die Entschließung gegen die „Religionsverfolgung“ in der Sowjetunion ablehnte. Die zu diesem Tagungsordnungspunkt von ihm gehaltene Rede und die prinzipiellere Rede, die er nicht halten durfte, offenbaren die mannigfachen Gründe für seine Haltung.[4] Eckert leugnete nicht, daß Christen in der Sowjetunion Opfer der revolutionären Umwälzungen geworden waren, führte dies aber primär auf die gesellschaftliche Position der Russischen Orthodoxen Kirche im Zarismus und ihre anfängliche prinzipielle Gegnerschaft gegen die Revolution zurück. Daran knüpfte er die ernste Mahnung an die deutsche evangelische Kirche, sich rechtzeitig aus ihrer ähnlichen Verflechtung in die bürgerliche Gesellschaft zu lösen. Auch wies er darauf hin, daß der Kapitalismus, indem er Unzählige zu Arbeitslosigkeit und Elend verdamme, sich gleichfalls – wenn auch verhüllt – an den Armen vergehe, für deren reale Menschenrechte die Kirche einzutreten habe. Der anklagenden Kirche stellte er sein Bild einer bußfertigen Kirche entgegen. Der EOK aber bescheinigte ihm, diese seine Haltung sei unhaltbar, und mehrere Presseartikel forderten bereits offen seine Entfernung aus dem Pfarramt.

[188] Schon am 25. Januar 1929 war das erste kirchliche Dienstverfahren gegen ihn eingeleitet worden, das am 21. Juni zur „Verwarnung und zur Verurteilung der Tragung der Prozeßkosten“ geführt hatte.[5] Anlaß des Verfahrens war ein Flugblatt, das Eckert zu den preußischen Kirchenwahlen im November 1928 verfaßt hatte. Er habe hier die Kirche herabwürdigend und beleidigend angegriffen. Dies war bereits der dritte Zusammenstoß mit seiner Kirchenleitung gewesen. Doch von nun an häuften sich diese, was nur aus der Polarisierung der politischen Kräfte in der letzten Periode der Weimarer Republik voll verständlich wird. Wegen der Veröffentlichung einer das Verhalten von NS-Pfarrern entlarvenden Karikatur im SAV vom 30. November 1930 wurde Eckert am 3. Januar 1931 ein Verweis erteilt, und er hatte abermals die Kosten des Verfahrens zu tragen.[6] Auf die vorangegangenen Zusammenstöße nahm die 42seitige Anklageschrift gegen Eckert vom 7. Mai 1931, unterschrieben vom „Untersuchungsführer und Anklagevertreter“, OKR Dr. Otto Friedrich, ausdrücklich Bezug.[7] Anlaß dieses Höhepunktes des kirchlichen Kesseltreibens gegen Eckert aber waren von Nazis ausgelöste Tumulte auf einer öffentlichen Veranstaltung der SPD-Ortsgruppe Neustadt a. d. Haardt am 17. Dezember 1930. Eckert wurde von seiner Kirchenleitung beschuldigt, als Redner dieser Veranstaltung die Ursache der Tumulte gewesen zu sein. Unter Berufung darauf wurde ihm die Beteiligung an weiteren politischen Versammlungen am 13. Januar 1931 untersagt. Es war ungewöhnlich, daß sofort mit disziplinarischen Konsequenzen gedroht wurde, zumal NS-Pfarrern keinerlei politische Beschränkungen auferlegt wurden, und so unterwarf sich Eckert solchen Einschränkungen seiner staatsbürgerlichen Rechte auch diesmal nicht, sprach vielmehr weiter auf antifaschistischen Massenveranstaltungen. Der EOK ließ seine Auftritte dienstpolizeilich überwachen. Eckert wollte dem EOK auch keine Aufstellung über Zeitpunkt, Ort und Inhalt weiterer politischer Auftritte geben. Darauf wurde sogar ein allgemeines politisches Redeverbot gegen ihn ausgesprochen.

Am 4. Februar 1931 wurde das Dienststrafverfahren gegen Eckert eröffnet. Am 6. Februar wurde er vorläufig seines Amtes enthoben. Am 10. Februar klagte Eckert dagegen vor dem Kirchlichen

4 Siehe SAV 13. 7. 1930, S. 217 ff 20. 7. 1930, S. 225 ff, dazu Balzer S. 186 ff Balzer/Schnell S. 14 ff.
5 Balzer/Schnell S. 42.
6 Balzer/Schnell S. 89 ff.
7 Wortlaut im Privatarchiv Eckert. Vgl. Balzer/Schnell S. 89 ff.

Verwaltungsgericht durch seinen Bevollmächtigten, Rechtsanwalt Eduard Dietz. Am 16. März kam es hier zum geistigen Schlagabtausch zwischen Friedrich und Eckert. Noch kämpfte Eckert darum, seine Position in der Kirche zur Geltung zu bringen: „Die Kirche ist die Gemeinschaft der in unserer Zeit auf Gott Hinhorchenden, der von ihm Angerufenen, die nicht mehr schweigen können, die rufen und kämpfen müssen um die Verwirklichung seines Willens." „Wir wollen die Kirche nicht zerstören, selbst diese durch und durch bürgerlich-nationalistisch-kapitalistische Kirche nicht, wir wollen sie erneuern, wir wollen eine Kirche der lebendigen Frommen unserer Tage – eine kämpferische Kirche, die das Faule zerstört, das Wertlose einstampft, die Christus den Weg in die Zukunft bereitet. Und weil wir das wollen, müssen wir diese geistlose kirchenbehördliche Überwachungsapparatur zerschlagen, müssen wir dieses unfähige und hilflose Kirchenregiment stürzen, das, um sich zu behaupten, seine Macht bewußt mißbraucht!"[8] Doch am 18. März wurde Eckerts Klage als unbegründet abgewiesen. Ihm wurden erneut die Kosten des [189] Verfahrens auferlegt. Eckert erklärte dazu am 5. April, die Oberkirchenbehörde habe die einzige Möglichkeit, einen geordneten Rückzug anzutreten, verpaßt. Am 12. Juni trat das Kirchengericht gegen ihn zusammen, wo Eckert die Motive seines Handelns durch einen biographischen Rückblick verdeutlichte: „Ich sah von klein auf den unerhörten Widerspruch zwischen dem, was im Willen Gottes beschlossen, gut und gerecht ist, und der Wirklichkeit des Lebens. In der proletarischen Vorstadt Mannheims aufgewachsen, war mir schon als Kind das Elend, das Vertieren, der Jammer der Masse bekannt. Es waren doch alles auch Menschen, die da in der äußersten Not leben mußten [...], und es geschah nichts von der Kirche aus, um das alles zu ändern, um das anzuklagen. Die Kirche, die Pfarrer schwiegen. Das Studium vertiefte diesen Eindruck von der Kraftlosigkeit der Kirche und der Theologie den konkreten Aufgaben des Lebens gegenüber in mir. Der Krieg mit seiner ganzen Grauenhaftigkeit des gegenseitigen Mordens, die ungezählten Nahkämpfe und Todesnähe, die Verantwortung für die von mir zum Sterben Geführten ließen mich in der Tiefe erschrecken vor der Sinnlosigkeit und der Gottesferne einer Gesellschaft, die den Krieg geradezu verherrlicht um der Vorteile willen, die sie sich daraus erhoffte." Mit Blick auf das Geschehen in den letzten Monaten sprach Eckert weiter von einer „Konzentration all dieser Bestrebungen, das Alte zu sichern, die alte gerichtete Gesellschaft und Staatsauffassung, die verlogene Weltanschauung der sterbenden bürgerlichen Gesellschaft zu retten, in der nationalsozialistischen Bewegung, die ihrer Theorie und ihrem Ziele nach durch und durch unchristlich, ja antichristlich ist und in der Maske des ‚positiven Christentums' die Kirche um den letzten Rest des Vertrauens bei allen nicht bürgerlich Frommen bringen muß." Und schließlich stellte er noch die Frage: „Was ist mein ganzer Kampf auch um eine Neuordnung des äußeren Lebens anderes als ein Ringen darum, daß die Seelen meiner Mitmenschen nicht im Elend ersticken und zugrunde gehen?"[9] Die Anklageschrift hatte Eckerts Dienstentlassung wegen prinzipieller Gehorsamsverweigerung gefordert. Das nach 5stündigem Ringen am 14. Juni 1931 gefällte Urteil aber bestrafte Eckert „nur" mit Zurücksetzung in seinem Dienstalter um 6 Jahre und abermaligem Tragen der Verfahrenskosten, was eine empfindliche Geldbuße bedeutete. Das politische Redeverbot wurde nicht aufgehoben.

Das Entlassungsverfahren

Die Höchststrafe, die man nach Gerichtsurteil bereits am 14. Juni erwogen hatte, wurde am 11. Dezember 1931 nachgeholt. Sie lautete jetzt tatsächlich auf „Entfernung aus dem Kirchendienst mit Wirkung des Verlustes der Amtsbezeichnung, des Einkommens, des Anspruchs auf Ruhegehalt und Hinterbliebenenversorgung sowie des Rechts zur Vornahme von Amtshandlungen".[10] Jetzt wurde in der Tat mit Eckert „kurzer Prozeß" gemacht, und das Ganze wirkt anders als die Verhandlungen des 1. Halbjahres nur noch als formaljuristischer Abschluß. [190]

Die Anklage

Anders als in der vorangegangenen Anklageschrift legte Friedrich die Betonung jetzt nicht mehr auf das Verhalten Eckerts im Detail. Vielmehr ist diesmal die gesamte Anklageschrift um den Nachweis

8 Balzer/Schnell S. 146.
9 Balzer/ Schnell S. 169 ff.
10 Privatarchiv Eckert. Vgl. Balzer/Schnell S. 187.

bemüht, daß ein (evangelischer) Pfarrer unmöglich in der dezidiert atheistischen KPD öffentlich wirksam werden kann. Die kommunistische Partei wird ausschließlich von ihrem (militanten) Atheismus her verstanden. Die Anklageschrift vom 13. November 1931 stellt programmatisch fest: „Eine Entscheidung darüber, ob Pfarrer Eckert durch seinen Übertritt zur K.P.D. und durch sein vollkommenes Sich-Einsetzen für diese Partei in vier öffentlichen Versammlungen (sc. in den Tagen nach seinem Eintritt) seine Dienstpflicht verletzt hat, hängt davon ab, wie sich die K.P.D. zu der Frage der Religion, des Christentums und der Kirche, insbesondere der evangelischen Kirche, stellt."

Die Weltanschauung von Karl Marx sei der Materialismus, in dem dem Geist Selbständigkeit und Wirklichkeit nicht zukomme, er vielmehr nur eine Funktion der Materie sei, hinter der eine andere, jenseitige Welt nicht bestehe. Die Materie sei nach Engels nie etwas Endgültiges, Absolutes und Heiliges, sondern ein ununterbrochener Prozeß des Werdens und Vergehens, „des Aufstiegs ohne Ende vom Niederen zum Höheren". Philosophie, Kunst, Recht, Moral und Religion würden vom jeweiligen ökonomischen Zustand hervorgebracht, seien von ihm abhängiger „Überbau". Die Anklageschrift zitiert darauf ausführlich Marx' berühmtes Diktum über die Religion als Ausdruck des wirklichen Elends und Protestation gegen dieses in einem, als Seufzer der bedrängten Kreatur, Gemüt einer herzlosen Welt, Geist geistloser Zustände, Opium des Volkes. Die Aufhebung der Religion als des illusorischen Glücks des Volkes sei die Forderung seines wirklichen Glücks, das Verlangen, einen Zustand aufzugeben, der der Illusion bedarf.

Die Anklageschrift geht von Marx und Engels zum Programm der Kommunistischen Internationale von 1928 über, das auch für die KPD maßgebend sei, um zu zeigen, daß der kämpferische Atheismus hier noch zugespitzt werde. Der hartnäckig und systematisch zu führende Kampf gegen das „Opium für das Volk" sei Teil der die breiten Massen erfassenden Kulturrevolution. Das kommunistische Erziehungs- und Bildungswesen werde auf der Grundlage der wissenschaftlich-materialistischen Weltanschauung umgestaltet. Bestimmend hierfür seien Lenins Schriften über die Religion, denn er schuf den bolschewistischen Staat und wurde „zu einer Art Heiliger des Bolschewismus", „wie sein Grabmal im Kreml zu Moskau für alle Kommunisten eine Wallfahrtsstätte ist." Nach Lenin übernahm der dialektische Materialismus die historischen Traditionen des Materialismus des 18. Jahrhunderts in Frankreich und desjenigen Feuerbachs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Eine abstrakte atheistische Propaganda verfehle freilich Ihren Zweck, denn: „Keine Aufklärungsbroschüre wird die Religion aus den durch die kapitalistische Zwangsarbeit zermürbten, von den blinden zerstörenden Kräften des Kapitalismus abhängigen Massen ausmerzen, solange diese Massen nicht selbst gelernt haben werden, vereint, organisiert, planmäßig, bewußt gegen diese Wurzel der Religion, gegen die Herrschaft des Kapitals in allen Ihren Formen anzukämpfen." Lenins militanter Atheismus lasse keine Ausnahme zu, wie die Anklageschrift an seiner Polemik gegen Tolstoi und Gorki zeigt. Dabei werden genüßlich die jeden religiösen Menschen verletzenden zugespitzt polemischen Aussagen Lenins zitiert, jede Idee von jedem Gott, ja jedes Kokettieren mit einem [191] Gott sei eine unaussprechliche Gemeinheit, niederträchtigste Infektion, die übelste Art der Selbstbespeiung. Auch die Vertreter der modernen wissenschaftlichen Religionskritik seien nur „diplomierte Lakaien des Pfaffentums". Die Aussagen Lenins gegen Religion schlechthin, gegen jede Gottesidee seien von grenzenlosem Haß und Abscheu gegen Religion, Christentum und Kirche erfüllt. Lenin gelange freilich aus strategisch-taktischen politischen Erwägungen auch zu der Feststellung: „Die Einheitlichkeit dieses wirklichen revolutionären Kampfes der unterdrückten Klasse für die Schaffung eines Paradieses auf Erden ist uns wichtiger als die Einheitlichkeit der Meinungen der Proletarier über das Paradies im Himmel."

Zwecks direkter Verbreitung des Atheismus sei 1925 eine Internationale proletarischer Freidenker gebildet worden, in der sich freilich bald die starken Unterschiede zwischen sozialdemokratischer und kommunistischer Richtung geltend gemacht hätten, die 1930 zum offenen Bruch führten. 1931 habe sich unter dem starken Einfluß des Bundes der Kämpfenden Gottlosen der Sowjetunion ein Verband der proletarischen Freidenker Deutschlands gebildet. Die Leipziger Gründungsversammlung habe unter der Losung gestanden: „Der Kampf gegen die Religion ist Kampf für den Sozialismus." Seitdem sei der Kampf gegen Religion und Kirche in Deutschland wesentlich lebhafter und

nachdrücklicher geworden. Möge dieser Verband organisatorisch selbständig sein, so sei er doch seinem Ursprung und Ziel nach ein Stück der KPD, die mit ihrem religions- und kirchenpolitischen Programm und mit Hilfe einer ganzen Reihe sog. Kulturorganisationen durch mannigfache Presseerzeugnisse Propaganda triebe. Sogar auf Schallplatten werde z. B. in widerlichster Weise das Weihnachtsfest verhöhnt – schaut man genau hin, so wird freilich in erster Linie dessen sentimental-bürgerlicher Mißbrauch aufs Korn genommen. In diesem Sinne würden gerade auch Kinder und Jugendliche beeinflußt. Pfarrer Eckerts Aufnahme in die KPD sei angesichts dessen nur politisch-taktisch bedingt, wie schon Lenins diesbezügliche, ausführlich zitierte Bemerkungen aus dem Jahre 1909 zeigten. „Es ist damit ganz deutlich gesagt, daß der von dem Vertreter der K.P.D. in Mannheim angeführte Ausspruch Lenins nicht dahin ausgelegt werden kann, daß die K.P.D. an sich wohl religionsfeindlich ist, das aber nicht so ernst nehme, sondern geeignetenfalls auch einmal Duldung gegen Kirche und ihre Vertreter üben kann, sondern nur dahin verstanden werden darf, daß die K.P.D. unter allen Umständen den revolutionären Klassenkampf zu führen hat und jeden bei sich aufnimmt, der für diese Forderung eintritt, auch wenn er etwa Geistlicher sein sollte, weil der Kampf gegen Religion und Kirche unter gewissen Umständen hundertmal besser durch den Klassenkampf geführt wird als durch eine nackte atheistische Propaganda. Durch die Zulassung eines Geistlichen in Ihre Reihen weicht die K.P.D. auch nicht einen Finger breit von ihren Grundsätzen und Forderungen politischer, wirtschaftlicher und religiöser Art ab.“

Daraus zieht die Anklageschrift die Folgerung: „Ein Geistlicher unserer Landeskirche kann daher niemals ein sich für diese Partei einsetzendes Mitglied derselben sein.“ Kein Pfarrer könne auf der einen Seite Gottes Wort verkünden und auf der anderen Seite sich in aller Öffentlichkeit zur KPD bekennen, die Gott leugnet, selbst wenn er vielleicht nur Ihren wirtschaftlichen und politischen Kampf billige. Die Anklageschrift beruft sich auf eine Feststellung des Kirchengemeinderats von Mannheim vom 9. Oktober: „Der Übertritt des Herrn Pfarrer Eckert zur kommunistischen Partei und die Art, wie er ihn vollzog, hat in der [192] evangelischen Gesamtgemeinde Mannheim tiefste Beunruhigung und Erregung hervorgerufen. Es wird nirgends verstanden, daß ein evangelischer Pfarrer Mitglied und Anwalt einer politischen Partei wird, die der Kirche hemmungslos feindlich gegenübersteht und an der die Gottlosenbewegung ihren stärksten Rückhalt hat.“ Eckert sei deshalb als Pfarrer in Mannheim nicht mehr tragbar. Die Anklageschrift folgert, Eckert habe durch sein öffentliches Eintreten für die KPD seine Dienstpflicht verletzt. „Jedes öffentliche Amt, insonderheit aber das Pfarramt, erfaßt den Menschen in seinem gesamten, insbesondere in seinem öffentlichen Handeln. Der Pfarrer kann sein Amt nicht zeitweilig abstreifen und dann frei und ohne Rücksicht auf sein Amt sich betätigen.“ Interessant ist der Passus: „Ich versage mir ein Urteil darüber, inwieweit er (sc. Eckert) auf dem Boden des Christentums und insbesondere des Bekenntnisstandes unserer Landeskirche sich bewegt. Soviel scheint mir aber sicher zu sein, daß er wie die übrigen Kirchen auch die badische Landeskirche in ihrer konkreten derzeitigen Erscheinung als im Widerspruch zu den Forderungen des Christentums stehend ansieht und anklagt.“ Als nebensächlich erscheint gegenüber diesem Grundsatzproblem der zweite Vorwurf gegen Eckert, er habe inzwischen seine sechswöchige Studienreise mit einer sozialdemokratischen Delegation in die UdSSR angetreten, obgleich der EOK den dazu erforderlichen Urlaub widerrufen habe. Diese Anklage wirkt umso unverständlicher, als Eckert zu dieser Zeit – aufs neue vorläufig vom Dienst suspendiert – seinen Beruf gar nicht mehr ausüben durfte. Nach seinem Eintritt in die KPD sei diese Reise zu einem Werbeakt für den Kommunismus geworden.

Die Verteidigung

Demgegenüber plädierte zwar Verteidiger Dietz am 1. Dezember in einer Eingabe an das Kirchliche Dienstgericht auf Freispruch.[11] Gegenüber Eckerts Schritt sei sachlich wie rein persönlich die gründlichste und zugleich menschlich wohlwollendste Prüfung des Sachverhalts und der sich daraus ergebenden Folgerungen geboten, zumal die Kirchenbehörde sich „bei Gewissenskonflikten nicht lediglich als vorgesetzte Disziplinarbehörde, sondern vor allem auch als eine verständnisvolle und wohlwollende Schützerin in den schweren Lebenskämpfen betätigen sollte“. Die Anklageschrift aber lasse

11 Privatarchiv Eckert.

von solchem Geist nichts spüren, sondern suche von vornherein die Verteidigung des Angeklagten durch Begriffe wie „dialektische Kniffe“ und „rhetorische Spiegelfechtereien“ zu disqualifizieren. Der Angeklagte sei nicht verantwortlich für die auf 30 Seiten in der Anklageschrift aufgeführten antireligiösen und antikirchlichen privaten und öffentlichen Äußerungen Lenins und der Kommunistischen Internationale, noch weniger für journalistische Herabsetzungen und Schmähungen christlicher Institutionen und christlichen Glaubens. Für die allein entscheidende Frage der Vereinbarkeit von Marxismus und Christentum kann nach Dietz die persönliche Einstellung von Marx und Engels nicht allein maßgebend sein, und man müsse auch bei Lenin die besonderen russischen Verhältnisse berücksichtigen. In Deutschland habe die KPD 90% ihrer Wählerstimmen von Menschen erhalten, die christlichen Kirchen und Glaubensgemeinschaften angehören. Die in der Zulassung Eckerts zur KPD ohne Bedingungen liegenden Chancen sollten genutzt werden, und man dürfe ihm in seinem [193] schweren Kampf nicht in den Rücken fallen, sollte vielmehr seinen Schritt als Tat von historischer Tragweite auch im Interesse der evangelischen Kirche begrüßen.

Das Urteil

Doch das Urteil vom 11. Dezember 1931, veröffentlicht in Nr. 2 des Gesetzes- und Verordnungsblattes für die Vereinigte Evangelisch-protestantische Landeskirche Badens vom 22. Februar 1932, erging im Sinne der Anklage. So werden in der ausführlichen Urteilsbegründung auch die Passagen der Anklageschrift nur teilweise umgestellt, so gewiß Eckerts und Dietz’ Argumente in Kurzfassung angeführt werden. Die Modifizierung der Behauptung der Anklage, Mitgliedschaft in der KPD und Ausübung des geistlichen Amtes seien unvereinbar, änderte doch nichts am Ergebnis des Beweisverfahrens: „Das Dienstgericht ist der Auffassung, daß Pfarrer Eckert, auch wenn man seinen Übertritt zur KP.D. an sich für zulässig erachtet, jedenfalls die Pflicht gehabt hätte, daran die Bedingung zu knüpfen, daß man ihm in der Betätigung der religiösen Ansichten innerhalb der Partei freie Hand läßt, anstatt ihn umgekehrt in dieser Richtung zu binden. Pfarrer Eckert stand also vor der Wahl, entweder in die K.P.D. einzutreten und deren Vorschriften über die Nichtbetätigung auf religiösem Gebiet für die Kirche innerhalb der Partei anzuerkennen oder zu seiner Kirche als deren Vertreter zu stehen und von seinem Eintritt in die K.P.D. abzusehen. Er ist den ersteren Weg gegangen und hat seine weltpolitische Einstellung der religiösen Anschauung vorgezogen.“[12]

Das Verfahren gegen Heinz Kappes – ein Vergleich

Daß das Verfahren gegen Eckert in Wahrheit sehr wohl dezidiert politischen Charakter hatte, erweist nicht zuletzt der Vergleich mit der Anklageschrift gegen den religiös-sozialistischen Pfarrer Heinz Kappes vom 30. Oktober 1933.[13] Diese war ebenfalls von Dr. Friedrich unterschrieben, der zu dieser Zeit aus seinen Sympathien für die NSDAP kein Hehl mehr machte und ihr vielleicht sogar als Mitglied angehörte. Kappes wird u. a. vorgeworfen, sich 1931 voll und ganz für Eckert eingesetzt zu haben. Ausdrücklich wird ihm darauf sein Antifaschismus zum Vorwurf gemacht: „Nachdem seit den September-Reichstagswahlen 1930 der Nationalsozialismus in machtvoller Weise in den politischen Kampf eingetreten war, hat es Pfarrer Kappes sowohl als religiöser Sozialist wie auch als Mitglied der S.P.D. auch für seine Aufgabe angesehen, in Wort und Schrift gegen die deutsche Freiheitsbewegung einzutreten.“ Wie wenig die Kirchenleitung primär von Sorge um die Reinheit geistlicher Verkündigung geleitet war, ergibt sich daraus, daß im folgenden Kappes gerade seine Predigten in Pfingstgottesdiensten des Jahres 1933 vorgeworfen werden, in denen er sich gegen die Verwechslung des Hl. Geistes mit Menschengeist wandte (S. 14 ff.) – angesichts des damals in der Kirche virulenten nationalistischen Rausches zweifellos die primäre Aufgabe jedes Verkündigers des Wortes Gottes. Kappes erklärte ausdrücklich: „Die Begeisterung, die von Zeit zu Zeit wie ein Rausch die Menschen erfaßt, schafft keine innere Wandlung.“ Es helfe nur das alleinige Trauen auf Gott, auf seinen lebenschaffenden Geist. [194] Kappes wurde auch politisch konkret: „In Wirklichkeit ist die Zerrissenheit in unserm Volk nicht überwunden. Es gibt Sieger und Besiegte. 26.000 von den Besiegten sitzen

12 Gesetzes- und Verordnungsblatt für die Vereinigte Evangelisch-protestantische Landeskirche Badens, Nr. 2 vom 22.2.1932, S. 22.

13 Privatarchiv Eckert.

(nach einer Zeitungsnachricht) in Gefängnissen oder Arbeitslagern. Viele sind geflohen. [...] Viele schweigen [...], oder sie heucheln. Niederste Instinkte rücksichtsloser Streberei, Angeberei, der Rache gegen frühere Verantwortliche [...] sind losgelassen.“ Die Wirkung des „Fürsten dieser Welt“ seien Gewalt, Knechtung, Lüge, Haß und Hochmut. Die Kirche Christi sei dazu da, mit diesen finsteren Geistern zu kämpfen. „Versagen wir nicht aus mangelndem Mut, aus Furchtsamkeit immer wieder? Es ist bequemer, mit dem ‚Fürsten dieser Welt‘ zu paktieren, mit dem Strom zu schwimmen, trunken zu sein vom Wein der Zeit, als da zu kämpfen, wo wir als Christen kämpfen müssen.“ Der wahre Geist wirke Liebe, wahre Volksgemeinschaft aus Gerechtigkeit, Lösungen, die allen Recht und Hilfe schaffen. „Koste es, was es wolle. Auch wenn wir selbst als Opfer in das Saatfeld der Zeit eingesät werden. Denn anders als durch Opfer wird der Geist des Todes nicht überwunden.“ Kappes wurde für dieses klare, theologisch saubere, zeitkritische Aussprechen von Gottes Willen von derselben Behörde, die Erwin Eckert als Pfarrer nicht ertrug, zwangsweise in den Ruhestand versetzt.

Reaktionen von Laien auf das Urteil

Die Reaktionen von Laienchristen auf Eckerts Eintritt in die KPD waren naturgemäß sehr unterschiedlich. Ich fand im Privatarchiv Balzer ein Schreiben des Dipl. Ing. Hans Schmidt an das Evangelische Gemeindeamt Mannheim vom 7. November 1931, das eine offene Denunziation darstellt: „Wenn die badische Kirchenregierung sich noch lange überlegt, ob sie den Pfarrer Eckert halten will oder nicht, werde ich mir überlegen müssen, ob ich noch einer Kirche angehören kann, die die zersetzende, irreführende und verderbliche Tätigkeit dieses Wirrkopfes weiterhin dulden will. Diese Auffassung ist in meinem Bekanntenkreis weit verbreitet, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie dieses Schreiben auch der Kirchenregierung zur Kenntnis brächten. Die evangelischen Steuerzahler haben kein Geld für etwaige Informationsreisen nach Rußland.“ Ich fand hier aber auch den bewegenden und theologisch tiefgründigen Brief von Luise Rudolph vom 25. November 1931 an den Präsidenten des EOK, D. Klaus Wurth, zugunsten Eckerts. Dieser habe aus seiner großen Liebe, aus seinem Glauben heraus den Mut, sich auf die Seite der Allerärmsten, Ausgestoßenen und Verachteten zu stellen, weil er Gottes Auftrag an unsere Zeit wirklich begreife und aus unbedingtem Gehorsam Gott gegenüber handle. Statt dankbar zu sein, daß ein Geistlicher es wage, die Kluft zu den Ausgestoßenen in tatchristlicher Liebe zu überbrücken, was die Kirchen längst hätten tun sollen, und sich mit dafür einzusetzen, daß die gegenwärtigen gottwidrigen Lebensverhältnisse und Ordnungen aus Jesu Geist umgestaltet werden, scheine die Kirche mit vielen Pharisäern und „Frommen“ blind und verstockt zu sein. Die Seelen der Tausende von Menschen, die aus Hunger und Elend am Leben verzweifeln, werden einst von den Kirchen gefordert werden, wenn wir nicht dafür kämpfen, daß die Ursachen ihrer Verzweiflung und Gottlosigkeit beseitigt werden. „Ich bitte in letzter Stunde dringend und mit mir viele, daß unsere Kirche sich von Gott die Augen öffnen lassen möchte.“ Christen sollten ernstlich Buße tun und sich hüten, andere – auch Gottlose und Freidenker – zu richten, an denen sie schuldig wurden. „Da ist der Antichrist, wo der Mammon als ‚Gott‘ angebetet wird und alles Gold der Welt zusammengerafft wird; der [195] Tanz um das goldene Kalb ist die Profitgier und Kapitalsucht der Menschen, die Millionen Gottesgeschöpfe auf die Straße werfen und leiblich und seelisch verkommen lassen. Nicht da, wo Menschenbruderschaft, Gerechtigkeit, Brot und Arbeit für alle Menschen erstrebt, erkämpft und geschaffen wird, ist der Antichrist.“ Allen Menschen, auch Sozialisten und Kommunisten, sei mit Geduld und Heilandsliebe zu begegnen, die nicht den Tod des Sünders will. Gott wolle, daß allen Menschen geholfen werde mit der Heilandsliebe, die gerade den verlorenen Schafen nachgeht. In Wurths handschriftlicher Antwort vom 28. November 1931[14] ist durchaus zu spüren, daß dieser Brief ihn innerlich berührte, wenn er sich auch mißverstanden glaubte und von einem ernsten und tiefen Zwiespalt zwischen der Adressatin und sich sprach.

Eckerts Eindrücke von der Sowjetunion

Erwin Eckert trat mit seinen Feinden in der Kirche nicht in einen weltanschaulichen Disput ein. Gegenüber der sichtbaren Kirche meinte er resignieren zu müssen, da sie sich mit seinem Bild von der Kirche Christi schlechthin nicht vereinbaren ließ. Daß er aber aus dezidiert politischen Gründen in

[14] In: Privatarchiv Eckert.

die KPD eingetreten war, weil diese als einzige Partei die bestehende Gesellschaftsordnung fundamental wandeln wollte, das zeigen sehr anschaulich seine Reiseberichte aus der Sowjetunion. Ob er in ihnen die gesamte Wirklichkeit des damals einzigen sozialistischen Landes der Erde eingefangen hat, ist natürlich gerade heute zu fragen, wo über sieben Jahrzehnte nach der Oktoberrevolution auch der dort begonnene Weg abgebrochen und die UdSSR aufgelöst wurde. Aber weshalb Eckert hier eine Bestätigung seiner politischen und sozialethischen Ziele sah, das verdeutlichen diese Reiseberichte, in denen er sich wieder einmal als glänzender Stilist erwies, zweifelsfrei. In der kommunistischen Presse erschienen m. W. vier solche Berichte. Erste Eindrücke[15] kennzeichnete er so: „In Sowjetrußland wird mit Hochdruck gearbeitet. Überall wird gebaut, alter Plunder eingerissen, ganz neue Arbeiterwohnkolonien entstehen, wo früher nichts war, Fabriken werden errichtet im Weichbild der Stadt, Kooperativen, Konsumläden, Genossenschaftsverwaltungen, Arbeiterklubhäuser [...] Der russische Staat ist endgültig in der Hand des werktätigen Volkes selbst [...] Die Behauptung der Feinde der Sowjetunion, die Spitzen der Bajonette der Roten Armee sicherten die Diktatur eines kleinen Klüngels gegen das werktätige Volk, ist eine groteske Lächerlichkeit. Das Volk selbst ist bewaffnet, es wird keinen Tyrannen dulden, sein ‚Militarismus' ist organisierter Selbstschutz des russischen Proletariats gegen die ihm feindliche kapitalistische Welt [...] Auf den Straßen fluten die Massen der Arbeiter, ernst und von der Wucht ihrer Aufgabe betroffen [...] Man kann es mit den Händen greifen, daß sich die Klasse der bisher Unterdrückten aus der Tiefe emporringt und eine neue Gesellschaft baut, in der es keine erniedrigten Menschen mehr geben wird. Millionen, die noch vor 15 Jahren in hoffnungsloser Apathie dahinlebten unter der Macht der Großfürsten, Großbauern und Geldleute, haben sich aufgerichtet. Sie gehen aufrecht auf den Boulevards ihrer Stadt, sie sind stolz auf ihr Land, alles gehört ihnen [...] Wer arbeiten will, kann auch essen und leben in Rußland. Arbeit findet sich überall. Fast zu viel für die gigantischen Ziele, die sich das Volk im Fünfjahrplan gestellt hat."

[196] Die folgenden drei Originalberichte beruhen auf frischen persönlichen Eindrücken aus verschiedenen Teilen des Riesenreiches. So beschreibt er im zweite Originalbericht[16] den Dnjeprostroj als gewaltigstes Kraftwerk der Welt, wo neun bisher als unüberwindlich geltende Stromschnellen bezwungen wurden – an einer Stelle, wo sich drei Jahre zuvor nur eine kleine mennonitische Ansiedlung befand. Eckert spricht von einer 450 Meter langen riesigen Flußsperre und 32 gewaltigen Zementblöcken von über 40 Meter Höhe. Jede der neuen Turbinen werde 90.000 Kilowatt Strom produzieren. Im Hintergrund sehe man den hohen Gebäudekomplex der neuen Aluminiumfabrik und die Konturen der Hochöfen zur Verarbeitung der Kohlenerze. Der dritte Erlebnisbericht[17] berichtet von der folgenden Fahrt bis in den Nordkaukasus. Eingehend beschreibt er eine neue Schuhfabrik in Taganrog, wo noch 1926 nur eine kleine Zigarettenmanufaktur stand. Er schildert den Werdegang des roten Direktors, der als Analphabet aufwuchs, sieben Jahre in der Roten Armee diente, darauf als Schuster in der Fabrik begann und sich in Abendkursen bildete. Auf der Fahrt stoße man überall auf Arbeitsklubs, Unterhaltungs- und Bildungsstätten des Proletariats. Man könne sich als Westeuropäer kaum vorstellen, welche Erziehungsarbeit in den neu erstellten russischen Werken geleistet werden müsse. Umso anerkennenswerter sei die rasch ansteigende Leistungsfähigkeit der jungen proletarischen Belegschaften. Eckert erzählt von den Stoßtrupps roter Brigadiere, ihren leuchtenden Augen, ihrem inneren Beteiligtsein an der Arbeit, dem solidarischen Zusammenhalt der Betriebsbelegschaft, dem gegenseitig anfeuernden Beispiel höchster Arbeitsleistung.

Der vierte Originalbericht[18] schließlich berichtet aus Baku, der Hauptstadt Aserbaidshans. In wenigen Jahren habe sich hier die Einwohnerzahl verdoppelt. Vor der Revolution eine typisch orientalische

15 Rote Post 1.11.1931 in: Privatarchiv Eckert.

16 Volkstribüne 7.11.1931, in: Privatarchiv Eckert.

17 Volkstribüne 14.11.1931, in: Privatarchiv Eckert.

18 Volkstribüne 21.11.1931, in: Privatarchiv Eckert; seine Erlebnisse auf den Erdölfeldern in Baku bildeten 1933 während seiner Düsseldorfer Gefängnishaft die Grundlage einer romanhaften Darstellung, wofür er nach 1949 vom Verlag Volk und Wissen ein Honorar für den geplanten Abdruck als Buch erhielt. Vgl. hierzu auch das Protokoll des Untersuchungsrichters beim [197] Bundesgerichtshof von 1953 und den Leserbrief in den Badischen „Mitteilungen" (11/12 1988, S. 32) von Dekan i. R. Michael Ertz „Durch eine ‚Aktentaschen-Affäre' bloßgestellt?"

Stadt, biete es heute das Bild einer modernen, vorwärtsstrebenden Großstadt mit neuen Wohnvierteln, die denen in Berlin und New York nicht nachstehen. Stark beeindruckt zeigt sich Eckert vom Kulturpalast, der zugleich Gesellschaftshaus, Theater, Kino, Schule und Erholungsstätte sei. Für 1,5 Millionen Mark erbaut, werde er täglich von 2.000 Menschen besucht. Der Unterricht erfolge durch Radio, Wandtafeln, Bilder und Modelle. Sie klären z. B. auf über die physiologischen Vorgänge bei der manuellen Arbeit, die einzelnen Arbeitsprozesse, Verhütung von Betriebsunfällen, Hygiene und Sauberkeit. Am nächsten Morgen besuchte er in diesem Zentrum der Erdölindustrie Bohrtürme und sah die dicken Rohre, die zu Raffinerien und Verladestationen am Meer führten. Etwa 14 Kilometer weit erstreckten sich Tausende von Bohrtürmen, die sämtlich nach der Revolution erbaut seien. Das Erdöl werde aus einer Tiefe von oft über 1.000 Metern heraufgeholt. Die Türme seien durchschnittlich 35–50 Meter hoch. Früher, als Rothschild hier einzig um seinen Profit besorgt war, waren 75% der Arbeiter tuberkulös. Sie mußten täglich 12-14 Stunden bei miserablen Löhnen ohne bezahlten Urlaub schuften und starben schon nach wenigen Jahren. Heute wohnen sie in neuen, sauberen Wohnungen und werden [197] jährlich 24 Wochen kostenlos in Kurorte zur Erholung geschickt. Täglich gebe es kostenlos Milch, und die Arbeitszeit sei auf maximal sieben Stunden beschränkt. Überstunden seien hier nicht gestattet. Die Produktion habe sich seit der Revolution trotzdem auf das 50-fache erhöht. Die heutige Bohrmethode sei um das 20-fache billiger als die frühere. Angehörige aus 73 Nationen arbeiten auf den Ölfeldern. Der Anbau von Baumwolle habe sich in Aserbaidshan von 144 auf 20.000 Hektar vergrößert. 19 Traktorenstationen seien bereits mit 4.000 Traktoren bestückt. Vor der Revolution gehörte das flache Land acht Großgrundbesitzern, während es hier heute neben Kollektivwirtschaften und selbständigen Bauernwirtschaften 51 große Mustergüter gebe.

Nach Rückkehr von der sechswöchigen Reise sprach Eckert erneut auf vielen überfüllten Versammlungen über seine Reiseerlebnisse und die daraus abzuleitenden Folgerungen, so am 1. Dezember 1931 in der Städtischen Festhalle zu Lörrach.[19] Man befinde sich dort nicht in einem Paradies, doch sei ein so gewaltiger Fortschritt zu verzeichnen, wie ihn in keiner anderen Periode der Weltgeschichte ein Historiker nachweisen konnte. „Rußland ist kein Paradies, sondern ein Kampfplatz, in dem gerungen wird um eine neue Welt." Es gebe dort keine Oberschicht, von der eine Masse von Untergebenen abhänge. Hier stehen nicht besitzende und arme Schichten einander gegenüber. Den Begriff Masse im verächtlichen Sinne gibt es hier nicht mehr. Alle haben die Möglichkeit zu existieren. Überall sei eine Gesellschaftsform im Entstehen begriffen, in der alle gleichberechtigt sind, in der sich keiner über den andern erhebt [...]" Der Wert eines Menschen richte sich nicht nach dessen Besitz. Dabei sehe man auf den Straßen keinen einzigen im westeuropäischen Sinne anständig gekleideten Menschen. Die Leute sehen nicht so gepflegt aus wie hier und sind schlechter gekleidet. Aber früher trug man nur Bastschuhe. „Mich hat es ergriffen, diese einfachen Menschen zu sehen, bewußt Opfer bringend, um das neue Rußland günstiger gestalten zu können. Ist das nicht tausendmal wichtiger, als was sich in Europa zeigt, als die Gier nach Reichtum und dabei auf der andern Seite Massen, die immer mehr ins Elend gedrückt werden, deren Kinder verhungern, Männer und Frauen nichts zu arbeiten haben?" Seine Eindrücke verallgemeinernd setzte er hinzu: „Sowjetrußland ist kein Paradies. Aber die Leute leben besser vom sittlichen Standpunkt aus, denn ihr Leben hat einen Sinn, einen Inhalt bekommen, von dem Deutschland und die übrige Welt nichts kennt." Das alte Rußland war zu über 80% ein Agrarland mit schwacher Industrie. Jetzt aber wurde eine eigene Industrie geschaffen. Sogar mitten in der Steppe, in der vorher nichts war, befinden sich gewaltige Unternehmen. An jedem Ort wächst die Industrie heran, die notwendig ist, um die Bedürfnisse des Volkes sicherzustellen Er habe gewaltige Betriebe mit Belegschaften von 20-30.000 Arbeitern gesehen. Selbst das amerikanische Tempo des industriellen Wachstums werde überboten. Der alt gewordene Kapitalismus sei nicht mehr imstande, mit diesem Tempo Schritt zu halten. Die Bauern schließen sich zu Kollektiven zusammen, und die Regierung gebe ihnen Maschinen auf langen Kredit. Die Bauern seien befreit von ihrem kümmerlichen Dasein, entwickeln ein Bildungsbedürfnis und schaffen zusammen mit den Arbeitern eine neue Welt. In den Musterbetrieben werde der Bauer bereits zum tech-[198]nisch durchgebildeten Arbeiter. Auch hier würden technische und landwirtschaftliche Kurse abgehalten, die die

19 Stenographisches Protokoll, in: Privatarchiv Eckert.

Leute aus dem bisherigen Stumpfsinn ihres kümmerlichen Daseins herausreißen. Es gebe keine Arbeitslosigkeit. „Arbeitslosigkeit ist ein Zeichen, auch in Deutschland, für die unzulänglich gewordene kapitalistische Wirtschaftsorganisation unserer Zeit. Es wird kein Mittel geben, diese in absehbarer Zeit zu Ende zu führen [...] Es gibt nur eines, die Abschaffung, die Zertrümmerung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung [...] Der 2. große gewaltige Vorzug ist, daß nur dann eine Planwirtschaft möglich ist, wenn der Kapitalismus fällt.“ Im Kapitalismus werde „es immer eine Anarchie geben, einen Kampf aller gegen alle, ausgetragen auf den Schultern der werktätigen Masse“. Die Planwirtschaft dagegen könne immer Reserven ausgleichen, Unter- und Überproduktionen vermeiden. Die Leitung der Betriebe werde aus den Arbeitern selbst bestimmt. In ihr tätig zu sein, sei eine Ehre, keine Gelegenheit mehr, sich auf Kosten anderer zu bereichern. „Die Rationalisierung kommt den Arbeitern zugute, während bei uns es umgekehrt der Fall ist. Die Frauen sind den Männern gleichgestellt; sie erhalten bei gleicher Arbeit gleiche Löhne.“ Er habe in Rußland Lokomotivführerinnen und Bauarbeiterinnen gesehen sowie solche, die an den Drehbänken und Bohrmaschinen arbeiten. Auch die Lehrlinge bekommen bereits ihren Lohn und werden gründlich ausgebildet, statt als billige Arbeitskräfte ausgenutzt zu werden. Der Unterricht sei sehr lebensnah. „Die Lehrer sind wie ein Kamerad oder etwa ein Vater, nicht so wie bei uns, daß sie über den Kindern thronen.“

Ohne seinem Glauben untreu zu werden, wollte Eckert sich künftig bewußt auf diese revolutionäre Arbeit konzentrieren: „Ich werde nie Freidenker sein! Ich habe mit den Führern der russischen Gottlosenbewegung lange wissenschaftliche und philosophische Unterredungen gehabt, die sehr ernst waren, und habe gemerkt, daß hier mehr Suchen und Ernst um die letzte Wahrheit des Lebens ist. Viele Führer der Kirche meinen, daß sie die Wahrheit des Lebens längst erkannt hätten. Diese Dinge sind den Menschen so verschlossen, daß es besser wäre, nicht so viel zu sprechen, als seien Gott, die Ewigkeit usw. die täglichsten Erscheinungen des Lebens. Ich kann fast nicht mehr über die Begriffe überhaupt reden, die diese Kirchenregierung benutzt. Ich kann von Gott, von Christus, Ewigkeit und Sündenerlösung sprechen, dann spüre ich, daß das nicht das ist, was ich meine, und deswegen werde ich in Zukunft überhaupt schweigen und aus tiefer innerster Gläubigkeit daran, daß einmal die Zeit kommt, daß Gerechtigkeit in der Welt kommt, in aller Stille, aber entschlossen bis zum letzten Atemzug kämpfen für Gerechtigkeit, Friede und Freude unter den Menschen, für den Kommunismus!“ Nach dem Bericht eines Informanten der Kirchenleitung, der sich im Privatarchiv Balzer befindet, erklärte Eckert in diesem Zusammenhang auch: „In Rußland bahnt sich eine neue Gemeinschaft an, ein neues sittliches Bewußtsein, eine neue Religion. Es bildet sich, ohne daß man von Gott redet, ein neues geistiges Leben mit höheren Formen aus einer höheren Verantwortlichkeit heraus. Es wächst die Gemeinschaft, in der der Einzelne Trost und Aufrichtung empfängt.“ Auch Eckert sah nach einem anderen Stenogramm vom 2. Dezember 1931 aus dem Privatarchiv Balzer viele geschlossene, leerstehende oder zu Fabriken, Klubs und Lagerräumen umfunktionierte Kirchen. Andererseits bestritt er, daß es in der Sowjetunion eine eigentliche Religionsverfolgung gebe. Das wahre Problem sei, daß von denen, die den Aufbau des neuen Rußland tragen, niemand in die Kirche gehe, man dort vielmehr fast nur alte [199] Frauen, dagegen nur wenige Männer sehe. Es sei erschütternd zu sehen, wie diese alte Form des Kultes mitten im neuen Leben als Fremdkörper empfunden werde. Die orthodoxe Kirche sei ohne geistigen Kontakt zu den Trägern der neuen Entwicklung.

Zum Kirchenaustritt Eckerts

Erwin Eckert trat nach seiner Entlassung als Pfarrer aus der Kirche und aus dem Bund der religiösen Sozialisten aus. Noch einmal sei betont: der extreme Schritt des Austritts aus seiner Landeskirche ist selbstverständlich diskussionsbedürftig, änderte aber nichts an seinem Glauben in freilich spezifischem, sozial-ethisch bestimmten Verständnis, woran sich, wie wir heute wissen, bis zu seinem Lebensende nichts änderte. Es bedeutete auch nicht, daß er sein leidenschaftliches Interesse für Prozesse innerhalb der Kirche aufgab. Andernfalls hätte er nicht nach dem 2. Weltkrieg in Südwestdeutschland ein progressives Bündnis von Marxisten und Christen beharrlich angestrebt, bis die beginnende Restauration in Westdeutschland dies unmöglich machte. Da ich selbst 1965 anläßlich der Gedenkfeiern zum 550. Jahrestag der Hinrichtung von Jan Hus in Konstanz ein längeres Gespräch mit ihm führen konnte, weiß ich, mit welch gesammeltem Interesse und mit welchen Hoffnungen er die Entwicklung

der evangelischen Linken in der DDR verfolgte. Freilich trug seine Haltung der offiziellen Kirche gegenüber nunmehr resignative und schroff ablehnende Züge. Die neuerliche Reformation der Kirche[20] konnte nicht von dieser Seite her in Angriff genommen werden, so sehr Eckert die Befreiung der Kirche aus dem goldenen Käfig bürgerlicher Denk- und Verhaltensweisen über längere Zeit mit vollem Recht angestrebt hatte. Sie war vielmehr die Auswirkung biblisch-reformatorischer Neuerkenntnisse angesichts des geballten Einbruchs deutschchristlicher Irrlehre in die evangelische Kirche, denen die religiösen Sozialisten mit Eckert sich verschlossen, weil sie aufgrund ihrer theologisch liberalen Grundhaltung deren eigentlichen Charakter über dem Anschein einer Neuorthodoxie übersahen. Immerhin ist darauf hinzuweisen, daß der Fall Eckert ebenso wie der Fall Dehn[21] bereits Bestandteile des Kirchenkampfes waren, der folglich schon vor 1933 entbrannte. Auch weisen wohl einzelne oben zitierte Feststellungen Eckerts bereits in dieselbe Richtung, die Dietrich Bonhoeffer über ein Jahrzehnt später in seinen Gefängnisbriefen einschlug.

Eckert und seine religiös-sozialistischen Kampfgefährten

Was den Austritt Eckerts aus dem Bund der Religiösen Sozialisten betrifft, so hatte er tiefere Ursachen als die Enttäuschung über die Haltung des Vorstandes zu ihm in der in diesem Aufsatz vorrangig behandelten Zeit. Das verdeutlicht sein Brief an die Landesverbandsvorsitzenden, Wortführer und Vertrauensleute des Bundes vom 9. Dezember 1931.[22] Dort findet sich der Satz: „Auch andere mir bekannte Tatsachen beweisen, daß der Bund nun nichts anderes sein soll als eine Hilfsorganisation der SPD zur Erschließung des Mittelstandes für die jetzige SPD-Taktik. Der jetzige Schriftleiter versucht in jeder Hinsicht für [200] die SPD Stimmung zu machen. Das Blatt ist deshalb auf einer kleinbürgerlichen, kraftlosen Linie angelangt.“ „Es ist schade, daß die Möglichkeiten, die durch meinen Beitritt zur KPD zur Lösung der Probleme, die uns religiöse Sozialisten immer bewegt haben, sich boten, durch die Ängstlichkeit und Abhängigkeit der für die oben geschilderte Entwicklung des Bundes Verantwortlichen illusorisch gemacht wurden.“ Der Bund sei faktisch zu einer Hilfsorganisation des Revisionismus geworden, und die notwendige und durchzukämpfende Spannung zwischen Kirche und Proletariat sei aufgehoben. „Daß aber gerade in der Zeit, in der nur im schärfsten Kampf gegen die Kirche und gegen jede Form des Revisionismus und des Opportunismus etwas erreicht werden kann, der Bund den Weg des im Grunde bürgerlich-liberalen, sozialreformerischen Wollens beschreitet, das macht es mir vollkommen unmöglich, den Glauben aufzubringen, der Bund könne in irgendeiner Weise für die revolutionär-sozialistische Bewegung mit den Kräften des Innersten Lebens noch etwas bedeuten. [...] Ihn in dieser Form weiter zu erhalten, hieße eine Gefahr und eine Hemmung für das revolutionäre Proletariat schaffen, Illusionen nähren für die, die bisher noch einen Funken von Vertrauen auf die besten Kräfte zu der überlieferten Kirche in sich tragen.“

Diese seine Entscheidung konnten damals auch seine Freunde so nicht mittragen. Emil Fuchs veröffentlichte „Ein Abschiedswort an unseren Genossen Eckert“[23], das mit der Feststellung beginnt: „Wir müssen scheiden. Eine tiefe Kluft tut sich zwischen uns auf nach dieser guten und starken Kampfesgenossenschaft vieler schwerer Jahre. Du gehst einen Weg, den wir anderen nicht mit Dir gehen können, obwohl wir Dich nach wie vor lieben auch auf diesem Weg.“ Diese Absage war politisch motiviert, da Fuchs damals mit der großen Mehrheit der Führungspersönlichkeiten des Bundes den Weg der KPD nicht für richtig halten konnte. Sie war zugleich eine kirchliche Entscheidung: „Wir wollen den Kampf um die Kirche fortführen, müssen ihn fortführen.“ Ganz ehrlich meinte es Fuchs, als er formulierte: „Wir wollen Dir beweisen, daß wir unbedingt zur Zukunft des Sozialismus stehen!“ Das setzte Emil Fuchs in die Tat um, als er noch in hohem Alter, enttäuscht von der Politik Schumachers, in die sich gerade bildende DDR übersiedelte, wo er zum Nestor des linken Protestantismus wurde.[24]

---

20 Vgl. Hanfried Müller, „Der Kirchenkampf – Reformation im 20. Jahrhundert“ (Standpunkt 1984, H. 1, S. 20 ff.).

21 Siehe: Materialien des Wissenschaftlichen Kolloquiums der Sektion Theologie der Martin-Luther-Universität Halle zum 100. Geburtstag von Günther Dehn, Beilage zum „Standpunkt“ 1983, H. 1.

22 In: Privatarchiv Eckert.

23 Siehe: Der Religiöse Sozialist vom 27.12.1931, Nr. 52, S. 217.

24 Vgl. zu Emil Fuchs' Lebenswerk seine zweibändige Autobiographie „Mein Leben“ (Leipzig 1957/1959), den auf S. 306-310 abgedruckten Abschiedsbrief an den „Genossen Schumacher“ und zu seinem Spätwerk in der

Der offiziellen Kirche gegenüber machte Fuchs schon 1932 in seinem Aufsatz „Erwin Eckert, die Kirche, die Kommunistische Partei“[25] geltend: „Und wenn nun die Kirche, während sie sich dem Terror von rechts nicht energisch entgegenwarf, [...] heute den Strich gegen Eckert so rasch und energisch zieht, nimmt sie dann nicht sehr deutlich Partei? Die Kirche Jesu Christi müßte allem Gewaltgeist sich entgegenwerfen, da würde sie ein Großes tun. Die Kirche Jesu Christi dürfte sich aber gleichzeitig von niemandem scheiden. Verstehend, warnend, liebend müßte sie zu jedem stehen, der einen Weg aus Not und Schuld der Gesellschaft sucht.“

[201] Leonhard Ragaz[26] stellte dem Weg der Mehrheit der deutschen religiösen Sozialisten wie dem Weg Eckerts seinen Versuch entgegen, politisch einen Pfad zwischen sozialdemokratischer Anpassung an die bürgerliche Gesellschaft und bolschewistischer Revolution zu beschreiten, wobei er besonders auf die Gewaltproblematik hinwies. Theologisch-geistlich bemängelte er bei Erwin Eckert einen gewissen Trend zur Eigengesetzlichkeit des Politischen, „während wir, ohne Gottesreich und Politik zu verwechseln, doch an das Eindringen von Kräften dieses Reiches auch in die Politik glauben“. Ragaz wünschte Eckert, daß er nicht in der Politik auf- oder gar untergehe, zumal er für einen Politiker viel zu draufgängerisch und absolut sei. Er wünsche, daß das Tiefere seines Wesens noch durchbreche. „Für mich ist der religiöse Sozialismus die Erneuerung der Sache Christi in unserer Zeit. Das muß verkündigt werden, alles andere ist bloße Vorbereitung dafür oder Peripherie. Diese Sache muß bei aller Schärfe immer auch weitherzig, umfassend sein. Eckert ist mir oft zu doktrinär ausschließlich. Er gibt mir auch zu viel auf Organisation; er ist mir (wie andern) oft etwas zu diktatorisch, zu ‚preußisch‘ [...]“. Solche Bemerkungen reizen allerdings ihrerseits zum Disput, der sehr schwierig ist, weil er Grundprobleme des Verhältnisses von Geistlichem und Politischem berührt, wo der Weg zwischen Scylla und Charybdis eines Auseinanderreißens wie einer zu engen Verzahnung beider Bereiche zu finden ist.

Eckerts Entscheidung im Urteil theologischer Neuerkenntnisse als Frucht des Kirchenkampfes

Als der Beitritt eines Pfarrvikars der hessischen Landeskirche zur DKP vor zwei Jahrzehnten von der Kirchenleitung abermals zum Problem gemacht wurde, nahm dazu ein Gutachten ausführlich und tiefgründig Stellung[27], das im Auftrag des Direktors der Sektion Theologie an der Humboldt-Universität Berlin für die Christliche Friedenskonferenz (CFK) erstattet wurde und nach Duktus und Denkstil von Hanfried Müller stammt. Dieses bewußt in der Tradition der Bekennenden Kirche abgefaßte Gutachten bestätigt nachträglich Erwin Eckerts Entscheidung, seine Stellung zur KPD nicht von deren Atheismus, sondern von ihrer politischen Zielsetzung her zu entscheiden. Gleich anfangs trifft das Gutachten die alles entscheidende theologische Feststellung: „Denn nicht die abstrakte Frage nach der Stellung einer politischen Partei zur Existenz Gottes, sondern die konkrete Frage nach der Stellung einer politischen Partei zur Existenz des Menschen dürfte das wesentliche Kriterium für die Zusammenarbeit mit und die Mitarbeit in einer politischen Partei für Christen sein, die sich auf den Gott verlassen, der in Jesus Christus die Sache gottloser Menschen zu seiner Sache und diese Menschen zum Gegenstand seines Erbarmens gemacht hat.“ Die wesentliche Frage könne für im biblisch-reformatorischen Sinne bekennende Christen nur lauten, ob es sich um eine humanistische, für das Menschenrecht kämpfende Partei handle.[28]

DDR die Bemerkungen in meinem „Kompendium für neuere und neueste Kirchengeschichte. 1958–1969“ (Rostock/Berlin 1988), S. 54 ff. Siehe auch die Briefe von Emil Fuchs an Erwin Eckert in diesem Band.

25 Christliche Welt, 1932, Nr. 4, Sp. 181.

26 Neue Wege 1931, S. 444 ff.

27 Siehe: Internationale Dialog Zeitschrift 1973, H. 3, S. 201 ff.

28 Siehe hierzu: Wolfgang Abendroth, der Eckert aus dem gemeinsamen antifaschistischen Widerstandskampf nach 1933 in Frankfurt kannte und Friedrich-Martin Balzer 1965 auf die Spur Erwin Eckerts setzte, in seinem Aufsatz „Kritik an den Kommunismus-Thesen Eugen Steinemanns“, in: Der „neue bund“ (Zürich), 1960, S. 65 ff: „Ich persönlich bin zwar kein Anti-Theist in dem Sinne, daß ich die Nichtexistenz Gottes beweisen wollte [...] Ich lasse auch gern jedem, der das für nötig [202] hält, seinen Glauben an jeden Gott, an den er glauben möchte. Nur sollte ein Blick auf die Geschichte gerade diejenigen Christen, die ihren Glauben ernst nehmen wollen, aber eben als Glauben an einen lebendigen Gott, stets erinnern, daß jedenfalls die geschichtliche Wirklichkeit nicht den

[202] Das Gutachten nimmt positiv Bezug auf drei besonders wegweisende kirchliche Verlautbarungen des 20. Jahrhunderts in der deutschen evangelischen Kirche: die Barmer Theologische Erklärung der Bekennenden Kirche[29], das Darmstädter Bruderschaftswort[30] und die Sieben theologischen Sätze über die Freiheit der Kirche zum Dienen, vom Weißenseer Arbeitskreis als der Kirchlichen Bruderschaft in der Berlin-Brandenburgischen Kirche 1963 beschlossen.[31] Im Einzelnen handelt es sich dabei um die V. These der Banner Theologischen Erklärung von 1934 mit folgendem Wortlaut unter Berufung auf 1. Petr. 2, 17: „Die Schrift sagt uns, daß der Staat nach göttlicher Anordnung die Aufgabe hat, in der noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen. Die Kirche erkennt in Dank und Ehrfurcht gegen Gott die Wohltat dieser seiner Anordnung an. Sie erinnert an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und der Regierten. Sie vertraut und gehorcht der Kraft des Wortes, durch das Gott alle Dinge trägt. Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne der Staat über seinen besonderen Auftrag hinaus die einzige und totale Ordnung menschlichen Lebens werden und also auch die Bestimmung der Kirche erfüllen. Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne sich die Kirche über ihren besonderen Auftrag hinaus staatliche Aufgaben und staatliche Würde aneignen und damit selbst zu einem Organ des Staates werden.“ Im Darmstädter Bruderschaftswort zum politischen Weg unseres Volkes von 1947 heißt es u. a.: „Wir sind in die Irre gegangen, als wir begannen, eine ‚christliche Front‘ aufzurichten gegenüber notwendig gewordenen Neuordnungen im gesellschaftlichen Leben der Menschen.[...] Wir sind in die Irre gegangen, als wir übersahen, daß der ökonomische Materialismus der marxistischen Lehre die Kirche an [203] den Auftrag und die Verheißung der Gemeinde Für das Leben und Zusammenleben der Menschen im Diesseits hätte gemahnen müssen.“

Der V. Satz des Weißenseer Arbeitskreises lautet: „Die Kirche kann, weil sie die freie Gnade Gottes für alle bezeugt, nicht Ankläger, Verteidiger oder gar Richter der Parteien der Welt sein. Erst recht kann sie nicht selbst zur Partei der Christen gegenüber den Nichtchristen werden. Dagegen tragen wir, ihre Glieder, im freien Gehorsam des Glaubens konkrete gesellschaftliche Verantwortung, die wir im Denken, Arbeiten, politischen Handeln wahrzunehmen haben. Darum stehen wir vor der Aufgabe, für menschliches Leben, Recht und Frieden Partei zu ergreifen, ohne eine christliche Front aufzurichten. Im Glaubensgehorsam sind wir dessen gewiß, daß uns nichts von Gottes Liebe scheiden kann. Darum begegnen wir der nichtchristlichen Gesellschaft nicht ängstlich oder gehässig, sondern hilfsbereit und besonnen und können so auch in der sozialistischen Gesellschaftsordnung verantwortlich mitleben. Dabei haben wir – frei von Antikommunismus und Opportunismus – zu prüfen, was Gott von uns will, und seinen guten Willen zu tun. So werden wir der Erhaltung des Lebens durch

---

geringsten Anhaltspunkt für die These bietet, daß diejenigen, die diesen Glauben für sich in Anspruch nehmen, zuverlässigere Anhänger einer humanistischen Ethik sind, als zahllose Atheisten und Anti-Theisten. Die Geschichte der heiligen Inquisition, der Glaubenskämpfe, des Hexenwahns, der allerchristlichsten Förderung jeder faschistischen Barbarei durch den Hlg. Stuhl und durch viele (natürlich durchaus nicht alle) protestantische Theologen in unserem eigenen Jahrhundert spricht eine zu deutliche Sprache, als daß dieser Hochmut der Theisten und Deisten jeder Fasson gegenüber Atheisten und Anti-Theisten irgendeine Berechtigung hätte. Daß es genügend nicht nur Atheisten, sondern auch Anti-Theisten gibt, die im Kampf für humanistisches Denken und ethisch rechtfertigbare Kampfmethoden ihren Mann gestanden haben, läßt sich füglich wohl kaum bezweifeln. Mir liegt nichts ferner, so sehr ich Marxist bin, als ein atheistisches bzw. antitheistisches Monopol für humanistisches Denken in Anspruch zu nehmen – aber das entgegengesetzte Monopoldenken scheint mir nicht nur unangebracht, sondern in ernst zu nehmendem Sinn auch unchristlich zu sein“ (S. 68).

29 Die scharfsinnigste Analyse gab Rosemarie Müller-Streisand in ihrem Vortrag „Vierzig Jahre Theologische Erklärung von Barmen – Historische Wirkung und gegenwärtige Bedeutung“ auf einem Kolloquium der Sektion Theologie der Martin-Luther-Universität Halle und des DDR-Regionalausschusses der CFK am 7.5.1974 (siehe Beilage zum Standpunkt 1974, S. 2 ff.).

30 Vgl. meine Schrift „Charta der Neuorientierung. Die Rezeption des ‚Darmstädter Wortes‘ heute“ in der Reihe Fakten/Argumente des Union-Verlags (Berlin 1977) und die in der Beilage zum Standpunkt 8/1977 veröffentlichten Vorträge des Kolloquiums an der Sektion Theologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena am 27. und 28.5.1976.

31 Vgl. „Kompendium für neuere und neueste Kirchengeschichte. 1958-1969“, a. a. O., S. 54 ff.

Mitarbeit und kritischen Rat dienen und jeder Gefährdung des Lebens wehren. Wir werden die in Jesus offenbare Liebe Gottes zur Welt nur so bezeugen können, daß wir von dem weltanschaulich-philosophischen Gegenüber von Theismus und Atheismus nicht mehr fixiert werden. So leben wir täglich aus Gottes Gnade in sorgloser Gelassenheit und gehorchen Gottes menschenfreundlichem Wort, frei gegenüber allen Weltanschauungen und Gedankensystemen, gegenüber allen menschlichen und also auch sozialistischen Geboten der Moral.“ Analog heißt es im VI. Satz „Der Glaubensgehorsam im Arbeiten und Denken“: „[...] Weltall, Erde, Mensch sind das legitime Objekt unserer Arbeit und Erkenntnis. Gott, der in Jesus in unsere Wirklichkeit hineingegangen ist, ist der Schöpfer aller Wirklichkeit. Der Glaube an das aller Wirklichkeit überlegene Wort Gottes erlaubt uns, die gesamte Wirklichkeit sachgerecht zu erforschen, sie zum Wohle der Menschheit zu bearbeiten, zu verändern und zu benutzen und alle Ideologie an der Wirklichkeit zu messen. Es ist sachgemäß, die Wirklichkeit in ihren eigenen Zusammenhängen zu erkennen und zu bearbeiten, ohne Gott als Lückenbüßer einzusetzen, wo unser Wissen und unser Können noch unvollkommen ist [...] Im Glaubensgehorsam werden wir unsere Erkenntnis der Wirklichkeit nicht mit der Wahrheit Gottes verwechseln noch Gottes Wahrheit in Natur und Geschichte statt in seinem Wort suchen. Darum werden wir den Gegensatz von natürlicher Gotteserkenntnis – Theismus – und natürlicher Unkenntnis Gottes – Atheismus – nicht mit dem Gegensatz von Glauben und Unglauben gleichsetzen [...]“

Theologisch betont das Gutachten, daß Christen sich gemäß 1. Kor. 8, 5 nicht abstrakt für sogenannte Götter interessieren, sondern konkret dem Wort Gottes glauben, das im Fleisch erschienen ist. Der Begriff atheos erscheine im Neuen Testament nur ein einziges Mal (Eph. 2, 12). Gerade er, der Unfromme, aber sei der, in dessen Gesellschaft sich Jesus zum Ärger der Frommen und Gerechten begebe. Für diesen Unfrommen, Gottlosen und Sünder sei er gestorben und habe ihn mit sich versöhnt. „Auf einen theoretischen Atheismus im Sinne der intellektuellen Negation der Existenz eines höchsten Wesens hebt die Bibel nirgends ab. [...] Die Bibel versteht unter Gottlosigkeit die Verleugnung des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, die Verleugnung also des Vaters Jesu Christi.“ Den Götzendienst nenne die Bibel Gottlosigkeit. Die Seinen folgen Jesus in seiner Feindesliebe nach. [204] Allein der Christusglaube ist die Aufhebung unserer Gottlosigkeit, Glaube aber ist Gottes Geschenk. „Vom Neuen Testament her ist nicht die Frage des Theismus oder Atheismus, sondern die Frage des Christusglaubens oder der Christusverleugnung gravierend. Dieser Christusglaube bewährt sich in der Nachfolge Jesu, der denen treu blieb, die ihn verleugneten.“ Gerade Juden und Christen wurden in der Antike als „Atheisten“ verfolgt, denn sie „verlassen sich auf das Wort des jeder Anschauung entzogenen Jahwe und auf den gekreuzigten Menschen Jesus als Ihren Gott.“ Die Kirche sei „stets sehr zurückhaltend und behutsam“ gewesen, wenn sie „vom ‚Sein‘ Gottes sprach, um deutlich zu machen, daß sie damit nicht meinte, daß der Inbegriff allen Seins Gott heiße. Die Differenzierung zwischen der theologischen Frage nach dem Gottsein Gottes (deum deum esse) und der philosophischen Frage, ob es einen Gott überhaupt gebe (an deus sit), durchzieht die ganze Kirchengeschichte. Die alte Kirche hat – trotz ihrer so ontologischen Artikulation – mit dem Dogma des unendlich qualitativen Unterschieds zwischen Schöpfer und Geschöpf gegenüber allen gnostischen Emanationsschemata, mit dem Dogma, daß der Sohn gezeugt und nicht geschaffen sei, und an anderen Stellen die Unterscheidung offengehalten zwischen der theologischen Frage nach Gottes Wort und der philosophischen Frage, welche weltlichen Gipfelbegriffe man als höchste Begriffe mit dem Begriff Gott und seiner Existenz verbände. [...] In der Reformationszeit ist es vor allem Luthers Lehre vom Glauben gegen den Augenschein, von der Revelatio sub contrario und die christologische Konzentration seiner theologia crucis, die allein auf die Frage nach dem Gottsein Gottes konzentriert ist und völlig ablenkt von der philosophischen Frage ‚an deus sit‘, die eine Sache der fides historien bleibt.“

Im Übrigen trifft für Erwin Eckerts Entscheidung zum Eintritt in die KPD 1931 zwecks Herstellung einer effizienten antifaschistischen Einheitsfront voll zu, was das Gutachten in den Satz kleidet: „Insbesondere liegt solche Mitgliedschaft (sc. in einer kommunistischen Partei) für Christen dann und dort nahe, wenn und wo keine anderen als sogenannte ‚atheistische‘ Parteien konsequent für Frieden und soziale Gerechtigkeit wirken, weil keine mit kommunistischen Parteien verbündeten, religiös oder weltanschaulich indifferenten Parteien existieren oder sich zur Wahl stellen.“

In einem Vortrag vom 2. Juli 1985 vor marxistischen Dialogpartnern[32] verdeutlichte Hanfried Müller, daß eine solche evangelisch-reformatorische Position freilich niemals die Mehrheit in offiziellen Kirchen bestimmt habe. Er unterscheidet sie fundamental von einem katholisch-humanistischen als weltangepaßten Christentum, das sich in allen Konfessionen findet und seine Angepaßtheit gerade in der Wahrnehmung eigener Interessen gegenüber der „Welt“ kundtut, obgleich ein solches Verständnis des Christlichen gerade auch den Marxisten viel begreiflicher ist als das evangelisch-reformatorische. „Diese reformatorische Bewegung gegen das katholisch-humanistische Christentum existiert bis heute in den meisten Kirchen. Sie wird aber in ihnen in aller Regel unterdrückt – nicht eigentlich verfolgt, sondern eher boykottiert und totgeschwiegen; ihr droht kein Autodafé, sondern allenfalls die Gummizelle. Wirklich verfolgt wird sie nur in den seltenen Fällen, in denen sie historisch wirksam zu werden droht. Historisch offenkundig wirksam wurde diese Bewe-[205]gung – ich spreche einmal nur von Deutschland – in der Reformation von 1516 bis 1521, ähnlich im Kampf gegen das klerikalfaschistische Bündnis 1934 [...] und dann wieder in den Kämpfen gegen die ‚an das Alte und Herkömmliche‘ gebundene Kirche 1945, die 1947 zum Darmstädter Bruderratswort führten.“

Zur inhaltlichen Position dieser evangelisch-reformatorischen Christen in ihrem Verhältnis zur „Welt“ bemerkt Hanfried Müller: „Es ist nicht Sache der Gemeinde Jesu Christi, Gesellschaft oder Staat, Humanismus, Sozialismus oder Kommunismus zu ‚verchristlichen‘. Ihr geht es nicht um ‚christliche‘ Belange, Einflüsse und Programme. Sie ist von daher geprägt, daß Gott vom Himmel auf die Erde gekommen ist, um gottlose Menschen zu retten. Darum heißt für evangelische Christen ‚Heiligung‘: an der Seite Jesu Christi in die Profanität der Sorge für Leben, Recht, Frieden, Freiheit ihrer Mitmenschen geführt zu werden.“ Solche im eigentlichen Sinne evangelischen Christen stellen keine geballte gesellschaftliche Kraft dar. „Sie fühlen sich ja weder in ihrer Zugehörigkeit zur Kirche als gesellschaftlich relevanter Faktor, noch organisieren sie sich in einer eigenen christlichen Partei.“ Solche Christen erwarten von den Kommunisten keine Konzessionen oder Gegenleistungen. Sie treten z. B. für den Frieden einfach um der Menschen selbst willen ein. Zugleich gilt: „Wir bleiben auch in der Kooperation den Kommunisten gegenüber frei. Das heißt keineswegs: Wir stehen hier und können auch anders. Aber es heißt: Was uns verbindet, ist nicht der Partner, sondern die Sache, um die es ihm und uns geht. Sie verbindet uns. Und darum arbeiten wir auf beiden Seiten als freie Menschen zusammen.“ Der Atheismus der Kommunisten „tut unserem Vertrauen keinen Abbruch! Viele von uns haben sogar eine Affinität dazu, daß sie den Allerweltsgott, den wir für einen Götzen halten, nur als Fiktion religiösen Bewußtseins verstehen.“ Die Kommunisten seien in ihrer subjektiven Gottlosigkeit ebenso wenig von Gott verlassen wie wir selbst, „[...] und darum rechnen wir damit, daß wir durchaus mit ihnen gemeinsam, ohne daß sie ‚Herr, Herr‘ sagen, den Willen unseres gemeinsamen Vaters im Himmel tun können.“ Bewegend mutet in der gegenwärtigen weltpolitischen Situation Müllers Feststellung an, die wir inzwischen unter harten Bedingungen für unsere Existenz – in meinem Fall Berufsverbot als Kirchenhistoriker – in die Tat umsetzen konnten und mußten: „Wenn etwa welche von Euch den Kampf einstellten oder diese Sache aufgäben, in der wir zusammenwirken, dann würden wir sie noch lange nicht nur darum aufgeben und noch lange nicht nur darum kapitulieren, weil es einige unserer Verbündeten täten, es sei denn, sie vermöchten uns davon zu überzeugen, daß sich dieser Kampf als ungerecht und diese Sache als falsch und schlecht erwiesen hätte.“ Schließlich fügte er noch einen differenzierenden Gedanken hinzu: „Wo Kommunisten wegweisend vorangehen und führen, erkennen wir das in der Zusammenarbeit gerne an und lassen uns führen. Nur: Im Unterschied zu einer geführten Hammelherde behalten Menschen, die sich von Menschen führen lassen, eine bestimmte Verantwortung dafür, daß sie sich und wohin sie sich führen lassen. Das tut weder menschlicher Autorität noch gesellschaftlicher Disziplin Abbruch.“

Das kann man in dieser theologischen Tiefgründigkeit bei Erwin Eckert nicht lernen. Daraus ist ihm kein Vorwurf zu machen, denn selbst die meisten Kirchenmänner und Theologen stehen solchen theologisch-geistlichen Erkenntnissen im gegenwärtigen kirchengeschichtlichen Augenblick ferner denn je. Deshalb meine ich mit Hanfried Müller [206] nach wie vor, daß die fundamentale theologische Neubesinnung nach dem Ersten Weltkrieg, die im Kirchenkampf der Nazizeit zu

[32] Siehe: Weißenseer Blätter 1988, H. 2, S. 8 ff.

kirchengeschichtlicher Auswirkung gelangte mit der gesellschaftlichen Klarsicht vieler religiöser Sozialisten, allen voran Erwin Eckert, zu verbinden ist. Beides spielt zur Zeit in der deutschen evangelischen Kirche keine Rolle. Dem theologischen Abrücken von einer Theologie des Wortes Gottes in religiöse Beliebigkeit entspricht die feste Einbindung in die bürgerliche Gesellschaft, auch wenn einige Christen und auch Kirchenmänner besonders in der früheren DDR bemüht sind, der Kirche einzelne Freiräume zu sozial akzentuiertem Dienst zu erhalten. Das Scheitern des ersten großen Versuches, eine reale gesellschaftliche Alternative gegenüber dem Kapitalismus im Weltmaßstab zu gestalten, scheint unsere Bemühungen vollends illusorisch zu machen. Ich aber halte an der politischen Grundentscheidung Erwin Eckerts aus verantwortetem Glauben auch im Jahr seines 100. Geburtstages unbeirrt fest – nicht als Unbelehrbarer, nicht als „Betonkopf", sondern aus der Erfahrung meines gesamten Lebens heraus. Schon die kurzzeitigen Erfahrungen, die ich in der „sozialen Marktwirtschaft" machen mußte, zeigen mir, daß die Frage nach einer grundlegenden gesellschaftlichen Alternative sinnvoll, ja im Wortsinn notwendig bleibt, obgleich keine Chance besteht, sie zu meinen Lebzeiten zu verwirklichen. Das bedeutet keine militante Absage an die bürgerliche Gesellschaft, deren spezifische Möglichkeiten und Chancen, deren Dauer und Dynamik ich anders als Eckert in einer wesentlich anderen Geschichtsepoche durchaus kenne. Aber da die Frage nach der gesellschaftlichen Alternative, nach einem Transzendieren des real existierenden Kapitalismus – auf welche Weise auch immer, ganz gewiß gerade auch im wachen Wahrnehmen der in der bürgerlichen Demokratie selbst liegenden Möglichkeiten zu verantwortungsbewußtem Handeln – wach bleiben muß und wach bleiben wird, wofür die Widersprüche dieser Gesellschaft gerade im angeschlossenen Teil Deutschlands selbst sorgen, bleibt auch Erwin Eckerts politisches Engagement, das seinen Beitritt zur KPD gerade in der präfaschistischen Phase deutscher Geschichte folgerichtig erscheinen läßt, der die zweite Hälfte seines Lebens bestimmte, für Christen und Nichtchristen relevant – für Christen gerade dann, wenn sie als begnadigte Sünder tatsächlich in der Nachfolge des Mensch gewordenen Gottessohnes leben, seine Kreuzesexistenz willig auf sich nehmen und sich den Armen, Entrechteten und Marginalisierten als den besonderen Lieblingen Gottes und ihren Rechten zu einem tatsächlich menschenwürdigen Leben mit gesammelter Aufmerksamkeit – nicht nur in der Theorie, sondern auch im praktischen Vollzug – zuwenden.

[207]

Marie Veit
Als Christ und Sozialist gegen die „armselige Judenhetze“

Erwin Eckerts frühzeitiger Kampf gegen den Antisemitismus der Nazis steht in der evangelischen Kirche einmalig da. Angesichts der jüngsten Schändungen und Verwüstungen jüdischer Friedhöfe und Gedenkstätten besteht ja leider besonderer Anlaß, sich auf die antisemitische Geschichte des Protestantismus zu besinnen, der die Mentalität im größten Teil des alten Deutschen Reiches jahrhundertelang geprägt hat; solche Prägungen brauchen bekanntlich Generationen, ehe sie sich weitgehend verlieren.

Diese Vorgeschichte ist lang und schlimm, von Luthers späten Judenschriften (1540/43, besonders „Wider die Juden und ihre Lügen“) über Adolf Stoeckers († 1909) Wüten gegen den Einfluß des Judentums auf das öffentliche Leben bis zum Rassenhaß der Hitlerzeit, der bis tief in die Bekennende Kirche hineinreichte. Hätte die Bekenntnissynode von Barmen 1934, der eigentliche Sammelpunkt des innerkirchlichen Widerstandes gegen die „Deutschen Christen“, sich zu einer Stellungnahme für die verfolgten Juden entschließen wollen, so wäre sie auseinandergefallen, und es hätte die Barmer Erklärung nicht gegeben (so Joachim Beckmann, ehemaliger Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, einer der „Väter“ von Barmen). Jahrhundertealter, ja bis ins Römische Reich (Christentum als Staatsreligion seit 381 n.Chr.) zurückreichender irrationaler Haß, der keinerlei „Gründe“ mehr brauchte, machte blind für die Unsinnigkeit der Vorwürfe wie für die Unsäglichkeit der Vorgehensweise gegen Juden, lange bevor die Großverbrechen der Deportation und des Massenmordes anstanden. Zu ihnen hätte es, bei frühzeitigem kirchlichem Widerstand, erst gar nicht kommen können; aber dieser Widerstand fehlte.

Es gab Ausnahmen, die sich immerhin bereits 1933 zu Wort meldeten. Am 1. April dieses Jahres, dem Tag, an dem der Boykott jüdischer Geschäfte begann, schrieb der rheinische Sozialpfarrer Lic. Menn seinem kirchlichen Vorgesetzten, Generalsuperintendent Stoltenhoff, einen Brief[1], in dem es heißt: „Der Kampf gegen den Marxismus und meinethalben der gegen die bisher dem Judentum gewährten Rechte mag ein zu diskutierendes Politikum sein. Die persönliche Verfolgung von Menschen, deren ‚Schuld‘ entweder in einer politischen Überzeugung oder in der Zugehörigkeit zu einer Rasse besteht und in nichts anderem; diese Verfolgung mit der deutlichen Absicht der Existenzvernichtung, das schlägt der einfachsten sittlichen Einsicht ins Gesicht. Es zeigt sich, daß man nicht jahrelang Massen schreien lassen kann ‚Juda, verrecke!‘, ohne daß man einmal diesem brutalen Verfolgungswillen Raum gibt. Und unser ‚christliches‘ Volk jubelt. Ich habe noch nie so wie jetzt in meinem Volk innerlich gezweifelt.“

Eine entsetzte, beschwörende Stimme – die Stimme eines Seelsorgers, der sich an den Kopf greift angesichts des Verlustes jeden Rechtsbewußtseins, angesichts sittlicher und menschlicher Dekadenz. Er wendet sich an seine Kirchenleitung, wohl in der Hoffnung, daß von da ein klares Wort, vielleicht gar eine Warnung, eine Anweisung an die Pfarrer kommen würde, sich als Prediger und als Seelsorger der unheilvollen Entwicklung entge-[208]genzustellen. Die Antwort, zwei Tage später: „Dafür habe ich einiges Verständnis, daß der angesammelte Groll über das, was das Presse, Börse, Theater beherrschende Judentum uns angetan hat, sich einmal energisch Luft macht. [...] Der einzelne vermag gegen die urgewaltige Bewegung unserer Gegenwart so gut wie nichts. [...] In meinem Herzen und in meinem Hause haben die Farben Schwarz-Rot-Gold keine Sekunde einen Platz gehabt. Ich habe bis auf diese Stunde politisch immer sehr weit rechts gestanden.“[2]

Eine kurze Analyse des Antwortbriefes ergibt: Die rechtsstaatlichen, sittlichen, seelsorgerlichen Bedenken des Pfarrers werden einfach beiseitegelassen. Die Frage, was aus einem Volk werden soll, das sich so aufputschen läßt, wird gar nicht aufgenommen; die Leiden der betroffenen Opfer (schon war es ja zu schlimmen Mißhandlungen gekommen) werden mit keinem Wort gestreift. Man hat

---

1 Hier zitiert nach: Wir verwerfen die falsche Lehre. Arbeits- und Lesebuch zur Barmer theologischen Erklärung und zum Kirchenkampf. Hg. Günther van Norden, Paul Gerhard Schoenborn und Volker Wittmütz. Wuppertal 1984, S. 18.

2 Ebenda, S. 20.

„Verständnis“, für die *Täter*. Und: das wohlbekannte Argument „Der Einzelne kann nichts machen“ wird hier von einer Seite ausgesprochen, in deren Mund es schlicht *Lüge* ist; denn der Generalsuperintendent war nicht als Einzelner angesprochen, vielmehr erwartete der Sozialpfarrer ein klares Wort der *Kirche*. Dem weicht die Antwort aus, verschiebt das Problem stattdessen auf ein Geleis, auf das es nicht gehört, die private politische Meinung des Schreibers. „Verständnis“ am falschen Platz, Ausweichen, Verschieben des Problems – so antwortet der Vertreter der kirchlichen Institution.

Daß dies nicht das Ende kirchlicher Abwehrhaltung war, hatte Erwin Eckert zu diesem Zeitpunkt längst erfahren. Aber sein Geschick war nicht im Bewußtsein derer, die es hätte aufschrecken können.

Zu den wenigen anderen, die frühzeitig warnten, gehört Dietrich Bonhoeffer. In einem Brief vom 14. April 1933[3] heißt es: „Die Judenfrage macht der Kirche sehr zu schaffen, hier haben die verständigsten Leute ihren Kopf und ihre Bibel gänzlich verloren.“ Es ging um die Frage der getauften Juden in der Kirche: sollte der „Arierparagraph“ sie von Ämtern, gar von der Mitgliedschaft ausschließen? In Bonhoeffers Aufsatz „Die Kirche vor der Judenfrage“ (abgeschlossen am 15. April 1933) heißt es dazu: „Wo Jude und Deutscher zusammen unter dem Wort Gottes stehen, ist Kirche, hier bewährt es sich, ob Kirche noch Kirche ist oder nicht.“[4] Aber Bonhoeffer geht weiter, läßt es nicht bei der Frage der Kirchenmitgliedschaft bewenden: „Wie beurteilt die Kirche dies staatliche Handeln“, nämlich den Juden „um seiner Rassezugehörigkeit willen vom Staat unter Sonderrecht“ stellen zu lassen – Bonhoeffer läßt dabei durchblicken, wie fraglich das ganze „Rassekriterium“ ist – „und welche Aufgabe erwächst ihr daraus?“[5] Seine Antwort: „Die Kirche hat den Staat zu fragen, ob sein Handeln von ihm als legitim staatliches Handeln verantwortet werden könne. [...] Sie wird diese Frage heute in Bezug auf die Judenfrage in aller Deutlichkeit stellen müssen.“ Und: „Die Kirche ist den Opfern jeder Gesellschaftsordnung in unbedingter Weise verpflichtet, auch wenn sie nicht der christlichen Gemeinde zugehören.“ „In der Judenfrage werden für die Kirche heute [...] (beide) Möglichkeiten verpflichtende Forderungen der Stunde.“ Als drittes nennt er die Aufgabe der Kirche, „nicht nur die Opfer unter [209] dem Rad zu verbinden, sondern dem Rad selbst in die Speichen zu fallen“.[6] Sein späterer Widerstandsweg deutet sich an.

Damit sah Bonhoeffer über den Tellerrand der Kirche hinaus, was die meisten (übrigens wenigen!) anderen Theologen, die die Rassenfrage aufgriffen (Heinz Kloppenburg im „Oldenburger Kirchenblatt“ vom 17. Dezember 1932, Heinrich Vogel in der „Täglichen Rundschau“ vom 27. April 1933)[7] nicht taten. Auch die beiden bekannten Gutachten theologischer Fakultäten zur Frage des Arierparagraphen in der Kirche (Marburg 19.9.1933 und Erlangen 25. September 1933)[8] beschränken sich, wie es der ihnen gestellten Aufgabe entsprach, auf die Stellung von Juden *in* der Kirche, wobei die klare Absage an den Arierparagraphen durch Marburg sich erfreulich abhebt von der gewundenen, zum Schluß die Einsicht der *Opfer* appellierenden Argumentation der Erlanger. Zu den bereits geschehenen Verbrechen sowie zum Arierparagraphen im Staat äußert sich Marburg nicht; Erlangen versteigt sich zu den Sätzen: „Das deutsche Volk [...] hat die Bedrohung seines Eigenelebens durch das emanzipierte Judentum erkannt und wehrt sich gegen diese Gefahr mit rechtlichen Ausnahmebestimmungen.“[9]

Als im Frühjahr 1936 eine Denkschrift an Hitler zusammengestellt wurde, in der die Vorläufige Kirchenleitung und der Reichsbruderrat der Bekennenden Kirche Rechtsverstöße und Übergriffe staatlicher Stellen auflistete (der „Führer“ wußte ja angeblich von nichts!), wurde als fünfter von sieben Punkten auch die Erziehung zum Judenhaß benannt, zahm genug formuliert; als die Denkschrift überraschend im Ausland veröffentlicht wurde, bat die Vorläufige Kirchenleitung die Gestapo, nach dem

---

3 Zitiert nach Eberhard Bethge, Dietrich Bonhoeffer. Eine Biographie, München 1967, S. 321.
4 Ebenda, S. 323.
5 Ebenda.
6 Ebenda, S. 324 f.
7 Ebenda, S. 322.
8 In: Dietrich Schmidt, Die Bekenntnisse und grundsätzlichen Äußerungen zur Kirchenfrage des Jahres 1933. Göttingen 1934, S. 178 ff. bzw. 182 ff.
9 Ebenda, S. 185.

Schuldigen zu suchen![10] Im gleichen Jahr druckte das Blatt der Evangelischen Bekenntnissynode Rheinland die Notiz: „Der bolschewistischen Sache dienen an leitender Position 40 bis 60 v. H. *Juden* (im Original gesperrt); in wichtigen Lebensgebieten, wie Außenhandel, Außenpolitik usw. erreicht der Prozentsatz der Juden in führenden Positionen sogar 95 v. H.“[11] Wenn das am grünen Holz geschieht [...], bei den immerhin fortgeschrittensten Kräften der Kirche! Im Übrigen macht die Notiz deutlich, wie eng der Zusammenhang zwischen Antisemitismus und Antikommunismus war, in einer Zeit (1936), in der die Verbrechen an beiden, Juden wie Kommunisten, längst vor aller Augen waren.

Wohl gab es das Büro Grüber in Berlin, dessen Leiter, Pfarrer Heinrich Grüber, 1940 verhaftet und ins Konzentrationslager gebracht wurde; es war die Hilfsstelle für Nichtarier, durch die die Bekennende Kirche der oben zitierten Forderung Bonhoeffers, den „Opfern“ zu dienen, nachkam. Wohl gab es den späten Protest gegen Judenverschleppungen und Judenmorde durch Bischof Theophil Wurm (1942/43), und es gab die Aktion der Vikarin Staritz in Breslau, die ein Wort für die Träger des Judensterns veröffentlicht hatte und sofort verhaftet wurde[12]. Aber es blieben Einzelfälle, und die große Verspätung, obwohl [210] ein Protest in den Anfangsjahren entscheidend mehr hätte bewirken können, zeigt, wie schwer es der Kirche fiel, sich selbst vom Antisemitismus zu lösen. Bis heute darf er nicht als überwunden gelten.

Dies also ist die Kirche, und zwar in ihren besten Vertretern, in deren Dienst wir uns Erwin Eckert vorstellen müssen, um abzuschätzen, was sein eigener Kampf gegen den Antisemitismus der Nazis bedeutete. Zunächst: er kam früher als alle anderen. Im „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“ vom 23. März 1930[13] lesen wir seine leidenschaftliche Stellungnahme zu der Beschimpfung Paul Levis in Naziblättern nach dessen tödlichem Fenstersturz. Nicht daß der „Angriff“ und der „Stürmer“ sich mit der sozialistischen Theorie- und Organisationsarbeit Paul Levis auseinandergesetzt hätten; sie betreiben selbstverständlich reine Rassenhetze: er habe wohl seinen eigenen Rassegeruch nicht mehr aushalten können und sich deshalb aus dem Fenster gestürzt – und ähnliche Scheußlichkeiten. Eckert argumentiert, nicht ausgewogen, wie in der Kirche so oft üblich; er wird deutlich: „Gemeinheit“, „dumme, feige und niederträchtige Verunglimpfung eines toten Gegners“, und stellt dem den Anspruch der Nazis gegenüber: „Jetzt hat das deutsche Volk wieder Vorbilder! [...] in deren Adern das Blut der nordischen Edelrasse lebendig ist! [...] der SA-Mann als Sinnbild der Edlen, Guten im deutschen Volke [...].“ Eckerts Worte sind von einem Zorn geprägt, wie wir ihn zwar in der Bibel, bei Propheten, bei Jesus selbst finden, in der Kirche aber fast nie. Den Anspruch der NSDAP, auf dem Boden eines „positiven Christentums“ zu stehen, weist er empört zurück: „Gott, der Herr, aber kennt sie nicht, die seinen Namen mißbrauchen und seinen Geist, den Geist der Liebe, schänden.“ Hier wird weder taktiert noch akademisch-abgehoben „erwogen“; hier wird eine klare Linie gezogen und der Verwischung aller Kriterien (wie leicht wird Frechheit mit Stärke, Skrupellosigkeit mit Mut verwechselt, gerade in Deutschland!) entgegengearbeitet.

Seine Leser werden das gut verstanden haben; damit bin ich beim zweiten Unterscheidungspunkt gegenüber den meisten Kirchenvertretern. Eckert wendet sich an andere Adressaten. Wie es für Sozialisten selbstverständlich sein sollte (leider längst nicht immer ist, weder im Westen noch in den Ländern, in denen eine Art von Sozialismus einige Jahrzehnte lang geherrscht hat), wendet Eckert sich in erster Linie an die sog. einfachen Leute, an das „arbeitende Volk“. Diese Menschen sind eher geneigt, ein persönliches Schicksal nachzuempfinden als die eher zu Resignation (bis Zynismus) tendierenden Angehörigen der Mittelschicht; ein Satz wie „Wo gehobelt wird, da fallen Späne“ mit seiner ganzen Menschenverachtung, die den einzelnen nicht als ein menschliches Wesen mit einem Gesicht, mit Empfinden und Sorgen und Hoffnungen ansieht, kommt eher bei den Gutversorgten an als bei denen, die Sorgen und Hoffnungen ganz elementarer Art selbst kennen und darin leben. Der Zorn über die Gemeinheit der Naziblätter, die starken und deutlichen Worte entsprechen Eckerts Lesern. Es ist einfach leichter, „Mensch“ zu bleiben, wenn man nicht zu den angenehm Abgesicherten gehört.

---

10 Vgl. Eberhard Bethge, a. a. O., S. 603 ff.

11 Ebenda, S. 603.

12 Ebenda, S. 837.

13 Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes (SAV) 1930, Nr. 12, S. 94 f.

(Ich rede aus Erfahrung: mein als „Vierteljude“ von den Nazis entlassener Vater wurde von seinen Professorenkollegen nicht mehr gekannt; wer aber regelmäßig zu Geburtstag und Weihnachten die verfemte Schwelle überschritt, das waren die Arbeiter und die Putzfrauen aus dem Institut). Der [211] Kampf um Gerechtigkeit für die jüdischen Mitbürger ist für Eckert ein Teil seines Kampfes für Gerechtigkeit überhaupt, den er als Sozialist mit ganzem Einsatz lebt.

So sieht er auch den Antisemitismus in Bürgertum und Kirche nicht als einen isolierten Gesinnungsdefekt, sondern als Teil der „antiquierten bürgerlichen Ideologien“. In seiner Eröffnungsrede auf dem 5. Kongreß der religiösen Sozialisten 1930 in Stuttgart ruft Eckert zur „Aufräumungsarbeit“ dieser Ideologien auf: „Man versucht durch einen vielstimmigen Appell an die Urteilslosen, durch den Appell an den Rasse-Instinkt, den Nationalhaß, an kleinbürgerliche Besitzerfreude und an den Militarismus, die Urteilslosen auch in der Arbeiterschaft zu einer Schutztruppe der kapitalistischen Front zu machen [...].“[14] Wenn er „die zur Gemeinschaft drängende neue Gesinnung [...], die zum entschlossenen Kampf notwendige Innerste Bereitschaft“ beschwört, wenn er betont, daß eine sozialistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung „eine neue, sie von innen her begründende und erfüllende Gesinnung verlangt“, dann meint er damit eben nicht die Überwindung einer einzelnen Verkehrtheit, wie des Judenhasses; ihre Überwindung kann nur Teil eines insgesamt neuen Denkens sein, das Haß und Hetze als Ablenkungsmanöver nicht mehr braucht.

Im gleichen Jahr 1930 sprach Eckert bei der öffentlichen Sitzung der badischen Landessynode über das Thema: „Warum kämpfen die Kirchen nicht gegen den Faschismus?“ Anlaß war die Überlassung kirchlicher Gebäude für nationalsozialistische Veranstaltungen, der Einmarsch in Gemeindegottesdienste mit Hakenkreuzfahnen, die bereitwillige Duldung dessen durch Pfarrer und Kirchengemeinderäte. Eckert kennzeichnet das „positive Christentum“ der Nazis: Es „sieht [...] eigentümlich aus. Seine Abgrenzung sowohl in religiöser wie in sittlicher Hinsicht findet dieses Christentum da, wo die eigentümliche Art der ‚germanischen Rasse‘ zu Einschränkungen des Evangeliums zwingt.“ Und er zitiert den „außerordentlich germanisch-moralischen Ruf ‚Deutschland erwache! Juda verrecke!‘“ nationalsozialistischer Studenten, ihren Vandalismus: „Solche Handlungen sind außerordentlich ‚germanisch‘, moralisch und christlich!“ Zur Ermordung Erzbergers und Rathenaus hatte es im Zusammenhang einer nationalsozialistischen Totenfeier in der Presse geheißen, sie seien „nicht ermordet, sondern getötet worden. Die Täter sind keine Mörder, sondern ganze Kerle“; auch dies zitiert Eckert vor der Synode. Man sollte es nicht für möglich halten, aber der Antrag der religiösen Sozialisten, kirchliche Gebäude nicht mehr an die Nazis und verwandte Gruppen zu überlassen, wurde „von der Mehrheit selbstverständlich abgelehnt“.[15]

Solange noch der Schimmer einer Hoffnung bestand, Christen und Kirchen für den Kampf gegen den Judenhaß zu gewinnen, ließen Erwin Eckert und die religiösen Sozialisten nichts unversucht. In einem „Wort an die europäische Christenheit“, das der Internationale Ausschuß der religiösen Sozialisten am 30. November 1930 herausgab (Titel: „Christentum und Faschismus sind unvereinbar!“, unterzeichnet von Eckert, Ragaz und Vertretern Frankreichs, Hollands, Österreichs und Schwedens)[16] ist die Rede von einer „fanatischen Religion völkischer und rassenhafter Selbstvergottung“ und der „geistverlassenen Rohheit des üblichen Antisemitismus“, denen die Einheit aller in Christus entge-[212]gengehalten wird. Es „liegt doch offen zutage, daß sie (sc. die „Bewegung“) das Kreuz Christi unter der Hand in das Hakenkreuz verwandelt“.

So lautet denn auch das Thema der großen Rede Eckerts im Musensaal zu Mannheim vom 17. Januar 1931: „Christuskreuz – nicht Hakenkreuz!“[17] Die Veranstaltung war gedacht als öffentliche Diskussion mit Nationalsozialisten, die dazu durch Plakate eingeladen worden waren, unter Zusicherung von einer Stunde Redezeit. Es meldete sich aber keiner zu Wort. Dem „deutschen Gott, der den arischen Menschen ausersehen habe zum Retter der Menschheit“, setzt Eckert entgegen: „Wir stellen

14 SAV 1930, Nr. 32, S. 251 f.
15 SAV 1930, Nr. 41, S. 321 ff.
16 SAV 1930, Nr. 48, S. 378.
17 Der religiöse Sozialist, 1931, Nr. 7-9.

an die Stelle des Rassentums das Menschentum [...] Menschentum ist für uns kein ‚lockendes schönes Phantasiegebilde', [...] sondern eine Aufgabe, eine werdende Wirklichkeit! Diese Verherrlichung und Vergötzung des Blutes, und zwar des arischen Blutes, der ‚nordischen Edelrasse', [...] ist nicht der Mythos des 20. Jahrhunderts, wie Herr Rosenberg meint, sondern [...] der größte Unsinn des 20. Jahrhunderts! [...] Ich kenne eine ganze Menge höchst ‚edelrassiger germanischer Schufte', und ich kenne sehr edle innerliche Menschen, die Christus nahestehen, in allen Rassen und Völkern der Erde." In diesem Zusammenhang fällt das Wort von der „armseligen Judenhetze" der Nationalsozialisten. „Das Kreuz ist das Symbol Christi, der ein Jude war seiner Rasse nach [...]. Trotzdem veranlaßt ihr ‚Christentum' die Hakenkreuzler, die Juden auf das gemeinste zu beschimpfen [...] Es hat immer unter den verachteten Juden Menschen gegeben, die Christus näherstanden als viele ehrbare Katholiken und Protestanten. Einer unter ihnen war Rathenau [...]"

Will man abschätzen, was eine solche Rede zu diesem Zeitpunkt bedeutete, welcher persönliche Mut und welche Überzeugung von der unbedingten Notwendigkeit des Kampfes gegen den Faschismus in ihr zum Ausdruck kam, so muß man sich erinnern, daß nur wenige Wochen zuvor, am 17. Dezember 1930, nach einer Rede Eckerts in Neustadt an der Haardt von den anwesenden Schlägertrupps der Nazis eine wüste Saalschlacht angezettelt worden war – für den Oberkirchenrat Anlaß zu einer ersten Maßregelung Eckerts, der Redeverbot für weitere Veranstaltungen bekam, da er die „Ursache" des Tumultes gewesen sei.[18] Wieder einmal: nicht die Täter waren schuld, sondern der, gegen den Ihre Wut sich richtete. Das Jahr 1931 sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß die Kirche Eckert seines Dienstes enthoben hatte, verbunden mit der Streichung seines Anspruchs auf Pension oder Hinterbliebenenversorgung. Er hatte sich die politische Rede nicht verbieten lassen, sich auch mit allen rechtlich möglichen Mitteln dagegen gewehrt; er wollte und mußte, als Christ und Sozialist, zum Volk, zu den Massen reden, um vor dem Faschismus zu warnen. Und so zitierte er in jener Mannheimer Rede den Juden Rathenau, der in einem Brief vom November 1919 einem jungen „völkischen" Leutnant geschrieben hatte: „Aus dem, was Sie Mob nennen, sollen Menschen und Gotteskinder werden [...], freie Menschen, nicht braves Gesinde und ehrbare Untertanen." In dieser Zielsetzung traf sich der Pfarrer, den die Kirche entließ und der dann aus ihr austrat, mit dem Juden, der ermordet worden war und dessen Andenken geschändet und verunglimpft wurde; und eben darüber sprach er, der Judenhetze begegnend, zum Volk.

[213]

[18] Siehe Friedrich-Martin Balzer/Karl Ulrich Schnell, Der Fall Erwin Eckert. Zum Verhältnis von Protestantismus und Faschismus am Ende der Weimarer Republik, Köln 1987[1], Bonn 1993.

Erwin Eckert – Wolfgang Langhoff
1933: Briefe aus dem Gefängnis

Vorbemerkung des Herausgebers: Im Nachlaß von Erwin Eckert befinden sich viele Briefe von Erwin Eckert an seine Frau Elisabeth. Als Eckert am 1. März 1933 in Düsseldorf verhaftet und in das Gefängnis in Düsseldorf-Derendorf eingeliefert wird[1] und dort bis zum 17. Oktober eingekerkert bleibt, schreibt er zahlreiche Briefe an seine Frau. Obwohl diese teilweise persönlich-intime Briefform nicht für eine Veröffentlichung bestimmt war, hat sich der Herausgeber – nach Auslassung einiger weniger allzu privaten Details, die nicht näher gekennzeichnet werden – zum Abdruck entschlossen, um einen unverstellten Eindruck von der Persönlichkeit des Christen, Kommunisten und Antifaschisten der ersten Stunde und seiner äußeren und inneren Lage zu Beginn der faschistischen Diktatur zu vermitteln. Schreibweise und Zeichensetzung wurden den heute üblichen Formen angepaßt. Auf erläuternde Anmerkungen wurde bewußt weitgehend verzichtet. Erklärende Namen und Daten sind in […] hinzugefügt.

Nach den von Eberhard und Renate Bethge herausgegebenen „Letzten Briefe im Widerstand" der Familie Bonhoeffer[2], liegen mit dem Abdruck sämtlicher Briefe Eckerts an seine Frau aus dem Jahre 1933 „Erste Briefe im Widerstand" aus evangelischem Glauben und frühzeitiger politischer Erkenntnis vor. Eckerts Briefe aus dem Gefängnis, die teilweise in ihrer sensiblen Zartheit wie in ihrer präzisen Beobachtungsgabe an die Briefe Rosa Luxemburgs aus dem Gefängnis erinnern, werden auch deshalb hier erstmals veröffentlicht, um den kämpferischen Humanismus und ungebrochenen Optimismus eines Erwin Eckert im Kampf für eine neue Welt zu würdigen.[3]

Wolfgang Langhoff, der Schauspieler und Kommunist,[4] mit dem Eckert vom 1. März bis 18. Juli 1933 die Zelle teilt, kommt mit einem Brief vom 22. Juli 1933 an Elisabeth Eckert [214] zu Wort, in dem eindrücklich die Rolle der Frauen im antifaschistischen Widerstand gewürdigt wird. Der Abdruck dieses Briefes, der sich im Privatarchiv Eckert befindet, erfolgt mit freundlicher Zustimmung seines Sohnes, Thomas Langhoff.

Düsseldorf, den 22. März 1933

Liebe Elisabeth,

Dein mit einiger Unruhe erwarteter Brief ist eben bei mir.

---

1 Siehe die Vorbemerkung zu Erwin Eckert, Impressionen aus dem Ersten Weltkrieg, in diesem Band.

2 Eberhard und Renate Bethge (Hg.), Letzte Briefe im Widerstand – Aus dem Kreis der Familie Bonhoeffer, München 1984.

3 Vgl. hierzu den Brief von Heinz Kamnitzer, dem Präsidenten des Pen-Clubs der DDR, an den Herausgeber über Erwin Eckert: „In der Tat, Erwin Eckert ist einzigartig gewesen in deutschen Landen – leider. Als ich nach dem englischen Exil nach Berlin zurückkehrte und bald danach ihn kennenlernte, ist es Liebe auf den ersten Blick gewesen. Der großartige Kerl ist allerdings für mich schon vorher eine Legende gewesen, zumal die deutsche Geschichte kaum noch einen Pastor und Parteigenossen zugleich kennt. Aber nicht deswegen mochten wir uns gegenseitig. Er wurde mir so nah, weil dieser verwegene Hüne mit der Baßstimme sich für seinen himmlischen und irdischen Glauben mit offenem Visier schlug, ohne Pardon zu geben und die Folgen zu fürchten, und dabei so voller Mitgefühl vor allem für die Lasttiere der Gesellschaft gewesen ist, wie ich nur dergleichen in meinem unvergeßlichen Freund Arnold Zweig gefunden habe. Dazu kam der Frohsinn seiner Natur, verbunden mit dem Prinzip Hoffnung, um das ich ihn noch immer beneide."

4 Siehe die Kurzbiographie im Anhang dieses Bandes. In Langhoffs Roman, Die Moorsoldaten, der erstmals 1935 im Exil erschien, ist auf den ersten 103 Seiten, die sich mit der Haft in Düsseldorf-Derendorf beschäftigen, mit Rücksicht auf die Bedingungen des illegalen antifaschistischen Widerstands, keine Rede davon, daß er die meiste Zeit die Zelle mit Erwin Eckert teilte. Auch in den vom DGB – Kreis Düsseldorf herausgegebenen Texten zur Zeitgeschichte „Verfolgung und Widerstand in Düsseldorf 1933–1945. Ein Stadtführer" (Düsseldorf 1989) kommt die gemeinsame Haft – offensichtlich aus Unkenntnis – nicht zur Sprache. Insofern stellt die Veröffentlichung von Eckerts [214] Briefen aus der „Ulmer Höh", wie das Gefängnis in Düsseldorf-Derendorf genannt wurde, eine auf Tatsachen beruhende Ergänzung zum Roman Langhoffs wie zur Aufarbeitung des antifaschistischen Widerstandes in Düsseldorf dar.

Du machst Dir am besten keine Illusionen über meine baldige Entlassung. Nichts deutet darauf hin, daß man die willkürlich vorgenommenen Verhaftungen aufzuheben beabsichtigt. Wegen der Kiste ist die Hauptverhandlung auf den 29. März angesetzt von dem Amtsrichter. Verteidiger brauche ich nicht. Wir haben ja auch kein Geld dazu. Ich habe bereits einen entsprechenden Tatsachenbericht an das Gericht eingereicht und nehme an, daß man mich deshalb nicht bestrafen wird. Aber selbst bei einem Freispruch wird das nicht meine Freilassung bedeuten, weil ich immer noch unter dem Verdacht, kommunistischer Funktionär zu sein, in Schutzhaft gehalten würde zusammen mit einer großen Zahl von Arbeitern, von denen ein Teil nicht einmal Mitglied der kommunistischen Partei ist! Aber wenn ich auch allein wegen meiner Überzeugung nicht freikomme, laß Dich nicht niederdrücken, lieber Bebi. Der einzige Gedanke, der mich quält und oft nicht einschlafen läßt, ist der, daß ich keinen Pfennig für Dich und Wolf verdienen kann und Du mit unserem Jungen den Eltern zur Last fällst.

Mir geht es erträglich. Am Sonntag bekam ich überraschend eine Tüte mit Orangen und Zigaretten. Nur an der Zigarettenmarke erkannte ich, daß das von Dir geschickt war. Ich denke viel an Euch. Herzliche Grüße an die Eltern, Dein Erwin

Düsseldorf, den 25. März 1933

Liebe Elisabeth,

Seit heute liege ich nicht mehr mit den anderen Genossen beisammen, sondern auf einer Zelle mit Langhoff und Warm allein.

Ich bin gespannt, wie der Termin am 29. [März] ausgeht. Selbstverständlich schreibe ich Dir sofort, wenn ich Bescheid weiß.

Gesundheitlich geht es mir ganz gut. Nur bin ich erkältet, was bei der ungleichmäßigen Temperatur und den besonderen Umständen nicht verwunderlich ist.

Etwas Neues über unsere zukünftige Lage hat man noch nicht erfahren können. Die Zeitungen, die Du ja auch mit Eifer lesen wirst, halten uns immerhin auf dem Laufenden.

[215] Du brauchst Dir nicht die geringsten Sorgen um mich zu machen. Ich bin guten Mutes und arbeite jeden Tag systematisch – außer dem Durchdenken der Situation – Französisch und mit dem statistischen Jahrbuch. Das Abgeschlossensein kommt mir dann nicht zu sehr ins Bewußtsein, und die Widerwärtigkeiten dieser Gefängnishaft werden geringer.

Wenn ich nur wüßte, ob Du und Wolf bei den Eltern nicht zu viel Belastung seid, dann wäre ich trotz alles Schweren beruhigt. Es wird ja auch einmal wieder anders für uns sein. Wenn ich diese letzten Jahre überblicke, so scheint es mir Schicksalsnotwendigkeit gewesen zu sein, alles um uns fester als je zu verbinden.

Ich denke viel an Dich und Wolf. Herzlich bin ich bei Euch und liebkose Euch. Dein Erwin

Düsseldorf, den 1. April 1933

Meine liebe Elisabeth,

an Piechowski in Berlin habe ich kurz geschrieben. Mal sehen.

Ich mache mir über die Ausgaben, die Du machst, um mir eine Freude zu machen, Gedanken. Ich komme schon so durch. Von den 8 M habe ich allerdings nur noch 1 M. Für Zeitungen, Porto, Obst, einmal Butter und so habe ich es ausgegeben.

Vorgestern wurde ich über meine bisherige Tätigkeit vernommen, weil der Oberkirchenrat Karlsruhe in einem Schreiben danach frug. Ich habe wahrheitsgemäß die Auskunft gegeben, daß ich nicht in einem Vertragsverhältnis zur „Freiheit“ [herausgegeben von Erich Glückauf] gestanden habe, also nicht einmal „Angestellter“ war, sondern als journalistischer Mitarbeiter dort monatlich etwa 200 M, mal mehr, mal weniger, erhielt. Die Sache mit der Versicherung, die ich freiwillig eingegangen war,

ist erledigt. Ich bin ausgetreten. Was die Kirche wohl von mir will? Hast Du eine Ahnung?

Schicke mir bitte keine Zigaretten mehr! Es kostet Geld, und ich will es mir nicht angewöhnen. Es tut mir sicher auf die Dauer nicht gut.

Leb wohl, mein Liebes. Ich bin ganz bei Dir und ginge jetzt mit über den Berg in die Sonne, damit Du Dich mit mir freuen könntest. Dein Erwin

Düsseldorf, den 3. April 1933

Liebe Elisabeth,

heute Mittag bekam ich das von Dir angekündigte Paket mit dem Trainingsanzug etc. Die kleinen Blumen Wolfgangs waren noch ganz schön – wenigstens die Gänseblümchen. Ich habe mir den Jungen vorgestellt, wie er die Blumen holte, und an den Frühling vor ein paar Jahren gedacht, als ich mit ihm die ersten Anemonen und Schlüsselblumen noch von der früheren Wohnung in Baden aus pflückte. Letztes Jahr waren wir, Wolf und ich, oben am Kardsberg und haben Dir den ersten Frühlingsblumenstrauß gebracht. Wie die Zeit vergeht!

[216] Hier hat sich nichts geändert. Fast täglich kommen neue Inhaftierte an, und von den unkontrollierten Gerüchten abgesehen, die wissen wollen, daß wir in „Konzentrationslager“ kommen, weiß keiner, was eigentlich werden wird. Von richterlichen Verhandlungen keine Rede.

Bei dem kühlen Wetter bin ich um den Anzug sehr froh. Ich bin etwas erkältet, aber mach Dir nicht die geringste Sorge! Alles geht vorüber.

Über das, was draußen vor sich geht, unterrichten wir uns aus den Zeitungen, die wir hereinbekommen. Wir wollen jetzt systematisch Französisch lernen, dann Englisch und Stenographie. Wenn es möglich ist, aber das wird große Schwierigkeiten machen, dann schicke mir die „Tausend Worte Englisch“ aus der Bibliothek. Langhoff bekam einige Bücher, die wir gelesen haben, zuletzt den Don Quichote von Cervantes, ganz amüsant, aber tout passé.

Heute war wieder Besuchstag. Ich denke daran, wie Du Dich mit welcher Mühe angestellt hast, um mich ein paar Minuten zu sehen. Es ist mir aber eigentlich jetzt etwas leichter als damals, weil ich Dich und Wolf in geordneter Umgebung weiß.

Ich hoffe ja auch im Stillen, daß ich bis Ostern spätestens entlassen sein werde, weil ich in der KPD keine Funktion ausgeübt habe. Aber wie immer auch die nächsten Monate für mich ausfallen werden, ich bin guten Mutes und hoffe, Du bist auch zuversichtlich. Herzliche Grüße an die Eltern! Dein Erwin

Düsseldorf, den 5. April 1933

Meine Liebe,

das Album mit den Bildern hat mich sehr gefreut. Man muß gelegentlich so eine Freude in der Abgeschlossenheit dieser Haft haben. Heute sind es 5 Wochen. Ich hoffe immer noch, bald herauszukommen.

Gestern sprach der Geistliche des Gefängnisses mit mir. Er würde mir gerne helfen, aber die I. A. ist so überlastet, daß sie einen einzelnen Fall nicht prüfen und erledigen kann. Es bleibt also vorläufig alles, wie es ist. Er war sehr freundlich und erinnerte sich an meinen „Fall“.

Ich lege Dir einen Brief von Piechowski bei, der Dich sehr interessieren wird. An Rackwitz schrieb ich, daß ich natürlich nicht etwa Geld von ihnen wollte. In den „Neuen Wegen“ oder bei den Quäkern kann ich natürlich nichts schreiben. Du kennst meine Kontroverse mit Ragaz und seinen Freunden. Was wohl Dietrich macht? Er wird das von seiner Frau weitergegebene Rezept wohl vorsichtig verwirklichen. Die Entlassung Schenkels hat in mir eine gewisse Genugtuung ausgelöst; nur die Wirklichkeit kann diese Leute von der Richtigkeit meiner Perspektive überzeugen.

Wenn Du in Karlsruhe etwas über Kappes erfährst, das interessiert mich natürlich sehr.

Aus Mannheim schicken mir die Freunde regelmäßig alte Zeitungen, so daß ich auch über die innerbadischen Verhältnisse sehr gut unterrichtet bin und mir ein Bild machen kann über den Zustand.

[217] Ich habe mir die Bilder schon viermal angesehen seit heute Morgen. Sie werden mir viel Freude bereiten und mich an viel Schönes erinnern, vieles Schweres vergessen lassen.

Leb wohl, Elisabeth! Bleib auch Du gesund! Überlege Dir auch wie ich, was wir machen, wenn ich wieder bei Dir bin. Ich küsse Euch beide. Dein Erwin

Düsseldorf, den 6. April 1933

Liebe Elisabeth,

wenn ich auch nicht weiß, wann es sein wird, jedenfalls rechne ich damit, daß ich bald entlassen werden muß. Es liegen keine konkreten Anlässe zum Gegenteil vor. Man weiß immer noch nichts. Wenn ich aber entlassen werde, würde sich sofort die Frage erheben:

Was nun? Journalistische Tätigkeit ist für mich so gut wie ausgeschlossen. Ich werde mich darauf beschränken, die Entwicklung des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens interessiert zu registrieren. Von was sollen wir leben? Ich gehe von dem aus, was wir haben und was ich kann. Was nun folgt, sind zunächst vage Pläne, aber ich möchte sie Dir doch schreiben, damit Du weißt, in welcher Linie sich meine Gedanken in dieser Hinsicht bewegen und Du mit überlegen kannst, was uns die Zukunft bringt.

Ich denke daran, Wolfs Erziehung selbst in die Hand zunehmen und neben ihm vielleicht 3 Jungens im etwa gleichen Alter zu erziehen, die wir zu etwa den gleichen Bedingungen zu uns nehmen könnten, wie Wolf bei Paul war. Möbel und Betten haben wir genug dazu. Die hauswirtschaftliche Seite würde Dich nicht mehr belasten als unser früherer Haushalt. Außerdem – die Jungens würden mich ja nur am Mittag vor allem beschäftigen. Ich könnte für die Vormittagsstunden eine Beratungsstelle für moderne Seelsorge einrichten. Erfahrungen habe ich ja aus meinem Beruf. Für alle Sorgen und Fragen des Lebens. Die regelmäßigen Sprechstunden würden sich sicher mit der Zeit durchsetzen. Am Abend etwa drei Mal in der Woche würde ich für Erwachsene Religionsgeschichte, Philosophie, lebenskundlichen Unterricht geben, einmal in der Woche einen Vortrag über ein aktuelles Thema aus der Kunst etc. und einmal Diskussionsabend über Lebensfragen. Wenn sich daraus ein regelmäßiger Kreis ergibt, könnte ich an die Herausgabe eines Wochenblattes denken, das den Kontakt unter den dem Kreis Angeschlossenen aufrechterhält. Ich glaube, es gäbe in Baden genug Menschen, die in diese „Gemeinschaft“ eingeordnet sein möchten, viele aus meiner früheren Gemeinde etc. Ich glaube, an dieser neuen und doch alten Tätigkeit könnte niemand Anstoß nehmen und sie wäre wichtig und wertvoll genug, um uns das Recht zu einer neuen Existenz zu geben. An meiner inneren Haltung ändert sich natürlich nichts. Es muß alles überlegt werden – auch wo wir sein werden – Mannheim oder Heidelberg oder Berlin. Jede dieser Städte hat viel für sich. Was meinst Du zu meinem Plan, über den Du natürlich mit niemand reden darfst? Schreib mir darüber.

Herzliche Grüße Dein Erwin [218]

Düsseldorf, den 12. April 1933

Liebe Elisabeth,

seit Freitag warte ich nun auf Post von Dir. Jetzt ist es Mittwoch, und jeden Morgen wartete ich umsonst. Ich beginne unruhig zu werden. Bist Du nicht wohl? Ist mit Wolf etwas Besonderes? Lasse mich bitte nicht mehr so lange ohne jede Nachricht. Solange es möglich ist, so oft zu schreiben, wollen wir das doch ausnutzen.

Von Halle habe ich wegen der angeblichen staatsanwaltlichen Anfrage immer noch nichts gehört, auch das Urteil noch nicht schriftlich zugestellt bekommen. Obwohl ich in dieser Angelegenheit nicht

an eine Bestrafung glaube, hat sich an der Schutzhaft nicht das geringste geändert, und es ist auch kein Anzeichen einer künftigen baldigen Änderung zu entdecken.

Es geht mir gesundheitlich gut, und nach 6 Wochen findet man sich mit den Widerwärtigkeiten und schwer zu ertragenden Tatsachen einer solchen Gefängnishaft eben ab, so gut es geht. Wir haben uns eine systematische Tageseinteilung gemacht. Außer den täglichen Freiübungen in der engen Zelle zu 3,2 m breit, 3,5 m lang lernen wir, wie ich Dir schon schrieb, Stenographie. Wir kommen gut vorwärts. Es macht uns Spaß. Französisch macht sich auch: Wir „erzählen“ uns kleine harmlose Geschichten auf Französisch und lachen über die merkwürdigen Umschreibungen, die wir anwenden, um ein fehlendes Wort zu ersetzen. Seit gestern dürfen wir auf unseren Antrag auch im Hof turnen. Langhoff und ich sind gewissermaßen als „Vorturner“ für die Kameraden tätig. Ich halte es für sehr gut, daß wir turnen können draußen, wenn es auch nur 15 Minuten sind für jede Abteilung. Die Luft ist doch besser, wenn auch indirekt hinter der 5 Meter hohen Mauer die Glasfenster der Fabrikhalle der Rheinmetall und die Schornsteine dieser Anlage zu sehen sind. Seit ein paar Tagen zwitschern früh morgens, wenn es noch fast dunkel ist, die Amseln in den Gärten der Gefängnisbeamten, die jenseits der backsteinzementierten Mauer liegen. Die Birnbäume strecken ihre spitzkuppeligen Sträuße der wuchtenden Blütenpracht herüber, und das Grün an den zitternden Zweigen der Birken dazwischen nimmt von Tag zu Tag zu.

Wenn ich in der Reihe der Kameraden im Kreis des Gefängnishofes gehe, sehe ich das alles – jedes kümmerliche Gräschen auf dem Sandboden freut mich und die Gänseblümchen neben gelbblütigem Unkraut. Ich strecke dann auf der Seite, die der Sonne zugewandt ist, mein Gesicht ganz nach oben, damit mir kein Sonnenstrahl während der paar Minuten verlorengeht.

Nachts kann man nicht schnell einschlafen auf dem zusammengelegenen Strohsack. Ich denke da sehr viel an Euch, an Dich, an unseren Jungen, an uns alle drei und an das Leben. An der Wand der Zelle sind die von der Bogenlampe des Hofes durch die Gitterstäbe des Fensters geworfenen Reflexe immer gleich zu sehen. 5 Stäbe. Die drei ersten scheinen gerade. Die zwei anderen durch die verschiedenen Einfallswinkel, als seien sie gekrümmt. Um 9 Uhr geht das Licht aus. Wir plaudern dann noch ein bissel, bis der erste hinüber ist.

Man hört, es sollen vor Ostern noch ein paar herauskommen. Es wäre sehr zu wünschen. Eine ganze Reihe ist nicht einmal in der KPD Mitglied gewesen, nie, und nur auf Verdächtigungen in Haft genommen worden. Am meisten leiden wir durch den unvermeidlichen Schmutz. Die Wäsche sieht nach drei Tagen grauenvoll aus. Am Montag habe ich die Frau [219] während des Besuches gut kennen gelernt, die mir die Wäsche wäscht. Sie will mir auch meine Wolljacke waschen, die natürlich um mehrere Grade in der Schattierung durch den Schmutz nachgedunkelt ist. Ich zog sie vor einigen Tagen noch gegen Kälte nachts zum Schlafen an.

Wir haben hier doch keine Wäsche bekommen, so daß es mir lieb wäre, meinen Schlafanzug hier zu haben. Immer im Tageshemd schlafen ist wenig erfreulich. Zum Turnen bräuchte ich meine weißen Schuhe, die ich auch sonst tragen kann.

Mit meinen Kameraden komme ich sehr gut aus. Wir teilen alles miteinander, was wir bekommen, und geben den Genossen, die nichts oder fast nichts haben, ab von dem, was wir erhalten. Ich habe wieder ein reichhaltiges Paket bekommen, von Mama Kuchen und eine Pfeife mit Tabak und gestern ein sehr großes Paket, das mit viel Pünktlichkeit am Palmsonntag abgeschickt worden war. Von Schwester Hermine einen netten Brief und einen von Rackwitz, der Deine Adresse haben will und mir zu „Ostern“ ein Paketchen seiner Frau ankündigte. Wir lesen jeden Tag Zeitungen, die wir hereinbekommen. Außerdem bekommt Wolfgang Langhoff von der Tietzbücherei und Adam von seiner Frau auch regelmäßig gute Lektüre, Romane und zur Entspannung Kriminalromane, die wir zwischenhinein verschlingen.

Gretel wird Ostern bei Dir sein, schriebst Du. Freut Euch nur fest miteinander, und mach Dir nicht die geringsten Kümmernisse. Ich bin ganz zuversichtlich, und die inneren Energien sind stark in mir wie immer. Nichts hat sich geändert in mir, es sei denn, daß meine Auffassung und Energie sich noch gefestigt haben.

Von Hermine erfuhr ich, daß der „Religiöse Sozialist“ nicht mehr erscheint und der Bund zerfallen ist. Alles, wie ich es vor zwei Jahren und noch früher vorhergesehen habe.

So, nun habe ich Dir einen langen Brief geschrieben, der Dir Freude machen soll und zeigen möchte, wieviel ich an Dich denke. Natürlich habe ich Heimweh nach Dir und dem Jungen. Aber das hilft nichts und ist immer wieder bald vorbei. Ich weiß, es kann nicht anders sein, und nur Dummköpfe und Schwächlinge lassen sich durch Gefühle zu Schwachheit und Klagen verleiten.

Hoffentlich kommt morgen, Donnerstag, ein Brief von Dir, der mich beruhigt und mir beweist, wie unnötig meine Bangigkeit um Deinetwillen gewesen ist.

Wenn die Eltern Ostern zu Edi gehen, sollen sie ihn vielmals grüßen von mir und ich sei natürlich der alte geblieben.

Leb wohl, Elisabeth! Ich bin in diesen Tagen bei Dir im schönen Baden-Baden in Gedanken und küsse Dich fest und innig und dann meinen Jungen. Dein Erwin

Düsseldorf, den 14. April 1933

Liebe Elisabeth,

heute, am Karfreitag Abend, ist Dein Expreßpaket noch angekommen, in dem Du prompt meine Bitte aus dem letzten Brief erfüllst. Vielen Dank. Inzwischen, nämlich gestern früh, erhielt ich Deinen etwas unglücklichen und betrübten Brief der letzten Woche, der wegen [220] der undeutlichen Adresse erst an das Arbeitsdienstlager Ulmenstr. 29 gegangen war und zusammen mit der Karte aus Karlsruhe erst auf Umwegen zu mir kam. Immerhin hatte er mich schon beruhigt, und Dein heutiger kurzer Kartenbrief läßt mich hoffen, daß Du auch die Depression der letzten Woche überwunden hast.

Gestern las ich zufällig in einer Mannheimer Zeitung – Generalanzeiger – einen Bericht über die Schlußfeier der Mollrealschule mit Rede des Herrn Direktor Dr. Dietrich. Schandbar. Genau, wie ich es Dir schon immer sagte – zum Speien. Wir bekommen regelmäßig Zeitungen. Jetzt wollen wir eine sogar abonnieren, denn oft ist die Verzögerung durch die Post doch beträchtlich, so daß die Nachrichten mehr oder minder alt sind. Hast Du Gelegenheit, wenigstens eine größere Zeitung regelmäßig zu lesen – Frankfurter etwa oder Deutsche Allgemeine? Ich hielte das für recht gut.

Unsere „Arbeit“ nimmt ihren Fortgang. Wir können schon eine ganze Menge Stenographie, auch die Repetition des Französischen geht voran. Es wird Dir wohl zu viel Mühe machen, die tausend Worte Englisch aus den Bücherkisten herauszufinden. Vielleicht weiß Gretel zufällig, in welche sie dieses Buch verpackt hat. Dann könntest Du es mir doch schicken.

Heute und gestern las ich von Sinclair Lewis „Adlerflug“. Nicht besonders, aber als Studie über das bürgerliche Leben des kapitalistischen Amerika interessant und eine nette Liebesgeschichte eingewoben. Lies es mal, wenn Du’s bekommen kannst.

Gesundheitlich geht es mir und uns 3 Zellenkameraden ganz erträglich. Es ist nur seit gestern wieder verflixt kalt, und man kann die Fensterklappe nicht ganz zumachen in einem so überbelegten kleinen Raum. Die Stunde, die wir in der Sonne spazieren und turnen können, ist uns allen recht kostbar geworden. Die Tage vergehen sonst eintönig in der zwangsläufigen äußeren Ordnung und der sich immer wiederholenden Besinnung über die Lage und die Möglichkeiten der Zukunft.

Der Kirschenbaum, der ungefähr in der Mitte der Mauer seine blühenden weißübersäten schwarzen Äste herüberwippt, wird von Tag zu Tag imposanter. Gestern haben Strafgefangene den Rasen auf dem einen Hof mit der Maschine abgemäht, und auf den paar Beeten, die dazwischen angelegt sind, kommen die Keimblätter der Suppengemüse ganz zart hervor, die vor etwa 14 Tagen gesät wurden.

Heute hat man den Oberbürgermeister von hier eingeliefert. Aus Zeitungsnotizen erfuhren wir, daß er in nicht ganz saubere Geschäfte verwickelt gewesen ist. So sehr diese Säuberung der Ämter zu begrüßen ist, eine Änderung der Massennot und der wirtschaftlichen Situation ist erst und nur möglich

durch eine radikale Umgestaltung nicht nur, sondern Vernichtung der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

Mama meint, ich könnte durch eine „Eingabe“ mich aus der Schutzhaft befreien, um mit Papa nach Wörishofen zu gehen. Sie ist sehr traurig, aber ich kann ihr nicht helfen.

Ich rechne nach wie vor damit, daß man uns freilassen wird oder in ein Konzentrationslager versetzt. Gelegentliche Notizen in der Presse über andere Länder und Provinzen lassen diesen Schluß zu. Es scheint allerdings so, daß auch die, die öffentlich für ihre kommunistische Überzeugung eingetreten sind, als „Funktionäre“ angesehen werden, ohne daß sie dem Apparat der Partei eingegliedert waren. Es kommt also alles auf die Auslegung dieser [221] Begriffe an. Aber mach Dir keine Illusionen – so wenig wie Angst. Was kommt, wird mich und uns bereitfinden. Ich hoffe aber stark, man wird mich und viele andere, die man so auf „Verdacht“ hin festnahm, frei lassen.

Nach den Feiertagen werde ich einmal an das Amtsgericht schreiben, um die „Halle“-Sache zu klären, und dann an das Polizeipräsidium wegen der Aufrechterhaltung dieser unberechtigten „Schutzhaft“.

Leb wohl, Elisabeth, ich küsse Dich und unseren großen Jungen vielmals, Dein Erwin

Düsseldorf, den 20. April 1933

Liebe Elisabeth,

ich werde morgen wohl Post von Dir bekommen – und Du wirst gesund sein. Man erwartet in dieser Abgeschlossenheit eben doch mehr als in gewöhnlichen Zeitläuften auf Nachricht von den Nächsten. Meinen letzten Brief wirst Du erhalten haben. Seither gibt es nichts Neues. Die Feiertage gingen vorüber wie alle anderen auch, d. h. ein Lautsprecher vermittelte uns das offizielle Osterprogramm des Rundfunks, und Militärmärsche weckten uns aus dem Strohsackschlaf am Morgen. Ein Jünglingsverein spielte in gemischtem kleinem Orchester im Kreuzgang des Gefängnisses ein paar deutsche Frühlingslieder, und am Montag erfreute uns ein Männerchor mit einem melodischen Gesang des „Heidegrabs“ und ähnlicher Lieder. Heute ist schon wieder Donnerstag – über 7 Wochen eingesperrt.

Die beiden Bildchen von Wolf und Dir klebte ich noch in das Album. Wolf sieht so groß darauf aus. Wie der Junge wächst! Wenn Gretel bei Dir ist, werdet Ihr ein paar nette Tage miteinander haben.

Mußt Dir keine Sorgen machen, Elisabeth, um meinetwillen. Ich bin nach wie vor guten Mutes und zuversichtlich.

Ich bin eigentlich froh, daß Dir die Illusion mit Dietz in Karlsruhe verflogen ist. Nun wirst Du auch verstehen, warum ich gegen ihn immer diese instinktive Abneigung hatte. Was macht denn Heinz [Kappes] in Pforzheim? Ist er dort Pfarrer?

Ich lese zur Zeit außer den Zeitungen natürlich von Knut Hamsun „Das letzte Kapitel“, von Walpol „Das Antlitz eines Rothaarigen“, von Jack London „Der Rote“ und andere Novellen. Unsere Steno macht Fortschritte, und die französische Repetition wird nicht vernachlässigt. So geht die Zeit in der Enge der immer noch kalten Zelle besser vorüber.

Hast Du Dir meine Pläne aus dem vorletzten Brief schon mal durch den Kopf gehen lassen?

Leb wohl, Elisabeth. Hoffentlich hat das schöne Wetter der letzten Wochen Deine Erkältung und Dein sonstiges Unpäßlichsein vertrieben. Ich denke viel an die Zukunft und bin mir ziemlich klar über unsere zukünftige Lebensgrundlage. Ich bin jetzt in Gedanken bei Euch. Dein Erwin [222]

Düsseldorf, den 22. April 1933

Liebe Elisabeth,

unsere Briefe haben sich wieder mal gekreuzt. Der Deine hat mich sehr beruhigt. Es geht Euch also gut, Ihr seid gesund und zuversichtlich.

Heute schicke ich Dir die Erklärung für die vor einigen Wochen erfolgte Anfrage aus Karlsruhe. Man hat, da ich von der Kirche keine Pension bekomme, an die Reichsversicherungsanstalt die Einzahlung von 1.800 M für die Zeit meiner Anstellung bei der Kirche für Beitragsmarken der Angestelltenversicherung zahlen müssen nach den gesetzlichen Bestimmungen. Unter meinen Papieren, die Du hast, muß auch die Karte für Reichsversicherung der Angestellten sein, die in Berlin und Wien weitergeklebt ist. Wenn ich also heute arbeitsunfähig würde, könnte ich Anspruch erheben auf eine kleine Rente, monatlich etwa 60 bis 70 M. Ich schreibe Dir das nur, damit Du weißt, was es mit dem Schein, der beiliegt, für eine Bewandtnis hat. Hebe ihn gut auf!

Den Trainingsanzug könnte ich auf alle Fälle brauchen, aber wir haben doch kein Geld. Also laß es lieber. Ich komme auch so durch. Gestern Nacht habe ich mir meinen alten geflickt. Eine ganze Reihe Genossen ließen sich ihre Anzüge kommen. Sie haben meist dunkelblaue mit Reißverschluß und einfachem Kragen, nicht diesen großen Matrosenkragenersatz. Neues gibt es nicht zu berichten. Einige kranke Kameraden sind entlassen. Sonst hört man nichts.

Es ist gut, daß Du tapfer gegen die Schwierigkeiten unserer Tage Front machst. Ich kann Dir jetzt nicht beistehen. Du mußt selber fertig werden.

Viele herzliche Grüße Euch allen Dein Erwin

Beste Grüße und Wünsche für die Eltern. Gruß Wolfgang Langhoff

Düsseldorf, den 25. April 1933

Meine liebe Elisabeth,

ich kann mir vorstellen, daß es Dir manchmal sehr schwer ist, weil ich solange von Dir fort bin und Du niemand hast, der Dir in dieser schweren Zeit so beistehen kann, daß Du keinen Kummer haben mußt. Es wäre sehr gut, wenn Du mich ein paar Stunden sehen könntest, aber es geht nicht. Erinnerst Du Dich noch, wie Dr. May von der IA hier zu Dir sagte, ich käme sehr bald frei, weil gegen mich nichts Besonderes vorliege und ich kein Funktionär der KPD war? Da die Verhandlung wegen der Kiste für mich auch noch sehr günstig ausgegangen ist, wäre es vielleicht gar nicht unsinnig, wenn Du Dich unter Berufung auf die damalige Unterredung hier bei Dr. May erkundigen würdest, wie es mit der Behandlung meines Falles steht. Das wäre das Einzige, was Dir unter Umständen eine authentische Auskunft über meine nächste Zukunft verschaffen könnte. Du kannst ruhig dabei erwähnen, daß Du völlig mittellos bist und nur durch meine Arbeit existieren kannst.

Etwas werden wir schon tun können. Du weißt, ich bin zu jeder Arbeit entschlossen. Mache Dir darum keine schweren Gedanken!

[223] Wenn ich wieder bei Euch bin, werde ich mit aller Liebe, die ich zu Wolf habe, aber auch mit aller Energie dafür sorgen, daß unser Junge ein tüchtiger Mann wird. Ich nehme an, seine Liebe zu mir und sein Wille, mir während dieser Zeit eine besondere Freude zu machen, wird ihn dazu veranlassen, jede Woche einen längeren tadellos geschriebenen Brief zu schicken.

Wenn ich auch so ungefähr der einzige bin von den Kameraden, der keinen Besuch bekommen kann, weil ich hier keine Angehörigen habe, so habe ich mich mit diesen Notwendigkeiten meiner gegenwärtigen Lage so abzufinden, daß ich guten Mutes bin nach wie vor. Also bitte, mache Dir um meinetwillen keine Sorgen!

Meine Kameraden Wolfgang Adam und Ernst Adam lassen Dich grüßen. Wir haben uns immer gut vertragen. Herzliche Grüße Euch allen, Dein Erwin

Düsseldorf, den 27. April 1933

Meine liebe Elisabeth,

obwohl Dein heutiger Brief aus einer sehr gedrückten Stimmung geschrieben ist, hat es mich nicht so

getroffen, wie Du vielleicht fürchtetest. Es ist begreiflich, wenn Deine Eltern so mit Dir reden – es wird ihnen hiernach meist leid sein –, denn schließlich bist Du doch ihr Kind, und wenn ich tot wäre, würde es für sie doch wohl das Natürlichste sein, für Dich und Wolf zu tun, was ihnen möglich ist. Über eines kannst Du sie beruhigen, wenn ich auch 40 Jahre alt bin: Energie und Arbeitswillen habe ich noch mehr als mancher 30jährige, und ich benutze die mir hier aufgezwungene Ruhe, um mich zu neuer Arbeit für uns, für Dich und unser Kind, zu stählen. Es ist allerdings schwer, daß ich gerade jetzt hier sein muß – von Dir und Wolf getrennt. Aber auch das geht vorüber. Der Gedanke, einen Kreis mir vertrauender Menschen zusammenzufassen, die mich aus meiner froheren Pfarrtätigkeit kennen, ist bei der Entwicklung, die die Kirche nimmt, und bei der Anhänglichkeit doch einer ziemlich großen Zahl gar nicht so unmöglich. Auch der Plan mit der gemeinsamen Jungenerziehung.

Die Vorschläge der Eltern kann ich mir denken. Aber was wäre Dir durch eine Scheidung geholfen? Und wie entwürdigend das für Dich ist, scheinen sie gar nicht zu sehen. Im Übrigen kannst Du ihnen sagen, daß es ja nicht nur mir so geht. Ist es denn eine so ungeheuerlich große Opferbereitschaft, wenn sie, so lange ich es nicht ändern kann, Dir Wohnung und Essen für Euch beide geben? Ich hoffe, daß ich es einmal wieder vergelten kann, was für Dich und Wolf getan wird.

Heute hat mir Mannicke aus Neckerau ein Paket geschickt. Sie sind selbst arbeitslos! Einen Kuchen und Butter, Wurst und Schokolade. Ein weicher, aber liebgemeinter Brief. Viele aus der Gemeinde denken an mich.

Du weißt übrigens, daß meine Eltern mit ihren vielen Kindern große Sorgen haben, und in jedem Brief an mich frugen sie nach Dir. Was sollen sie denn tun? Ist die gegenwärtige Regelung nicht die eigentlich natürliche?

Ich werde natürlich auch von hier aus jede sich bietende Möglichkeit, meine Entlassung zu beschleunigen, benutzen. Aber es ist schwierig wegen der Fülle der Fälle. Weißt Du übrigens, daß meine Verhaftung erfolgte, nachdem einer meiner Brüder beim Polizeipräsi-[224]dium angerufen hatte, ob die Gerüchte über meine Ermordung zuträfen?! Wer weiß, wofür das alles gut ist. Ich habe das Gefühl, es wird noch einmal alles sehr gut werden für uns drei.

Hier geht es jeden Tag gleich weiter. Die kalten Tage brachten mir eine unangenehme Hustenerkältung, die aber schon wieder abflaut. Die einzige Erholung ist nach wie vor der Rundgang. Bei dem morgendlichen turnen wir. Das tut gut. Fast alle Kameraden machen mit.

Die etwas unregelmäßige Schrift kommt daher, daß ich auf dem Hocker schreibe. Langhoff schreibt schon einige Zeit am Tischchen.

Liebe Elisabeth, sei nur ganz ruhig. Freue Dich an der schönen Frühlingszeit und sammle Deine Kräfte für unsere Arbeit.

Ich bin ganz bei Dir und küsse Dich und Wolf lieb – Dein Erwin

Düsseldorf, den 28. April 1933

Meine liebe Elisabeth,

heute kam die Rechnung für das Verfahren gegen mich am 29. März. Die Gerichtskosten betragen 50,00 M. Da wir zur Zeit völlig mittellos sind, beantrage ich Stundung dieser Kosten, bis ich aus der Haft entlassen und wieder an der Arbeit sei. Ich nehme an, daß in den nächsten Tagen das schriftlich ausgefertigte Urteil in meine Hände kommen wird und sich die Angelegenheit Halle als ein Irrtum herausgestellt hat. Sobald ich das Urteil, das die Bewährungsfrist aussprechen wird, in Händen habe, werde ich bei dem Polizeipräsidium eine Eingabe einreichen, mich aus der Haft zu entlassen, da der konkrete Anlaß zu meiner Verhaftung nun erledigt sei und somit nichts gegen mich vorliege.

Gestern Nachmittag erhielt ich überraschend Besuch: Helga Barth[5] aus Karlsruhe, die Tochter des

[5] Helga Barth starb im Frühjahr 1945 im Alter von 32 Jahren als Folge der Qualen im Strafblock des Konzentrationslagers Ravensbrück (Häftlingsnummer 15.066), nachdem sie im August 1942 als „Staatsfeind“ verhaftet

Finanzinspektors Barth. Du erinnerst Dich sicher an sie. Sie studiert in Köln weiter und war hier bei Verwandten, ich glaube einem der Direktoren des Langnamvereins, einer Industriellenvereinigung. Das hat etwas Abwechslung gebracht. Damian, Du weißt: der Pfarrer aus Pirmasens, ist auf dem Heuberg, Fuchs mittellos in Berlin, wahrscheinlich bei seiner Schwester in Zehlendorf.

Heute ist hier ein grauer, trister Regentag. Bei Euch wird das schöne Wetter auch einer riesigen, regnerischen Periode weichen. Laß Dich nicht niederdrücken, Elisabeth! Es kommt auch einmal wieder anders für uns.

Ich umarme Dich fest und tröste Dich mit meinen Küssen, Dein Erwin [225]

Düsseldorf, den 29. April 1933

Meine liebe Elisabeth,

eben bekam ich Dein liebes Paket. Schon die musterhafte Packart erinnerte mich so an Deine Pünktlichkeit und Dein Wesen, daß eine große Freude über mich kam. Was Du wieder alles an einzelnen Dingen Dir überlegt und für mich ausgesucht hast. Vielen Dank. Ich rauche gerade die erste Zigarette aus der „For ever"-Schachtel „Für immer" heißt das. Vielleicht ändere ich aber doch noch meine Zigarettenmarke. – Meine beiden Briefe wirst Du inzwischen erhalten haben. Sie haben Dich vielleicht doch ein wenig getröstet und Dir gezeigt, daß ich meine alte Zuversicht nicht verloren habe.

Wie man bestimmt hört, soll ab Montag die Gefängnisbehörde unsere Überwachung übernehmen. Die SA und SS, die bisher hier waren, werden zu anderen Dienstleistungen zugezogen.

Du hast ganz recht, es ist auch für mich sehr schwer, nicht wenigstens ein paar Minuten mit Dir sprechen zu können, Dich zu sehen und Dich zu berühren. Ich stelle mir aber oft Dein Bild und das Wolfgangs vor, lebendig, wenn ich die kleinen Photos betrachtet habe. Aber auch diese Schutzhaft geht vorüber, und dann wollen wir mit aller Energie an die Schaffung einer neuen, selbständigen Existenzmöglichkeit gehen. Fast am meisten haben mich die dunkelroten Tulpenknospen und die schönen Vergissmeinnicht gefreut. Sie stehen schon im Wasser und schauen vom Zellenwandschränkchen herunter.

Gestern las ich von Maurois, einem Franzosen, ein beachtenswertes Buch „Wandlungen der Liebe". Es geht an den großen Orientierungen des öffentlichen Lebens vorbei, ist aber eines der ehrlichsten und feinsinnigsten Bücher, die ich über die Psychologie der Liebe und der Ehe gelesen habe. Verschaff es Dir aus der Bibliothek, Verlag Piper. Verfolgst Du die Entwicklung der „Reichskirche" und die Funktion der „Deutschen Christen" – sehr interessant. Die Auswirkungen des Dollarsturzes werden sich bald zeigen, und der 1. Mai wird uns Gelegenheit geben, das Wirtschaftsprogramm der NSDAP für die kommenden 4 Jahre kennenzulernen. Hast Du den Aufruf der Regierung zum 1. Mai gelesen?

Leb wohl, Elisabeth! Ich liebkose Dich mit meinen großen Händen, bis Du ganz ruhig bist. Dein Erwin

Düsseldorf den 1. Mai 1933

Meine liebe Elisabeth,

vorhin war ich mit den Kameraden zum Rundgang im Hof. Die Sonne war wundervoll. Die Luft ist schon so lau, und es war eine große Sehnsucht in mir, bei Dir zu sein – bei Dir und bei Wolf. Es ist

worden war, weil sie sich wiederholt mit Gnadengesuchen für den Dortmunder Kommunisten und Zuchthaushäftling Rudolf Hantel eingesetzt hatte. Siehe Hans Prolingheuer, Ausgetan aus dem Land der Lebendigen, Leidensgeschichten unter Kreuz und Hakenkreuz, Neukirchen-Vluyn 1983, S. 51–98: „Zu den führenden Frauen und Männern der Religiösen Sozialisten – besonders zum Bundesvorsitzenden dem Mannheimer Pfarrer Erwin Eckert – gab es freundschaftliche Bindungen." (S. 54)

auch dieses gewisse Verlangen schön – ohne Erfüllung – Du.

Vorerst werden, wie ich lese, in Baden auch noch täglich Kommunisten verhaftet – und an eine Entlassung hier ist nicht zu denken. Alle Parolen, die solche Hoffnungen weckten, stellten sich als haltlos heraus. Du wirst Dich also schon noch auf eine lange Zeit des Alleinseins einstellen müssen. Ich habe aber vor, wenn ich entgegen allen Erwartungen, [226] doch noch frei zu kommen – in ein Konzentrationslager kommen sollte, den Antrag auf Überweisung nach Baden zu stellen, damit Du mich wenigstens besuchen kannst.

Gesundheitlich geht es mir erträglich – immer noch. Man ist natürlich gelegentlich nervös, Kopfweh und so. Aber im Allgemeinen geht's gut. Gestern und vorgestern habe ich zwei grauenhaft blöde Kriminalschnulzen gelesen. Aber spannend, sage ich Dir! Sogar das zerrissene seidene Taschentuch der Gräfin fehlte nicht darin. Wundervoll, dieser ausgekochte Quatsch.

Heute ist der erste Mai – Feiertag der deutschen Arbeit – in den Kirchen 1. Mai-Gottesdienste. Erinnerst Du Dich daran, daß ich gegen den Widerstand und den Hohn der ganzen offiziellen Kirche am 1. Mai Feierstunden gehalten habe, allerdings aus innerster Begründung heraus? Hast Du das Programm der Maifeiern in Berlin gelesen und das Rundfunkprogramm des heutigen Tages studiert – sehr instruktiv. Ich bin ja der Überzeugung immer noch, daß sich bei der fortschreitenden Wirtschaftskrise und der Unmöglichkeit, ihrer mit den Methoden selbst eines nationalsozialistischen Kapitalismus Herr zu werden, ganz neue Fronten bilden werden, große Teile der proletarisch-mittelständlerisch orientierten heutigen Nationalsozialisten zu einer wirklich antikapitalistischen Initiative reif sein werden. Erinnerst Du Dich noch daran, wie ich mit Dir über diesen Versuch der nationalen Reorganisation der Wirtschaft sprach? Über die Zeitspannen, die zwischen einzelnen Abschnitten liegen müssen, kann man nichts sagen. Jedenfalls ist es äußerst interessant, die Wirklichkeit des Lebens in diesen Wirren und Wehen der Zeit zu verfolgen – und zu lernen.

Verfolgst Du genau die Entlarvung der Kirche, diese mir fast unheimlich werdende Bestätigung meiner Vorhersagen und Feststellungen in der Synode und in hundert öffentlichen Reden, in den Artikeln des „Sonntagsblattes"?

Wünsch ist nicht entlassen. Dietrichs Sohn Waldemar trägt SA-Uniform. Löw geht es gut. Und wir, wir beide, wir drei, werden ein neues Leben beginnen. Darauf freue ich mich. Die letzten beiden Jahre haben Dich mir neu geschenkt.

Leb wohl, Elisabeth. Sei nicht traurig. Tout passé. Ich lege Deinen Kopf an meine Brust und streichle Dich, damit Du spürst, wie lieb ich Dich habe. Dein Erwin

Düsseldorf den 5. Mai 1933

Meine liebe Elisabeth,

gestern erhielt ich zusammen mit Deinem Brief einen anderen von Pfarrer Lempp aus Nordhausen in Württemberg. Vielleicht erinnerst Du Dich noch an seinen Namen. Er war im Bund einer der zuverlässigsten Freunde, etwas bigott, aber sehr aufrichtig. Er selbst ist noch im Amt. Seine Bauerngemeinde wollte nicht von ihm lassen. Schenkel hatte schon vor einiger Zeit „alle politischen Bindungen gelöst". Sein Kirchengemeinderat „hielt ihn aber doch nicht für tragbar". Er ist jetzt Pfarrverweser in einem fränkischen Dorf, von wo er wieder „hochzukommen hofft". Lempp schrieb mir sehr nett. Er glaubt, mich trösten zu müssen, der gute kleine Mann.

Dein Brief war diesmal froher und zuversichtlicher. Das hat mir gutgetan.

[227] Du möchtest einmal bei uns hereinschauen. Lieber nicht! Unser Zimmer ist noch kleiner als meines damals in Neu-Kölln. Für drei, manchmal 4 Leute. Eine schwere Eisentür mit einem kleinen Guckloch ist in die Halbmeter dicke Wand eingelassen. Den Zementfußboden reinigen wir mit Handfeger und dem gebrauchten Waschwasser aus dem Eimer mit einem halben Putztuch. Wasserkrug und Blechschüsselchen sind unsere beweglichen Mobilien. Die Heizung besorgt ein mitteldickes

Rohr, das schwarz angestrichen in einer Ecke durch die Zelle gerade hindurchführt. Unser „Tisch“ ist für einen Mann berechnet, eben für den, der auf dem einzigen Hocker unserer Zelle sitzen kann. Die beiden anderen sitzen entweder auf dem Rand des Bettes oder auf den beiden übereinander gelegten Strohsäcken, die wir unter dem hochangebrachten Klappfensterchen an der Stirnseite der Zelle aufgeschichtet haben, mit Decken zugedeckt als Chaiselongue-Ersatz. An der Wand ein Schränkchen in Hausapothekengröße und ein 4-zinkiges Regal, mit Kleidern überladen. Natürlich können wir nicht wegen der Leibesnotdürftigkeiten das Lokal verlassen. In der Ecke links vom Eingang, dem Wasserkrug und Schütteimer gegenüber, steht darum der Kübel für alles unbrauchbar Gewordene.

So, nun hast Du das Konterfei unseres Salons. Unter dem Strohsackbett stehen unsere Koffer und einige Kartons mit den „Vorräten“. Auf dem Schränkchen 3 Tonbecher für Kaffee und drei Tonschüsselchen mit Löffeln für Dinner und Souper. Dazwischen habe ich in einem leeren Marmeladenglas als Blumenvase Deine Tulpen und die jetzt vollaufgeblühten Vergißmeinnicht gestellt. Ein paar Tannenzweiglein vom Odenwald sind dabei, die Mannicke aus Mannheim einem Paket beigelegt hatte. Die Ostertannenzweige von Euch stecken hinter einem Nagel an der Breitseitenwand, von dem aus eine Schnur zum Heizrohr gespannt ist; auf ihr baumeln unsere Waschlappen zum Trocknen und das Wischtuch für das Abtrocknen des „Spülgeschirrs“ am Mittag und Abend. Müllschüppe und Feger stehen unter dem Kübelein an der Wand.

So, jetzt bist Du über das Möblement und den Raum innerhalb unserer 4 weißgetünchten Wände mit grauem Ölfarbenfries und Punktleistenornament genauestens orientiert. Ich schreibe Dir, auf dem Strohsackkanapee sitzend, auf einem Brett über den Knien, der ausgehängten Türe unseres „Schrankes“, die etwas größer ist als der Papierblock.

Die Rede Hitlers habe ich genau gelesen und die Aktion gegen die Gewerkschaften. Übersieh nichts, was jetzt sich abspielt! Der Anschauungsunterricht dieser letzten Monate wiegt viele Bücher und Diskussionen auf.

Hast Du gelesen, daß nach der neuesten internationalen Statistik der Anteil Deutschlands an der Weltproduktion noch nie so gering war prozentual wie gerade jetzt? Die außenpolitischen Reden im englischen Unterhaus und die des schwedischen Handelsministers zeigen, daß auch außerhalb Frankreichs und Amerikas die Isolierung Deutschlands Tatsache ist. Die Faschisierung Österreichs, die als Antwort gedacht ist gegen die französische Politik der Stärkung der kleinen Entente (Jugoslawien, Tschechoslowakei, Bulgarien, Rumänien), wird zu neuen Verwicklungen mit Frankreich führen und auch Stalin kühler machen. Die neu eröffnete „Abrüstungskonferenz“ in Genf wird wieder mit einem völligen Fiasko enden und nicht die geringste Garantie für den „Frieden“ darstellen.

Ich bin mit Dir auf den blumigen Wiesen des Schwarzwaldes. Dein Erwin [228]

Düsseldorf, den 6. Mai 1933

Meine liebe Elisabeth,

gestern Abend war der Standartenführer der SA, Lotbeck, im Gefängnis mit einigen anderen Nationalsozialisten. Wir hatten auf unserer Zelle eine etwa einstündige politische Unterredung, die für uns sehr instruktiv war. Vorgestern sind etwa 40 Kameraden entlassen worden, aber meist solche, die nicht in der KPD waren. Ob ich Aussicht habe, bald entlassen zu werden?? Alles ganz unsicher! Mache Dir keine Illusionen! An das Amtsgericht schrieb ich wegen der Ausfertigung des Urteils, dann werde ich an den Regierungspräsidenten schreiben – vielleicht! Wenn das einen Sinn hat. Du darfst aber nicht wieder an die Mannheimer Freunde schreiben, ich würde eine „Eingabe“ machen, um frei zu kommen. Das führt nur zu Mißverständnissen.

Jawohl, wir „baden“ alle 14 Tage, d. h. wir stehen dann 3 Minuten unter einer Brause zu zweit. Das Wasser läuft für eine Minute. Aus. Einseifen, eine Minute. Wieder Wasser 1 Minute bis 2 Minuten. Fertig. Anziehen. In die Zelle. Aber das Gröbste geht doch weg.

Gestern hatten wir hier ein erstes richtiges Gewitter. Die Luft nachher draußen beim Rundgang war

herrlich.

Leb wohl, Bebi. Ich hoffe auch, daß ich bald bei Dir sein kann. Das läßt mich auch die täglichen Widerwärtigkeiten einer solchen Haft leichter ertragen. Ich denke sehr viel an Dich und an uns. Ich komme bald zu Dir. Bleib gesund und zuversichtlich.

Ich umarme Dich und küsse Dich, damit Du weißt, wie lieb ich Dich habe, Dein Erwin

Düsseldorf, den 10. Mai 1933

Meine liebe Elisabeth,

es geht mir gut. Du brauchst Dir keine Gedanken um mich zu machen. Etwas Besonderes hat sich nicht ereignet, es sei denn, daß etwa 60 bis 70 Kameraden entlassen wurden gegen die Versicherung, sich nicht in staatsfeindlichem Sinne zu betätigen und sich regelmäßig auf der Polizei zu melden. Von uns dreien hat Adam, der ja nicht Mitglied der KPD war, Aussicht herauszukommen. Wir anderen warten eben ab, Wolfgang Langhoff und ich.

Ich werde in meiner Meinung immer sicherer. Es kann gar nicht mehr lange gehen, bis die SA, soweit sie proletarisch denkt, sich entscheiden muß, ob sie ernsthaft antikapitalistisch vorgehen will oder zum Stoßtrupp des Kapitals gemacht wird, wie es die Drahtzieher aus den besitzenden Kreisen wollen. Die ganze Entwicklung ist dem Endziel, das wir vor uns sehen, nur förderlich, wenn es gelingt, die armen und im Grunde antikapitalistischen SA-Massen vor der Illusion zu bewahren, es könne in einem kapitalistischen Deutschland besser werden. Es wird nur den sozialistischen Ausweg der Enteignung der Betriebe, des Grund und Bodens, der Verkehrsmittel etc. geben, oder es ist aus. Es ist schon jetzt deutlich, daß die Spießbürger ihre „Begeisterung“ einbüßen, die Handwerker, Kleinhändler usw. glauben, das Paradies begänne, und siehe, es ist alles schlimmer geworden. Die Preise ziehen an: Fleisch, Butter, Margarine sind teurer geworden. Die Städte stehen durch all die Neuordnungen vor dem direkten Bankrott. Die in Aussicht genommenen Arbeitsbeschaf-[229]fungen – Dienstpflicht etc. – kosten nur Geld und ergeben keine produktive Arbeit. Die außenpolitischen Schwierigkeiten und wirtschaftlichen Verpflichtungen werden durch die völlige Isolierung Deutschlands und die stark zurückgegangene Ausfuhr – wir bekommen dadurch immer weniger Devisen zur Bezahlung der Auslandsschulden – immer komplizierter.

Es ist etwas Schönes und Bewegendes, in der Wirklichkeit zu sehen, wie sich die Gesetze bewahrheiten, die aus der Vergangenheit der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung erkennbar geworden sind. Es werden ganz neue Methoden an der politischen Front gefunden werden, die das Ziel der Bildung der geschlossenen antikapitalistischen Front erreichen. Ich möchte einmal gern mit Dir sprechen. Es ist notwendig, gerade die heutige Zeit richtig zu verstehen. Sie lehrt uns mehr als 100 Bücher über Volkswirtschaft und Politik.

Ich lege Dir ein „Positives Blatt“ bei. Lies den Abschnitt über die „religiös-sozialistischen Pfarrer“. Ganz bezeichnend. Auch in Thüringen hat sich der „Landesverband“ aufgelöst. Die Kirche wird untergehen, muß untergehen, weil sie das verrät, was ihr Auftrag gewesen wäre. Löw hat aus Bad Mergentheim geschrieben, harmlos freundlich, „ob er etwas für mich tun kann“, er „will mir eine Kleinigkeit schicken“. „Wo ist Deine Frau und Dein Kind?“!! Die kleine Barth hat mir etwas Obst geschickt und einen unbeholfenen Brief über „das Reich Gottes“.

Stenographieren können wir bedeutend besser, allerdings erst 65 Silben. Aber jetzt geht es noch viel schneller, weil wir die Technik beherrschen. Jetzt fehlt nur noch die Übung.

Wir unterhalten uns fast jeden Tag mit einem Teil der jetzt als Hilfsgefängnisbeamte angestellten älteren SA-Leuten, die sehr genau wissen, daß die Schwierigkeiten erst kommen, und mit uns der Meinung sind über die Unbrauchbarkeit des kapitalistischen Systems. Auch diese Unterhaltungen sind für mich ein Zeichen von der Richtigkeit unserer Sicht.

So, Bebi, jetzt habe ich aber viel mit Dir geplaudert. Es wird immer dunkler. Licht bekommen wir

keins mehr. Ich muß bald Schluß machen.

Am Montag kommt Langhoffs Frau aus Dresden, wo sie bei ihren Eltern (Stiefvater, bekannter Schauspieler) und ihrer Mutter war. Er freut sich natürlich sehr.

Wolff, wie geht's Dir? Denkst Du auch ein bissel an Deinen Papa? Auf Sonntag schreibst Du mir doch sicher.

Ich bin in Gedanken bei Dir, Elisabeth, und küsse Dich und dann meinen Wolfi, Dein Erwin

Düsseldorf, den 13. Mai 1933

Liebe Elisabeth, meine liebe gute Frau,

heute antworte ich Dir auf Deine 3 letzten Briefe, eine seltene Tatsache, daß Du mir mehr geschrieben hast in den letzten Tagen.

Es ist schon Samstagabend, aber ich glaube, noch ein paar Zeilen fertig zu bringen, bevor es dunkel wird. Licht bekommen wir seit 1. Mai ja überhaupt keines mehr.

[230] Das Paket war sehr lieb von Dir, aber Du mußt nicht so viel Geld ausgeben für mich, wir haben doch gar keins, und es ist schon genug, wenn Du bei den Eltern essen und wohnen kannst mit Wolf. Ich komme auch so durch, Bebi. Der Flieder war noch ganz frisch. Er steht in einem früheren Wasserkrug, dem der Henkel fehlt, auf unserem „Schrank". Dein Mandel-Rosinen-Zitronat-Kuchen ist heute endgültig geschlachtet worden. Ausgezeichnet. Der heutige Kranzkuchen ruht noch in seiner Schachtel unter dem Bett.

In der Schweiz wissen sie, was los ist mit mir. Heute hat Hubacher aus Bern geschrieben, und auch aus Zürich ein Theologiestudent – harmlos. Adresse: Landeszuchthaus. Das fehlt grad noch. Schluß, zu dunkel, morgen früh weiter.

14. Mai Sonntagmorgen: Das Bett ist gemacht. 6.30 Uhr. Boden gewischt. Krüge, Kübel und Schippe hineingestellt. Der Dauerlauf 28 Minuten mit entblößtem Oberkörper bis zum Tropfenschwitzen erledigt. Waschen im Schüsselchen vorbei. Rasiert. „Kaffee" getrunken. Der Rundgang im Hof und 10 Minuten Freiübungen unter eigener Regie. Fertig. Jetzt sitze ich auf meinem „Kanapee" und will Dir den Brief zu Ende schreiben. Übrigens vergaß ich zu erwähnen, daß ich auch zwischenhinein heute früh dem Flieder die Stängel beschnitten, frisches Wasser mit etwas Salz gegeben habe und auf unserem Privatklo in der Ecke war. Nett, was?

Über die Lage möchtest Du mit mir diskutieren. Das wäre schön und sicher auch wichtig. Aber ich glaube, Du wirst auch aus den Andeutungen meiner letzten Briefe schon die Richtung erkannt haben, in der sich unsere Einschätzung der Situation bewegt. Hast Du die Genfer Reden und Abstimmungen verfolgt über die Aufrüstung Deutschlands, auch die Reden des englischen Kriegsministers und die französischen Politiker? Wir stehen einem Krieg näher als 1913. Aber ich glaube, die feindlichen kapitalistischen Brüder werden es sich überlegen, bevor sie einen Krieg als Ausweg aus der Krise und zur Neuaufteilung der Welt vom Zaune brechen. Es würde das Ende des Weltkapitalismus sein, der Beginn und Sieg der proletarisch kommunistischen Revolution, die auch heute durch die Propaganda der von der NSDAP erfaßten Gutgläubigen mitgetragen wäre. Es ist durchaus möglich, ja bei nüchterner Überlegung so gut wie sicher, daß dieser Krieg der imperialistischen Nationen untereinander kommen muß, ob sie wollen oder nicht, als Konsequenz des durch die kapitalistische Konkurrenzwirtschaft bereits begonnenen Zoll- und Handelskrieges und der internationalen Finanzkatastrophe. Lies die Rede Hitlers, die er am Mittwoch vor dem zum ersten Mal einberufenen „Reichstag" halten wird. Er wird den Friedenswillen Deutschlands betonen, die Harmlosigkeit der SA und SS und des Stahlhelms und Deutschlands Ehre und Gleichberechtigung fordern. Alles nicht etwa gegen, sondern auf Grund des Versailler Vertrags. Der einberufene Reichstag soll die Staffage, die Resonanz dieser Politik im „Volke" demonstrieren. Es gibt keine Rettung für Deutschland als die Vernichtung des Kapitalismus, die zugleich auch die Enteignung des ausländischen Kapitals in Deutschland zugunsten des proletarischen Staates und die Annullierung sämtlicher ausländischer Schulden und Verträge darstellt, engstes Bündnis mit der Sowjetunion, Generalangriff aller Werktätigen in den übrigen

kapitalistischen Ländern. Die Zeitspannen in der Geschichte sind schwer abzuschätzen. Aber die Wahrscheinlichkeit einer ruckartigen plötzlichen Änderung der Szenen ist größer als die einer langsamen Veränderung der Situation.

[231] Dein Pudding wird heute Mittag zu einem Galadiner beitragen. Wir haben noch etwas Johannisbeeren dazu. Er war zwar etwas verrutscht, aber durchaus brauchbar angekommen. Das rote Herz an der Goldschnur des Nougat-Paketchens! Bebi, Bebi – hoffentlich dauert's nicht zu lange, bis ich Dein richtiges Herz wieder spüre.

Mit der Stenographie sind wir so gut wie fertig. Wir schreiben z. Zt. einige Kapitel einer kleinen Wirtschaftsgeschichte ab, mit vielen Fremdwörtern, damit wir mehr Routine bekommen.

Von Herbert[6] bestellte ich mir einige Bücher, damit ich etwas systematischer arbeiten kann. Eine Bibel haben wir auch. Von Mannheim schickten sie mir die Reisebeschreibung über Spanien von Anderson Nexö. Aus Bern ein Buch über Gymnastik. Von der wenigen Bewegung und der besonderen Kost werden alle hier etwas dicker. Manche gehen richtig auseinander. Bei mir hält sich das in erträglichen Grenzen.

Weißt Du, Elisabeth, wenn ich mir alles im Zusammenhang recht überlege, dann sehe ich in der jetzigen Periode unseres Lebens viel mehr Positives, als es zunächst da zu sein scheint. Wir sind viel enger und fester zusammengeführt worden, als wir je waren. Du hast in den letzten zwei Jahren unerhört viel durchleiden und erkennen müssen. Ich habe den bittersten Rest aus dem Kelch getrunken, den ich trinken konnte. Vorbei, es bleibt auch: durch diese Trennung erhärtet unsere Gemeinschaft, die auf einer ganz anderen Art der Liebe sich erbaut, als es die gewesene ist, die uns als Kinder und junge Menschen überfiel und verließ, um wiederzukommen – für immer.

Natürlich werden wir wieder einmal auf eigenen Füßen stehen, und ich weiß, Du wirst auch die allereinfachsten Verhältnisse jetzt mit mir tragen können, ohne gequält zu sein und mich zu quälen.

Ich halte Dich fest in meinen Armen und streichle Dir das Haar. Dein Erwin

Düsseldorf, den 17. Mai 1933

Liebe Elisabeth,

heute wird im „Reichstag" also die außenpolitisch so wichtige Erklärung der Regierung abgegeben werden, deren Inhalt man schon kennt. Es ist dieselbe Linie der Außenpolitik, wie sie von Stresemann über Brüning, von Papen, Schleicher durchgeführt worden ist, und sie wird genauso heute wie in den vorhergehenden Stadien dieses Ringen des nationalen Kapitalismus zu einem befreienden Erfolg für Deutschland führen. Die wirtschaftspolitische Lage ist katastrophal. Die Reise Schachts nach Amerika hatte in erster Linie den Zweck, eine in der nächsten Woche in Berlin stattfindende Gläubigerversammlung Deutschlands abzuhalten, in der den verschiedenen Privat- und damit auch den staatlichen Gläubigern die Zahlungsunfähigkeit Deutschlands mitgeteilt werden wird. Wir können keine Valuta aufbringen, weil der Außenhandel, durch den wir allein fremde Währungen aufzubringen imstande sind, auf ein Drittel des Vorjahres zurückgegangen ist. Deutsche Waren als Gegenleistung können die Gläubiger wegen der eigenen Produktionsübersätti-[232]gung nicht annehmen. Es wird also eine Art Moratorium, ein Aufschub und damit eine immer größere Anhäufung der Schuldenlast kommen, was sich als Lohnsenkung und erneute Opfer für die armen Massen auswirken wird. Die Börse reagiert entsprechend. Die krampfhafte „Zinssenkung", geplante „Dividendenbesteuerung" etc., nationale Konzentration der Industriellenverbände, alles wird nichts nutzen. Der Kapitalismus muß vernichtet werden. Sonst ist keine Rettung. Jeder Tag beweist es aufs neue.

Aber wenn auch diese Perspektive kaum von einem vernünftigen Menschen bezweifelt werden kann, bis dorthin wird noch sehr viel Schweres passieren. Inflationistische Währungsschwankungen, Kampf zwischen den proletarischen Elementen der SA und dem kapitalistischen Block der

6 Ein Bruder Eckerts.

faschistischen Front. Der Beginn hierzu ist die Ausschaltung Hugenbergs.

Wir hatten gestern eine lange, beinahe dreistündige Unterredung mit einem SA-Führer hier in unserer Zelle, die uns über die tatsächliche Lage draußen besser unterrichtete als die Zeitungsartikel und die unsere Auffassung nur bestätigte von der Tendenz der Entwicklung, aber auch von den erst bevorstehenden schweren Kämpfen. Es ist fast das Beste, daß ich hier bin – vorerst – besser als in Baden –, und gut, wenn Du Dich ganz zurückhältst, auch in persönlichen Gesprächen und in Deinen Briefen. Die Zeit des Abwartens, des Beobachtens, der Registrierung der Wirklichkeit, des Schweigens ist ebenso wichtig wie andere Abschnitte.

Mach Dir also keine Hoffnungen, daß ich bald zu Dir komme, und sei froh, daß alles so ist. Verlier den Mut nicht und die Zuversicht! Es wird alles gut – auch für uns drei persönlich. Das weiß ich bestimmt. Die Eltern werden vielleicht noch froh sein, daß Du bei ihnen bist in diesen Monaten und sie tröstest und entlastest in der Arbeit. Das tust Du ja sehr, wie ich Dich kenne.

Fuchs ist in Berlin verhaftet. Remmele und Marum sind in das Arbeitszuchthaus Kislau gebracht worden. Hier wurde gestern ein sozialdemokratischer Redakteur entlassen. Aber in Langhoff und mir sieht, wie wir gestern erfuhren, die IA. wichtige Funktionäre der KPD. Mögen sie – ich bin stolz darauf, daß ich Kommunist bin, und einmal wird die Zeit kommen, wo die ehrlichen unter den Nationalsozialisten mit uns in einer neuen Front stehen werden, um mit dem Wust der bürgerlich-kapitalistischen Welt aufzuräumen.

Wir beide, Langhoff und ich, sind hier festgehalten, einfach, weil wir als Kommunisten bekannt sind, denn keine einzige konkrete Angabe über unsere angebliche „Funktionärstätigkeit“ liegt vor. Natürlicherweise, wir waren keine Funktionäre.

Ich hoffe, daß Dich diese nüchterne Perspektive einer länger dauernden Haft nicht traurig macht. Elisabeth, sei froh! Was wir jetzt getrennt voneinander, doch miteinander erleben, ist wichtiger für uns als ein von den täglichen Nörgeleien und Kleinlichkeiten erfülltes bürgerliches Dasein. Und daß Du jetzt den Eltern zur Last fallen mußt – es ist immer noch das Natürliche. Und einmal werden wir das für die Eltern wieder gutmachen können. Sie werden einmal an uns einen Halt haben, wenn die andere Zeit kommt.

Leb wohl, Bebi! Ich denke jeden Tag an Dich und an unseren Jungen. Ich bin Dir näher als vielleicht jemals vorher. Nicht weil ich Dich jetzt lange nicht gesehen und gespürt habe – weil Du zum ersten Mal von Dir aus und aus Wissen zu mir stehst. Das macht mir alles [233] leichter, und Dir wird dieses neue Verbundensein mit mir eine Kraft sein gegen die Kleinlichkeiten und Bedrücktheiten der Eltern. Muntere sie auf – und bleib gesund, Du! Ich habe Dich lieb und küsse Dich, Dein Erwin

Düsseldorf 19. Mai 1933

Meine liebe Elisabeth,

ich freue mich eigentlich, daß Du in diesen Tagen so viel Abwechslung hattest und Arbeit. Das hilft Dir auch ein bissel weiter. Es ist auch nicht schlimm, wenn Du mir gerade dann nicht schreibst. Ich bin jetzt schon etwas beruhigter über Dein Ergehen. Deine Versicherungen, fest und tapfer zu bleiben, trösten mich etwas. Ich habe auch große Sehnsucht nach Dir, aber ich werde nicht und will auch nicht frei sein, wenn und solange meine Kameraden, die nichts anderes getan haben, als daß sie Kommunisten sind, hierbleiben müssen.

Wenn ich nach einem Konzentrationslager kommen sollte, so wäre das vielleicht gegen den jetzigen Zustand eine Verbesserung. Nur die Sorge um Deinen Unterhalt plagt mich immer. Aber ich kann es nicht ändern jetzt. Aber ich überlege mir, ob ich nicht durch eine von den vielen Stellen, die erklären, mir helfen zu wollen, an die Einzelnen mitteilen lasse, daß man mir dadurch helfen kann im Augenblick, daß man Dir die finanziellen Sorgen abnimmt.

Gestern sprach ich mit einem der beiden Beamten der I. A. Danach ist also das Urteil mit

Strafaufschub jetzt endgültig, so daß also mit Halle nichts war.

An die religiösen Sozialisten der Schweiz habe ich einen langen Brief geschrieben, damit sie Bescheid wissen, wie ich die Dinge sehe. Will mal sehen, was die nun darauf antworten.

Zusammen mit Deinem Kartenbrief kam ein sentimentaler, frömmelnder von Kurt Lehmann. „Der Stern von Bethlehem“ etc. Er will mir auch helfen, „so gut er kann“.

Hoffen wir, daß es trotz allem nicht mehr allzu lange geht, bis wir uns wiedersehen und wiederhaben. Ich schreibe Dir diese paar Zeilen, damit Du am Sonntag einen Gruß hast und siehst, wie auch ich oft an Dich denke.

Heute begann ich mit der Lektüre eines neuen, interessanten Kriegsromans. Ein junger Tschechoslowake, Mili Urban, hat ihn geschrieben: „Die lebende Peitsche“.

Am Sonntagmittag werde ich fest an Dich denken, mit Dir einen langen Spaziergang durch den Wald machen und ganz bei Dir sein.

Leb wohl, liebe Elisabeth. Bleib mir nur vor allem gesund, und freu Dich an allem, was schön ist, Bebi. Das Schwere darf Dich nicht drücken. Du bist ein so tapferer Kerl geworden. Ich küsse Dich und drücke Dich an mein Herz, Dein Erwin

Düsseldorf 21. Mai 1933

Liebe Elisabeth,

mein gehetzter Kamerad, meine liebe Frau, Es ist Sonntagnachmittag. Durch das offene Fenster zwischen den Gitterstäben hindurch guckt ein kleiner Ausschnitt des blauen Himmels in unsere Zelle. Langhoff schläft ein bis-[234]sel nach dem „Essen“. Ich habe mir gerade vorgestellt, was Du und Wolf heute Mittag bei dem wundervollen Wetter tut. Hoffentlich schreibst Du mir entgegen Deiner Absicht nicht den großen Brief, sondern gehst spazieren. Die Nachrichten bekomme ich noch früh genug, von denen Du in Deinem heutigen Brief schreibst.

Von der Straße, die in ziemlicher Entfernung vorbeigeht, hört man Trommelwirbel und die Querpfeifen eines Umzugs. Die „Garderegimenter“ halten einen Gedächtnistag ab unter der Schutzherrschaft ihrer früheren, gräflichen und freiherrlichen Führer.

Der Zeitungsausschnitt zeigt die Photographie einer der vielen hundert Zellen hier. Genau so ist meine Zelle. Schlageter lag damals gerade ein paar Nummern weiter, von den Franzosen eingesperrt. Solange wir zu dritt oder viert waren, lag der eine Strohsack vorn unter dem Fenster mit den Blindscheiben, meiner aber neben der Pritsche, auf der Wolf [Langhoff] schlief. Den Tisch und Hocker stellten wir nachts vor die Türe, deren Griff und Riegel Du links vorn im Bilde siehst. Im Hintergrund unser „Schrank“, in dem alles untergebracht ist – in vier kleinen Fächern: Toilettenzeug – Schreibzeug – Lebensmittel – Besteck etc.

Seit vorgestern habe ich ein schmales eisernes Pritschenbett, das mir 10 cm zu kurz ist, aber der Strohsack war nicht mehr zu brauchen. Das Stroh war schon Häcksel geworden in den 12 Wochen.

Gestern wurde auch der Gefängnishof gefilmt, in dem wir täglich herumlaufen. Es soll ein „Schlageter-Film“ in den deutschen Kinos laufen, in dem man diese Originalaufnahmen unseres Gefängnisses sehen kann. Aber laß Dich um Himmels willen nicht im Geringsten von diesen Nebensächlichkeiten bedrücken. Ich ertrag das alles ganz gut. Es läuft völlig wirkungslos an mir ab, was diese besonderen Lebensbedingungen mit sich bringen.

Überhaupt, Elisabeth, das Einzige, was mich traurig macht und manchmal unglücklich, das ist Deine Traurigkeit über unsere derzeitige Trennung. Sieh, ich bin doch noch da. Ich lebe noch. Ich komme wieder zu Dir. Solltest Du Dich nicht eher darüber freuen? Und daß Du mit niemand reden kannst, Du Dummes, schreib mir, schreib Dir aus dem Herzen, was Dich quält. Das Leben der meisten Frauen, deren Männer hier mit mir eingesperrt sind, ist viel, viel schwerer als Deines, auch innerlich, denn sie haben keine Männer, die sie trösten können. Sie müssen oft selber tapferer sein als ihre

Männer, zum Teil. Also gelt, Bebi, freu Dich, die Monate gehen auch herum. Und genieße die Schönheit der Gegend und der Stadt, in der Du bist.

Inzwischen ist es schon Sonntagabend geworden, und keine Post kam von Dir. Das hängt wohl damit zusammen, daß durch die Schlageter-Veranstaltungen alles regelmäßig sonst Besorgte hintanstehen muß. Post und Bahn sind überfüllt. Man spricht von 300.000 fremden Leuten. Der Betrieb muß außergewöhnlich sein. Die organisierten Feste reißen nicht ab, und die Wirtschaftsnot wird immer drängender.

Meine Voraussage wegen der Genfer „Abrüstungskonferenz" hat sich wieder mal bewahrheitet. Man ist sich im Lager der feindlich-freundlichen kapitalistischen Brüder noch nicht klar über die gegenseitige Aufrüstung zum kommenden neuen Krieg, für dessen Herannahen alle möglichst pathetisch und pazifistisch die Verantwortung ablehnen – auch Herr Hitler.

[235] In der Nähe des Gefängnisses liegen einige Kasernen, in denen heute Nacht scheinbar viele junge Soldatenersatze geschlafen haben. Ununterbrochen hören wir Trommelwirbel, Querpfeifen, Blechmusik. Flieger sausen über unser „Sanatorium". Es geht uns in Deutschland ja auch so gut.

Hast Du die Rede des Staatssekretärs im Reichsernährungsministerium gelesen? Er nennt den Großhandelspreis für Butter von 1,70 M nur einen Anfang. Milch wird teurer, Fleisch wird viel teurer. Ein immer kleiner werdender Kreis wird noch kaufen können. Er beklagt sich noch darüber vor seinen Bauern, d. h. Großgrundbesitzerorganisationen, daß die „Profite der Industrie" noch viel höher seien als die der Landwirtschaft, als ob die gesamte deutsche Wirtschaft und die Massen der arbeitenden Proleten dazu da wären, beiden Formen des Kapitalismus gesicherte Profite zu garantieren. Daß der „Sinn" dieser „Revolution" nur die Konsolidierung des Kapitalismus ist, wird nicht nur aus den Maßnahmen der Regierung deutlich. Die „Frankfurter [Zeitung]" schreibt vorgestern ganz brutal, worum es ging, und kann die Furcht nicht verheimlichen vor der Entwicklung, die ich Dir schon vor Wochen andeutete, und vor der antikapitalistischen Einheitsfront mit den proletarischen Elementen der SA. Die FZ fordert darum schon jetzt die „Reinigung" der NSDAP von Elementen, die etwa nun die „sozialistische" nach der nationalkonservativen „Revolution" wollen. Wir wollen den Artikel morgen erst noch den unsere Post überwachenden SA-Leuten zum Lesen geben. Dann schicke ich ihn Dir auch. Aber bewahre ihn mir auf!

Wenn Du mir den Koffer schickst, dann lege auch ein zweites Frottierhandtuch bei. Ich brauche es zum Wäschewechseln dringend. Ich wasche mich bei dem Schmutz hier, so oft es geht überhaupt.

Soviel ich erfahren habe, ist nun auch Albert Nohl verhaftet in Elberfeld. Du hast ihn einmal gesehen.

Gesundheitlich geht es mir recht gut. Ich zwinge mich zu einer straffen körperlichen Disziplin. Das tut mir ganz gut. Nur wenig Luft hat man eben in der engen Zelle.

Ich will den Brief gleich morgen früh hinausgeben, damit Du nicht zu lange warten mußt. Gelt, Bebi, halt Dich tapfer und gesund, daß wir uns fest freuen können, wenn ich bei Dir bin.

Leb wohl – Du –, ich bin bei Dir, und wir freuen uns durcheinander, völlig erfüllt von der Liebe des anderen. Ich denke jetzt fest an Dich und sehne mich danach, in Deinen Armen einzuschlafen. Dein Erwin

Düsseldorf, den 27. Mai 1933

Liebe Elisabeth,

ich bin ganz zuversichtlich. Verfolgst Du die Spannungen und Gegensätze zwischen NSDAP und Hugenberg – gegen die Revolution in der Revolution? Ich lege Dir einen kleinen Ausschnitt aus der „Frankfurter" bei. Die Erkenntnis von der notwendigen „Sozialistischen Revolution" setzt sich bei steigender Krisis immer mehr auch bei den proletarischen Gruppen der SA durch, und eines Tages wird sich die Front bilden, vor der es [236] keine Rettung mehr gibt für die kapitalistischen Machthaber, die schon „gesiegt" zu haben glauben.

Langhoff ist glücklich, daß seine Frau hier ist. Heinz Ostmeier, Du kennst ihn, der junge schwarze Schauspieler, ist auch hier seit einigen Wochen. Seine Braut, Lotte Koch, wohnt mit Frau Langhoff zusammen in einem Zimmer. Sie besuchen ihre Männer, was immer ein Höhepunkt für sie ist. Mich haben sie auch schon einmal besucht, d. h. wir haben uns vorn im „Sprechzimmer“ hinter dem breiten Tisch ein paar Minuten gesprochen und kennengelernt. Sie besorgen uns frische Sachen rein: Tomaten, Rhabarberkompott, Radieschen, Rettich und so. Eine sehr angenehme Abwechslung. Unser Eßtischchen werden wir jetzt mit einem Wachstuch appetitlich machen – im sauber gemachten Spucknapf steht ein Primelstöckchen, das wir gehörig pflegen. Ringsum liegt ein Vergißmeinnichtkranz im Wasser. [...]

Düsseldorf, den 30. Mai 1933

Liebe Elisabeth,

es liegt kein Grund zu irgendwelcher Beunruhigung vor. Es geht mir gut trotz des hundsmiserablen Wetters. Ich habe mich so dick wie möglich angezogen und werde mich trotzdem nachher unter die Decke legen, wenn die Nachmittagskontrolle vorbei ist. So friere ich in diesem Zementkeller.

Ich glaube nun doch nicht mehr an eine Unterbringung im Konzentrationslager. Eine Bemerkung durch einen IA-Beamten hatte mich ursprünglich zu der Vermutung unseres Abtransportes kommen lassen. Gestern war nun der Polizeipräsident selbst – er ist zugleich Führer der SS im ganzen Rheinland – hier. Aus einigen Bemerkungen schloß ich daraus, daß wir vorerst hierbleiben werden. Wie lange, weiß man nicht. Es liegt aber auch im Bereich der Möglichkeit, daß wir bald freigelassen werden. Wenn es bei der früheren Notverordnung über die Schutzhaft gehen würde, müßte ich morgen freikommen, da sind es nämlich 3 Monate auf den 1. März. Aber die Bestimmung der Notverordnung vom 28. Februar sieht unbegrenzte Haft vor. Urlaub gibt es hier nicht. Wenn ich aber in ein Konzentrationslager kommen sollte, dann werde ich beantragen, nach Baden „konzentriert“ zu werden.

Du hast völlig recht mit der vernünftigen Seite in Dir. Es hat wirklich keinen Sinn zu kommen. Stell Dir das doch einmal bitte genau vor: die Reise, das Wiedersehen mit Überwachung etc.

Seit gestern Abend hat sich unsere Zelle wieder etwas verbessert. Wir sind wieder zu zweien, und den einen kleinen Tisch haben wir mit Wachstuch bezogen (zum Essen). Auf dem anderen liegt eine kleine farbige Decke, im grünen Untersetzer steht ein Bellis perennis Stöckchen und ein Aschenbecher aus der Langhoffschen Haushaltung drauf.

Ich lege Dir den angekündigten Artikel aus der Frankfurter Z. bei und einen Ausschnitt, aus dem Du sehen kannst, wie das kulturbolschewistische Rußland am meisten Bücher deutschen Ursprungs in seine Sprache übersetzte.

Das Bildchen von Dir hat mich an schöne sonnige Tage am Bodensee erinnert. Gelt, wenn es nun schön warm werden wird, nimm Dir und Wolf ein Abonnement im Bad. Fest [237] turnen und schwimmen, damit Du gesund bleibst und die Grillen sich nicht im Kopf festsetzen können.

Ich will den Brief noch heute weggeben, damit Du bald Antwort hast und beruhigt bist. Sei lieb zu mir, Elisabeth. Ich bin jetzt bei Dir. Dein Erwin

Düsseldorf, den 2. Juni 1933

Liebe Elisabeth,

ein kleiner Hoffnungsschimmer, daß ich vielleicht doch noch in Bälde, d. h. vor Winter, rauskomme: vorhin war ein Beamter der IA. bei uns in der Zelle. Es waren gerade 8 Kameraden entlassen worden. Er riet uns, ein Gesuch an den neuen Polizeipräsidenten zu machen. Er halte es nicht für ganz aussichtslos. Ein Versuch könne jedenfalls nicht schaden. Es ist das nicht etwa eine besondere Bevorzugung für uns, sondern ein Anlaß zur eingehenden Prüfung des Falles. Ich habe das Gesuch schon geschrieben und nehme an, daß es unter diesen besonderen Auspizien nicht überflüssig und wirkungslos ist.

Heute früh haben wir „Großputz“ in der Zelle gehalten. Nicht nur der Boden wurde mit Schmierseife geschrubbt. Auch den Ölfarbfries haben wir mit der Handbürste abgewaschen und sämtliche Utensilien einer gründlichen Reinigung unterzogen. Du kannst Dir kaum ein Bild machen, welchen Dreck wir herausschafften. Die „Fenster“ waren auch blitzblank. Vom Tisch aus konnte ich sie gut erreichen.

Bin heut etwas müde und abgespannt, wollte Dich aber doch nicht ohne ein paar Worte zum Sonntag lassen. So viel habe ich noch kaum jemals an Dich gedacht wie in diesen Tagen. Vielleicht bin ich doch bald bei Dir – oder Du bei mir. Das wäre schön. Ich hab Dich sehr lieb, Dein Erwin

Düsseldorf, den 4. Juni 1933

Liebe Elisabeth,

das große Pfingstpaket kam sehr pünktlich Samstagmittag an. Du hast wieder alles so schön gepackt und ausgesucht für mich. Ich habe ganz langsam ausgepackt, um jedes einzelne Teil der Fülle richtig zu würdigen. Selbst die Erdbeeren waren fast alle noch gut. Wir haben sie am Abend als besondere Delikatesse in einem „Picknapf“ mit kondensierter Milch und mit dem beigelegten Zucker angesetzt und zum Schluß eines opulenten Schwarzwaldspeckessens mit Radieschen und Schweizerkäse samt einigen Gläschen „Haarwasser“ vertilgt. Auch das mit dem Lavendelwasser hast Du gut getroffen, und mit Zahnpasta und Seife bin ich ebenfalls gerade am Ende. Zwar keine Gedankenübertragung, aber Dein fürsorgliches Denken an mich hat also auch das in Ordnung gebracht. Alles hat mich überhaupt gefreut. Die Margeriten stecken mit anderen von Frau Renate Langhoff in unserem henkellosen Krug zusammen mit den Tannenzweigen. Auch das rötliche Bilsenkraut hat sich sehr gut erholt.

[238] Unsere verschiedenen Vorratskartons unter dem Bett „im Keller“ sind jetzt wieder durch die verschiedenen Pakete und Reinbringsel gut gefüllt, so daß wir in dieser Hinsicht schon noch „ein Bissel“, wie Du meinst, dableiben können.

In dieser Woche hoffe ich über die gemachte Eingabe auf Haftentlassung etwas zu hören, die ich, ohne mir das geringste zu vergeben und ohne von meiner Überzeugung abzurücken, an den Polizeipräsidenten gerichtet habe. Mache Dir nicht zu viele Hoffnung, aber ganz unmöglich ist es nicht, daß ich hier freikomme. Nach Baden kann ich nicht. Ich lese täglich neue Schutzhaftverhängungen und würde sofort wieder gefangen gesetzt, weil bei meinem großen Bekanntenkreis „die Gefahr einer politischen Betätigung und zugleich persönlicher Unsicherheit“ für mich bestünde. Ich würde Dich trotzdem natürlich treffen und dann nach Berlin fahren, um für uns dort möglichst bald eine Existenzgrundlage, wenn auch bescheidenst, zu schaffen, wenn sich bei unserer persönlichen Aussprache und Beratung nicht ein besserer, brauchbarerer Weg ergibt. Wenn ich freikäme, müßte ich mich jeden Tag auf der Polizei melden und jede Veränderung meines Wohnorts mitteilen – wenigstens für die nächsten Monate. Es wäre aber trotzdem ganz schön, ja eben notwendig, daß ich bald aus der Haft entlassen werde. Sei aber bitte nicht zu deprimiert, wenn es nicht klappen sollte.

Gestern und heute ist herrliches Wetter, wohl auch bei Euch. Der Himmel ist wolkenlos blau. Das sieht man selbst durch die undurchsichtigen Scheiben unseres „Fensterchens“. Der „Spaziergang“ vorhin war nicht besonders schön. Durch den Kontrast von Sonne und Schatten fegt um diese Zeit über die Mauern des Gefängnishofes ein ziemlicher Wirbelwind, der den Staub des mit zerstoßener Kohle belegten Rundweges und den Sand des gepflasterten Teils hochreißt und als Schwaden über uns ins Gesicht und die Haare jagt. Aber es ist doch gut, die Wärme der Sonne zu spüren. In einigen Wochen werden wir wohl froh sein um die Kühle der Zelle, wenn die Hitze über den Dächern liegt, die über uns sind. Draußen sind die Wiesen jetzt am schönsten. Die Buchenwälder habe ich in diesen Wochen sehr geliebt, das frische Grün, das noch nichts weiß von der Welt. Die Rosen blühen jetzt schon. An den Bäumen, deren Blütenlast wir vor Monaten köstlich bewunderten, strecken die kleinen Birnen sich schon büschelförmig frech, als wollten sie alle Frucht werden, in die Luft. Morgens so um 4 Uhr fangen die Vögel an. Ich kenne sie schon fast alle. Immer in der gleichen Reihenfolge geht das. Erst die Stare, verschieden. Einer ist dabei, der hat einen richtigen Vogelbaß. Der will nicht viel, aber wenn er loslegt, dann ordentlich. Dann müssen da verschiedene Finkenarten sein und piepsende Meisen. Das Quietschern der Spatzen kommt ziemlich spät, aber dann umso ausdauernder. Sie fangen

erst an, wenn die anderen, auch die etwas aufgeregt tuenden Drosseln, fertig sind, die von der Hitze des Tages nichts wissen wollen. Zwischen dem Abflußrohr am Kandel am linken Seitenflügel und der Wand haben sich Schwalben eingenistet. Elegant sind diese Dingerchen. Und wo in der Ecke der zusammenstoßenden Hauptflügel ein Wirtschaftsraum, ich glaube Zubereitungsküche, eingebaut ist, da in dieser Ecke oben am Sims zwischen zwei hervorstehenden Backsteinen muß ein Rotschwänzchen sein Nest haben. Es flattert immer in dieser Gegend mit vibrierenden Flügeln auf der Stelle, bis es ein fettes, frühlingsgenährtes Insekt sieht, das sich lohnt.

[239] Heute hören wir die monotonen Geräusche der Rheinischen Stahlwerke, die sich direkt hinter der Außenmauer erheben, nicht. Das Surren der Drehbänke, an denen Geschosse und Geschützmäntel gedreht werden. Wir können genau unterscheiden, wann wieder ein Stück im Rohen fertig ist. Die Einspannvorrichtung der Bank hat im Leerlauf ziemlich Spielraum. Das gibt ein mehr klirrendes Geräusch. Dafür hören wir heute und gestern die Choräle der Pfingsttage mehrmals, einmal durch den Gottesdienst der Anstaltskirche herüberdringen, die ja direkt ins Gefängnis eingebaut ist, und dann durch einen überlauten Lautsprecher, der uns an diesen besonderen Feiertagen das „Vergnügen“ einer Übertragung von Feiern und Gottesdiensten mit Militärmärschen und Wagneropern nebst Volksliederpotpourri durch frühere Militärkapellen übermittelt.

Über uns läuft ein Gefangener schon seit zwei Stunden auf und ab – immer 5 Schritte vor und zurück.

Gelesen habe ich zuletzt: Braune, „Das Mädchen von der Orga privat“, ein nicht ungeschickter Versuch, die Lage der Büromädel in Berlin und ihre Lebensvoraussetzungen zu zeichnen. Lies es mal! Es ist nach meiner Ansicht realistisch, wenn auch nur ein kleiner Ausschnitt. Dann habe ich einen Band Heine da: Atta Troll und „Ein deutsches Wintermärchen“. Einige kleine Erzählungen, witzig, sarkastisch, eine unerhörte Vitalität und Journalistik! Diese ganzen Dinge hat man viel zu früh gelesen; jetzt erst versteht man sie richtig. Gerade für unsere Zeit glänzende Parodien des „Teutschtums“. Heute verbrennt man Heines Bücher.

Nach wie vor stenographieren wir, z. Zt. einen langen Artikel aus der Frankfurter Zeitung, in dem der heutige Stand der wichtigsten Wissenschaften, also Physik, Chemie, Astronomie, Geologie, Meteorologie, Geophysik, Erdkunde, Zoologie, Botanik etc., zusammengefaßt sind. Sehr interessant, ein neuer Beweis, wie durch die fortschreitende Erkenntnis der wissenschaftlichen Methoden die Welt nicht kleiner und leichter verständlich, sondern immer größer und wundervoller wird. Ich dachte schon daran, diese in schwerster wissenschaftlicher Sprache geschriebenen Komprimationen heutigen Wissens in Kinderdeutsch zu „übersetzen“, damit Wolf Interesse an diesen Dingen findet. Es ist äußerst erregend, die Probleme und Aufgaben theoretischer und praktischer Art zu ahnen, die sich bei den einzelnen Disziplinen ergeben. Unser Französisch macht auch Fortschritte. Wir sind an einer erneuten Durcharbeitung der Grammatik. Wenn man alle die Feinheiten und Charakteristika einer Sprache beherrschen will, dann merkt man erst, wie schwer das sich völlig in einer anderen Sprache zurechtfinden ist.

Ich habe nicht immer gleichmäßig Lust, wenn ich an die wichtigen Geschehnisse der Gegenwart denke und zu erkennen versuche, wie alles zusammenhängt, wenn ich die Ahnungen und sich mir aufdrängenden Sichtabschnitte des Kommenden ordnen will – und das ist nicht ein auf die oder jene vorgenommene Stunde begrenzbarer Vorgang – das geht mit mir so herum –, dann habe ich dazu keine besondere Spannung, es kommt mir so sekundär vor. Wolf Langhoff merkt das dann immer gleich und ersetzt durch seine Lernenergie das, was mir daran fehlt. Wir haben noch von Dreiser „Schwester Carrie“ hier liegen, ich kenne es noch nicht, und zwei kleinere Geschichten von Jack London. Wenn Du etwas Abenteuerliches und doch nachdenklich Gediegenes lesen willst, dann Jack London – auch für Wolfgang. An seinem Brief hat mir am besten die schöne Offenheit gefallen, mit [240] der er meinen Vorschlag, ein Tagebuch zu führen, abgelehnt hat. Die erste Diskussion zwischen mir und meinem Sohn auf gleich und gleich. Er bringt begründete Ansichten gegen mich vor. Sehr schön. Und er hat völlig recht. „Mit dem Tagebuch finde ich es, daß es unnötig sei“. Wundervoll! Und erst die Begründung: „Nämlich ich spiele jeden Tag Fußball“. Ich habe oft eine starke Sehnsucht nach meinem Jungen – er wird jetzt schnell groß.

Renate Langhoff schickte Sonntag mit dem anderen auch 4 schöne, halbgeschlossene Rosen. Sie stehen auf unserem „besseren“ Tisch zwischen den Mustern unserer Decke in einem leeren Joghurt-Fläschchen. Langhoff pflegt sie sehr, schon zweimal unter Wasser abgeschnitten. Sie riechen sehr gut, aber heute Nacht werden sie wohl hinübergehen trotz des erfrischenden Bades in unserer Blechschüssel.

Hast Du die neuen Gesetzentwürfe für die Entschuldung der Landwirtschaft und die Arbeitsbeschaffung etc. studiert? Das mußt Du unter allen Umständen. Das Wichtigste ist neben anderem, daß, genau wie wir vorhergesagt haben, die Erwerbslosen zu den Sätzen der Arbeitslosenunterstützung plus einen Teller Suppe „Tiefbauarbeiter“, d. h. Straßenbau, Sümpfe trocken legen, Kanalbau etc. durchführen sollen – und daß den Schiebern, die ihr Kapital im Ausland haben, eine besondere Belohnung gegeben wird, wenn sie, ohne ihren Namen nennen zu müssen, Arbeitsbeschaffungsanleihe einzahlen, und wenn es nur 50% der hinterzogenen Steuern sind; ihre Einzahlungen werden sogar noch mit 25% „Aufgeld“ berechnet, d. h. für je 100 M werden ihnen 125 M gutgeschrieben und verzinst. Die „Arbeitsbeschaffung“ ist keine produktiv sich auswirkende Maßnahme, sondern ein Modus vorübergehender Beschäftigung einiger Hunderttausend, die weder an der Ursache noch an der Wirkung der Wirtschaftskrise etwas Entscheidendes ausmachen.

Du hast recht, es werden noch Zeiten kommen, bis Anfang Winter wird es soweit sein, daß an ihnen gemessen alles, was wir bisher durchgemacht haben, nur Kinderspiel sein wird. Aber auch dann und gerade dann werden wir, auch Du und ich, noch fester stehen und mutiger sein als jemals – und was kann uns dann schon viel geschehen?

Leb wohl, Elisabeth. Ich hoffe, Dich bald wieder in den Armen zu halten. Ich freue mich darauf, bis ich Dich wiedersehe. Bleib gesund! Mach’s so, wie Du schriebst. Hilf, so gut es geht. Sorge für unser Kind! Freu Dich an der Kraft des jungen Sommers! Geh viel baden, und lies, soviel Du kannst!

Ich bin bei Dir, Du, ich laß Dich nicht mehr los, bis Du ganz still und froh neben mir, Dein Erwin

Düsseldorf, den 7. Juni 1933

Meine liebe Elisabeth,

vorhin erfuhr ich, daß unsere Gesuche beide, auch das von Langhoff, weitergegeben wurden an den Polizeipräsidenten, wie man sagt, „befürwortend“. Aber mach Dir keine großen Hoffnungen, damit Du im anderen Falle nicht zu sehr deprimiert bist. Meinen großen Brief wirst Du inzwischen erhalten haben.

Helga Barth schickte eine Pfingstkarte mit Schäferschen Zeichnungen, mild romantisch. Sie meinte, Du kämest zu mir.

[241] Wir können jetzt nur noch alle 14 Tage Besuch bekommen, und vor 8 Tagen habe ich anschließend an den Besuch von Renate L. bei ihrem Mann auch mit ihr mich unterhalten. Sie ist sehr lieb und zuversichtlich.

Schluß, Bebi. Viele herzliche Grüße und bis morgen, Du. Dein Erwin

Düsseldorf, den 11. Juni 1933

Liebe Elisabeth,

am gespanntesten wirst Du auf Nachricht über die Möglichkeit meiner Entlassung warten. Ich kann Dir darüber nichts mitteilen, weil ich nicht das Geringste erfahren habe darüber. Nach meiner Einschätzung der Lage ist es aber sehr unwahrscheinlich, daß wir in absehbarer Zeit entlassen werden. Flugblattverteilungen auch von „revolutionären SA-Leuten“, wie es in einer Zeitungsnachricht gestern heißt, werden natürlich zu einer Verschärfung der Maßnahmen gegen uns führen, obwohl wir in keiner Weise damit zu tun haben. Gestern wurde ein solcher Flugblattverteiler in SA-Uniform, dessen Personalien man nicht feststellen konnte, auf der Rheinbrücke erschossen, und gegen jede Aktion ähnlicher Art sind die schärfsten Strafen und sofortiger Waffengebrauch der SA, SS und Polizei angekündigt.

Immerhin ein kleines, nicht ganz nebensächliches Zeichen dafür, daß wir vielleicht doch unter denen sind, die in absehbarer Zeit entlassen werden, sehe ich darin: Vorgestern wurden 50 Kameraden, in denen man Funktionäre der KPD sah, in 3 Polizeiautos in ein Lager bei Köln abtransportiert. Für sie wird darum hier allgemein mit einer längeren Dauerhaft gerechnet. Wir beide, Langhoff und ich, waren nicht dabei. Man hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach nun doch überzeugt, daß wir keine Funktionäre der Partei gewesen sind. Ursprünglich sollten wir auch auf der Liste der Abzutransportierenden gewesen sein. Wir sind also noch hier in unserer alten Zelle – Abteilung 6 – Zeile 3.

Wenn ich rauskomme, werden wir nicht in Baden-Baden bleiben, sondern – hoffentlich ließe sich das ermöglichen – miteinander eine Tippelei durch den Schwarzwald machen, wenn ich nicht am besten gleich nach Berlin fahre, um dort alles zu versuchen, eine neue Existenz für uns zu schaffen. Ich habe folgenden Plan: Die Masse Adressen aus meinem Kirchenprozeß, die Namen der Vertrauensleute und Kassierer meines Bundes in Baden, Württemberg, Pfalz etc. werde ich mir zu verschaffen versuchen. Damit läßt sich ein Netz schaffen zum Absatz eines Wochen- oder Monatsblattes, das völlig unpolitisch, d. h. registrierend und allgemeinbildend propagiert werden kann. Es gibt bereits überall solche Blätter, die, unter dauernder amtlicher Kontrolle natürlich, doch einen interessierten Leserkreis gefunden haben. Ich habe zwei solcher Zeitungen hier auch durch Zufall in die Hand bekommen. Eine heißt „Das Bunte Blatt“, das andere „Kultur und Kunst“. Ich glaube schon, daß ich durch die vielen Sympathien und das Vertrauen in vielen Orten und Städten hoffen kann, durch meine organisatorische und redaktionelle Mitarbeit an einem solchen Blättchen den Bezieherkreis so erweitern zu können, daß ich dadurch eine berechtigte Existenz für uns sichere. Aber bitte schweige anderen gegenüber vorerst völlig über diese Pläne, die noch ganz vage sind.

[242] Das Mannheimer Kirchenblättchen ist jetzt natürlich nationalsozialistisch redigiert. Eine Ansprache auf dem ev. Jugendtag schloß L. R. nach einer Glorifizierung Hindenburgs und Hitlers mit „Sieg Heil!“ Der Krankenhauspfarrer K. ist Kreisleiter der „Deutschen Christen“, Vogel wohl Landesleiter. Es ist zum Lachen, wenn es im Grunde nicht so traurig wäre.

Wenn Du Dir neue Bücher zum Lesen holst, dann laß Dir mal von Irmgard Keuner „Das halbseidene Mädchen“ geben. Die freche und stilistisch besondere Form dieses Romans eines alleinstehenden Mädchens wird Dich nicht über die Tragik täuschen, die hinter diesen Schilderungen – glänzend beobachtet – steckt. Etwas übersteigerte Romantik zwischendurch – aber gut – sehr instruktiv. Lies es – es wird Dich bewegen –, auch lachen mußt Du oft.

Die diese Woche in London beginnende „Weltwirtschaftskonferenz“ soll die Schwierigkeiten, die sich aus der verschiedenen Geltung der Valuten und der Überproduktion in allen Ländern ergeben und die Krisis von Woche zu Woche verschärfen, beheben. Soll! Es wird nichts dabei herauskommen. Das Sonderinteresse, das jede nationale kapitalistische Wirtschaft zu vertreten hat, wird eine „Einigung“ ausschließen – und schöne Worte in die Lücke einer befreienden Tat werfen. Genau wie bei der „Abrüstungskonferenz“ und dem Abschluß des „Viermächtepaktes“, der nichts anderes ist als eine von Deutschland aufs Neue unterzeichnete Bestätigung der europäischen Vorherrschaft Frankreichs. Und das von der Regierung Hitlers, die „Schluß machen wollte mit Versailles und den Bindungen des Völkerbundpaktes“! Im besten Falle, vom Standpunkt der intereuropäischen Kapitalisten, ist dieser Pakt „zur Sicherung des Friedens in Europa durch die Vorherrschaft der 4 Mächte England, Frankreich, Deutschland und Italien“ ein Anfang zur Einheitsfront gegen die Sowjetunion, die ihrerseits die Verstimmung Polens über diese Einbeziehung Deutschlands ausnutzt, um die Spannungen zwischen ihm und dem halbfaschistischen Polen Pilsudskis zu verringern.

Verfolgst Du den reizenden Konkurrenzkampf der deutschen „Bischöfe“ – von Bodelschwingh und Wehrkreispfarrer Müller? Schön, nicht? Auch für Baden ist die Stunde des „Bischofs“ gekommen. Nach Klaus Wurth wird das wohl Bender werden, der dazu prädestiniert ist.

Heute ist es wieder verflixt kalt in der Zelle. Ich habe zum ersten Mal wieder Strümpfe an, die ich sonst „spare“. Man wird beim „Spaziergang“ immer so dreckig von unten rauf, daß nur regelmäßiges Schrubben der Füße und Beine – alles in unserem Blechschüsselchen – einen wieder in Ordnung bringt. Und warum sollte ich da erst noch die Strümpfe verdrecken? Wir werden wohl nachher noch

unsere Portion Stenographie erledigen und französische Grammatik büffeln.

Übrigens in einer Schweizer religiös-sozialistischen Zeitung soll stehen, ich sei in einen besonders schlimmen Kerker eingesperrt, körperlich fertig, erledigt, aber geistig ungebrochen. Das ist ja nun maßlos übertrieben, aber furchtbar romantisch für die Spießer. Ich denke gar nicht daran, mich körperlich erledigen zu lassen. Im Gegenteil. Hellmuth[7] [Eckert] schickt mir den Expander, damit auch meine oberen Muskeln noch besser in [243] Schuß kommen. Mit den Bein- und Wadenmuskeln bin ich zufrieden. Sie werden wieder ordentlich durch das tägliche 40 Minuten auf der Stelle trampeln bis zur Schweißlieferung aller Poren zwischen dem Blondhaar und den Zehengründen. Nur Kopfweh habe ich öfter abends. Kein Wunder. Dauernd diese albernen Wände so nah. Aber damit werden wir fertig. Auch das „Lavendel" hilft ein bissel – und Rauchen!

So, jetzt will ich aber Schluß machen. Einer der die Post überwachenden SA-Männer, mit denen wir uns sehr gut verstehen, wird den Brief noch einwerfen am Bahnhof.

16. Juni[8] – 19. Juni[9] – wieder einmal – und wieder anders – nächstes Jahr wieder anders und – wer weiß, wievielmal – noch sehr viel Mal – wir diese Tage und den 2.[10] und 10. November[11] miteinander verleben werden? Ich wünsche mir, Dir und Wolf, daß wir am 19. zusammen sein können. Es wäre diesmal sehr schön, wie nach einer langen schweren Nacht ein leuchtender verheißungsvoller Morgen.

Leb wohl, Du, ich möchte bei Dir sein. Küß auch unseren Wolfgang von mir. Dein Erwin

Düsseldorf, den 17. Juni 1933

Meine liebe Elisabeth,

es fällt mir eigentlich schwer, Dir heute so richtig zu schreiben, wie ich es mir in der Nacht, als ich mir noch einmal so alles durch den Kopf gehen ließ, vorgenommen habe. Es war ein sehr langer und lieber Brief, zu dem sich die Gedanken und Empfindungen zusammenfügten nach diesem besonderen 40. Geburtstag am 16. Juni im Gefängnis.

Am besten erzähle ich Dir einfach, wie es war, dann komme ich schon wieder hinein. Ziemlich früh brachte ein Gefängnisbeamter in einer grünlichen Böhmischen Glas-Vase 10 sehr schöne rote Rosenknospen mit angehängtem Brief von Rudolphs. Durch ein Geschäft hier besorgt. Dann die Post, Briefe und Karten von Mannheimers und Ehingers, eine Karte mit der Meersburger Kirche, geschmacklos ausstaffiert mit Palmen und Papierrosetten. Scheint von der Konfirmation her. Eine Menge Pakete, eine Menge Sachen zum Essen und Blumen. Um 11 Uhr kam der Mann, auf den ich gewartet hatte, der Sekretär, der das Geld für Expreß einzieht – 40 Pfg. Paket aus Baden-Baden. Da kam der Spaziergang dazwischen – aber dann habe ich ausgepackt. Wunderschön hast Du das wieder gemacht, lieber Bebi. Rechts oben in der Ecke der Brief – Hauptsache – die Bilder – ich habe sehr darauf gewartet. Zuerst betrachtete ich alle Bildchen, ein paar Mal. Dann las ich Wolfs Brief mit der roten Blume und dann den Deinigen. Ich mußte mich sehr zusammennehmen, daß ich nicht vor den anderen weinte, so gerührt haben mich einige Stellen in Deinem Brief. Vor allem die eine Stelle, in der Du so tapfer schreibst und nicht damit rechnest, daß ich bald herauskomme. Ich bin sehr stolz auf Dich. Es ist unter Umständen möglich, daß durch das neue Gesetz über den Strafvollzug auch für mich die „Bewährungsfrist" annulliert wird und [244] ich die 3 Monate Gefängnis doch noch ableisten muß. Auch das wird Dich hoffentlich nicht traurig machen, liebe, liebe Elisabeth, sei meine tapfere Frau. Einmal ist das alles vorüber, und dann ist es gut, dann bin ich immer bei Dir und Du immer bei mir. Es mag kommen, wie es will. Sicher ist das natürlich nicht, aber möglich mit der Strafdurchführung

7 Ein Bruder Eckerts.

8 16. Juni 1893 ist das Geburtsdatum von Erwin Eckert.

9 9. Juni 1920 ist das Hochzeitsdatum.

10 2. November 1898 ist das Geburtsdatum von Elisabeth Eckert. Siehe die Trauerrede des Herausgebers anläßlich des Todes von Elisabeth Eckert am 24. Juli 1985, abgedruckt in: Miszellen zur Geschichte des deutschen Protestantismus, Marburg 1990, S. 209 ff.

11 Der 10. November 1921 ist das Geburtsdatum des Sohnes, Wolfgang Eckert.

– bis Oktober wäre auch das vorbei. Andere müssen noch viel, viel mehr aushalten. Es würde mir natürlich sehr leidtun um Dich, ich dürfte dann nur alle 4 Wochen einmal schreiben und wäre nur auf das Anstaltsessen angewiesen. Aber auch das müßte getragen werden.

Um meine Gesundheit mach Dir bitte nicht die geringste Sorge; ich halte mich fit, so gut es geht. Ich bin eigentlich besser beisammen als in den letzten 3, 4 Jahren. Ich weiß sehr wohl, daß ihr mich noch braucht, wie Du schreibst. Ich weiß auch, daß es mir wieder wie ein neuer Lebensanfang vorkommen wird, wenn ich Dich und Wolfgang wieder im Arm halten werde.

Also die Bildchen – Wolfi ist scheinbar wieder fest gewachsen. Am besten gefällt mir das Bildchen, auf dem Du mit Deinem großen Jungen im Arm an dem Geländer stehst. Da hast auch Du ein so liebes Gesichtchen, daß ich mich aufs Neue in Dich verlieben würde, wenn ich es nicht immer noch wäre. Die anderen Aufnahmen von Dir sind nicht besonders glücklich. Du siehst darauf so traurig aus! Mußt doch nicht traurig sein, bitte nicht! Wenn Krieg wäre und ich wieder im Feld, jahrelang – viel schlimmer –, vielleicht käme ich dann gar nicht mehr. Denke doch daran, wieviel schwere Etappen unseres Lebens gut vorbeigegangen sind – auch diese wird vorbei sein einmal. Und uns viel geholfen haben.

Das nächste, was ich vorsichtig auspackte, war der schöne Rosen-Nelkenstrauß und das Arrangement auf dem Kirschenplotzer. Sehr frisch noch alles. Die Blumen habe ich sofort beschnitten und in frisches Wasser, Vase = Milchflasche, die Renate Langhoff ihrem Mann gebracht hatte, gestellt zu den anderen auf unseren Feudaltisch mit Decke – ein ganzer Garten war das; die Nelken für sich. Der Aschenbecher folgte – herrlich, ein Musterbeispiel, daß gut gelöste Zweckmäßigkeit immer schön ist. Wolf L. war ganz weg – ich aber auch – wir haben ihn mit Deinen Zigaretten eingeweiht. Ausprobiert, ob das Ausdrücken brennender Zigarettenstummel irgendwelche Spuren hinterläßt – nichts bleibt zurück – tadellose Sache, sogar unzerbrechlich ist er. Der Kirschenplotzer wurde gestern Abend zum Abschluß des feierlichen Geburtstagsessens angeschnitten und über alle sonstigen Redensarten bei solchen Fällen hinaus gelobt. Aus-ge-zeich-net! Unser Festessen begann mit einem Eier-Tomaten-Beefsteaksalat – dann Kuchen und Ananas aus der Dose. Schon am frühen Nachmittag als Ergänzung unseres Nordseefischmenus haben wir Deine ausgesuchten Erdbeeren, mit Zucker und Milch angesetzt, verschlungen. Alles in Deinem Paket war wieder wundervoll geordnet und ausgesucht. Das Fläschchen Franzbranntwein mit Fichtennadelgeruch wurde zunächst einer sehr genauen Untersuchung unterzogen, weil wir darin zunächst etwas Verdauungswasser vermuteten. Den Tag beschloß ich mit einer Vollwaschung, Vollbürstung besser gesagt. Von Kopf bis Fuß habe ich mich mit der Bürste abgeschrubbt, hervorragend – rot wie ein Krebs war ich –, die Haut brannte überall – aber es war herrlich. Der Boden war mit einem Seifenwassersee bedeckt neben der Blechschüssel, in der nichts mehr war als ein paar Tropfen Seifenbrühe. Dann habe ich mich frottiert und bin unter die Decke geschlüpft.

[245] Dann habe ich sehr, sehr lieb an Dich gedacht. Auch an den 19. Juni und mir überlegt, wie ich Dir so schreiben kann, wie es mir ums Herz ist. Weißt Du, wenn ich mir die vielen Jahre und Abschnitte unseres Lebens überlege, dann ist mir jetzt doch alles, auch das Schwerste, nur ein Beweis, wie stark und lebendig meine Liebe zu Dir ist. Zwischen dem ersten gemeinsamen 19. Juni – Karlsruher Schloßhotel-Kaltenbronn und dem letzten 1932 liegt unendlich viel – für uns. Wenn ich bei Dir wäre oder alles schreiben könnte unter diesen besonderen Umständen, dann würdest Du merken, wie sehr ich bei Dir bin, näher, bewußt näher, als jemals früher. Die Hauptsache ist wohl, daß ich in diesen gejagten letzten Jahren Deine unerhörte Bindung an mich, die stärker ist als alles andere, in Dir erlebt habe. Es ist eine ganz neue Basis für uns da. Du bist jetzt neben mir. Vielleicht wäre das nie gekommen ohne die furchtbaren Erschütterungen der letzten Jahre. Du hast mich am liebsten von allen Menschen, das weiß ich jetzt. Und ich glaubte, weit, weit fort von Dir zu müssen – mit fast totem Herzen –, ich spüre noch, wie mir die Tränen gegen meinen Willen aus den Augen stürzten, als ich im letzten Jahr nach der Wohnung fuhr.

Vielleicht verstehst Du mich heute auch besser, seitdem Du selbst spürst, wie alle Bande, selbst der Blutsverwandtschaft, nebensächlich, ja quälend sind, wenn die innerste Einstellung, die Zielsetzung

und Verinhaltlichung des Lebens zweier Menschen verschieden ist. Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich es mich macht, daß Du bei mir bist, nicht weil Du nun eben mal meine Frau bist, sondern weil Dich Einsicht und Leben fest mit dem Wesentlichen in mir verbindet und nach Erfüllung verlangt durch mich. Unser ganzes Leben kann nur dann glückhafte Kraft haben, wenn es getragen ist von den großen gestaltenden Mächten, die Gesellschaft und alle Beziehungen der Menschen erneuern. Auch unser Junge wird nur so einen Halt an uns haben und wir an ihm.

Du mußt jetzt noch eine Zeit allein sein. Du wirst in der Gewißheit, daß ich Dein Erwin bin, daß ich für Dich ganz da bin, eine Hilfe haben, wenn es für Dich schwer ist [...] Natürlich habe auch ich oft Sehnsucht nach Dir und nenne ich Deinen Namen im Traum, aber das muß uns jetzt nicht stören. Die Zeit der Trennung soll für uns beide ein Vorbereiten der neuen Existenz sein.

Ich möchte so gerne auf alles, was man mir schickt, verzichten, wenn ich nur wüßte, wie ich es machen sollte, daß Du und Wolf dafür mehr geholfen bekommen könntet. Was haben mir die Leute alles wieder geschickt, und dabei geht es Dir schlimmer als mir. Ich habe viel verteilt unter die Kameraden. Aber einige Tage schwimmen wir noch geradezu im Fett.

Ich will jetzt schließen, Bebi. Die andern reden miteinander. Ich schreib Dir morgen wieder, etwas mehr in Ruhe. Ich hab Dich nicht nur lieb, Du, ich liebe Dich, wie, weiß ich selbst nicht. Aber wenn ich jetzt bei Dir wäre, würdest Du spüren, daß ich Dein Mann bin, der Dich nicht mehr losläßt, bis Du glücklich bist.

Bleib nur gesund, sei ja nicht traurig, ich will Dich froh und lebendig wiedersehen. Auch für Wolf ist es besser, wenn Du Dich ganz bewußt nicht von Bedrückungen überfallen läßt. Ich küsse Dich fest in meinen Armen und drücke Dich an meine Brust. Dein Erwin [246]

Düsseldorf, den 18. Juni 1933

Liebe Elisabeth,

hoffentlich hast Du Dich wegen der in Aussicht stehenden 3 Monate „Strafhaft“ nicht zu sehr beunruhigt. Es wird schon Wege geben, die Vorbereitungen dazu sind getroffen, Dir wenigstens jede Woche einen Brief von mir zu besorgen, wenn es ernst wird. Die IA. hat schon „Gestellungsbefehl“ für mich in Händen. Ich berief mich aber auf den Wortlaut des damaligen Urteils und erreichte dadurch, daß ich dem „Urkundsbeamten“, einem Justizangestellten hier im Gefängnis, vorgeführt wurde, dem ich die Situation genau erklärte und der sich verpflichtete, die Akten einzusehen und mich eventuell dem Richter von damals vorzuführen zwecks Feststellung des Tatbestandes des Urteils. Wenn das die Strafe aufschiebende Urteil endgültig würde, werde ich wohl Glück haben und nicht in Sträflingskleidern 3 Monate verbüßen müssen. Vielleicht gelingt es mir, durch den Übergang in die Strafhaft, die eine Entlassung aus der Schutzhaft technisch darstellt, nach 3 Monaten ganz frei zu kommen, obwohl auch dann noch die Schutzhaft über mich verhängt wäre. Mach Dir bitte keine Sorgen. Ich werde das bißchen schon durchbüßen. Wer weiß, für was es gut ist. Jedenfalls werde ich, wenn es sich nicht ändern läßt, sofort die drei Monate antreten, desto schneller sind sie um. Sollten die anderen früher rauskommen, ist äußerster Termin meiner Freilassung das Ende der drei Monate. Sobald ich weiß, was gespielt wird, benachrichtige ich Dich. Bis übermorgen wollte der Urkundsbeamte die Akten eingesehen haben. An einen Erfolg unserer Eingaben glaubt keiner von uns so recht. Aber man kann nie wissen.

Letzte Woche war übrigens ein junger holländischer Lehrer, der mich vom Bund der rel. Soz. her kennt, zu Besuch bei mir. Ich war sehr überrascht, ihn zu sehen. Er war damals auf der internationalen Konferenz in Liévin, Frankreich, mit. Er lernte dort eine frühere Schülerin von mir aus Pforzheim kennen, mit der er sich jetzt verlobte. Er hat mir auch eine Karte zum Geburtstag aus Amsterdam, wo er wohnt, geschickt. „Recht viele gedenken Ihrer in warmer Kameradschaft“, schreibt er.

Vorhin haben wir Gurkensalat gegessen. Wolf L. kann das sehr gut. Er hat als Matrose auf dem Schiff auch Koch gespielt. Das Bild von ihm ist vor 6 Jahren in Wiesbaden aufgenommen. Es wäre sehr

schade, wenn ich nicht mehr mit ihm zusammen wäre. Wir haben uns gut verstanden, Anlagen und Interessen sind ähnlich – und er ist ein sehr lebendiger Kamerad. Jetzt ist er 32 Jahre alt. Sein eigener Bruder ist Flieger, der andere in Amerika Landwirt. Seine Frau hat hier ein kleines Zimmer und besucht ihn, so gut es geht. Sie bekommt, glaube ich, auf dem Wohlfahrtsamt 7,20 M die Woche und ist auch sehr tapfer und zuversichtlich.

Mein lieber Bebi, wenn ich jetzt nur ein paar Minuten bei Dir wäre, ich würde Dich so liebhaben, daß Du ganz ruhig und glücklich wärest. Aber es geht ja nicht. Wir müssen warten und uns aufeinander freuen. So lange waren wir seit dem Krieg überhaupt noch nicht getrennt. Wir werden richtiggehend „gespannt“ aufeinander sein und vieles „wie neu“ empfinden, wenn wir uns wiedersehen.

Diesen Brief wirst Du kaum morgen an unserem Hochzeitstag bekommen. Aber ich werde morgen noch mehr an Dich denken und an uns, damit sich meine Gedanken mit den [247] Deinen kreuzen. Dann haben wir auch aus der Entfernung etwas davon; denn wir spüren es dann beide, daß wir aneinander denken.

Leb wohl, meine liebe Elisabeth – ich bin ganz nahe bei Dir und liebkose Dich still – ich hab Dich sehr lieb – ich küsse Dich – und noch einmal, bis wir beide genug haben und lachen müssen über unsere Verliebtheit, wir „alten“ Leute. Dein Erwin

Düsseldorf, den 19. Juni 1933

Dein Brief ist gestern nicht mehr abgeholt worden, so kann ich meinen vom 18. noch ein wenig fortsetzen. – Heute lese ich in der Zeitung, daß der Stahlhelm im Gebiet Düsseldorf verboten und aufgelöst ist. In Württemberg der Zentrumsstaatspräsident Bolz in Schutzhaft – Hugenbergs Stellung erschüttert – Londoner Konferenz so gut wie ergebnislos. Es bereiten sich große Entscheidungen vor, wie wir es schon längst gesehen haben.

Ja, Bebi, ich würde Dich auch gerne jede Woche wenigstens nur ein paar Minuten sehen. Aber Du bist doch ein so vernünftiger Mensch im Grunde. Sieh doch das Gute in Deiner jetzigen Lage. Denke daran, daß ich froh wäre, auch nur einen Tag die Sonne zu sehen und die Wiesen und Wälder und unseren Jungen. Wäre es Dir lieber, ich wäre sehr krank oder verwundet und man müßte nach jahrelangem Siechtum mit meinem Sterben rechnen? Vielleicht überlegen sich die Eltern das auch einmal. Es ist nicht besonders vornehm, einen Wehrlosen zu quälen dadurch, daß man seine Frau und sein Kind, die einzige Tochter und den einzigen Enkelsohn piesackt. Kein Funke von Verständnis scheint in ihnen zu sein.

Aber ich lasse mich auch dadurch nicht entmutigen. Einmal hat das ein Ende, und dann werden wir ihnen vielleicht noch einmal zeigen können, wie man anderen, die sich gerade nicht helfen können, beisteht. Ich mag nicht mehr darüber schreiben.

Laß Dich nicht unterdrücken, Elisabeth. Ich habe eben den Rest von Deinem herrlichen Mandel-Rosinen-Kuchen gegessen. Jetzt geht’s mir wieder gut. Ich küsse Dich fest auf den Mund und die Augen, und Du mußt lachen mit mir, weil ich so lange Tollheiten mit Dir treibe, bis Du nicht mehr anders kannst. Du, sei doch froh, daß alles gut ist zwischen uns – ist doch das allerwichtigste. Dein Erwin

Schicke mir bitte im nächsten Brief ein Bild von unserm Meersburger Haus und ein paar Seebilder. Bebi – Kuß

Düsseldorf, den 22. Juni 1933

Liebe Elisabeth,

ich wollte eigentlich warten, bis ich genau weiß, was nun mit den 3 Monaten wird, aber das kann sich noch einige Tage hinziehen – und so lange sollst Du – es ist vorerst noch möglich, Dir zu schreiben – nicht auf Nachricht warten.

Also die 3 Monate – der SA-Mann, der uns die Post besorgt, auftragsgemäß, brachte den bereits erwähnten Brief an den betreffenden Amtsgerichtsrat selbst ins Gericht und glaubt aus der kurzen Unterredung, die er dabei mit Dr. Wessel, dem Amtsgerichtsrat, hatte, daß [248] es vielleicht doch bei der Bewährungsfrist bleibe, da sich in Halle nichts ergab, d. h. ein gegen mich beabsichtigtes Verfahren, weiß der Kuckuck warum, noch unter die Amnestie (!!) gefallen sei. Ich erklärte nach wie vor, nichts von Halle zu wissen, und erfragte die Aktennummern, um mich nun selbst bei der Staatsanwaltschaft Halle zu erkundigen. Ich habe also wieder Hoffnung, daß ich nun doch nicht in den verschärften Strafvollzug einrücken muß.

Mißverstehe mich nicht, Bebi, halte mich nicht für schulmeisterlich. Aber unser Junge wird nie ein disziplinierter Mensch werden, wenn man ihn nicht fest dazwischen nimmt. Wenn ich hier heraus bin, werde ich selbst das alles in die Hand nehmen. Wir werden jetzt auch noch intensiver arbeiten, stundenplanmäßig deutsche Geschichte und Wirtschaftsgeschichte und dann Weltwirtschaftsgeographie – neben Sprachen und Naturwissenschaft, d. h. einzelnen Teilproblemen der modernen Forschungen. Man muß die Zeit ausnutzen und sich vor Faulheit und Nachlassen hüten.

Heute früh halb fünf ging wieder ein Transport ins Lager ab nach – Osnabrück! Wir sind auch dieses Mal nicht dabei – aber Hoffnungen auf Herauskommen bei der sich täglich zuspitzenden Lage darf man nicht haben. In der letzten Woche sollen sechs Kommunismusverdächtige erschlagen und erschossen worden sein in der Gegend hier in Düsseldorf.

Wenn Du zufällig einen ausführlichen Bericht über die Landessynode, die zur Zeit tagt, irgendwo findest, dann schick ihn mir. Es wäre mir interessant, wie die religiösen Sozialisten, an ihrer Spitze der tapfere Kapitän, untergehen. Wahrscheinlich sind sie schon gar nicht erschienen. Die Kämpfe zwischen den „Deutschen Christen“ und den Anhängern des bereits „gekrönten“ Bischofs Bodelschwingh (Nationalkonservative und Deutschnationale) wirst Du aus der Presse kennen. Ich nehme an, daß die Desavouierung Bodelschwinghs durch Hitler, der ihn bekanntlich nicht empfangen hat, ein Zeichen dafür ist, wie sicher die „Deutschen Christen“ sich ihrer Sache fühlen, wie schnell sie mit der „Gleichschaltung“ der Kirche rechnen. Die Folge wird nicht nur eine unverbergbare Entlarvung der Kirche als eines Machtinstrumentes in der Hand des sich reorganisierenden Kapitalismus sein, sondern auch Spaltungen über Spaltungen in der Kirche, da die Positiven nicht alle mitmachen werden und in „entpolitisierte“ Einzelgemeinden wie in die verschiedenen „Gemeinschaften“ flüchten werden – und alle diese frommen Zirkel kann man ja nicht gut verbieten. Die Stahlhelmauflösung im hiesigen Regierungsbezirk und die dafür gegebene Begründung zeigen die wachsenden politischen Schwierigkeiten, von einer „Beruhigung“ des Volkes und einem dadurch bedingten Aufschwung der Wirtschaft kann wohl keine Rede sein.

Mein lieber Bebi – ich habe Dich so lieb, daß ich mich selbst bald nicht mehr kenne, nicht, weil ich Dich jetzt nicht gesehen habe lange Zeit, nein, so aus einer ganz neuen innerlich selbstverständlichen Art heraus. Du bist mir viel, viel mehr geworden in den letzten Jahren, als ich jemals geglaubt habe – es wird alles gut – ich küß Dich jetzt fest und lieb und so weiter – Dein Erwin – Mach keine Geschichten. Sentimentalitäten gibt es nicht. [249]

Düsseldorf, den 27. Juni 1933

Meine liebe Elisabeth,

noch weiß ich nicht, wie es mit den 3 Monaten gehen wird. Ich konnte trotz aller Bemühungen keine Auskunft darüber bekommen, ob nun Beschluß gefaßt ist oder nicht. Viel lieber hätte ich so lange mit diesem Brief gewartet. Aber schließlich beunruhigst Du Dich nur noch mehr, wenn Du nichts hörst von mir.

Die letzten Tage mit dem vielen Regen waren recht unangenehm. Es ist dann in unserer engen Zelle gleich sehr muffig und feucht. Auch die Rundgänge sind meist verregnet. Aber außer einem unangenehmen Kopfweh ist es mir doch gut gegangen. Ich habe begonnen, die Grundfragen der Naturwissenschaften zu wiederholen, und lese mit größtem Interesse die Ergebnisse der Atomforschungen, die

ja trotz aller erstaunlichen Erfolge noch immer in den Anfängen stecken. Gelesen habe ich: Conrad „Jugend". Ein englischer Romandichter von einer unerhört präzisen Schilderungskraft – vor allem See, Segelschiffe, Südsee, Kolonialfragen – und viel Menschenkenntnis. Wird Dich sicher interessieren. Dann von Eva Leidmann (sicher ein Pseudonym) „Auch meine Mutter freute sich nicht", Zinnenverlag. Ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit, ähnlich wie „Das halbseidene Mädchen", auch im Ton und der Methodik. Ein durchaus ehrlicher, brutal-ehrlicher Querschnitt durch die bürgerliche Gesellschaft und ihre Verlogenheit. Man wird trotz des burschikosen, frechen Tones, der oft nur Aufrichtigkeit ist, sehr nachdenklich. Dann noch ein sehr interessantes Buch „Die Herren der Welt privat" von einem englischen Diplomaten. Jetzt erst erschienen. Wenn Deine Bekannten aus der Buchhandlung das im Verleih hätten und mir zuschicken wollten, wäre ich sehr froh darüber. Du mußt es dann auch lesen – es wird sehr gerühmt. Ein Einblick in die hohe internationale Diplomatie in Form eines „utopischen" Romans, der gar nicht so utopisch ist.

Man spricht wieder von neuen Abtransporten nach Osnabrück, wo 1.000 Schutzhäftlinge konzentriert werden sollen, um das Sumpfgelände durch „produktive Arbeit" brauchbar zu machen. Dreißig Mann sind, wie ich schon schrieb, schon dort, in erster Linie Bauarbeiter zur Errichtung von Baracken. Ich überlege mir, ob ich nicht versuchen soll, in ein Lager nach Baden zu kommen, aber das hat seine zwei Seiten. Es wäre natürlich schön, näher bei Euch zu sein, einerseits. Aber andererseits wäre zu befürchten, daß mein Bekanntsein die Haft ins Endlose ausdehnen würde, wenn nicht Schlimmeres.

Seit 3 Tagen sind übrigens 4 sozialdemokratische Bonzen hier, richtige Typen. Du kannst Dir den Zorn der Kameraden auf diese fetten Spießbürger nicht vorstellen, die schuld sind an der Entwicklung der letzten Jahre seit 1914.

Politisch sind wir jetzt, wie Goebbels sagt, in die „zweite, wahrscheinlich entscheidende Phase der nationalen Revolution" eingetreten. Die NSDAP muß alle Parteien vernichten, Bayerische Volkspartei, Zentrum und Deutschnationale werden von der Bildfläche verschwinden – auch das kann uns nur recht sein. Die „Ächtung" der katholischen Führer der „christlichen Gewerkschaften" durch den Führer der „Deutschen Arbeitsfront", Ley, wirst Du gelesen haben, auch die Ablehnung der deutschen Vertreter im Arbeitsorganisationsausschuß in Genf. Die Londoner „Weltwirtschaftskonferenz" ist prompt, wie vorausgesagt, in die Brüche gegangen. Die Abrüstungskonferenz in Genf wird vertagt werden. Die inter-[250]nationalen Probleme werden immer mehr versteift. Der Wirtschaftskrieg wird in wenigen Monaten verstärkt einsetzen. Die latente Inflation im Winter spätestens publik sein. Die österreichische Politik – Dollfuß ist zwar von höheren politischen Gesichtspunkten aus betrachtet absolut unsinnig – ein Ausläufer der internationalen Gegensätze des Kapitals. Hinter Österreich steht Frankreich, aber auch diese Schlappe ist nicht dazu angetan, die Schwierigkeiten des „neuen" Deutschland zu verringern.

Aus diesen erneuten Schwierigkeiten ist auch der „verschärfte Kurs" zu verstehen. Täglich werden viele Verhaftungen vorgenommen. In Mainz müssen die Fahnen der nationalen Verbände gegrüßt werden – etc. –, aber alles das wird ein Ende haben.

Halte Du Dich bitte ganz und von allem zurück. Langhoffs Frau, die bei Kommissar Wandel war, um sich über die Eingabe ihres Mannes zu erkundigen, erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß sie überwacht werde und man sich schon ihre Verhaftung überlegt habe, weil sie in kommunistisch verdächtigen Häusern verkehre! Ist natürlich Unsinn. Kühlewein ist „Bischof" von Baden, Bender stellvertretender Bischof, Rost Oberkirchenrat, und Voges – Oberkirchenrat. Von Bodelschwingh ist abgesetzt, und der „kommissarische" Leiter der preußischen Kirche hat festgestellt, daß wir Gott und seinem Werkzeug Adolf Hitler großen Dank schulden. In Baden sind die *Liberalen* (!!!) geschlossen auf der Synode zu den „Deutschen Christen" übergeschwenkt!!! Die Innere Mission ist nationalsozialistisch. Genau, wie ich es kommen sah. Du wirst froh sein, Elisabeth, daß wir damit nichts zu tun haben, nicht?

Es ist schwer in Briefen, da hast Du ganz recht, dem anderen das zu sagen, was man für ihn fühlt, besonders in unserer Lage. Aber aus manchen Sätzen merkst Du doch, wie sehr es mich danach

verlangt, Dich zu umfangen und liebzuhaben. Sei nicht niedergeschlagen! Manchmal fürchte ich, Du seist traurig und matt, weil ich dann selbst plötzlich so bedrückt bin ohne besonderen Grund.

Kopf hoch, Bebi, Dein Erwin

Meinem Wolfgang einen Extrakuß, und er soll brav arbeiten, damit ich an ihm meine Freude habe. Grüße bitte auch an die Eltern.

Düsseldorf, den 30. Juni 1933

Liebe Elisabeth,

heute bekam ich den beigefügten Bescheid, aus dem Du siehst, daß ich nun doch die 3 Monate absitzen muß. Die ablehnende Stelle ist der Sonderrichter beim Landgericht, und es ist völlig aussichtslos, gegen diesen nun endgültigen Beschluß irgendetwas zu unternehmen.

Ich brauche Dir nicht noch einmal die beruhigenden Überlegungen aufzuschreiben, mit denen ich Dich über diese neue Verschärfung tröstete in einem früheren Brief. Es sind Zehntausende, die wie ich wegen politischer Delikte in den Gefängnissen sind. Es heißt jetzt eben, die Zähne zusammenbeißen und durchhalten. 3 Monate sind ja keine Ewigkeit, und unter Umständen gelingt es doch, mich auf diese Weise aus der Schutzhaft herauszunehmen.

[251] Eben kommt Dein Brief. Ja, geh nur auf das Wohlfahrtsamt. Sie werden Dir aber wohl nichts geben, weil Du bei den Eltern wohnst.

Damit ich es nicht vergesse: alle Wünsche – Geld, Buch etc. – fallen aus, auch nichts mehr schicken. Es geht alles nur zurück und kostet überflüssiges Geld.

Wir wollen versuchen, die Postmöglichkeit auszubauen. Ich werde Dir über die Adresse von Renate Langhoff zu schreiben versuchen, d. h. Du wirst an sie antworten, Frankenstr. 17. Meine Briefe an Dich werden durch eine besondere Verbindung direkt kommen. Ich hoffe, daß es klappt, damit es klappt, damit Du nicht zu traurig bist, wenn Du nichts von mir hörst.

Vorhin erfuhren wir, daß es die ins Lager Abtransportierten in Osnabrück sehr schlecht haben, 12 Stunden Arbeit, unter SS-Aufsicht. Alle kahl geschoren etc. Auch aus andern Lagern kommen sehr schlimme Nachrichten, wenn man auch lange nicht alles glauben kann und vieles übertrieben ist. Die Gerüchte über mich sind unglaublich, zum Lachen, wenn das nicht auch gefährlich werden kann für Dich. Halte Dich zurück, überall in jedem Gespräch!

Wer weiß, wofür mir die sehr unangenehme Haft der 3 Monate gut ist. Sobald ich weiß, wie sich das alles auswirkt, werde ich Dir zu schreiben versuchen.

Sei nicht traurig, mein lieber, lieber Bebi – ich habe Dich wiedergefunden in diesen furchtbaren Kämpfen der letzten Jahre, und ich bin eigentlich trotz allem froh und fest in Zuversicht – es *muß* alles so kommen, wie wir es sehen – wenn auch unsere Erwartung die bis dorthin notwendigen Zwischenstadien überspringen und die Zeitabschnitte kurz – ganz kurz machen möchte.

Ich reiße Dich in meine Arme, an meiner Brust liegst Du wie ein kleines Mädchen und spürst, wie lieb ich Dich habe. Ich küsse Dich, immer wieder, Elisabeth, und dann sitz ich still bei Dir – es ist dunkel geworden – an Deinem Bett und streichle Dich, bis Du unter meinen Händen eingeschlafen bist.

Dein Erwin

Du darfst natürlich keinem Menschen von der Möglichkeit, besondere Post zu bekommen, einen Ton sagen!

Düsseldorf, den 1. Juli 1933

Meine liebe Elisabeth,

nun hätte ich doch noch gut Post von Dir bekommen können. Ich bin noch in der Schutzhaftzelle. Und es wird meinen Erkundigungen nach noch einige Tage dauern, bis ich in die andere Abteilung überführt werde – aber als das kommentierte Schreiben kam, mußte ich mit einem sofortigen Antritt der 3 Monate rechnen und ordnete darum alles so, daß nicht noch nach meiner Einweisung Post und Pakete ankämen. Es ist mir eigentlich nicht recht, daß sich alles jetzt wieder um Tage hinausschiebt, hätte ich am 29. März geahnt, wie wenig man selbst Gerichtsbeschlüssen heute vertrauen kann, dann wären jetzt die 3 Monate schon herum. Allerdings ist es auch jetzt nicht allzu tragisch, denn so, wie die Dinge liegen, ist [252] nicht damit zu rechnen, daß die übrigen Schutzhäftlinge vor 3 Monaten entlassen werden. Es werden täglich auch hier Verhaftungen vorgenommen, und man hört von einem neuen Transport in das Lager Osnabrück, wo es den Kameraden gar nicht gut geht. Auch von dort dürfen sie nur alle 4 Wochen schreiben, nicht rauchen, richtige Strafarbeit, Zwangsarbeit unter SS-Aufsicht. Es wird für mich natürlich eine nicht leichte Zeit werden, aber ich bringe sie auch herum. Heute erfuhren wir aus einem Schreiben Renate Langhoffs von Deinem Brief. Dein Gruß hat mich sehr gefreut und Deine feste Entschlossenheit erst recht. Es besteht immerhin die Möglichkeit meiner Entlassung nach den drei Monaten, in der IA. *soll* man sich mit dem Gedanken tragen. Aber bis dahin ist noch lange Zeit. Heute Mittag erfuhr ich nun Näheres über die neue Haft. Ich darf gar nichts mitnehmen, nicht einmal Bilder von Euch, bekomme Anstaltswäsche und Kleidung – auch Socken etc. [...] Schreiben darf ich nur alle vier Wochen – aber! und das ist das erfreulich Neue: *Du* kannst mir, überhaupt kann man mir schreiben, so viel man will. Ich bekomme alle Post, natürlich nur durch die sehr strenge Gefängnisbriefkontrolle. Das wird Dich doch ein wenig trösten. Wenn es mir gelingt, wirst Du aber auch von mir Briefe zwischenhinein bekommen, jede Woche einen. Aber bestätige mir um Himmels willen keinen dieser besonderen Briefe! Ich merke schon aus dem von Dir darauffolgenden, ob Du den meinen erhalten hast. Ich hätte die größten Unannehmlichkeiten und nicht nur ich. Du brauchst also *nicht* an Renate Langhoff zu schreiben, sondern direkt an mich. Aber nicht mehr Schutzhaft dazu setzen. Freust Du Dich jetzt ein bissel? Meine Zeitungsausschnitte und die Bilder, auch etwas überschüssige Wäsche, verpackte ich gestern in einen Karton. Du wirst ihn in den nächsten Tagen zugeschickt bekommen. Brief ist keiner drin. Ich weiß ja nicht, wann der Karton wirklich abgeht. Renate L. soll ihn besorgen.

Eben kam Dein lieber Brief. Deine Festigkeit freut mich sehr. Weiß noch nicht, wann Strafantritt.

Natürlich habe ich mir schon überlegt, was ich in der völligen Abgeschlossenheit und Einsamkeit machen will – Zeitungen bekomme ich keine! Das ist fast das Bitterste, weil mir dadurch der lebendige Kontakt mit dem Geschehen draußen ganz verloren geht und ich nur auf die spärlichen und unzuverlässigen Nachrichten, die mir vielleicht beim Essensausteilen die „Kalfaktors“ zuflüstern werden, angewiesen bin. Bei dem dann nur noch täglich halbstündigen Rundgang darf nicht gesprochen werden. Vielleicht gelingt es mir, in der Gefängnisbibliothek einen Teil des Tages zu arbeiten. Jedenfalls beabsichtige ich, das zu versuchen. Dann will ich, wenn ich Papier und Blei bekomme, unpolitische Gedanken niederschreiben und vielleicht eine größere literarische Arbeit beginnen. Jedenfalls lasse ich mich auch in dieser verschärften Schwierigkeit nicht deprimieren. Nach 4 Monaten ist das allerdings nicht so ganz leicht. Morgens und abends werde ich wie bisher turnen und Dauerlauf machen, damit ich nicht ganz einroste.

Heute erhielten wir so eine Art „Henkersmahlzeit“. Langhoffs Frau brachte uns Filetbeefsteaks mit Kohlrabi und geschmorten Kartöffelchen und dazu rote Grütze mit Vanillesauce. Das war großartig. Paßte nicht zu unseren Freßnäpfchen, aber schmeckte ausgezeichnet. Ich fürchte jedoch, wenn ich rauskomme, kann ich gutes Essen die erste Zeit nicht richtig vertragen. Ich merke es an den Wirkungen unseres heutigen „Mittagstisches“.

[253] Heute zog ich zum ersten Mal seit etwa 3 Monaten wieder meine Kleider an. Sie passen noch recht gut. Ich glaubte bestimmt, diesen Morgen eingeliefert zu werden, da man gestern auch von hier aus an das Amtsgericht telefoniert hatte. Da wollte ich denn noch mal „in der eigenen Haut“ stecken vorher.

Es ist jetzt schon dunkel, Samstagabend, morgen weiter. Du, lieber Bebi.

Sonntagvormittag. Wir gehen da immer schon früher in den Hof, weil die „Strafgefangenen“ Kirchgang haben, natürlich freiwillig. Eben sind wir heraufgekommen und wollen anstelle unseres sonstigen Stundenplans heute nur Briefe schreiben.

Gestern Mittag hörten wir das Balbo-Geschwader vorüberrauschen. Auf den Zehenspitzen stehend, sah ich vom Schemel aus zwischen den Gitterstäben hindurch kurze Zeit eines der Flugzeuge am Gefängnisdach und der Fabrikhalle der Rheinmetall-Werke vorbei, Richtung Amsterdam. Eine große Maschine – allerlei Gedanken kommen dabei – Kriegsmethoden der Zukunft, in 6 Stunden von Rom über die Alpen bis ins Herz Deutschlands – und dann dachte ich daran, daß Du und Wolf sicher auch dieses Geschwader des italienischen Faschismus gesehen habt, es mir also einen Gruß von Euch bringt.

Ich zerbreche mir den Kopf fast jeden Tag, um für Dich und Wolf etwas auch von hier aus zu erreichen, was Dir Erleichterung von den Sorgen bringen könnte, komme aber zu keinem richtigen Resultat. Hast Du Dir über die Ferien schon Gedanken gemacht? Wenn es irgend geht, solltest Du den August und halben September mit Wolf wegfahren, damit Du in anderer, abwechslungsreicherer Umgebung das Einerlei der Fremersbergstraße vergißt und die dann kommende Zeit wieder besser erträgst. Renate Langhoff wird wohl im September oder schon auf 1.8. von hier wegmüssen: Es geht kaum so. Sie will zwar, wie ich eben hörte, versuchen, als Vertretern für Staubsauger oder Abonnement-Sammlerin für die „Frankfurter Zeitung“ Geld zu verdienen. Dr. Huber aus Mannheim, Du erinnerst Dich sicher an ihn, Sozialdemokrat und „Pressechef“ Heimerichs, der in der SPD mein Gegenspieler war, will das auch unternehmen. Er ist zur Zeit hier, seine Frau ist die Tochter eines hiesigen Industriedirektors.

Die Bestätigung meiner vor Wochen schon über den Verlauf der großen internationalen Verhandlungen und Fragen gemachten Vorhersagen ist so evident, daß ich Dir darüber nicht besonders zu schreiben brauche. „Weltwirtschaftskonferenz“ aufgeflogen, „Währungsstabilisierung“ wegen der nationalkapitalistischen Interessen und Egoismen völlig ausgeschlossen. Amerika läßt den Dollar weiter „abgleiten“. Es gibt kein festes Zahlungsmittel des internationalen Handelsverkehrs, und die Unterbietung auf dem Weltmarkt durch die verschiedenen kapitalistischen Staaten wird in einem Tempo einsetzen, das die internationale Krise der Katastrophe wieder ein Stück näher treibt. Die „Abrüstungskonferenz“ ist verschoben. Wer weiß, wann sie wieder „in Funktion“ tritt, um sich aufs Neue zu vertagen. Die Änderung im deutschen Wirtschafts- und Landwirtschaftsministerium bedeutet keine Änderung des kapitalistisch-nationalistischen Kurses, etwa nach der „sozialistischen“ Seite hin. Die neuen Männer Schmidt und Darré sind ausgesprochen kapitalistisch orientiert und werden darum von der „Frankfurter Zeitung“, hinter der in erster Linie die deutsche Farbenindustrie steht, begrüßt. Die Börse allerdings traut diesen neuen Zeiten nicht so ganz, [254] weil jetzt den Arbeitern in der NSBO[12] bei dem kommenden Lohnabbau nicht vorgeredet werden kann, an ihrem Elend sei der Reaktionär Hugenberg schuld, und mit großen Beunruhigungen in der „Arbeitsfront“ gerechnet werden muß.

Jetzt ist es schon Juli! Noch ein paar Monate, und die Komplikationen auf dem Arbeitsmarkt verstärken sich wieder periodengemäß – die krankhaftesten Versuche, wenigstens Scheinneueinstellungen von Arbeitern durchzuführen, die kaum verhüllten Zwangsanleihen bei den Bürgern einzelner Städte, die Unmöglichkeit, den „Arbeitsdienst“ zu finanzieren ohne direkte inflationistische Maßnahmen, mit denen durch die „Sachwertscheine“ schon lange begonnen ist, werden die Not noch vergrößern und vielen zugleich die Augen öffnen, die sich bisher von den Plänen und Versprechungen eine Lösung der Schwierigkeiten erhofften. Allerdings wird durch zwei Methoden versucht werden, die sich daraus ergebenden politischen Folgen abzuwehren. Gegen jeden, der kritisch reden wird oder gar schreiben oder gar Flugblätter verteilen wird, wird mit den grausamsten Mitteln vorgegangen werden. Und zugleich durch Rundfunk, Reden, Feste, Feiern, Kirche, Schule, Universität dem Volk klar gemacht werden, daß diese Opfer nötig sind, kommen müssen, um die „Deutsche Volkswirtschaft“ überhaupt zu retten, d. h. den Kapitalismus aus seiner Todeskrise noch einige Jahre herauszuretten

12 Nationalsozialistische Betriebszellenorganisation.

vor dem letzten, seinem Untergang im Sturm der wirklichen Revolution, deren erste Vorläufer erst hinter uns liegen in zwei Etappen 1918–1933 und 1933 bis?

Weißt Du, Elisabeth, es ist etwas Großes, in dieser Zeit zu leben, in der die Grundlagen gelegt werden für eine ganz neue, der vergangenen turmhoch überlegene Gesellschaftsordnung und Lebensgestaltung. Sicher schwer für die, die gewissermaßen Geburtswehen verspüren müssen, aber schön für die, die hoffen können und aus einer inneren Gewißheit wissen, daß die, die nach uns kommen, ein erfüllteres und inhaltsreicheres Leben haben können als wir.

Das Einzelschicksal, Deines, meines, das unserer Kinder, unserer Verwandten, Bekannten und Freunde kommt einem vor dieser Perspektive, die ich Dir nicht auszumalen brauche, völlig nebensächlich vor. So aber ist es nun in Wirklichkeit doch nicht. Wir wollen dabei sein, etwas dazu beizutragen, und darum wollen wir alles tun, um in dieser „Prüfungszeit“ fest zu werden gegen allzu persönliche Wünsche, gehärtet und bereit zu jeder Arbeit, die uns unsere Existenz ermöglicht. Du kennst meine Pläne und wirst Dir selbst weiter überlegen, wo und wie wir uns eine Existenz schaffen können. Wenn ich frei bin, ist das alles viel einfacher. Auf alle Fälle werden wir nach Berlin ziehen. Und wir werden dort leben und uns durchsetzen, darauf kannst Du Dich verlassen.

Auch aus Mannheim höre ich von tollen Gerüchten über mich, aber nicht, was das für Gerüchte sind. Es wäre mir ganz interessant, das zu erfahren. Man kann daraus manches schließen.

Mach Dir bitte nicht die geringsten Sorgen über mich – es geht mir gut –, und manchmal scheint es mir, Du hättest eigentlich, wenn man die verschiedenen Kräfte berücksichtigt, viel mehr auszuhalten als ich. Die einzige Ausflucht, die ich habe, wenn mich das Besorgtsein um Dich und Wolf überfällt, ist die Tatsache, daß ich ohne eigene Schuld einfach [255] nichts tun kann für Dich. Oft stelle ich mir vor, bei Dir zu sein, und wenn ich früher geradezu geplagt war von besonders intensiver Vorstellungsfähigkeit, jetzt bin ich manchmal sehr froh, daß ich dadurch Dir oft näher bin als nur in Gedanken.

Für heute schließe ich nun – schreibe mir also ruhig – ich werde den Brief bekommen. Meine Briefe mußt Du gut aufbewahren, für andere sind sie *vernichtet*!

Wann ich die 3 Monate antreten kann, ist fraglich – diese Woche jedoch ganz bestimmt. Ich schreibe Dir dann sofort.

Bleib gesund, Elisabeth – ich wünsche es jeden Tag für Dich und Wolf – ich küsse Dich vielmal – ich hab Dich sehr lieb, Dein Erwin

Düsseldorf, den 7. Juli 1933

Meine liebe, liebe Elisabeth,

Dein Schokobrief hat mich noch auf der Zelle 6/3 angetroffen. Aber heute habe ich nun durch erneutes Drängen die etwas verworrene Situation geklärt. Es bestand die Möglichkeit, mich – wer weiß wie lange – in Schutzhaft zu behalten – und *dann* erst die drei Monate noch absitzen zu lassen. Heute nun hat das Amtsgericht auf Anfrage mitgeteilt, daß ich morgen oder übermorgen, d. h. also Montag wohl spätestens in die Abteilung für „Strafgefangene“ überführt werde. Das Gefängnis ist überfüllt. Auch die Strafgefangenen liegen zu dritt in den kleinen Zellen. Aber ich werde auch diese gesteigerten Schwierigkeiten aushalten und alles versuchen, während der 3 Monate, wenigstens nach dieser Frist aus der „Schutzhaft“ entlassen zu werden. Doch das hängt natürlich sehr stark von den Konstellationen draußen ab, die bis dorthin durch alle möglichen Schwierigkeiten sehr ungünstig für unsere Freilassung sein können. Aber versuchen werde ich alles, was ich verantworten kann vor mir selbst. Es ist nicht leicht, Dir Neues zu schreiben, es geht alles seinen Gang, auch hier. Beim Rundgang wird man immer schmutziger, der Staub ist grauenvoll. Wir waschen uns sofort nachher in unserer „Blechbadewanne“, so gut es geht. Das haben wir gerade hinter uns.

Otto Bauer aus Wien – Du erinnerst Dich wohl an den schmächtigen, kränklichen Metallarbeiter, der in der Jungbuschstraße unser Gast war – schrieb mir vorgestern einen kurzen Grußbrief, und sie hätten

in diesen letzten Monaten sehr viel an mich gedacht. Die „Deutschen Christen“ haben ab 15. Juli den Zugang von Geistlichen in ihre Reihen gesperrt! 70% aller Kirchenvertretungen sollen „nach dem Gesetz der Gleichschaltung“ ohne irgendeine Wahl mit „Deutschen Christen“ besetzt werden! In Preußen sollen alle – und das wird im ganzen Reich so kommen – Studenten, die sich kommunistisch betätigt haben, auch wenn sie nicht Mitglied der Partei waren, vom Studium entfernt werden. Ausgeschlossen. In Darmstadt bekommen die in Schutzhaft befindlichen Kommunisten nur noch Arrestkost – wenn weiter Flugblätter verteilt werden. Hast Du die Reden im englischen Unterhaus gelesen und den Abschluß der Nichtangriffspakte zwischen der Sowjetunion und der „kleinen Entente“ (Rumänien, Tschechoslowakei, Südslawien)? Schade, daß ich mit Dir nicht wieder einmal über die großen Probleme der Weltwirtschaft und der Weltpolitik reden kann. Vergiß wenigstens nicht, regelmäßig die Zeitung zu lesen, Bebi!

[256] Renate L. brachte uns am Mittwoch die zweite „Henkersmahlzeit“: Bohnen mit Kartöffelchen und Schnitzel – Griesflammerie und Johannisbeeren. Man kann so Sachen wirklich kaum mehr essen, zu gut. Unsere Bohnen, Erbsen, Graupenmischung oder die „Nudeln“ sind manchmal zu schlecht. Morgen, wenn ich nicht schon in der Frühe rauskomme, will sie uns die dritte „Henkersmahlzeit“ bringen. Wenn ich nicht mehr auf Zelle 6/3 bin, hört das auf für mich. Komisch, daß ich Dir das überhaupt schreibe – aber es floß mir so in die Feder.

Sobald nun die neue Existenzform für mich Wirklichkeit geworden ist, schreibe ich Dir wieder. Mach Dir bitte keine Sorgen, liebe Elisabeth – ich werde mich vor allem gesund erhalten, und zusammen werden wir ein neues starkes Leben beginnen – wenn ich wieder bei Dir bin – das macht mich trotz aller Schwierigkeiten immer wieder froh. Eine Menge bitterer Gedanken und lastenden Drucks ist von mir genommen. Ich freue mich so furchtbar, bis ich Dich wieder in den Armen halten kann, daß ich es Dir gar nicht richtig zu beschreiben vermag.

Leb wohl, mein gutes, liebes Weib – ich denke jeden Tag an Dich, und oft schlafe ich ein, indem ich mir vorstelle, daß Du neben mir atmest und meine Hand hältst.

Ich küsse Dich fest und bin bei Dir – ganz – ganz bei Dir, Dein Erwin

Düsseldorf, den 11. Juli 1933

Liebe Elisabeth,

jetzt sind schon wieder zwei Tage vorbei und ich bin immer noch nicht „eingezellt“ auf der anderen Abteilung – ein ganz blöder Zustand zu warten, bis man einer „Verschlechterung“ seiner derzeitigen Lage zugeführt wird, die zugleich der Beginn einer unausweichlichen Periode von Schwierigkeiten, aber auch eine kleine Hoffnung auf eine Beendigung der Haftsituation überhaupt darstellt. Jeder Tag ärgert mich, der von den 3 Monaten hinausgeschoben wird. Heute sprach ich noch einmal bei dem Urkundsbeamten, der den Verkehr mit den Gerichten regelt, vor. Er will noch einmal telefonieren, um der Angelegenheit eine Beschleunigung zu verleihen. Außerdem erreichte ich durch eine ganz kurze Unterredung mit dem Stellvertreter des Direktors, daß ich auch in der anderen Haft wissenschaftliche Bücher, Papier, Blei und Feder haben kann. Schade, daß Du nicht an unsere Bücher heran kannst. Ich hätte gern Mathematik wiederholt und habe eine Menge Bücher für diesen Zweck bis zu den Gleichungen höheren Grades, bis zu Integral- und Differentialrechnung. Wenn Du in Deiner Buchhandlung aus dem Reclam-Verlag „Die chemischen Grundstoffe“ oder „Die Elektrizität“ oder „Radiotechnik“ besorgen könntest – eines oder das andere schicken, das wäre mir sehr lieb, auch einen Stoß Papier, weiße billige Couverts wie früher. Aber schicke es bitte an W. Langhoff, man kann nicht wissen, ob ich nun doch „schon“ morgen überwiesenwerde. Schutzhaft, Ulmenstr. 95.

Wenn es in der Buchhandlung ein neues, besseres, kurz und doch gutgeschriebenes Buch (billiges) über die angegebenen Gebiete gibt, ist es auch recht. Gestern und heute las ich *im* Sturmtempo noch den Arzt-Forscher-Roman Sinclair Lewis „Dr. med. Arrowsmith“. [257] Mußt Du lesen, sehr gut; wenn auch mit einigen gepreßten Konstruktionen. Du kannst dem Päckchen auch einen Stenoblock (Papier, grün) beilegen.

Gestern beim Besuch bekam W. von seiner Frau einen Feldblumenstrauß – Skabiosen, wilde Möhre, Johanniskraut, wilde Reseda, Blütenstängel des Sauerampfers und Zittergras. So sehe ich in dem alten, unbrauchbar gewordenen Wasserkrug eine üppige Juli-Wiese, wie in dem kleinen Tal „drüben“ in Schwiesheim – auf dem Weg zur Schwerspathöhle. Dort gibt es sogar Knabenkraut und großblütige Margeriten. Eine junge Kreuzspinne hat sich durch die Ritzen des Fensters zu uns herein gewagt – jetzt spinnt sie ihr drittes Netz, das erste war für uns seiner Lage nach unbequem gerade über unserem Tisch, das zweite hat eine dicke Mücke, unsere „Aurelia“, ihr zerrissen. Jetzt pendelt sie an einem dünnen Fadengerippe über den Blumen im Krug. Sie will scheinbar das Luftloch zu unserer Zelle mit ihrem Netz absperren, um alles lebende Kleinstgeflügel zu erwischen.

Es wird bei Euch auch sehr schwül gewesen sein. In unserem Loch war es nicht auszuhalten – scheußliches Kopfdrücken, heute Abend Gangabwaschung mit Bürstenschrubben. Ich glaube, es ganz vergessen zu haben, Dir für Dein süßes Päckchen zu danken.

Jetzt warte ich natürlich auf den in Aussicht gestellten Brief über Wolf. Im Stillen hoffte ich, ihn heute schon zu bekommen, aber laß Dir Zeit! Ich kann mir denken, daß jeder Tag auch für Dich tausenderlei Aufgaben und Abhaltungen bringt.

Es wird heute kein richtiger Brief – aber Du wirst Dich doch ein bissel freuen, etwas von mir zu hören. W. L. nimmt ihn morgen mit. Er muß zum Zahnarzt. Morgen früh schreib ich noch ein bissel weiter. Jetzt bin ich zu abgespannt und weiß nichts mehr.

Mittwoch. Immer noch 6/3. Gestern Abend hielt ich meinen brummenden Schädel an die geöffnete Fensterklappe, auf dem Bett stehend. Es war schon dunkel, die frische Luft tat gut. Gegenüber über der Mauer leuchteten die Bogenlampen in der großen Montagehalle der Rheinmetall-Werke auf. Der Schatten des Laufkranes huschte hin und her hinter den Gitterglasscheiben, fantastisch verschobene Gestängekonstruktionen, surrende, unterbrochene, neueingeschaltete Geräusche. Heute Morgen geht es mir besser, die gewitterschwüle Atmosphäre hat nachgelassen.

Übrigens bekommst Du vielleicht in den nächsten Tagen einige Adressen ausländischer Bekannter zugeschickt, die ich nicht verlieren möchte. Hast Du meinen Paß gut aufgehoben? Nicht in der Wohnung!

Ich will schließen, damit der Brief sicher wegkommt.

Leb wohl, Bebi – ich denke so viel an Dich – wie Du an mich – und alles geht vorüber – und dann sehe ich Dich wieder und immer.

Dein Erwin

Schon wieder Donnerstag 13. Juli. Noch nichts gehört von der Einweisung. Vielleicht will man doch noch erst am Ende der unbefristeten „Schutzhaft“ die 3 Monate als besondere Zugabe erscheinen lassen. Übrigens erfuhr ich, daß man beim Einliefern schon etwas mitnehmen kann. Nach allem, was ich bisher festgestellt habe, werde ich noch hier in Schutzhaft sein. Wenn Du vielleicht zufällig ein neues Bildchen von Euch hast, leg es bei, bitte – ich will alles probieren, um wenigstens die letzten Bildchen von Dir mitzukriegen. Die [258] Hoffnung, nach den 3 Monaten freizukommen, wird sehr gering. Heute ist ein Kamerad, der auch 3 Monate oben war und meinte, frei zu kommen, wieder in Schutzhaft zurückversetzt worden nach dem Abbüßen seiner Strafe.

Es sind wieder so viele Schutzhäftlinge hier, daß man von neuen Abtransporten hört. Das eine Gute hat die in Aussicht stehende Haft, daß ich nicht mitkomme. Es wäre sicher eine Erschwerung der Verbindung mit Euch, und das wäre nicht leicht zu tragen.

Dieser Zustand des Wartens, wann nun endlich der Beginn der 3 Monate sich vollzieht, ist sehr unangenehm, obwohl ich mir sage, daß es an und für sich gleich ist, wann der beginnt. Ich möchte das hinter mir haben, denn nach der Schutzhaft – wer weiß wie lange – noch mal 3 Monate, das wäre eine neue Nervenprobe. Aber sei nur ganz beruhigt, Elisabeth! Ich habe unheimliche Reserven von Willenskraft. Ich lasse mich in keiner Weise deprimieren, auch nicht von gelegentlichem gesundheitlichem Druck – es ist gut, daß ich so bin. Lebhafte Menschen ohne die entsprechenden Reserven und

Willensstärke müssen in diesem Leben beinahe verrückt werden.

Mein liebes Weib – ich möchte bei Dir sein, damit Du froh wärest mit mir und unserem Jungen. Laß Dich bitte nicht niederdrücken. Ich fühle das genau, wenn Du gedrückt bist, und leide darunter sehr. Also Du weißt, ich hab Dich lieb, Dein Erwin

Düsseldorf, den 15. Juli 1933

Meine liebe Elisabeth,

der erste Brief vom neuen Block soll Dir sagen, wie sehr ich mich über Dein Paket gefreut habe, am meisten über das Bildchen, auf dem Du doch ein wenig froh aussiehst. Ich habe es seit den zwei Stunden, die es in meinem Besitz ist, schon ein paar Mal betrachtet. Die Nelken stehen in einer billigen grünen Glasvase, wie man sie sonst zur Zucht von Zimmerhyazinthen im Frühjahr benutzt, vor mir auf dem Tischchen. Nach den häßlichen Wochen der Unsicherheit, wann sich nun die Haft ändert, und den letzten Tagen mit dem miesen Kopfweh und so ist heute ein halber Feiertag für mich. Ich habe vorhin die Kirschen mit W. L. gegessen. Auch die Pfirsiche sind noch ganz gut angekommen, auch die beiden Saftflaschen und alles andere.

Diesmal wartete ich sehr auf Nachricht von Dir. Die Woche schien mir besonders lang zu sein, und etwas unruhig war es mir zu Mute, als könne Dir und Wolf etwas zugestoßen sein. Jetzt ist es mir wieder leichter auch in dieser Hinsicht.

Ich arbeite fest und mit großem Interesse an der „Atomlehre“. Gretel hat mir ein sehr interessantes Büchlein über den neuesten Stand der Atomlehre geschickt, das durch seinen konzentrierten Inhalt ziemlich viel Anstrengungen verlangt, aber äußerst instruktiv ist. Wir stenographieren immer einige Seiten, und dann besprechen wir das darin Gesagte. Natürlich hat man nicht immer Lust zum Arbeiten in dieser Dumpfigkeit der engen Zelle, die wir nur für eine halbe Stunde am Tag verlassen, um im staubigen Hof herumzupilgern. Wir werden uns jetzt auch keine Zeitung mehr halten können. Es kostet zu viel. Wir bekommen von Kameraden die gelesenen Blätter.

[259] Ich schicke Dir eine Nelke wieder zurück, ich habe sie geküßt, damit sie Dich von mir grüße – und ich bin glücklich in dem Gedanken, daß wir durch alle die schweren Monate und Jahre nur noch fester miteinander verbunden sind als jemals früher. Meine Elisabeth, ich bin bei Dir, Du, Dein Erwin

Renate L. geht es wieder besser. Sie ist wieder auf und gibt sich die größte Mühe, ihren Mann frei zu bekommen, aber alles umsonst. Sogar ein Vertrag, den das Züricher Theater ihm zugeschickt hat, und die Versicherung, sich jeder politischen Betätigung zu enthalten, genügen nicht, seine Entlassung aus der Haft zu bewirken. Die Aussichten, frei zu kommen, sind also sehr gering. Auch für mich nach den drei Monaten, die immer noch nicht begonnen haben. Heute ist wieder ein Kamerad, der zwei Monate abzusitzen hatte, in Schutzhaft zurückgekommen. Nach und nach komme ich mir geradezu lächerlich vor, mit meinem Warten auf die drei Monate – Montag werde ich wieder anbohren. Es scheint so, als ob man mich in Schutzhaft behalten will, wer weiß wie lang, und dann noch drei Monate extra für den Revolver, den ich aus dem Krieg wieder mit heimgebracht habe. Aber fürchte nicht, daß ich nervös werde deshalb. Ich will nur Klarheit haben. Die einzige große Beunruhigung ist nicht mehr so drückend: Dir geht es doch wenigstens erträglich und Wolfi. Viele herzliche Grüße an die Eltern.

Düsseldorf, den 18. Juli 1933

Liebe Elisabeth,

eben bekomme ich die Nachricht, daß ich in einer Stunde die Strafhaft antreten muß – also bis 18. Oktober werde ich jetzt allein sein. Sobald ich weiß, wie sich die neue Lage für mich auswirkt, und sobald ich dann die Möglichkeit habe, Dir zu schreiben, erfährst Du Näheres.

Mit dem Schreiben an W. L. für mich warten, bis ich weiß, ob und wie sich da etwas machen läßt. Sei nicht traurig, Bebi – versprich mir das! Bleib gesund, und Du weißt, es wird kein Tag vergehen,

an dem ich nicht an Euch denke in Liebe und Sehnsucht. Wenn es vorbei ist, hoffe ich Euch zu sehen. Ich will alles, was möglich ist, tun, um das zu erreichen. Die beiden Päckchen sind gut angekommen, zu meiner großen Freude, das hat ja noch recht gut geklappt. Vielen herzlichen Dank!

Viele liebe, gute Küsse Dir und Wolfgang, Dein Erwin

Grüße die Eltern vielmals, und es sei mir eine große Beruhigung, daß Du bei ihnen sein kannst und gut aufgehoben bist.

Düsseldorf, den 20. Juli 1933

Meine liebe Elisabeth!

Schon am Briefpapier siehst Du, daß ich in „Strafhaft" bin. Es ist dieselbe Zelle wie unten, aber sehr verbraucht. Heute habe ich 4 Stunden intensiv gearbeitet, um den schlimmsten Schmutz wegzubringen, Wände abgewaschen etc. Gedanken kann ich bei dieser Papierknappheit nicht wie in den früheren Briefen mitteilen, nur Tatsachen. Ich bin selbstverständlich allein, halbe Stunde Rundgang täglich! Keine Möglichkeit, etwas einzukaufen.

[260] Das „Bett" ist tagsüber an der Wand hochgeklappt. Mit den Kameraden habe ich natürlich keinerlei Verbindung. Der stellvertretende Direktor, ein junger Assessor, hat mir die möglichen Bücher erlaubt, die wissenschaftlichen. Aber das Papier für die Aufzeichnungen und Entwürfe und Steno-Übungen nicht. Ich darf aber Hefte kaufen, deren Seitenzahl kontrollierbar ist. Schicke mir darum bitte *sofort* Geld, es wird in der Kasse für mich aufbewahrt. Einen Stundenplan mit Atomlehre, Chemie, Volkswirtschaftsgeschichte, Wirtschaftsgeographie, Steno, Naturwissenschaft, Turnen habe ich mir zurecht gemacht, auch einen Überblicksplan über die abzusitzenden Tage, einen Kalender, auf dem ich jeden Tag nach dem Essen einen Tag streiche – im Ganzen 91 Tage; am 17. Oktober mittags 12.00 Uhr ist die Haft vorbei. Der Kalender befindet sich auf der freien Rückseite von Wolfis letztem Brief. Ich habe sonst kein freies Papier. So sehr ich mich auch dagegen wehre, die Erwägung kommt immer wieder: Ich muß drei Monate diese Widerwärtigkeiten ertragen, weil ich meine Pistole, die ich in hundert Kämpfen des Weltkriegs trug, nicht angemeldet hatte! Die ich nicht mehr benutzte, deren Munition 18 Jahre alt und unbrauchbar war. Aber es ist nun so, und ich werde nicht schlapp machen, darauf kannst Du Dich verlassen. In der Zelle muß nach zwei namentlichen Versicherungen an den Wänden u. a. auch der bekannte Düsseldorfer Mörder Peter Kürten gesessen haben, diese Mischung von Verbrechen und Krankheit. Dein Kirschenpaket kam zu spät, die Kameraden haben es bekommen. Aber Deinen Brief habe ich, der mir durch seine beruhigenden Nachrichten ein Trost ist. Schreiben kann ich Dir erst wieder am 20. August!!! Grüße Dr. D.[ietz], und ich sei wie immer zuversichtlichst. Ich habe außer den anderen Büchern auch eine Bibel hier. Wenn ich darin lese, fallen mir unwillkürlich die vielen Predigten mit ihren Gedanken ein, die ich über die Stellen gehalten habe – ich wüßte heute noch viel mehr zu sagen, aber auch dieses Schweigenmüssen hat einen tiefen Sinn. Bitte, Elisabeth, sei nicht traurig, sei *froh*, so gut Du kannst, damit unser Junge nicht gedrückt wird und ich mir keine schweren Gedanken um Dich machen muß. Wegen der Aufhebung der Schutzhaft kann ich allerdings vorerst nichts unternehmen. Sobald ich aber aus der Strafhaft entlassen bin, werde ich noch einmal ein Gesuch um Entlassung machen, und es ist nicht ganz unmöglich, daß ich doch noch vor dem Winter freikomme.

Leb wohl, meine liebe Elisabeth! Ich bin bei Dir, Dein Erwin

Größe bitte *alle* herzlich von mir.

[Wolfgang Langhoff an Elisabeth Eckert]

Düsseldorf, den 22. Juli 1933

Liebe Freundin Eckert!

Seit 5 Tagen hat Erwin nun seine Haft angetreten. Wir beiden haben über 3 Monate in einer Zelle zusammengelebt und uns und unsere Familien kennengelernt, so daß Du mir kein fremder Mensch

mehr bist. Darum habe ich auch das Bedürfnis, Dir zu schreiben, um Dir ein wenig von Erwins Leben hier zu erzählen. Er und ich, wir haben beide ziemliches Glück gehabt, als wir uns in einer Zelle zusammenfanden. Unsere Veranlagungen, unsere Neigungen, Gewohnheiten und unser Temperament liegen so ziemlich auf derselben [261] Ebene, so daß sich gleich vom ersten Tage ab ein angeregtes und freundschaftliches Leben entwickelte, in dem wir uns beide sehr wohl fühlten. Im Laufe der Zeit hatten wir eine gewisse Regelmäßigkeit unserer Beschäftigungen erreicht, gemeinsam turnten wir, gemeinsam lernten wir das Stenographieren, frischten wir unsere französischen Kenntnisse auf und vergruben uns in das Studium der Atomlehre und verbesserten uns gegenseitig, füllten die Lücken unseres Wissens aus und saßen in den „Freistunden“ am Schachbrett, beide gleich temperamentvolle und gleich gute – oder schlechte – Spieler.

Wenn wir in der Dämmerung auf unseren Betten lagen, zu früh, um einschlafen zu können, zu spät, um zu lesen, dann erzählten wir uns die tausend Erlebnisse unseres Lebens, unsere Kämpfe, unsere Beziehungen zu Familie und Umwelt und alles, was uns bemerkenswert und besprechbar erschien. So wirst Du verstehen, daß mir Deine Sorgen vertraut sind, als wären es die Sorgen meiner Familie, denn auch darin ähneln wir uns und haben Gemeinsames zu tragen. Erwin hat Dir oft geschrieben, und er wird Dir durch seine Einstellungen und seinen Rat oftmals geholfen haben, Schwierigkeiten zu überwinden. Vielleicht tut es trotzdem gut, wenn Du seine Gedanken auch von dritter Seite, also von seinem Zellenkameraden, bestätigt findest.

Siehst Du, dieser außerordentliche Einsatz von Leben, Sicherheit und Familie, den diese Zeit von uns allen fordert, wird gerechtfertigt durch die Größe der Not, in der sich Millionen befinden, und die Größe der Zukunft, die vor ihnen liegt. In der Theorie mag das ja mancher anerkennen, aber im täglichen Leben fürchtet er die Konsequenzen, anstatt sie zu leiten und zu regeln. Messen wir dagegen unsere Schwierigkeiten am Gesamtmaß Aller, so müssen und werden sie sich reduzieren auf ein Ertragbares und Überwindliches. So wie Du, wie meine Frau, so kämpfen Abertausende, und so wie im Weltall keine Energie verloren geht, so auch nicht die Energie eures Kampfes. Sie speichert sich auf in Euch Frauen und macht Euch zu wirklichen Kameraden Eurer Männer.

Aber ich will Dir ja von Erwin erzählen. Jetzt sind also 3 Monate Trennung zwischen uns. Ihm wird es zweifellos in der ersten Zeit schwer werden, sich mit den Verschärfungen einer solchen Haft abzufinden. Aber er ist, weiß Gott, nicht der Kerl, sich unterkriegen zu lassen! Freunde von uns saßen schon jahrelang, und da werden so ein paar lumpige Monate auch vorübergehen. Zudem hat er ja mich hier im selben Bau und außer mir noch andere Freunde!

Leider, leider kamen Deine Kirschen zu spät an! Einen Tag nach seinem Abgang. Ich konnte sie ihm nicht mehr zustellen, und so habe ich sie mit 2 neuen Kameraden, die gleich nach Erwins Weggang in meine Zelle gelegt wurden, aufgegessen. Etwas „wehmütig“ war mir dabei zu Mute, obwohl die Kirschen wunderbar schmeckten!

Eben hat mir meine Frau geschrieben, daß sie auch an Erwin schreiben wolle, damit er recht viel Abwechslung habe. Post ist nämlich immer das Schönste, was wir haben können. Für diesmal will ich schließen! Ich wollte Dir ja nur sagen, daß Du Dir keine zu großen Sorgen machen sollst und im Übrigen stolz sein kannst auf den Erwin! Grüß auch meinen Namensvetter, den Wolfgang, und sei selbst herzlichst gegrüßt von Deinem Wolfgang Langhoff [262]

Düsseldorf den 30. Juli 1933

Meine Elisabeth,

vielleicht kommt morgen der SA-Mann, der uns als Schutzhäftlingen die Post überwachte und der sich sehr gut mit mir versteht, auch jetzt fast täglich nach mir sieht, zu mir. Dann hast Du bald Antwort auf Deinen Brief, den ich heute, Sonntag früh, erhielt. Den offiziellen Brief werde ich morgen als „Behördenbrief“ beantragen und Dir die unterschriebenen Bögen zurückschicken. Ich nehme an, Du hast mir an die besondere andere Adresse einen anderen Brief geschrieben, in dem Du mir auch über den Besuch bei Dietzens berichtest und mitteilst, wann Du mir die kleinen Sachen schicken wirst.

Jeden Tag stenographiere ich etwa 8 Seiten aus der Atomlehre und Volkswirtschaft, z. T. Umbau der Landwirtschaft im 19. Jahrhundert. Außerdem versuche ich, einen Kriminalroman zu schreiben. Etwas anderes geht nicht. Die Kontrolle würde mir nur Schwierigkeiten machen. Hintergrund: der Kampf zwischen einem international kapitalistischen Öltrust und der Sowjetnaphtaindustrie. Ich habe mir das Verzeichnis der offiziellen Gefängnis-Bibliothek geben lassen. Neben vielem Unsinn ist doch manches aus den städtischen Bibliotheken „Ausrangiertes“ (alt, zerlesen) vorhanden. So habe ich jetzt gelesen: Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott; Alice Berend, Die Bräutigame der Babette Bomberling, und Balzac, Vater Goriot. Es ist nicht ganz einfach, wochenlang ganz allein in einem engen, muffigen Raum eingesperrt zu sein. Ein einziges Mal habe ich Zeitungen bekommen können, auch nur durch den SA-Mann H., der, wie er mir sagte, auch einige Worte geschrieben habe. Auch Wolfgang Langhoff hat Dir geschrieben, erfuhr ich. Er kommt mit 40 anderen nun doch in ein Konzentrationslager. Anscheinend soll der Bestand an politischen Schutzhäftlingen ausgeräumt werden. Vielleicht bestünde dann doch die Möglichkeit, daß ich im Oktober frei käme. Aber denk nicht im Ernst daran, so günstig es auch wäre.

Wenn Du in die Schweiz gehst – vergiß nicht, bei Prof. Ragaz, Zürich – Gartenhofstr. 7, glaube ich – vorzusprechen. Vielleicht sagt er Dir seine Meinung über die nun dort nach meiner Perspektive eingetretenen Verhältnisse. In Luzern könntest Du bei Fräulein Helbing (Erinnerst Du Dich noch des ältlichen Lehrerinnenfräuleins aus der Meersburger Konferenzzeit?) vorsprechen. Löwenstraße oder Löwengasse 5. Sekundarlehrerin. Sie wird sich sicher freuen.

Mir geht es soweit ganz gut. Nur das blöde Kopfweh. Ich habe zwar Dein Lavendelwasser mitnehmen können. Aber das hilft natürlich nicht viel. Luft und Sonne fehlen. Aber ich bin sonst gesund und will alle Energie aufwenden, um gesund zu bleiben – ich habe ja noch viel zu tun.

Übrigens durch einen anonymen Brief eines angeblichen „Jugendfreundes“ von Papa erfuhr ich, „daß meine ganze engere und weitere Familie nationalsozialistisch eingestellt sei“. Auch Papa habe „umgelernt“, allerdings fügt der Briefschreiber hinzu, ich solle in einem eventuellen Brief an meinen Vater nichts von dem Brief verlauten lassen und ob ich nicht „umlernen“, mich „umstellen“ könne, meinen alten Eltern etc. zuliebe!!!

Das warme Wetter war auch hier abscheulich. Wie ich mich nach Wasser sehnte! Gestern weinte ein junger Gefangener – es sind mehr als doppelt so viele hier, als das Gefängnis [263] eigentlich faßt, über 1.000! – von 5 Uhr ab die ganze Nacht, herzzerbrechend, stöhnend. Man hat ihn wegen Flugblättern, ich glaube, zu drei Jahren Gefängnis verurteilt.

Man gewöhnt sich an alles – auch an diese entwürdigende Daseinsform, wenigstens äußerlich – um die und die Zeit Frühstück, Töpfe, Spaziergang in Abständen, Mittag etc. Es sind lauter arme Teufel, die hier sind. Proleten. Die Reichen sitzen nach wie vor in ihren Villen und Palästen. Was man aus Vorhängen, der Art, wie die Leute zum Fenster raushängen, wie sie die Betten auslegen, wie die Männer sich benehmen, alles schließen kann! Ich kontrolliere z. Zt. 5 Familien! Bis jetzt drei Kinder dabei. Bis zu diesem Häuserblock sind es etwa 280–300 Meter. Vor ihm die Straße kurvig. Die Elektrische fährt drauf. Aber ich kann wegen der Bäume nur einen kleinen Streifen von ihr sehen, wenn sie in den Schienen die Kurve herumknirscht. Zwischen Pfarrhaus und Block geht das Stück Straße, das ich sehen kann, ein paar Meter. Was geht da alles vorbei in den vielen Stunden, die ich auf meinem Schemel stehe! Viel junge Leute, die unter sich sein wollen. Trupps vom Arbeitsdienst, drei Mal am Tag, die singen immer Soldatenlieder. Angestellte früh auf dem Rad – Matronen mit Kindern – Mütter mit Kinderwagen nach den Schrebergärten weiter hinten etc.

Ich wollte Dir ja noch von meinem Fenster schreiben. Selbstverständlich muß ich beim Rausschauen sehr aufpassen, denn wenn mich der überwachende Beamte vom Hof aus sieht, werde ich mit Dunkelzelle bestraft. Der Garten, dessen behängte Birnbäume ich sehe, gehört nicht dem katholischen, sondern dem evangelischen Pfarrer. Dieser Tage ist er vom Urlaub zurück mit Familie. Ich habe alles beobachtet: 2 Kinder, Mädel 6–7 Jahre, Junge 34, gänsliche Frau, Typ Jungfrauenverein, Dienstmädchen, Haustochter. Er der saubere Durchschnittspfarrer ohne Probleme, mit Radio und schwarzer Lüsterjacke im Sommer. Zu mir kommt er nicht mehr, – ich bin Dissident. An den dem Gefängnis

zugelegenen Fenstern sind überall dichteste Spannvorhänge. Trotzdem weiß ich, was es für Zimmer sind. 1. Stock links: Küche, rechts vom Hausflur mit Treppenaufgang Eßzimmer. 2. Stock Kinderschlafzimmer, (gehen um 7 Uhr ins Bett durch die Stütze) rechts Schlafzimmer der Eltern. Oben in zwei Dachkammern die Mädel. Hinter dem Backsteinhaus sehe ich eine Zeile neuer Blockhäuser – interessant – etwas ganz Besonderes dabei. Schon das letzte Mal vermutete ich es, jetzt weiß ich es genau. Es gibt eine ganz enge Stelle, von der aus man von der Straße her zwischen den Bäumen über die Mauer nach den oberen Zellen des Gefängnisses sehen kann. Jeden zweiten Tag kommt nun abends um halb sieben oder halb acht eine Arbeiterfrau, sie ist sehr arm, etwa 40 Jahre alt, mit ihrem Kind, einem etwa 13jährigen Mädchen, und schaut herüber nach der Zelle, die ich mit einem x bezeichnet habe, von dem Platz aus, der auch ein Kreuz trägt. Der Mann pfeift, wenn er an das Fenster hochkann, und der Beamte im anderen Hof ist, einmal lang, dreimal kurz, dann sieht sie genau die Richtung. Ich sehe jedes Mal, wenn sie zusammenfährt, wenn sie um am Fenster zwischen den Gitterstäben endlich sieht. Das Mädchen drückt sich eng an die Mutter. Dann steht sie ganz starr und blickt herüber, vergewissert sich, ob niemand in der Nähe ist, und winkt dann mit dem Taschentuch, mit dem sie sich auch die tränenden Augen abwischt. Schon fünfmal habe ich das beobachtet. Nach einigen Minuten geht sie dann, kommt später noch einmal vorbei und winkt zum Abschied.

[264] Wie lange ist es, daß ich Dich nicht gesehen – bald 5 Monate – es werden im besten Fall 7 Monate und darüber sein, bis ich Dich wieder habe – aber *verliere den Mut nicht*, Elisabeth, es geht alles, auch das Schwerste vorbei, 14 Tage meiner „Strafhaft“ sind vorüber. Noch zweieinhalb Monate.

Du wirst auch in der Schweiz sehr vorsichtig und zurückhaltend sein und Dir genau wie ich überlegen, was wir anfangen, wenn ich frei bin. Ich muß eine jederzeit kontrollierbare Tätigkeit haben, da ich nur so existieren kann, ohne in Gefahr zu kommen, sofort wieder verhaftet zu werden. Aber das muß und wird sich finden. Ich bin ja zu allem entschlossen, was Wolf und Dir das Leben sichert. Leb wohl, Bebi! Man kann so in der Zelle nicht schreiben, wie man gerne möchte, aber Du weißt, ich denke jeden Tag mehr als einmal an Dich und an Wolf – und einmal bin ich wieder bei Dir, Du! Dein Erwin

Ich muß aufpassen, daß ich nicht erwischt werde.

Düsseldorf den 5. August 1933

Meine liebe Elisabeth, liebe Frau!

Diese Versicherungssache gibt mir Gelegenheit, Dir außer der Reihe zu schreiben. Der Behördenbrief zählt nicht im 4 Wochenturnus. Am Montag, wenn Du diesen Brief bekommst, sind drei Wochen der Haft vorbei. Wie langsam gehen die Tage für mich vorüber. Ich arbeite zur Zeit so viel ich kann, aber immer kann man nicht lesen und denken, vor allem nicht die schwierigen wissenschaftlichen Definitionen der chemischen und Elektrodisziplin.

Ob ich am Ende der drei Monate zu Dir kommen kann, ist noch sehr ungewiß. Immerhin habe ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Die Kameraden aus der Schutzhaft, auch Langhoff, sind vor einigen Tagen von hier weg in ein Konzentrationslager im Moorgebiet Ostfrieslands abtransportiert worden. Ein kleiner Teil ist noch hier. Von draußen höre ich nichts. Wir dürfen keine Zeitungen haben. Das ist für mich sehr schlimm und sehr drückend, aber nicht zu ändern.

Bleib gesund, Elisabeth, bis wir uns wiedersehen. Laß Dich durch nichts deprimieren. Ich werde schon wieder eine Basis zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Leben schaffen. Ich küsse Dich und Wolfgang und fühle, wie groß meine Sehnsucht nach Dir ist. Seit 5 Monaten habe ich Euch nicht mehr gesehen! So lange waren wir in den 26 Jahren, die wir uns kennen, nur während des Krieges, als ich an der Front war, getrennt. Mir ist es manchmal, als seien wir wieder verlobt und warteten, bis wir endlich heiraten könnten. Wir alten jungen Leute mit unserem 12jährigen Sohn! Aber es ist mir oft so. Dein Erwin

Düsseldorf, den 28. August 1933

Meine liebe Elisabeth!

Am meisten bist Du sicher darauf gespannt, was nun am 17.10. mit mir geschieht. Du scheinst sogar fest damit zu rechnen, daß ich freikomme. Vielleicht sind auch bis zu Dir die Gerüchte gedrungen, meine Freilassung nach dieser Haft sei beschlossene und unter-[265]schriebene Sache. Das wäre eine sehr große Täuschung. Auf meine Bitte erkundigte sich einer der Aufsichtsbeamten der Gefängnisverwaltung, Polizeiinspektor Nebel, eben um der Klarheit willen, bei der IA. Er erhielt die authentische Auskunft, daß eine „schwache Hoffnung“ auf meine Entlassung bestehe. Es liege eine Verfügung des Polizeipräsidenten vor, nach der mein Fall nach Ablauf oder besser am Ende der jetzigen Haft noch einmal geprüft werden soll! Das ist alles! Also mache Dir bitte keine zu großen Hoffnungen, wenn auch Polizeiinspektor Nebel meint, es wird sich schon machen, und selbst das Seine dazu tun will. Auch ich hoffe selbstverständlich auf die Freilassung. Es liegt wirklich kein Grund vor, mich in diese Schutzhaft zu nehmen. Aber wie es auch sein mag, am 13. oder 14.10. etwa erwarte ich Dich nach Deinem letzten Brief. Du kannst dann vielleicht einmal in aller Ruhe und Zurückhaltung auf dem Polizeipräsidium vorsprechen. Die jetzigen Kommissare heißen Wandel und der direkt vor dem Polizeipräsidium entscheidende Sommer. Aber bis dahin ist noch eine lange Zeit. Wie sehr ich mich auf Dich freue, Dich wiederzusehen, brauche und kann ich Dir nicht schreiben. Aber bitte schweige auch über diese „schwache Hoffnung“. Selbst wenn ich freikommen sollte, ist es besser, das nicht bekannt werden zu lassen. Ich will und muß meine Ruhe haben. Auch Wolf darf nichts von dieser Möglichkeit erfahren. Maming und Paping werden es für sich behalten können. Natürlich sind auch mir beim Lesen Deiner Schilderung von Wolfs Sehnsucht nach mir die Tränen aus den Augen gestürzt. Hat Frau Dr. Lejeune ihn einigermaßen erträglich und erzogen gefunden?

Die nassen und kalten Tage waren zwischen den dicken und engen Wänden und dem Zementboden der Zelle recht unangenehm, aber ich werde gesund bleiben. Darauf kannst Du bauen. Wenn ich täglich nach dem „Essen“ mit Rotstift auf meinem „Kalendarium“ einen Tag durchstreiche, mache ich mir durch allerhand Kombinationen vor, daß es gar nicht mehr so lange geht. Morgen, Dienstag noch sieben Wochen, noch siebenmal Sonntag, sieben Mal Rasieren, sieben Mal den Speisezettel umgefälscht, sieben Mal Bohnen z. B., drei Mal „baden“, sechs Mal Hemdwechseln, einmal Bettwäsche, zwei Mal Brief an Dich, 49 Tage. Die Erzählung für Wolf geht langsam vorwärts, es ist nicht so leicht. Der Held heißt „Allar“. Er ist jetzt gerade heute früh am Bodensee angelangt, schwimmt bereits mit einem gezähmten Wolfsjungen.

Du, jetzt ist schon wieder Schluß – kaum begonnen – bis zum 20.9. etwa. Leb wohl – ich küsse Dich mit aller Liebe, die ich zu Dir in mir trage, Dein Erwin

Wie oft denke ich an den Jungen und zittere gelegentlich nachts, es könnte ihm etwas passieren, aber er ist ja klug genug.

Düsseldorf, den 16. September 1933

Meine liebe Elisabeth!

Alle Deine Briefe erhielt ich richtig, auch die Nelke und die drei Bildchen gestern. Es ist das erste Mal seit 25 Jahren, daß Du mir mehr schreibst als ich Dir. In drei Wochen sehe ich Dich wieder. Am besten kommst Du nämlich am 9. Oktober hierher, besuchst mich bestimmt am 10. Oktober Dienstagvormittag. In den ersten Oktobertagen werde ich darum bitten, meine Angelegenheit zu entscheiden. Du könntest am 11. und 12., jedenfalls [266] in der Woche vor dem 17. bei der IA. persönlich vorsprechen. Du müßtest bei den Bekannten von Fräulein Rudolph oder in der Charlottenstr. 9 bei Leni Busch übernachten. Ein Hotelaufenthalt käme wohl für die Zeit zu teuer.

Die Abenteuer- und Jagdgeschichten aus der Steinzeit „Allar“ habe ich fertig, 126 engbeschriebene Seiten, für Wolf zu Weilmachten werde ich sie in Maschine schreiben. Danach schrieb ich eine kleine satirische Humoreske, „Das Diplomaphon“, über einen Apparat, der Beschimpfungen in diplomatische Formen übersetzt und umgekehrt diplomatische Wendungen und an Fremdwörtern reiche Reden in sehr deutliches Deutsch überträgt.

Jetzt bin ich dabei, meine Kriegserlebnisse impressionistisch registrierend aufzuzeichnen, für mich, ohne auf die großen grundsätzlichen Fragen dabei einzugehen. Es ist unheimlich, wie konkret mir alles bis ins Kleinste vor Augen geblieben ist.

Die regelmäßig weiter betriebene Untersuchung unseres Wissens über die Grundvorgänge alles materiellen Geschehens der Elektrizität und der Energie zeigt mir, wieviel der Forschung noch übrigbleibt. Manchmal steigen mitten in der nüchternsten Überlegung geradezu Gesichte vor mir auf, die winzige Erkenntnisse zu großen Systemen vereinigen möchten.

Es ist lange her seit dem 1. März. Die Birnbäume in den Gärten der Beamten, deren Knospen ich aus den kahlen Ästen, deren Blütenwucht ich teilweise sah, sind schon abgeerntet. Gestern trieb der Wind einige rote und gelbe Blätter über die hohen Mauern vor meine Füße beim Rundgang. Morgens und abends ist es empfindlich kühl. Ich muß die Fensterklappe schließen und alles anziehen, was ich habe. Hell und licht wird es in meiner Zelle auch an den sonnigsten Tagen nicht, und auch jetzt gibt es abends kein Licht. Nur der Schein der Überwachungslaterne auf dem Hof wirft die Schatten des Gitters, sieben dicke Stäbe, gegen die Wand an der Tür.

Das ist der letzte Brief, den ich Dir schreiben kann. Aber es ist jetzt nicht mehr so schlimm. In nicht ganz drei Wochen sehen wir uns ja mindestens kurz bei Deinem Besuch. Ich hoffe sehr und sehe eigentlich keinen sachlichen Grund dagegen, daß ich am 17.10. doch mit Dir von hier wegfahren kann. Allzulange dauert es nicht mehr, bis wir darüber Gewißheit haben. Behalt den Kopf hoch, verlier die Nerven nicht, darauf kommt es an. Sei nicht beunruhigt meinetwegen. Es geht mir trotz allem erträglich, und die Vorfreude auf das Wiedersehen läßt mich die noch bleibenden Wochen leichter tragen als die vergangenen, wenn auch diese kurzen Herbsttage für mich länger sein werden in der Erwartung.

Leb wohl, Elisabeth, ich bin sehr gespannt, wie Du aussiehst. Ich versuche oft, Dich mir ganz nahe vorzustellen, ich schließe die Augen, sage Deinen Namen vor mich hin und meine dann, Du küßtest mich. Wenn Du wieder von mir träumst, dann nur so wie zuletzt. Alles andere ist Unsinn. Es wird wirklich gut für uns, darauf kannst Du Dich verlassen. Dein Erwin

[267]

Erwin Eckert
„Vorwärts zur neuen Demokratie“

Rede am 24. Mai 1946 auf dem Mannheimer Marktplatz

Verehrte Versammlung, Genossen und Genossinnen!

Es sind jetzt bald 15 Jahre, daß ich hier in Mannheim im Rosengarten im Nibelungensaal in einer gewaltig überfüllten Versammlung mit den Freunden, die damals wußten, daß es notwendig sei, eine Einheitsfront zu gründen, in die Kommunistische Partei eingetreten bin.

Ich habe es nicht nur nicht bedauert, daß ich das getan habe, ich habe oft gedacht, es wäre besser gewesen, ich hätte es früher getan, um mit vielen anderen frühzeitig genug eine Front aufzurichten, die die „Machtergreifung“ der Nazis unmöglich gemacht hätte. Viele Jahre sind vergangen seither. Wenn ich heute wieder unter Euch bin, bin ich erschüttert zu sehen, daß wir mitten in den Trümmern der Stadt zusammengekommen sind.

Wir müssen uns klar werden, was soll geschehen, um eine neue bessere Zukunft uns zu schaffen.

Durch die Straßen, durch die ich eben gefahren bin, ging ich in den letzten drei Jahrzehnten wie oft, und es zieht vor meinem geistigen Auge der Schicksalsweg des Mannheimer kämpfenden Proletariats vorüber. Kaum der Jugend entwachsen, war ich damals im Rosengarten unter den jungen Arbeitern gestanden, und es sprach Ludwig Frank. 1914, der Weltkrieg brach aus. Wir hofften, daß es ein Krieg sei, der der arbeitenden Masse eine neue Ordnung geben würde. Wir kamen zurück wieder nach Mannheim 1918. Das alte Reich war geschlagen, der Kaiser fort – Schluß mit dem Krieg. Wir glaubten, der Friede sei gekommen auf eine lange Periode. Zu 10.000 demonstrierten wir durch die Straßen Mannheims für Demokratie und Sozialismus. Wir hofften damals, daß es möglich wäre, eine sozialistische Gesellschaftsordnung zu bauen, in der sich nicht mehr die Arbeitermassen in einen Krieg locken ließen und die Erfüllung ihrer Sehnsüchte für sie und ihre Kinder erfüllt würden.

Ich weiß, daß wir damals überzeugt waren, es gäbe einen Weg über die Demokratie zur Sicherung der menschlichen Rechte und zur Sicherung des Lebens für die armen Proleten und ausgebeuteten Massen. Wie bald mußten wir einsehen, daß dieser Weg nicht zum Ziele führt. [...]

Dann kamen die enttäuschten Hoffnungen, der Versuch der SPD durch die Mittel der Demokratie eine Basis zu schaffen für die zukünftige Neugestaltung des Landes. Am Schluß spürte man es, daß wir uns auf andere Wege besinnen müssen. Es geht nicht, daß wir glauben, mit der Demokratie die Sicherung des Lebens für alle durchführen zu können.

Es ist ausgeschlossen, daß wir so ein neues Deutschland bauen können.

Genossen und Genossinnen, verehrte Versammlung! Ihr wißt, wie schwer es damals für uns in Mannheim ausgesehen hat. Die Spannung in der SPD war groß. Der linke Flügel wollte nicht mehr mitmachen. Er wußte, es geht nicht mehr so weiter. Am Ende wird die [268] Diktatur stehen, der Unternehmer, das Schwerkapital, SS, Großgrundbesitzer, SA-Horden und das Ende der Arbeiterklasse und der Krieg.

Damals, Genossen von der SPD, hättet Ihr die Pflicht gehabt, diese Fehler einzusehen und zusammen mit der KPD eine Einheit zu bilden, wodurch niemals der Nationalsozialismus entstanden wäre. Da wir das nicht wollten, haben wir uns von Euch getrennt und sind zur KPD gegangen, um uns für diese neue Ordnung einzusetzen, für die Gestaltung des Friedens und für die Niederhaltung der drohenden bürgerlich-kapitalistischen Diktatur.

Und wenn man heute sagt, die Kommunisten sind die Leute, die die Diktatur wollen, und wir können keine Diktatur mehr brauchen, dann sagen wir jedem: Wir waren 1932 und 1933 dafür, daß das geeinte Proletariat gegenüber der drohenden Diktatur der Bourgeoisie im Abwehrkampf die Gefahren, die ihm drohen, niederkämpfen muß, und wenn ich damals zur KPD ging, dann ganz bewußt auch als Pfarrer, weil ich wußte, daß es besser ist, wenn einige von uns ihr Leben verlieren und, wenn es sein muß, im Bürgerkrieg, als daß Millionen zu Grunde gingen. Es ist sicher, daß wir, wenn wir damals

diese Einheit gehabt hätten, noch am Tage der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten dies hätten verhindern können. Warum hatte man das „Reichsbanner“ geschaffen und die „Eiserne Front“, wenn man im Augenblick, wo es nötig war, nicht mit dem Roten Frontkämpferbund zusammen bereit war, den Krieg dem Faschismus zu erklären?

Ich war damals in Düsseldorf und wußte, daß es nur diesen einen Ausweg geben konnte. Die Gewerkschaften wollten wir aufrufen und wollten den Generalstreik am 30. Januar 1933. Ich stand in Düsseldorf und habe einen Stoß Flugblätter unter dem Arm gehabt: „Arbeiter und Arbeiterinnen, heraus aus den Betrieben! Generalstreik! Besetzt die Fabriken, die Gewerkschaftshäuser, die Arbeiterviertel, bevor die SA und SS uns niederschlägt und Krieg und Vernichtung über die Welt bringen.“

Da kam ein Genosse von der Redaktion der „Freiheit“ und sagte: Es hat keinen Zweck, die Gewerkschaftsführung hat durch das Radio durchgegeben, daß es keinen Generalstreik gibt.

Genossen von der SPD und Gewerkschaftler, soweit Ihr da seid: Denkt daran, daß das, was damals geschah, eine Lehre ist für die Gegenwart und die Zukunft. Dann begann der große Jammer, und das Ende ist das, was Ihr jetzt vor Euch seht.

Dann begann es im Jahre 1933 mit dem Reichstagsbrand!

Hättet Ihr damals geschlossen und eindeutig gewagt, die antifaschistische Einheitsfront zu bilden, damals hätten wir entschieden über die Gegenwart und die Zukunft. Wir hätten noch unsere Betriebe und hätten keinen Krieg gehabt. Die Millionen Männer – 34 Millionen Tote – würden uns nicht anklagen, wir wären nicht ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Völker. Deutschland wäre nicht zerrissen in Zonen; wir wären nicht so vernichtet, daß kaum mehr Hoffnungen da sind. Wir würden nicht in Trümmerhaufen leben müssen. Unsere Jugend hätte nicht ein leeres Herz, sie hätte Aufgaben. All die Millionenwerte, die durch den Krieg verloren gingen, könnten eingesetzt werden für den Neuaufbau Deutschlands.

Die ganze Schicht der Intellektuellen und klugen und gebildeten Leute, die intelligent sein wollen, haben sich in den Dienst des Faschismus und in den Dienst der Zerstörung [269] und Vernichtung unseres Volkes und der Welt gestellt. Sie kommen überhaupt nicht in Frage. Die wenigen, die dort Widerstand geleistet haben, werden sich aus der ganzen Schicht herausarbeiten müssen. Die ganzen bürgerlichen Kreise, die deutschnationale Volkspartei, glaubt Ihr, daß die verschwunden sind? Sie finden sich überall zusammen. Es gibt in Hamburg eine „Hamburger Rechte“, in Hannover gibt es eine Partei, die spricht ganz offen aus, daß die heilige Pflicht unseres Volkes und die richtige Staatsordnung die Monarchie wäre. Es gibt eine ganze Menge von politischen Organisationen, die die Möglichkeit der Demokratie ausnützt, um sich zusammenzufinden im gleichen Sinne wie 1914–18, und die das deutsche Volk am Neuaufbau stören will. Hinter der CDU kann ja niemand anderes stehen als das Zentrum. Wir haben uns vorgenommen – wir Kommunisten –, daß wir die Vergangenheit begraben sein lassen wollen, sonst würden wir denen, die sich heute als „Antifaschisten“ aufspielen, einiges vorhalten, was sie an Schuld auf sich tragen.

Wir sagen: Ist diese CDU bereit und hat sie eine Möglichkeit für den Neuaufbau Deutschlands? Was sind das für Leute? Was wollen sie? Sie wollen Deutschland im christlichen Sinne neu aufbauen. Sie sagen, wenn das deutsche Volk nicht abgefallen wäre vom Christentum, wäre der Nationalsozialismus nicht gekommen. Dies zeigt, welche politische Unerfahrenheit in jenen Reihen ist. Wir wissen genau, warum der Nationalsozialismus kam. Er kam, weil der Kapitalismus in seinem letzten entscheidenden Kampf um seine Selbsterhaltung die schlimmsten Mittel anwenden mußte, um sich noch am Leben zu halten. Der Kapitalismus und seine Vertreter haben es großartig fertiggebracht, Millionen Menschen ermorden zu lassen, um sich am Leben zu halten. Und da kommen Leute, die meinen, man könne es so erklären, weil das deutsche Volk vom christlichen Glauben abgefallen ist. Wenn es der christlichen Kirche ernst gewesen wäre, mit ihrem Kampf gegen den Faschismus, hätten alle Pfarrer, Priester, Erzbischöfe und der Papst sich entschlossen gegen diese Pest wenden müssen, bevor er zur Macht kam.

Sie haben es aber nicht nur nicht getan, sondern es ist Tatsache, daß die christlichen Kirchen in Hitler den Retter der abendländischen Kultur und des Christentums sahen.

Es ist sinnlos zu glauben, daß etwa die Zusammenfassung der CDU irgendetwas Politisches für unser Volk, die neue Demokratie und die Sicherung des Aufbaus bedeuten kann. Dort sind alle möglichen Leute künstlich zusammengebracht, Protestanten und Katholiken, alle finden sich dort zusammen, die Angst haben vor der sozialistischen Entschlossenheit und vor allem vor den Kommunisten. Die Angst vor den Kommunisten treibt sie zusammen. Aber das ist keine Voraussetzung einer konstruktiven Erneuerung unseres Volkslebens.

Warum ist das so, daß sie gegen die Kommunisten und Sozialisten kämpfen? Ich will es Euch sagen: Noch ist es in unserem Volk nicht deutlich genug – trotz aller Trümmer und aller Zerstörung –, daß mit vollkommen neuen Mitteln und Methoden die Zukunft aufgebaut werden muß. Noch träumen sie davon, daß man das Alte wieder auffrischen könne. Da spricht man in unserem Volk: Schade, daß wir den Krieg verloren haben. Eine solche Einstellung ist nicht dazu angetan, eine neue Ordnung zu schaffen.

Wer kann und muß das Fundament der zukünftigen Neugestaltung des Lebens bilden? Niemand anders als die Werktätigen in Stadt und Land, denn sie sind es, die die Voraus-[270]setzungen für das Leben schaffen, die die Häuser wieder aufbauen werden, Verkehrsmittel in Ordnung bringen, die dem Land Brot schaffen und arbeiten für alle.

Das Fundament kann nur die Einheit der werktätigen Masse sein. [...] Wie soll diese Einheit entstehen? Sie muß zunächst ihren Schwerpunkt finden in dem Zusammenschluß der Kommunistischen und der Sozialdemokratischen Partei zu einer Einheitspartei. Ich weiß sehr wohl, daß dagegen vieles eingewendet wird und daß Genosse Schumacher den Kommunisten alle möglichen Dinge vorwirft, und auch die Genossen Sommer und Trumpfheller, die ich noch gut kenne, von denen ich glaube, daß sie das Rechte wollen, aber das Verkehrte tun. Ich kann nur sagen, es ist absolut sinnlos, solche Einheitshemmungen in den Vordergrund zu stellen, die gar keine Hemmungen bedeuten dürfen.

Man sagt, die Einigung wird dadurch verhindert, daß die Kommunisten nicht eine deutsche Partei sind, sondern eine Partei, die abhängig ist vom Ausland, natürlich von der Sowjetunion. Wir Kommunisten sind ja schließlich Marxisten, d. h. unsere politische Tätigkeit nimmt ihre Maßstäbe aus der Erkenntnis der gegebenen Situation in jedem Land. Wir wissen, daß das, was vor 1932–33 richtig war, heute absolut falsch wäre, denn nach diesen 12 Jahren ist das Machtinstrument des Monopolkapitalismus – der Hitlerstaat – zertrümmert. Heute ist diese Organisation zerschlagen und zerschmettert. Heute haben wir nur eines durchzuführen, nämlich die breite Masse zusammenzufassen zu einer großen Einheit in Deutschland. Darum denken wir nicht daran, etwa uns von irgendeiner ausländischen Macht unsere Parolen zum politischen Kampf geben zu lassen. Für uns kommt es darauf an, den richtigen Weg in der Gegenwart zu finden, der in der Zukunft ein besseres Deutschland bauen wird. [...]

Wir Kommunisten wollen keine Politik weder nach dem Osten, noch nach dem Westen. Wir wollen aber auch nicht, daß aus Deutschland ein Niemandsland wird, daß Deutschland mitten zwischen dem Ost- und dem Westblock steht. Wir erkennen überhaupt keinen Ost- und Westblock an. Wir kennen nur Völker, die aus der Katastrophe des Vergangenen so viel gelernt haben werden, daß es nie mehr zu einem Krieg kommen kann. Wir wollen, daß Deutschland nicht zum Spielball werde für die Interessen der einen oder anderen politischen Konstruktion. Wir wollen, daß aus Schutt und Trümmern, aus Not und Grauen ein Volk sich wieder zusammenfindet mit einer anderen, neuen Erkenntnis und nicht mit militärischer Gewalt, ein Volk, das die sozialistische Ordnung aufbaut und damit die sinnvolle Lebensgestaltung für alle ermöglicht.

Was wirft man uns sonst noch vor? Man sagt, die Kommunisten haben noch nicht einmal in ihren eigenen Reihen Demokratie. Über diese Demokratie in den eigenen Reihen sollen die Sozialdemokraten nichts sagen. In dem Augenblick, als prominente Genossen von Ihnen die Einheitspartei vorbereiteten, wurden sie ausgeschlossen wegen Verrat an der Partei, und wer sich für die Vereinigung der KPD mit der SPD einsetzt, schließt sich aus der SPD aus. Das ist keine Demokratie innerhalb der Partei. Ich weiß, die Arbeiter und die kleinen Leute, d. h. die Mitglieder der SPD, wollen die Vereinigung. [...] Genossen von der SPD, hört auf das, was die Proletarier in den Betrieben wollen. Sie

wollen die Einheit und wissen, daß ohne die Einheit keine Zukunft für das deutsche Volk möglich ist. – Ich kann Euch mitten im Regen keinen Vortrag über Demokratie halten. Aber den werden wir halten, wenn wir die Möglichkeit dazu in einer großen Halle haben.

[271] Demokratie bedeutet nicht, daß jeder machen kann, was er will, und jeder glaubt, einen neuen Laden aufmachen zu können. Es heißt Sicherung des Volksganzen, alle Lebensbestimmungen durch das Volk selbst, durch die Herrschaft des Volkes. Das Fundament des neuen Staates muß das werktätige Volk sein und nicht die anderen.[1]

Genossen, was sagt die SPD noch? Warum will sie die Vereinigung nicht? Sie sagt, wir wollen ja doch gemeinsam schlagen, aber getrennt marschieren. Das habe ich schon einmal gehört. Das sagten sie 1932 auch. Warten bis die Wahlen vorbei sind, dann wollen wir sehen, welche Machtverhältnisse jede Partei hat. Wir wissen, daß bei solchen wesentlichen politischen Dingen nicht etwa die gegenwärtige politische Situation das Entscheidende ist, sondern einzig und allein die richtige politische Erkenntnis. Wir Kommunisten machen uns daraus nichts, wenn bei Wahlen so wenig Leute Kommunisten wählen. Das zeigt nur, daß die Kommunistenhetze und die politische Unerfahrenheit unseres Volkes noch so stark sind, daß es nach dem Ganzen der Vergangenheit die Menschen immer noch nicht begriffen haben. Wir wissen ganz genau, daß in einigen Jahren auch die, die heute nicht mit uns gehen, sagen werden, warum waren wir so töricht und haben nicht damals schon den Weg, den die Kommunisten gezeigt haben, beschritten, um uns einen Umweg und den Jammer zu ersparen.

Wer Kommunisten wählt, der beweist damit durch seine Stimme, daß er trotz aller Hetze gegen die Kommunisten erkannt hat, den Weg der Pflicht zu gehen.

Nun Genossen von der SPD, es ist so schade, daß wir nicht wenigstens miteinander in den Aktionsausschüssen beisammen sind. Es gibt doch nichts, was uns voneinander trennt, 1932 konnte man über den Weg verschiedener Meinung sein. Ihr habt Fehler gemacht, und wir haben auch Fehler gemacht. Wir haben viel zu sehr auf die SPD hineingehauen, als ob sie unser Hauptgegner wäre und haben nicht das richtige Verständnis gehabt. Heute, nachdem wir das alles sehen und kennen, warum sollten wir uns nicht zusammenfinden?

Ich kann mir nicht vorstellen, daß Ihr Angst habt, von den Kommunisten aufgeschluckt zu werden. Genossen der SPD, Ihr habt Angst, daß die Organisation der Kommunisten Euch überflügelt. Schumacher sagt: Die Kommunisten haben nur eines, sie haben Disziplin. Da bekommt er es schon mit der Angst zu tun, daß er etwas Gutes über uns gesagt hat, und fährt fort: Die preußischen Militaristen haben ja auch Disziplin gehabt, und es ist das Preußentum unter Hammer und Sichel. Wenn Schumacher in seiner letzten Rede auf dem Parteitag gesagt hat, daß wir wie eine Puppe am Gängelband einer ausländischen Macht benutzt werden, dann ist das auch keine Methode, über Dinge zu sprechen. Wir sagen nicht, daß Schumacher eine Puppe in der Hand der englischen Arbeiterpartei ist. Wir wollen die Einheit und werden sie auch haben. Sie wird sein, weil es keine andere Rettung aus der Gegenwart und keine neue Fundamentierung des politischen Lebens gibt. Darum wollen wir sie haben. Wenn nun die SPD übermorgen eigene Listen aufstellt und es wahrscheinlich auch bei Euch abgelehnt hat, gemeinsame Listen aufzustellen, so soll Euch das [272] nicht abhalten, Kommunisten zu wählen, damit Ihr zum Ausdruck bringt: die Kommunisten haben trotz aller Hetze Vertrauen in unserem Volk.

Was wird über die Kommunisten alles gesagt und zwar indirekt: Hört mir auf damit, die Kommunisten sind der russische Bolschewismus, die üben ein Regiment aus nach russischem System. In der russischen Zone, da sind die Zustände grauenhaft, dort werden sämtliche Frauen jeden Monat mindestens zweimal vergewaltigt usw. Alles wird abmontiert, dort haben die Leute nichts zu essen. Ja, es gibt dort Leute, die nicht viel zu essen haben, das sind die, die nicht gewillt sind, etwas zu arbeiten. Diejenigen, die viel arbeiten müssen, bekommen auch mehr zu essen, und diejenigen, die die Last der Verantwortung zu tragen haben, haben auch bessere Wohnungen. Diejenigen, die für die neue

[1] Fußnote des Herausgebers: Siehe hierzu die Rede, die Eckert am darauffolgenden Tag, am 25. Mai 1946 in Heidelberg gehalten hat. Sie befindet sich im Privatarchiv Eckert und ist in Auszügen in diesem Band erstmals abgedruckt.

Demokratie arbeiten, können auch ihre Kinder auf die Hochschulen schicken, ohne daß sie das nur einen Pfennig kostet. Die Fabriken werden nicht stillgelegt oder von den Nazis weitergeführt, sondern sie werden von der werktätigen Masse und ihren Vertrauensmännern weitergeführt. Dort ist die Demokratie durch die Volksherrschaft sichergestellt. Wo ist bei uns etwas Wesentliches geschehen?

Wo ist ein Fundament des Neuaufbaues unseres wirtschaftlichen Lebens? In dieser Zeit, in der die Ernährung am schwierigsten ist, wo wir Not und Hunger vor uns sehen, müssen Männer ans Ruder kommen, die alles tun, um die Ernährung sicherzustellen. Ihr werdet sagen: Es ist ja nichts da. Aber es gibt noch genug, wenn alles richtig erfaßt wird und nicht die einen die Möglichkeit haben, durch Schwarzhandel alles an sich zu bringen. Eine neue Wirtschaft aufbauen, heißt, daß die Betriebe, die noch nicht angelaufen sind, nur dann etwas zu tun vermögen, wenn die Genossen Einfluß haben auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens. Darum fordern wir, daß die Gewerkschaften bei allen wesentlichen Fragen des Wirtschaftslebens mitgehört werden müssen. Wir wollen, daß die breite Schicht der Angestellten, Ingenieure und all der Leute, die eben nicht an der Maschine stehen, miteinbezogen werden in den großen Prozeß der wirtschaftlichen Umgestaltung und in den Betrieben eine neue Form der Zusammenarbeit ist. Die Wirtschaft Deutschlands wird ständig eine industriell bestimmte Wirtschaft sein müssen. Es ist unmöglich etwa zu glauben, daß Deutschland ein Agrarstaat sein wird, daß wir durch die Landwirtschaft uns selbst am Leben erhalten können. Wir müssen durch die Hereinnahme von Rohstoffen und Fertigung von hochqualifizierten Artikeln unserem Volk die Möglichkeit geben, im Ausland eine Rohstoffbasis zu gewinnen.

Wir Kommunisten haben einen schweren Stand, weil man sagt, die Kommunisten haben ja Angst vor der Zukunft, und sie wollen die Vereinigung ja nur, weil sie blutarm geworden sind. Wir wissen, daß es im Augenblick so aussieht. Wir haben aber vor der Zukunft nicht nur keine Angst, sondern wir wissen, daß die Zukunft sozialistisch sein wird, oder sie wird überhaupt nicht mehr sein.

Wie wir uns die allgemeine Struktur vorstellen: Wenn das, was hinter uns liegt, überhaupt einen Sinn haben soll und alles, was wir mitgemacht haben, einen Sinn gehabt hat, und wenn wir gelernt haben aus dem Nationalsozialismus, dann gibt es nur eines, daß wir entschlossen einen ganz neuen Weg beschreiten, daß wir mit den Vorurteilen der Vergangenheit aufräumen und beginnen zusammenzufinden und eine neue geistige Struktur in unserem Volke aufbauen.

[273] Unsere Jugend rufe ich in diesem Augenblick. Vor wenigen Wochen bekam ich einen Brief von einem jungen Menschen etwa folgenden Inhalts: „Sehr geehrter Herr Pfarrer! Zu Ihnen habe ich Vertrauen. Ich muß Ihnen einmal schreiben. Ich bin 27 Jahre alt, war Major im Krieg, von Beruf bin ich Abiturient. Ich habe gekämpft für das Dritte Reich. Ich hätte mich für Hitler in Stücke reißen lassen. Ich habe geglaubt und gehofft, daß wirklich 1933 eine neue Periode für unser Volk beginnt. Eine Periode eines Deutschlands voll Ruhm und Ehre, voll Herrlichkeit. Ich habe an ein Deutschland der Ehre, Sauberkeit, Tapferkeit und Treue geglaubt, in dem Frieden sein wird, in dem Gemeinnutz vor Eigennutz steht, in dem der Klassenkampf aufhört. Dafür habe ich gekämpft und war draußen und habe eines meiner Beine verloren und mir wurde ein Arm abgeschossen. Ich habe gemeint, wenn ich mich einsetze bis zum Letzten, wenn ich dann zurückkäme, hätte ich ein Recht mitzuarbeiten. Ich habe geheiratet und ein kleines Kind, und jetzt ist es so, daß ich völlig verzweifelt bin und alles leer und öd ist. Daß ich mein Leben hinwerfen würde, wenn nicht meine Frau, mein Kind und meine Eltern wären. Es hat doch gar keinen Sinn, daß ich noch lebe?“

Ein anderes Schreiben: „Jetzt sollen wir ausgeschlossen werden aus dem Studium, aus dem politischen Leben, aus der Zukunft. Was haben wir für Schuld daran? Wir haben nichts gewußt vom Marxismus und was es bedeutet, was uns von Hitler vorgeredet wurde. Warum wollt Ihr uns ausschließen? Schließt die aus, die erfahren und alt genug gewesen sind, um die Gefahren zu sehen, die am politischen Horizont aufgetreten sind.“

So ist die Jugend. Greift uns das nicht ans Herz, wenn wir die jungen Menschen in dieser Verfassung sehen? Wollen wir sie von uns wegstoßen? Sie sich selbst überlassen? Ihnen sagen, Ihr wart Hitlerjugend? Wollen wir nicht begreifen, daß so mancher, der auch hier unter Euch ist, nur deshalb nicht in der NSDAP war, weil sie ihn nicht genommen haben, oder weil er keine Gelegenheit dazu hatte dazu?

Das heißt, so entschlossen wir sind, gegen die Reste des Nationalsozialismus, der unsere besten Genossen gekostet hat, zu kämpfen, so entschlossen sind wir aber auch, die jungen Menschen zu uns heranzuziehen, ihnen neue Ideen zu geben, sie zu erfüllen mit Hoffnung, Begeisterung und Zuversicht.

Was können wir ihnen sagen? Wir können sagen: Seht, Ihr habt früher gehört, daß der Krieg und Soldatentum das Heiligste sei für einen Menschen. Ihr habt gemeint, wenn Ihr das Ritterkreuz habt, Ihr seid Helden. Ihr könnt Helden werden, wenn Ihr Euch bemüht, wenn Ihr alles, was Ihr an Kraft habt, herzugeben. Ihr habt ein Ziel vor Euch, wenn Ihr mit der werktätigen Masse kämpft für den Neuaufbau Deutschlands. Wenn Ihr mit uns gemeinsam kämpft für die sozialistische Gesellschaftsordnung, die es unmöglich macht, daß jemals wieder ein Krieg über uns und Europa kommt. Wir wollen Euch helfen und nicht wegstoßen. Kommt zu uns!

Ein Wort zu denen, die schuld sind an den gegenwärtigen Verhältnissen. Ich meine ein Wort zu der Säuberung. Ihr wißt, daß ich in der südfranzösischen Zone zum Staatsrat ernannt bin und als Präsident des Ausschusses die Gewähr dafür zu bieten habe, daß die politische Reinigung schnell und nachdrücklich vollzogen wird. Das ist notwendig, weil der Boden, auf dem das Neue gebaut werden soll, gesäubert werden muß. Es sieht noch sehr schlimm aus. Ich habe manchmal das Gefühl, als ob dieses Gesetz in der amerikanischen Zone eher dazu beitragen wird, daß eine Rehabilitierungsmöglichkeit gegeben ist als eine Reinigungsorganisation. Ich habe das Gefühl, daß das Gesetz denen hilft, die Rechtsan-[274]wälte bestellen können und denen, die Auslandssprachen beherrschen, sich aus der Verantwortung herauszuziehen. Ich fürchte, daß man die Kleinen, wie Straßenbahnschaffner usw., abservieren wird und die anderen auf irgendwelchen Schleichwegen in den Kommandostellen der Wirtschaft einsetzen wird. Darum habe ich mir zur Aufgabe gestellt, entschlossen und eindeutig in der Zone, für die ich zuständig bin, die Reinigung so durchzuführen, daß man bei der Reinigung der Ministerien beginnt. Erst dann werden wir vielleicht die Möglichkeit haben, daß es besser wird. Aber seht, es ist etwas Erschütterndes, wir haben vielleicht die Reinigung dann vollzogen und fragen, wo sind die Leute, die wir nun die Stelle setzen derer, die wir hinausgeworfen haben? Es ist schon so, es gibt so wenige, die die Verantwortung zu tragen bereit sind in dieser Zeit der Entscheidung. Es ist ein weiterer Punkt dafür, warum so wenig bei den Kommunisten sind. Die Frau sagt zum Mann: „Mein lieber Mann, Du kannst alles tun und überall hingehen, nur nicht zu den Kommunisten. Man weiß nie, wie das nochmals andersherum kommt, und dann bist Du bei den Kommunisten. Du siehst ja, wie es jetzt den Parteigenossen geht und dann geht es Dir so und Du fliegst überall raus. Am besten gehst Du zur CDU, dort kann Dir nichts passieren“

Ich wende mich jetzt an die Frauen! Die Frauen, die eigentlich in der Mehrzahl im politischen Leben sind. Sie sind es in erster Linie, die der CDU zu dem gewaltigen Wahlerfolg verholfen haben, den sie selbst nicht erhofft haben. Sie sind selbst überrascht von ihrem Erfolg. Sie wissen gar nicht, was sie anfangen sollen. Sie reden von christlichen Maßstäben. Aber sie sagen nicht, wie’s gemacht werden soll. Ich will es Euch sagen. Ich werde es Euch erzählen. Ihr wißt ja, daß ich Pfarrer war, und dort hinten liegen die Trümmer der Kirche, von deren Kanzel ich aus Überzeugung gepredigt habe für den Frieden und die sozialistische Gemeinschaft.

Die anderen, die dem Nationalsozialismus zur Macht verhalfen, jetzt kommen sie wieder und Ihr seht, daß die gleichen Leute von damals, die mich bekämpften, sich zusammenfinden und reden davon, daß nur das Christentum Deutschland erretten könne.

Ich habe mich, seitdem ich nicht mehr gepredigt habe, nicht im Geringsten verändert. Ich könnte heute wieder auf die Kanzel steigen[2] und predigen, weil mein Herz und meine Seele [275] davon

[2] Fußnote des Herausgebers: Diese Ausführungen, die Eckert vor Tausenden von Zuhörern in unmittelbarer Nähe der vom Krieg zerstörten Trinitatis-Kirche machte, veranlaßten die Kirchenleitung nicht, Eckert wieder in sein Amt einzusetzen und ihn zu rehabilitieren. Drei Jahre später, anläßlich der Oberbürgermeisterwahl in Mannheim, bei der Eckert für die KPD kandidierte, fragte der Redakteur des Mannheimer Evangelischen Kirchenblattes „Die Gemeinde“ am 13. Juli 1949 bei Eckert an, wie er sein „gegenwärtiges Verhältnis zur Kirche“ sehe und ob mit seinem „Ausscheiden aus dem Pfarrdienst“ auch gleichzeitig sein Austritt aus der Kirche verbunden gewesen sei. Der Briefschreiber bat um „umgehenden Bescheid“, „damit die Veröffentlichung noch rechtzeitig vor dem

überzeugt sind, daß ein wahrer Christenmensch mitten unter den Armen kämpfen muß für ihre Freiheit. Wie oft habe ich gepredigt und gesagt: Ihr betet „Unser Vater“. Wißt Ihr denn, was Ihr damit aussprecht? Wißt Ihr, daß Ihr damit sagt, daß alle Menschen zusammengehören wie die Kinder eines einzigen Vaters, und wißt Ihr, daß Ihr solange vor Eurem Gewissen angeklagt seid, als die eigenen Brüder in Elend und Jammer zu Grunde gehen und die anderen nicht wissen, was sie für den anderen zu tun haben? Wißt Ihr nicht, daß Ihr in Eurem Gewissen angeklagt seid, wenn Ihr etwas tut, um den Krieg möglich zu machen, der Eure Frauen zu Witwen und Eure Söhne tot machen wird?

1930 hielt ich eine Predigt, in der ich davor warnte, daß der Krieg kommen werde, daß die Menschen, die dem Nationalsozialismus helfen und die Frauen und Kinder, die sich 1918 schworen, daß sie nie ihre Kinder erziehen würden zu neuem Krieg, daß sie schon wieder dem Rattenfänger nachliefen, der sie in den neuen Krieg führen würde. Wenn Ihr wollt, daß die Kinder, die Ihr geboren habt, nicht hinausziehen müssen in den Krieg, dann sorgt dafür, daß der Sozialismus kommt, denn solange es Kapitalisten gibt und bürgerliche Ordnungen, wird es Kriege geben und immer wieder Kriege. Es war umsonst. Keiner hat darauf gehört. Nun kommen die gleichen Leute und reden davon, daß durch die christliche Haltung und Gläubigkeit ein neues Deutschland aufgebaut werden kann. Wozu verpflichtet die Einstellung der Christen? Nicht zu einer Partei, die das Bürgertum haben will, sondern diese christliche Haltung verpflichtet dazu, daß man sich mit dem kämpfenden Proletariat einsetzt für die Befreiung seiner Brüder und Schwestern, die leiden. Darum nicht neue Parteien, Ihr evangelischen und katholischen Frauen, sondern Einordnung in den Kampf des Proletariats in den gegebenen politischen Parteien der SPD und KPD bis einmal – und hoffentlich bald – die Einheitspartei da sein wird. Dann wird es einfacher sein. Ihr Frauen, an Euch wende ich mich nochmals. Seht, wenn Ihr wirklich wollt, daß Eure Toten nicht umsonst von Euch gegangen sind, dann sorgt dafür, daß im Andenken an sie eine neue Ordnung geschaffen wird und die jungen Mütter sicher sein werden, daß kein Krieg mehr kommen wird. Wo sind die vielen Millionen Toten? Irgendwo habt Ihr sie verloren, in Norwegen, in Rußland, in der Wüste, irgendwo sind sie ertrunken im Weltmeer, und heute ist Eure Seele leer, Euer Herz ist traurig und Ihr müßt manchmal sagen: „Es hat keinen Sinn mehr, daß ich lebe. Meine Kinder sind fort, was soll ich noch auf der Welt?“ Die junge [276] Frau, die ihren Mann verloren hat, und die ledigen, die jetzt heranwachsen, Ihr dürft Euch nicht von oberflächlichen Dingen im politischen Leben leiten lassen. Wenn Ihr einen neuen Krieg vermeiden wollt, müßt Ihr mit uns kämpfen! Lernt aus der Vergangenheit! Die Jugend, die Frauen und diejenigen unter Euch, die

---

Wahltag“ erfolgen könne. Eckert blieb die Antwort nicht schuldig: Nach den bald 18 Jahren seiner Amtsenthebung habe sich bei ihm nichts geändert. „Ich bin kein Freidenker, sondern nach wie vor evangelischer Christ. Das wissen meine Genossen sehr wohl [[...]] Wenn die Kirche das an mir 1931 begangene Unrecht hätte wieder gut machen wollen, als es sich herausstellte, daß mein Kampf gegen den Nationalsozialismus und die Folgen seiner Gewaltherrschaft, um dessen Willen sie mich im Grunde entließ, nur allzu berechtigt war, dann hätte sie mich 1945 wieder in mein Pfarramt in Mannheim-Jungbusch, dessen Kirche völlig zerstört ist, einsetzen müssen. Sie hat das nicht getan. Die heutigen Führer der evangelischen Landeskirche Badens hielten es nicht einmal für notwendig, auch nur ein Wort darüber zu verlieren, daß ich damals widerrechtlich aus meinem Amt entlassen wurde. Die nationalsozialistischen Pfarrer aber, sitzen heute noch im Amt und predigen allsonntäglich von den Kanzeln. Der Oberkirchenrat Friedrich, der mir damals in der [275] Verhandlung des Dienstgerichtes „blinden Haß gegen den Nationalsozialismus“ vorwarf, hat auch nach 1945 im Oberkirchenrat weiter fungiert. Ich lehnte es ab, vor einer Spruchkammer gegen ihn Zeugnis abzulegen. Möge er und jeder Pfarrer, der dem Nationalsozialismus das Wort redete und dadurch mit dazu beitrug, daß über unser Volk die furchtbare Not des Krieges und der Vernichtung gekommen ist, das mit seinem Gewissen ausmachen. Die evangelische Kirche aber hat allem Anschein nach auch aus dem Anschauungsunterricht der jüngsten Vergangenheit nichts gelernt. Schon rechtfertigt und verteidigt sie wieder mit allen Feinden des Sozialismus und der Sowjetunion die bürgerlich-kapitalistische Ordnung und fordert ihre Mitglieder auf, die Politik der CDU zu unterstützen. Solange die Kirche diese Haltung und Praxis beibehält [...], wird sie, genau wie 1931, einen Geistlichen, der dagegen anzukämpfen entschlossen ist, vom Pfarramt ausschließen. Darum werde ich weiterhin, wie ich das schon in meiner Antwort an den Oberkirchenrat 1931 erklärte, in der Kommunistischen Partei kämpfen aus dem Wissen um die Richtigkeit der marxistisch-leninistischen Erkenntnis und in der festen Überzeugung, daß die Verwirklichung der sozialistischen Ziele den Forderungen lebendiger, christlicher Frömmigkeit mehr entspricht als die zum Untergang bestimmte bürgerlich-kapitalistische Gesellschaftsstruktur.“ (Brief vom 16. Juli 1949, in: Privatarchiv Eckert). Ob diese Antwort veröffentlicht wurde, ist nicht bekannt. Eine Reaktion der Kirchenleitung gegenüber Eckert blieb aus.

überhaupt noch nicht wissen, wohin sie politisch gehören, weil sie sich noch nicht darum gekümmert haben, in einer solchen Zeit darf man sich nicht aus dem politischen Leben heraushalten. Man darf nicht sagen: „Ich gehe in keine Partei und mache nirgends mehr mit, und wenn ich wähle, wähle ich eine unpolitische Liste."

Es kommt auf jeden unter Euch an, und es ist sicher, daß hier in Mannheim, in einer Stadt mit einer solchen Tradition es eine Schande ist, wenn am Sonntag nicht eine Arbeitermehrheit durch das Rathaus mit ihren Vertretern einzieht. Es ist eine Schande, sage ich, weil das, was ich vorhin andeutungsweise von 1912 bis zur Gegenwart anzudeuten versuchte, zeigt, wie notwendig es ist, daß Ihr diesen Zusammenschluß bildet. Was wir wollen, wißt Ihr jetzt, daß eine Gesellschaft und eine Gesellschaftsordnung komme, in der die sinnvolle Gestaltung des Lebens für alle ist. Wir wollen eine Ordnung, in der Gemeinschaft in unserem Volke sei.

Tausende, Zehntausende sind für diese Idee im Kampf gegen den Nationalsozialismus gestorben. In dieser Stunde, in der ich zum ersten Mal wieder spreche zu Euch, denke ich an meine Freunde, die nicht mehr unter uns sind, denke ich an meinen Freund Jakob Faulhaber, der mit mir damals auf dem Podium saß im Nibelungensaal und den sie in Stuttgart hingerichtet haben mit 14 anderen treuen Kameraden und Freunden.

Manchmal mag in Euch, wenn Ihr an diese furchtbaren Dinge denkt, ein Haß hochsteigen, manchmal mögt Ihr bedauern, daß wir Besatzungsbehörden haben und daß nicht Vergeltung, Rache und Gericht abgehalten werden konnte gegen die Verbrecher, die unser Volk in diesen Jammer geführt haben. Vielleicht ist auch darin ein Sinn. Vielleicht liegt darin der tiefe Sinn, daß wir nicht Vergeltung und Rache üben sollen an denen, die schuld sind an der grauenhaften Wirklichkeit, die uns jetzt umgibt, sondern daß wir die Schuldigen ausschalten, die Verbrecher, die durch das Gericht der Alliierten erfaßt werden, ausschalten aus der Zukunft unseres Volkes. Nicht alle, die wir angreifen und zu erfassen und zu vernichten versuchen, haben geahnt, in welche Zukunft sie geführt werden. Wir müssen mit neuen geistigen und sittlichen Maßstäben die Zukunft bauen. Wir müssen davon Zeugnis ablegen, daß in Deutschland eine stärkere geistige und moralische Kraft lebt als in denen, die unsere besten Genossen erschossen und erhängt haben, verhungern ließen und einsperrten. Wir wollen eine neue geistige Haltung, aus der die zukünftige Gemeinschaft aller, die guten Willens sind, einmal eine neue Gesellschaftsordnung aufzubauen.

Als ich im Zuchthaus saß jahrelang in den engen Zellen, in den ersten Zeiten wie lebendig begraben, nichts hörte man als manchmal das Rasseln der Schlüssel der Wärter, die hereinkamen und das Aufschreien eines Gequälten in der Nacht der Vernehmungen, wenn ich dann manchmal in der engen Zelle saß, kam es über mich, als ob alles aus wäre. Ist das möglich, daß das alles Unsinn war, was wir wollten. Ist das möglich, daß die ganze Geschichte der Menschheit ihren Sinn verloren haben sollte? Ist es möglich, daß solch grauenhafte Zustände geduldet werden und Siegen werden? Es war dann so, daß diese Zellenwände sich weiteten zu den großen Massenversammlungen und ich Euch vor mir sah, [277] Tausende Kopf an Kopf voller Sehnsucht erfüllt für die Zukunft und einem besseren Menschendasein und Gerechtigkeit und Frieden und Freiheit. Dann kam es in meine Seele wie eine unerschütterliche Gewißheit, wenn anders das Leben einen Sinn haben soll, dann muß der Tag kommen, an dem dieser Wahnsinn ein Ende hat. Dann muß der Tag kommen, an dem wir wieder zu den Massen sprechen können und ihnen neue Hoffnung zu geben vermögen. Wenn dieser grauenhafte Abschnitt der Geschichte hinter uns liegt und wenn Menschen aus unseren Reihen abgeführt wurden und wir wußten, im Hofe des Zuchthauses mußte einer sein Leben verlieren.

Da kam mein Schwur, daß diese Opfer nicht umsonst sein dürfen und wenn ich wieder herauskomme, dann will ich Tag und Nacht kämpfen dafür, um die Seelen der Menschen bereit zu machen für den Kampf um eine neue Ordnung, in der es keine Unterdrückung der Arbeiter gibt, keine Ausbeutung der Menschen für andere Menschen. Keine Unterdrückung der Freiheit und keine Bereitschaft der Herzen zum Krieg. Und damals habe ich mir geschworen: Und wenn Du nur noch ein paar Jahre leben solltest, Deine Kraft gehört der Befreiung des Proletariats.

Ich wünschte mir nichts mehr, als daß die, die die Verantwortung tragen für Christentum und Kirche

und Religion, daß sie diese vergangene Zeit bewußt erlebt hätten. Daß sie jetzt umkehren würden. Noch ist es dazu Zeit für die evangelische Kirche, die mich von meinem Amte verjagte, weil ich den Nationalsozialismus bekämpfte, die mir verbot, Versammlungen abzuhalten, daß die Kirche, die dann in der Nazizeit den jungen Vikaren den Rat gab, sie sollen in die SA eintreten, um nicht die Verbindung mit dem Volk zu verlieren. Noch ist es Zeit, daß die Kirche, die die Pfarrer mit dem deutschen Gruß offiziell zu grüßen hieß, daß diese Kirche umkehrt und Buße tut. Wenn sie nicht alles tut, um das Rechte zu einem anständigen, menschenwürdigen Leben aus dem Geist des Christentums für die werktätige Masse zu finden, wenn sie nicht den Kapitalismus anklagt als eine Ordnung, die Leben und Seele der Menschen vernichtet, und nicht den Frieden der Welt sichert, dann wird sie untergehen und zerstört werden, wie die Kirchengebäude zerstört und zertrümmert am Boden liegen. Ich werde aus diesem Geist heraus, aus dem Geist der Verantwortung vor alten sittlichen Maßstäben, all die, die mit uns kämpfen, auch aus den Kreisen dieser Kirche, begrüßen und mit einzugliedern versuchen in unseren Pakt. Wenn Ihr jemand wißt, holt Ihn zu Euch. Es ist Zeit, daß wir auch die anderen Schichten erfassen, die zu uns stehen, und bald wird es soweit sein, daß wir die Verantwortung übernehmen müssen für den Neuaufbau der Gesellschaft.

Wenn Ihr überhaupt Euer christliches Gewissen ruhig haben wollt, dann gebt Ihr am Sonntag nicht der CDU Eure Stimme, sondern stimmt für den Kampf um die Befreiung der werktätigen Masse, dann habt Ihr zu wählen für die werktätige Front.

Geht ans Werk! Verzagt nicht! Wir Kommunisten haben keinen Tag verzagt in Gefängnissen und Zuchthäusern nicht. Ich habe Briefe, die ich einmal veröffentlichen werde. Unsere Genossen haben nicht verzagt auf dem Wege zum Schafott. Wir verzagen nicht, wir wissen, daß wir es schaffen werden, wenn wir zusammenhalten und, Genossen von der SPD, wenn Ihr einmal zu uns kommt und wir zu Euch.

[278] Wir wollen ja doch gar nichts als diese Einheit des kämpfenden Proletariats. Ihr könnt ja meinetwegen den ganzen Parteiapparat selber haben. Es ist uns Wurst, ob der erste Vorsitzende Trumpfheller oder Sommer heißt. Das ist uns vollständig egal. Uns kommt es darauf an, daß die Masse des werktätigen Volkes zusammengeschweißt das Fundament der neuen Demokratie darstellt, und dann werden wir innerhalb dieser Partei wählen und dann werden die, die das Vertrauen aller haben, die Partei führen. Und es wird sich folgendes herausstellen: So mancher, der heute zu der KPD gehört, der wird bald merken, daß er so viel Überkommenes und Verkehrtes aus der Vergangenheit noch mit sich herumträgt, daß er ungefähr noch auf dem rechten Flügel herumschwebt, und mancher der SPD, daß er zu den entschlossensten Kämpfern und Trägern der Partei gehört, und man wird bald nicht mehr wissen, woher der eine kam, ob SPD oder KPD. Es wird eine Einheit sein für den Sozialismus, die Freiheit und den Frieden.

Vergeßt nicht, die Einheit zu schaffen! Hofft nicht auf das Ausland! Hofft auf die Kraft, die in Euch selbst ist. Das Ausland wird uns erst dann helfen, wenn es merkt, daß wir uns aus eigener Kraft entschlossen haben aufzubauen. Kriecht nicht vor den Besatzungsbehörden! Seid stolz und aufrecht auch in der Not und auch im Zusammenbruch soweit Ihr aufrecht stehen könnt und ein reines Gewissen habt. Vergeßt mich nicht! Mein Herz ist bei Euch. Kämpft, damit wir siegen! Vorwärts zur Einheit! Vorwärts zur neuen Demokratie! Zum Sozialismus! Vorwärts in den Zukunftsstaat, der getragen wird von den breiten Massen des werktätigen Volkes! Genossen ans Werk! Arbeiter kämpft, damit Ihr siegt! Aufwiedersehen!

[279]

Erwin Eckert
„Brüder, in eins nun die Hände..."

Rede am 25. Mai 1946 in Heidelberg

[…] Wir wissen, daß die CDU ein Sammelbecken all derer ist, die nicht wissen, um was es geht. Ich bedauere, daß die evangelische Kirche es fertiggebracht hat, sich neu zu formieren in einer Partei, die politische Geschichte mit einem autoritären Christentum machen will. Warum kam die ganze geistige Revolution, die Reformation durch Luther? Nur, damit im 20. Jahrhundert, am Ende eines gewaltigen Krieges, sich die evangelische Kirche reumütig unter die Fittiche Roms begibt?

Und wer kommt dort zusammen? Alle, die Angst haben davor, daß sie durch eine soziale Bewegung herangezogen werden zum Einsatz der Mittel, die sie aus der Katastrophe gerettet haben, alle, die Furcht haben, dem Nebenmenschen etwas zu opfern. Die CDU ist die Sammlung der politisch Unerfahrenen und derer, die das Besitzbürgertum verteidigen wollen. Sie kann nicht die Sicherung des politischen Lebens der Zukunft übernehmen, sie wird auseinanderfallen, weil sie kein politisches Fundament bilden kann, weil die Kräfte so gegensätzlich sind, da keine wirkliche Einheit vorhanden ist.

Die Fundamentierung ist nur möglich durch eine gewaltige große Partei der Werktätigen in Stadt und Land. Und diese große Einheitspartei muß geschaffen werden, und wir sagen, daß wir Kommunisten bereit sind. Wir sind bereit, die Kommunistische Partei aufzulösen, die Sozialdemokratische Partei muß sich ebenfalls auflösen, daß eine neue Sozialistische Einheitspartei geschaffen wird, die gelernt hat aus der Vergangenheit und stark genug ist für die Aufgaben der Zukunft. [...]

Wenn Sie, Genosse Schumacher, nur gesagt hätten, daß wir eine Diktatur wollten, hätte ich gesagt, das ist falsch. Aber zu sagen, wir seien „rotlackierte Nazis", das ist zu viel! Sie können mich beleidigen, wie Sie wollen, das ist mir ganz gleich. Aber wenn Sie so von meinen Freunden sprechen, begehen Sie damit eine Gemeinheit, die nicht schlimmer gemacht werden kann. Wissen Sie, was Sie gesagt haben, indem Sie unsere Kämpfer, die in den KZs totgeschlagen wurden, als „rotlackierte Nazis" bezeichnen? Wissen Sie, daß die Funktionäre, die Sie „rotlackierte Nazis" nannten, die Kommunisten sind, die selbst Göring als äußerst gefährliche Gegner bezeichnete und die die Nazis gehaßt haben wie die Pest – und die Sozialdemokraten haben sie nicht einmal ernst genommen. Und Sie wagen es, unsere Genossen, die bereit waren, ihr Leben einzusetzen für die Rettung, gegen den Faschismus, „rotlackierte Nazis" zu nennen. Genosse Schumacher, es fällt mir schwer, Ihnen den Ehrennamen „Genosse" zu geben! Hüten Sie sich, uns weiter so zu beleidigen, einmal kann uns auch die Geduld im demokratischen Deutschland platzen!

Was haben wir sachlich zu sagen? Warum setzen wir uns nicht einmal zusammen und reden über das Problem Diktatur und Demokratie? Weil wir Ihre demagogischen Kniffe sofort als solche nachweisen würden, weil wir Ihnen nachweisen könnten, daß das Wort Demokratie nie mehr als in der Gegenwart mißbraucht worden ist. Ist Ihnen schon aufgefallen, daß auf der ganzen Welt die reine Demokratie nicht existiert? Daß wir entweder [280] eine diktatorische Demokratie oder eine demokratische Diktatur haben? Wir haben jetzt einen guten Anschauungsunterricht. Wir wissen, daß wir in Deutschland eine neue Demokratie brauchen. Wir scheuen uns nicht, offen zu bekennen, daß wir 1933 im Abwehrkampf bereit waren, die Diktatur des Proletariats als die wahre Volksherrschaft mit den Sozialdemokraten gegen die faschistische Diktatur zu errichten. Aber es ist traurig, daß man Ihnen als altem Exponenten der sozialdemokratischen Politik heute noch Anschauungsunterricht geben muß, daß die Demokratie als solche keine Demokratie schlechthin ist. Sie selbst haben – und das war eine äußerst gefährliche Formulierung – gesagt: „Ohne Sozialismus keine Demokratie". Sehr richtig. 1918 haben wir schon gehofft, daß der Sozialismus die Sicherheit einer wirklichen Demokratie bedeuten könnte, und wie schnell hat es sich gezeigt, daß die Voraussetzungen der wirklichen Demokratie, nämlich der Sozialismus, keine Möglichkeit der Verwirklichung fand, da wir keine sozialistische Ordnung gestalten konnten, sondern die Reorganisation der kapitalistischen Machthaber begünstigt wurde. [...]

Wir stehen in einer neuen Situation. Der Machtstaat Hitlers, des Monopolkapitalismus, versuchte sich an der Macht zu halten. Dieser Machtstaat liegt am Boden, die kapitalistische Wirtschaftsordnung hat

einen schweren Schlag erhalten. Noch ist es aber nicht so, daß wir beruhigt sagen könnten, der Kapitalismus ist erledigt. Er beginnt sich wieder zu sammeln, und dagegen gibt es nur eines, nämlich daß wir eine so starke Partei schaffen, die imstande ist, diesen Gefahren gegenüber zu bestehen, und die gelernt hat aus der Vergangenheit. Auch wir haben Fehler gemacht. Lernen wir aus der Vergangenheit! [...]

Wir wissen selbstverständlich, daß der Sozialismus nicht nur eine Angelegenheit der Wirtschaft und der Ökonomie sein kann. Es ist eine unerhörte Verdächtigung, daß wir Kommunisten den Sozialismus nur als wirtschaftliche Umgestaltung wollen. Wir wissen genau, wieso der Sozialismus mehr ist als die Sicherung der Wirtschaft. Er vermag, eine Gemeinschaft zu bilden, die aus der Fundamentierung des wirtschaftlichen Lebens hervorgeht. Wir wissen, daß die Persönlichkeit des einzelnen Menschen nicht untergehen darf in dem Organ des wirtschaftlichen Lebens. In dem Augenblick, in dem die sozialistische Ordnung die Fundamente der Ernährung sichert, werden die geistigen Kräfte erst richtig entwickelt werden können, werden die Sicherung des Wirtschaftslebens und die Freiheit des Geistes und der Persönlichkeit ermöglicht. Darum kämpfen wir für die sozialistische Ordnung, weil sie die höchste seelische Befreiung der Massen aus der Dumpfheit eines traurigen Daseins ermöglicht, und nicht nur die Freiheit des Geistes, sondern auch einer Kultur. Und darum, Genosse Schumacher, kämpfen wir für den Sozialismus. Es ist unglaublich, daß Sie uns vorwerfen, wir wollten nur die Umgestaltung der ökonomischen Grundlage. [...]

Morgen wählen Sie. [...] Und wenn morgen schon nicht eine Einheitsliste aufgestellt ist, beweisen Sie durch die Abgabe Ihrer Stimme für die KPD, daß es zur Einheitspartei der Werktätigen kommen muß. Wir Kommunisten sind bereit, wir geben unseren Namen auf, der uns teuer ist, für den Tausende gelitten haben, für den sie aufrecht durch Not und Tod und aufs Schafott gegangen sind. Wir geben ihn auf in dem Bewußtsein, daß die politische Notwendigkeit der neuen Partei viel mehr ist, als alles, was uns in der Vergangenheit lieb und wert war.

[281] Der Zug der Millionen Toten des letzten Weltkrieges und derer, die im KZ umgebracht worden sind, der endlos aus Nächtigem quillt, der an uns vorüberzieht, fordert von Euch, daß es nicht so weiter gehen darf. Damit sie nicht umsonst gestorben sind, fordern wir, eine neue Demokratie aufzubauen, in der es keine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen gibt, in der die Freiheit nicht unterdrückt wird. Dieser Zug von Millionen, der endlich aus Nächtigem quillt, ruft Euch zu: Brüder, in eins nun die Hände

[282]

Günter Giesenfeld
Appelle an das „Lautschlagende Einzelgewissen“

„Die Neue Demokratie im Bild“

„Die Monatshefte für Politik, Wirtschaft und Kultur tragen den Namen der Bewegung, der sie dienen sollen, ‚Das Neue Deutschland‘. In dieser Bewegung vereinigen sich alle Antifaschisten der französischen Zone, um die Reste des Nationalsozialismus auszurotten und die Grundlage für ein neues Deutschland der Arbeit und des Friedens zu schaffen.“

So kündigt Erwin Eckert, Wortführer und Organisator der antifaschistischen Bewegung, „Das Neue Deutschland“, die Herausgabe einer politischen Zeitschrift an. Das „Cabinet civil“, damals für publizistische Aktivitäten in der französisch besetzten Zone zuständige Behörde der Besatzungsmacht, genehmigte zwar den Namen der Organisation, verbot aber wenig später die Herausgabe einer geplanten illustrierten Zeitschrift gleichen Namens unter dem Hinweis, „es gebe kein Deutschland mehr, sondern nur noch deutsche Länder“[1]. Ab 1. April 1946 erschien dann die Illustrierte mit dem Titel „Die neue Demokratie im Bild“.

Obwohl Erwin Eckert redaktionell im Impressum dieser Zeitschrift nicht auftaucht, kann sie als annäherungsweise Realisierung seines ursprünglichen Konzepts gelten:

„Eine besondere, wichtige Aufgabe unserer Bewegung wird es sein, die deutsche Jugend zu sich selber zurückzuführen und ihre Erziehung im Geist der Freiheit, des Friedens und der Gesellschaft zu sichern. Es ist in unserem Volk ein echtes Verlangen danach, daß die Jugend weder durch parteipolitische noch durch weltanschauliche Eingrenzungen getrennt werde. Wenn anders die Jugend aber von der Auswirkung des in ihre Herzen geträufelten Giftes nationalsozialistischer Überheblichkeit und militaristischer Verkrampfung befreit werden soll, dann liegt die Verantwortung dafür bei denen, die nach Auslöschung der Folgen der nationalsozialistischen Zwischenperiode von Grund auf neu beginnen wollen.

Die neue deutsche Jugend, wie sie unsere Hoffnung vor sich sieht, soll in allen Dörfern und Städten von den dazu Berufenen aus unserer Bewegung zusammengefaßt werden und den Anschluß finden an die besten Traditionen der demokratischen Jugendbewegung in Deutschland vor 1933.“[2]

„Die neue Demokratie im Bild“ (künftig zitiert: DND), eine der ersten deutschen „Illustrierten“ der Nachkriegszeit, ist sicher nur eine teilweise Realisierung dieses Programms, das für eine Monatszeitschrift konzipiert war. Sie ist aber trotzdem die publizistische Realisierung jener linken antifaschistischen Bündnispolitik und steht damit in einer mehrfachen Beziehung zu Traditionen und geistigen Strömungen der unmittelbaren Nachkriegszeit. In erster Linie ist sie auch ein Ausdruck derjenigen allgemeinen Befindlichkeit, die gemeinhin mit den Schlagworten „Kahlschlag“ oder „Nullpunkt“ bezeichnet wird und für den Neube-[283]ginn der Nachkriegsliteratur entscheidend war. Das Unternehmen zeugt auch von dem weitverbreiteten Bedürfnis, sich bei einer geistigen Neuorientierung nicht nur auf die sich anbietenden ausländischen Strömungen, die nun den Büchermarkt und die Köpfe überschwemmten, sondern auf deutsche Vorkriegstraditionen zu beziehen.

Hier gibt es allerdings Unterschiede: Für die Mehrheit der bürgerlichen Intelligenz waren eher konservative Strömungen der Weimarer Zeit und der sogenannten „inneren Emigration“ der Bezugspunkt. Die Bewegung „Das Neue Deutschland“ berief sich dem gegenüber bewußt auf die sozialistisch-kommunistischen Traditionen der zwanziger Jahre und des Exils und wollte damit die Kontinuität des antifaschistischen Kampfes wahren. Sie spricht deshalb ausdrücklich von der „nationalsozialistischen Zwischenperiode“, während anderswo eher die Tendenz bestand, den Faschismus so schnell wie möglich einfach zu verdrängen und Teile seiner Ideologie, die schon vor 1933 in der Öffentlichkeit durchaus ‚salonfähig‘ waren, stillschweigend zu übernehmen.

---

1 Vgl. dazu und zu den politischen Umständen dieser Initiative: Balzer, Friedrich-Martin: Die Auseinandersetzungen um den Pfarrer Erwin Eckert. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung. In ders.: Miszellen zur Geschichte des deutschen Protestantismus. „Gegen den Strom“, Marburg 1990. Das Zitat auf S. 64 ebda.

2 Erwin Eckert: Das Neue Deutschland, Manuskript, November 1945, Privatarchiv Eckert.

Die Bemühungen Eckerts, den im Exil mit einigem Erfolg praktizierten Zusammenschluß aller antifaschistischen Kräfte aufzugreifen und neu zu organisieren, sind geprägt von dem Bemühen, dabei ein breiteres Spektrum aller Kräfte zu mobilisieren. Die Folge davon ist, daß die Ziele der Bewegung relativ allgemein bleiben müssen. Im Zentrum entsprechender Formulierungen steht als zentraler Begriff der „Wiederaufbau", und als Hauptaufgabe wird immer wieder die Überwindung der „Not der Gegenwart" genannt, die „radikale Neugestaltung unseres Lebens", und dabei die „verständnisvolle Zusammenarbeit aller aufbauwilligen Kräfte" angestrebt. Angesprochen wird ein „überparteilicher Antifaschismus" aller politischen Kräfte, deren sonstigen Standpunkte durchaus verschieden sein können: „verschieden ihre Meinungen über die Ursachen des Hitlerregimes, verschieden die Ausgangsunkte und Argumente ihres Kampfes gegen den Nationalsozialismus, verschieden auch ihre Ansichten über die Methoden und das Tempo des politischen, wirtschaftlichen und geistigen Neuaufbaus unseres Volkes"[3].

Diese Positionsbestimmung spiegelt eine erste, frühe Periode von Erwin Eckerts Bemühungen um eine antifaschistische Erneuerung auf breitester Ebene wider – später wird sie sich notgedrungen auf den ebenfalls fehlschlagenden Versuch konzentrieren, wenigstens die beiden Arbeiterparteien KPD und SPD (in der französischen Zone SP) zum Zusammenschluß zu bewegen. Dann wird auch die auffällige Tendenz, durch den Hinweis auf die Überparteilichkeit der Bewegung Vorurteilen gegenüber parteigebundener Politik Rechnung zu tragen, wegfallen.

Für die illustrierte Zeitschrift „Die Neue Demokratie im Bild", von der wir nicht genau wissen, inwiefern Eckert auf ihre Tendenz direkt Einfluß genommen hat[4], gilt eine umgekehrte Entwicklung: sie ist anfangs sehr konsequent und unmißverständlich in ihrer sozialistischen Tendenz, was sich auch offen in Leitartikeln ausdrückt: „Es gibt nur zwei Mög-[284]lichkeiten für die Menschheit: sie wird sozialistisch werden oder sie wird untergehen", heißt es in einer Art Editorial noch in der Nr. 5, 1947.[5]

Aber schon zu dieser Zeit nutzt die Redaktion die Möglichkeit der Zeitschrift, in verschiedenen Artikeln unterschiedliche Positionen aufleuchten zu lassen, vor allem dann, wenn es nicht um theoretische Festlegungen geht, sondern um aktuelle (außen-)politische Ereignisse. So heißt es im selben Jahr in Bezug auf den Koreakonflikt neutral: „Die USA haben sich daher jetzt veranlaßt gesehen, ihrer Besatzungszone eine staatliche Form unter amerikanischer Kontrolle zu geben" (10, 1947), oder in einem Artikel über Südostasien: „Der weiße Mann findet in Singapur nicht nur eine reiche, üppige Natur, auch Tanzbars und Schwimmbäder sorgen für seine Unterhaltung – wie an allen internationalen Plätzen der Welt" (27/28, 1947). In Bezug auf die Entwicklung in China nimmt die Zeitschrift gegenüber solchen Ausrutschern eine konsequent pro-revolutionäre Haltung ein (u. a. 7/8, 1948). Die Haltung im Palästina-Konflikt ist von der Hoffnung auf einen friedlichen Aufbau des Judenstaates unter gleichberechtigter Einbeziehung der arabischen Bevölkerung geprägt.

Es muß eindringlicheren Studien vorbehalten bleiben, wie sehr die ökonomischen Zwänge den Inhalt der Zeitschrift nach und nach immer mehr beeinflußt haben, und ob sie bis zum Ende als Sprachrohr der politischen Kräfte um Eckert und die KPD hat gelten dürfen. Nachdem im ersten und zweiten Jahr Anna Seghers Roman „Das siebte Kreuz" in Fortsetzungen abgedruckt worden war, folgten an gleicher Stelle ab 12, 1948 „Tatsachenberichte" über die „Abenteuer eines Edelsteins" und „Kriminalfälle" unter dem Titel „Liebe vor dem Tribunal", ab 19, 1948 werden bezahlte Anzeigen eingerückt. Sich häufende Aufforderungen, die Zeitschrift zu abonnieren, könnten auf Absatzprobleme verweisen, und die enttäuschenden Erfahrungen Eckerts bei dem Versuch, die SPD bei ihrem Weg nach rechts aufzuhalten, könnten ihre Entsprechung gefunden haben in einem immer kleiner

---

3 Eckert, a. a. O., passim.

4 In den vorliegenden Jahrgängen 1947 und 1948 taucht sein Name weder im Impressum noch als Autor auf. Zusammen mit Hermann Ahrens war Eckert aber Lizenzträger gegenüber der französischen Besatzungsmacht. Die entsprechende Autorisierung durch die französische Militärregierung vom 26. November 1945 befindet sich im Privatarchiv Eckert.

5 Die „DND im Bild" wird nach Nummer und Jahrgang zitiert. In der Regel erschien sie („wegen verminderter Papierzuteilung") zweiwöchentlich als Doppelnummer oder gar „nur in größeren Abständen" (3/4, 1948), aber mit Wochenzählung.

werdenden Interesse des großen Publikums an einer dezidiert politischen Zeitschrift.

Denn das ist sie geblieben, bis zu ihrem nicht geklärten Ende, auch wenn gesagt werden muß, daß andere Presseorgane ähnlicher Art (wie etwa die „Quick“ seligen Angedenkens) nur wenig später auch noch in Grenzen antimilitaristisch und antifaschistisch waren.[6] Dies erfolgte dort aber auf dem Boden eines allgemein anerkannten, eher konservativen Humanismus, mit liberalen und christlichen Einschlägen. Kaum ein vergleichbares Massenorgan in den Westzonen diskutierte aber damals mit ähnlicher Konsequenz Fragen etwa der philosophischen Grundlagen des Neubeginns, des Kapitalismus und des Sozialismus, wobei die Erwin Eckert schon aus seinem eigenen Lebenslauf immer wieder beschäftigende Frage nach dem Verhältnis von Sozialismus und Religion einen deutlichen Schwerpunkt bildet. Solche Diskussionen bieten immer wieder Gelegenheit, an progressiven Ansätzen und Traditionen des Christentums anzuknüpfen, oder, besser gesagt, die zentralen menschli-[285]chen Werte und Eigenschaften als Vorbilder herauszustellen, die jetzt aktiviert werden müssen.

Vor allem die negativen Erfahrungen der Massenhysterie des Faschismus sollen mit dem Appell an das Verantwortungsgefühl des Individuums überwunden werden, die deutsche Autoritätshörigkeit überwunden und ein neues demokratisches Gemeinschaftsgefühl geweckt werden. Dabei werden christliche Wertvorstellungen integriert, trotz aller Kritik am Verhalten der Kirchen in der Vergangenheit:

„Die Kirche hat schon lange nicht mehr die Gefolgschaft der Massen (auch wenn sie ihr zu Zeiten des Opportunismus wieder zuströmen); nicht nur, weil die kirchlichen Doktrinen mit unserm heutigen Weltbild vielfach nicht mehr in Einklang zu bringen sind, sondern weil man in ihren Reihen seither die Ungerechtigkeiten des kapitalistischen Systems vielfach nicht nur duldete, sondern seine Ausbeuterinstitutionen häufig noch als ‚gottgewollt‘ hinstellte.“ (Frida Leubold in 21/22, 1947)

Trotzdem müsse man sich heute, anstatt sich von ihm abzuwenden, auf die Traditionen der Nächstenliebe des Christentums besinnen und sie als Aufruf zur sozialen Gerechtigkeit verstehen, „die die sogenannten ‚guten Taten‘ zugunsten einer guten Gesellschaftsordnung einigermaßen entbehrlich macht“. Welche wäre aber denn diese „gute Gesellschaftsordnung“? Der Artikel spricht sich aus für einen Sozialismus als „freies, dezentralisiertes System von Werk- und Verbrauchergenossenschaften [...], bei dem der Staat lediglich als übergeordnete Aufsichtsinstanz fungiert. Es entspräche durchaus dem christlichen Geist gegenseitiger Hilfe.“

So vereinfacht hier Sozialismusvorstellungen formuliert werden, sie geben immerhin Anlaß zu einer differenzierten Kritik der schon aktuellen Tendenzen antikommunistischer Ideologie. „Man zetert über einen heraufziehenden ‚seelenlosen‘ Kollektivismus, ohne sich über die mannigfachen Formen Gedanken zu machen, in denen Sozialisierung möglich ist. Leute, die sich seither hoffnungslos dem ödesten Machtstaate verschrieben hatten, bangen plötzlich vor dem bescheidensten Ansatz einer Verstaatlichung.“

Wir müssen uns von den heutigen Erfahrungen für einen Moment lösen, um verstehen zu können, daß damals „Sozialismus“ bei dem überwiegenden Teil der Intelligenz nicht mit einem zentralistischen System à la Stalin[7] assoziiert wurde, sondern mit solchen Maßnahmen, wie sie damals mit großen Mehrheiten in die Länderverfassungen und Parteiprogramme Eingang gefunden hatten: Verstaatlichung von Schlüsselindustrien, Genossenschaftliche Organisation von Wirtschaftsunternehmen, Stärkung der Gewerkschaften. Der propagandistische Ansatz war auch in der „DND“ nicht agitatorisch-kämpferisch, sondern humanistisch-predigend, man will nicht das Klassenbewußtsein ansprechen, sondern das „lautschlagende Einzelgewissen“.

Vor allem wird versucht, gegenseitige Vorurteile abzubauen, um zu verhindern, daß die verschiedenen positiven Traditionen der europäischen Kultur kräfteraubend gegeneinander ausgespielt werden können. Frühchristliche Basisorientiertheit sowie die neutestamentlichen Ideale von der sozialen Gerechtigkeit sind die Wertvorstellungen, die aus dem Chri-[286]stentum, wie immer es sich auch

6 „Quick“, „Stern“ und „Spiegel“ erschienen erst ab 1948.

7 Berichte über die Sowjetunion sind übrigens auffällig selten.

historisch an ihnen versündigt hat, für den Neuanfang gerettet werden sollen. „Wer einmal erkannt hat, daß beide den Hebel nur an verschiedenen Stellen ansetzen, um die Welt in die gleiche Richtung zu verändern, besitzt den Schlüssel zu tiefen, verheißungsvollen Geheimnissen der Seele“, schreibt Pfarrer Arthur Rackwitz[8], der nach seiner Befreiung aus der Haft im KZ Dachau 1946 Mitglied der SED in (West)Berlin geworden war, in 16, 1948 und meint mit ‚beide‘ – die Bibel und das Kommunistische Manifest.

Den Optimismus des Glaubens an einen möglichen Neuanfang unter antifaschistischen Prämissen und mit sozialistischer Perspektive teilte die „DND“ mit fast allen anderen Zeitschriften der unmittelbaren Nachkriegszeit, aus deren Titeln schon diese Ausgerichtetheit zu entnehmen ist: „Ende und Anfang“, „Aufbau“, „Neubau“, „Zeitwende“, „Zukunft“, „Der Ruf“ (aus ihm wird sich später die „Gruppe 47“ bilden), „Horizont“, „Die Kommenden“ oder „Neues Leben“ (FDJ-Zeitschrift, herausgegeben von Erich Honecker). Die „DND“ scheint jedoch – wenigstens bis etwa 1947 – die einzige periodische Publikation zu sein, die solche Debatten in der Form einer auf Massenabsatz ausgerichteten „Illustrierten“ in die Öffentlichkeit zu bringen versucht hat. Diesem publizistischen und ökonomischen Konzept entspricht es, daß die „problemorientierten“ Artikel nicht im Vordergrund stehen, daß hauptsächlich aktuelle Bildberichte und allgemeinbildende Beiträge – allerdings stets mit kritisch-progressiven Kommentaren – ihren Hauptinhalt ausmachen.

Auch in den Kommentaren ist die „Aufbruchstimmung“ dieser Jahre sehr präsent. Während zu Beginn ein starker Akzent auf Berichten aus Frankreich liegt, dem man sich nicht nur kulturell-geistig verbunden fühlt, bietet die Zeitschrift im weiteren Verlauf eine ziemlich vollständige aktuelle und zusammenfassende Berichterstattung aus der ganzen Welt. Sie steht im Zeichen der Informations- und Wissensvermittlung (dem dienen auch Rätselecken, in denen es auf einer Umrißkarte die Namen der Länder einer Region zu erraten gilt), sie soll aber auch progressive Entwicklungen in aller Welt aufzeigen, vor allem in Ländern oder Gebieten, die wie Deutschland unter den Zerstörungen des Krieges gelitten haben.

Auffallend ist das völlige Fehlen von Artikeln über den Krieg, sowohl von Aufsätzen zur Kriegsschuld- und Kriegsverlaufsfrage als auch Reportagen oder Erzählungen aus dem Krieg, wie sie in der zeitgenössischen Literatur häufig waren (Andersch, Böll, Borchert). Einzige Ausnahme ist der Abdruck von Anna Seghers’ Roman. Gelegentliche Abdrucke von Texten literarisch-fiktiven Charakters bringen Reportagen von E. E. Kisch oder Kurzgeschichten von Hemingway – weit öfter begegnen aber Texte aus der älteren Literatur: Herder, Rückert, C. F. Meyer, Maupassant und Vorkriegstexte von Brecht, Hagelstange oder Kästner.

Auch aus anderen Bereichen möchte man den Lesern progressive Traditionen der europäischen Kunst nahebringen. Fast in jedem Heft befindet sich ein Artikel über eine Künstlerpersönlichkeit – von Rousseau, Schlegel, Büchner und Delacroix über Carl Schurz, J. F. [287] Millet, Droste-Hülshoff bis Katherine Mansfield, Bebel, Kubin, van Gogh und Kollwitz ist ein sehr breites Spektrum vertreten. Meist sind es kurze biographische Notizen mit Abbildungen, oft aber größere illustrierte Artikel von beträchtlichem Niveau.

Das Durchblättern der alten Seiten mit den monochromen Photos in Braun- oder Blauton[9] ist aber vor allem ein Eintauchen in einen schon fernen und doch noch wiedererkennbaren Alltag. Wo heute die illustrierten Zeitschriften in der Einengung auf „Ziel-“ bzw. Verbrauchergruppen, wie etwa auf die Liebhaber eines und desselben Hobbys, versuchen, eine Art Gemeinschaft unter ihren Lesern anzusprechen, da erfüllte die DNID ihre „Unterhaltungsfunktion“, wie es allgemein genannt wird, auf altväterliche und einfühlsame Weise: Neben Informationen und Orientierungen, neben spannenden oder aufregenden Berichten über andere Länder, über Katastrophen und Unruhen vermittelt sie in

[8] Zu Arthur Rackwitz siehe die Kurzbiographie in Balzer Klassengegensätze in der Kirche, Köln 1975, S. 287; außerdem den Beitrag „Arthur Rackwitz Ein Christ für den Sozialismus“, in: Balzer, Miszellen, a. a. O., S. 163 ff. Im Privatarchiv Eckert findet sich ein reger Briefwechsel zwischen Rackwitz und Eckert aus der Zeit nach 1945.

[9] Der Druck erfolgte im Druck- und Verlagshaus Burda in Offenburg.

Berichten aus dem deutschen Alltag ein Zusammengehörigkeits- oder besser Zugehörigkeitsgefühl zu einem Ganzen, mag man es nun politisch „Staat“ oder „Volk“, philosophisch „Idee“ oder „Menschheit“ und moralisch „den Fortschritt“ nennen. [288]

Jürgen Scheele
Erwin Eckert: Exponent eines „Neuen Deutschlands“

Am 10. April 1946 wurde Erwin Eckert von der französischen Militärregierung zum Staatsrat für besondere Aufgaben und Präsidenten des Politischen Kontrollausschusses für die Säuberung in (Süd-)Baden ernannt. Hintergrund der Berufung Eckerts dürfte die Reputation gewesen sein[1], die er sich durch seinen Kampf gegen den Faschismus vor und nach 1933[2] und als einer der Initiatoren und Wortführer der überparteilichen, antifaschistischen Bewegung „Das Neue Deutschland“ erworben hatte: Diese sich aus dem Nationalkomitee „Freies Deutschland“ für Westeuropa ableitende und von der Militärregierung im November 1945 genehmigte Organisation verstand sich als Einheitsbewegung mit dem Ziel der politischen Säuberung und des demokratischen Neuaufbaus; sie zerfiel mit der Wiederzulassung der politischen Parteien in der französischen Zone zum Jahreswechsel 1945/1946.[3]

Staatsrat für besondere Aufgaben und Präsident des Politischen Kontrollausschusses für die Säuberung in Baden

Der politische Kontrollausschuß setzte sich aus je einem Vertreter der zugelassenen Parteien (BCSV/Badische Christlich-Soziale Volkspartei; SP/Sozialistische Partei; DP/Demokratische Partei; KP/Kommunistische Partei) zusammen und hatte zur Aufgabe, die Maßnahmen und Entscheidungen der Reinigungsausschüsse zu überprüfen, durfte selbst aber keine Säuberungsentscheidungen fällen. Als Staatsrat für besondere Aufgaben war Eckert zugleich stimmberechtigtes Mitglied in der von der französischen Militärregierung eingesetzten Badischen Landesverwaltung.

Eckert sah sich als Präsident des Politischen Kontrollausschusses zunächst gezwungen, für eine nachdrückliche und zuverlässige Säuberungspraxis und gegen ein südbadisches Refugium für ehemalige führende Nationalsozialisten Stellung zu beziehen. Dies wurde notwendig, nachdem am 5. März 1946 in der amerikanischen Zone das „Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ in Kraft gesetzt worden war und die französische Militärregierung weiterhin von der Einsetzung eines kodifizierten Entnazifizierungsgesetzes absah: „Es ist darum falsch anzunehmen, daß Nationalsozialisten, die aus der amerikanischen oder englischen Zone etwa nach Baden kommen, hier mit einer milderen Beurteilung rechnen oder gar bei der Durchführung der Reinigung in Vergessenheit gera-[289]ten könnten. Im Gegenteil, das schlechte Gewissen, das sie aus den anderen Zonen vertrieb, wird sie in den Ausschüssen unseres Gebietes besonders verdächtig machen. Die politische Reinigung wird in der französischen Zone mit aller Energie und so durchgeführt, daß sie ihren Zweck voll erfüllt.“[4]

Eckert betrachtete das bisherige Ergebnis der Säuberungen als unbefriedigend. Eine Vielzahl von berufs- und standesmäßig gegliederten Untersuchungs- und Ermittlungsausschüssen ohne einheitliche Beurteilungskriterien hatte Zehntausende Personen beurteilt. Diese Vorentscheidungen lagen nun bei den übergeordneten Säuberungskommissionen, die solch eine Größenordnung nicht bearbeiten konnten und deren Entscheidungen oft nicht nachvollziehbar waren. Zudem waren Journalisten, Künstler, Freiberufler und nicht berufstätige Personen noch nicht einmal erfaßt, so daß sich in der Bevölkerung mehr und mehr der Eindruck durchsetzte, die kleinen Pgs. und Mitläufer würden bestraft, während die großen Nazis davonkämen. Eckert erarbeitete daher einen Gesetzentwurf zur politischen Säuberung

---

1 Der genaue Hintergrund ist bisher nicht bekannt. Die folgende Darstellung beruht im Wesentlichen auf Materialien aus dem Privatarchiv Eckert, welches mir freundlicherweise von Friedrich-Martin Balzer (Marburg) zur Verfügung gestellt wurde.

2 Siehe hierzu: Friedrich-Martin Balzer, Klassengegensätze in der Kirche. Erwin Eckert und der Bund der Religiösen Sozialisten, Köln 1975 (2. Aufl.); ders./Karl Ulrich Schnell, Der Fall Erwin Eckert. Zum Verhältnis von Protestantismus und Faschismus am Ende der Weimarer Republik, Köln 1987.

3 Zu näheren Einzelheiten siehe: Gert Meyer, Einigungsbestrebungen zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten in Südbaden nach 1945, in: Heiko Haumann (Hrsg.), Vom Hotzenwald bis Wyhl. Demokratische Traditionen in Baden, Köln 1977, S. 176–197; Friedrich-Martin Balzer, Die Auseinandersetzungen um den Pfarrer Erwin Eckert. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung, in: ders., Miszellen zur Geschichte des deutschen Protestantismus: „Gegen den Strom“, Marburg 1990, S. 31–101, hier: S. 59 ff.

4 Die politische Reinigung. Von Staatsrat Erwin Eckert, in: Badische Zeitung, 7.5.1946, S. 2.

in Baden, der in Übereinstimmung mit der Alliierten Kontrollratsdirektive Nr. 24[5] und in Anlehnung an die materiellen Rechtsbestimmungen der amerikanischen Zone konzipiert war.[6]

Zur Beschleunigung der Entnazifizierungspraxis sollten die Entscheidungsstrukturen dezentralisiert werden, indem die Urteile in erster Instanz von den zuständigen Säuberungsausschüssen auf Kreisebene (Spruchkammern) und in öffentlicher Verhandlung gefällt wurden; die Vielzahl an berufs- und standesmäßig gegliederten Ausschüssen sollte in nun 3 gebündelt werden; die Ausschüsse sollten aus 5 Stimmberechtigten, je einem Vertreter der zugelassenen Parteien und einem Vertreter der Gewerkschaften bestehen; nicht stimmberechtigte Säuberungsinspektoren sollten die Ermittlungen und Untersuchungen von Amts wegen durchführen und als öffentliche Ankläger fungieren; als Berufungsinstanz sollten 3 Berufungsausschusse in Freiburg geschaffen werden; in den Internierungslagern sollten die gleichen Gesetzesbestimmungen gelten.

Obwohl Eckerts Gesetzentwurf im Politischen Kontrollausschuß einstimmig verabschiedet [...] und auch am 21. August 1946 von der Landesverwaltung nach Beratung und Berücksichtigung der Gegenvorschläge von Ministerialdirektor Zürcher (Justiz) angenommen wurde,[7] autorisierte die französische Militärregierung den Entwurf nicht. In der offiziellen Begründung der Zurückweisung wurde auf den Zeitraum verwiesen, den die Verabschiedung eines Gesetzes benötigen würde und der der beabsichtigten Beschleunigung der politischen Säuberung entgegenstünde. Tatsächlich wurde jedoch, wie jüngst Reinhard Grohnert in einer Untersuchung über die Entnazifizierung in Baden gezeigt hat, vom Präsidenten der Landesverwaltung, dem vormaligen Ministerialdirektor im Badischen Finanzministerium Alfred Bund, bei der Militärregierung gegen die Eckertsche Gesetzes-[290]initiative opponiert. Er unterstellte Eckert parteipolitische Instrumentalisierung des Entnazifizierungsverfahrens, einen Vorwurf, den sich offensichtlich maßgebliche Personen in der französischen Militärregierung zu eigen machten.[8] Ob Eckert „politisch ungeschickt“ taktierte, weil er seinen Gesetzentwurf nicht von Anfang an mit der Landesverwaltung abgestimmt habe,[9] oder ob Eckerts Ankündigung, „auch die ‚unpolitischen‘ Berufsbeamten, die zwölf Jahre lang zur Aufrechterhaltung des nationalsozialistischen Machtstaates beigetragen haben, werden in die politische Reinigung einbezogen [...]“,[10] Teile des Verwaltungsapparates gegen ihn mobilisierte und damit zum Scheitern des Gesetzes zur politischen Säuberung beitrug, läßt sich im Nachhinein nicht mehr eindeutig entscheiden.

Eckert und die KP Baden waren im Zeitraum zwischen Einreichung des Gesetzentwurfes und dessen Ablehnung durch die zunächst noch unklare Haltung der Militärregierung in eine mißliche Lage geraten, zumal Kreis- und Gemeindewahlen bevorstanden, die gleichzeitig über die Zusammensetzung der verfassunggebenden Beratenden Versammlung bestimmen sollten. Bereits in einer der Ablehnung vorausgehenden Selbsteinschätzung der eigenen Politik hatte die KP daher eine klare Entscheidung verlangt und für den Fall des Scheiterns der Eckert‘schen Gesetzesinitiative seinen Rücktritt beschlossen, „[...] damit vor der Öffentlichkeit nicht der Eindruck entsteht, daß nunmehr, da Genosse Eckert dem Säuberungs-Ausschuß vorsitzt, auch nichts geschieht, und für die bisherige unzulängliche Form der Säuberung verantwortlich gemacht wird.“[11] Die Entscheidung und der anschließende

---

5 Die Direktive Nr. 24 vom 12. 1. 1946 wurde in der französischen Zone erst am 1.7.1946 veröffentlicht, in: Journal Officiel Du Commandement Militaire de La Zone Francaise D’Occupation, No. 28.

6 Vgl. Erwin Eckert, Gleiches Recht für alle, in: Der Neue Tag. Volkszeitung für Baden und Württemberg, 13.11.1946.

7 Das Gesetz zur politischen Säuberung in Baden. Von Staatsrat Erwin Eckert, August 1946 (Privatarchiv Eckert).

8 Vgl. Reinhard Grohnert, Die Entnazifizierung in Baden 1945–1949. Konzeptionen und Praxis der „Epuration“ am Beispiel eines Landes der französischen Besatzungszone, Stuttgart 1991, S. 172–177. Genehmigt wurde lediglich die Einsetzung von Säuberungsinspektoren in den Stadt- und Landkreisen, von denen die BCSV 7, die SP 6, die DP und die KP jeweils 4 stellten: sie hatten jedoch ‚nicht mehr als halbamtlichen Charakter‘ (ebd., S. 176) und konnten sich gegenüber den Behörden nicht behaupten. – Eine weitere, mir nicht zur Verfügung stehende Arbeit zur gleichen Thematik ist Karl Greese, Der Kampf um die Entnazifizierung in Südbaden Mitte 1945 – Ende 1946, Diss. phil., Berlin 1961.

9 So Grohnert, a. a. O., S. 216.

10 Die politische Reinigung. Von Staatsrat Erwin Eckert, a. a. O.

11 Kommunistische Partei Land Baden/Der Landesvorstand, Bericht über Baden, Französische Zone, Freiburg i. Br., 17. 8. 1946, Bl. 8 (Privatarchiv Eckert).

Rücktritt Eckerts erfolgten allerdings erst nach den Wahlen.

Der Stimmungsumschwung in der Bevölkerung, die den Säuberungsmaßnahmen zunächst nicht ablehnend gegenüberstand, dann aber aufgrund von Fehlurteilen gegen sogenannte „kleine Fische“ und dem Verweilen von „prominenten Nazis“ in ihren angestammten Positionen umkippte, führte zur Diskreditierung der politischen Säuberung insgesamt, bis hin zur völligen Rehabilitierung „kleiner“ und „großer“ Nazis.[12] Daher scheint es nicht verwunderlich, daß den Arbeiterparteien die Schuld an den Resultaten der Entnazifizierung zugeschrieben wurde; eine Haltung, die sich die bürgerlichen Parteien zunutze zu machen versuchten. Im späteren Landtagswahlkampf im Mai 1947 wurde Eckert in einem (nicht gezeichneten) Artikel der Südwestdeutschen Volkszeitung sogar beschuldigt, er habe sein Amt dazu mißbraucht, um seine Dienststelle in eine Werbestelle für die KP zu verwandeln. Eckert stellte Strafanzeige wegen übler Nachrede und Verleumdung. Die [291] Ermittlungen ergaben schließlich, daß der genannte Artikel von der BCSV lanciert worden war, woraufhin sich deren Vorsitzender, Leo(nhard) Wohleb, bei Eckert entschuldigte.[13]

Die nicht vorhandene Einheitlichkeit und die fehlende Transparenz der Säuberungsverfahren, die von französischer Seite auch zur Förderung der eigenen Interessen der Rückgewinnung nationaler Stärke aufrechterhalten wurden und denen der „machtlose Politische Kontrollausschuß“ (Grohnert) mit dem Scheitern der Eckertschen Gesetzesinitiative endgültig nichts entgegensetzen konnte, trugen dazu bei, daß die offiziellen Bestimmungen ständig unterhöhlt wurden. An dieser Praxis versuchten sich auch Teile der KP, wie der Fall des Lörracher Rechtsanwalts Friedrich Mürb zeigt.

Die KP des Stadt- und Landkreises Lörrach wollte für diesen einen Persilschein ausgestellt sehen – offensichtlich aufgrund der von ihm angestrebten Parteimitgliedschaft – und wandte sich zu diesem Zweck an Eckert. Dieser forderte das angeblich belastende Material bei der zuständigen Stelle des badischen Justizministeriums an.[14] Aus dem Schreiben des Justizministeriums geht hervor, daß Mürb von der Militärregierung auf Vorschlag der Säuberungskommission der Justizverwaltung von der Rechtsanwaltsliste gestrichen worden war, weil er Oberscharführer im Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps (NSKK) und Mitglied der NSDAP seit 1935 gewesen ist. Die von Landgerichtsdirektor Dr. Göring aufgrund einer Denunziation Mürbs gegen den Lörracher Rechtsanwalt Grimm[15] angestellten Ermittlungen hätten ergeben, daß sich Mürb „vom Soldatenratsmitglied zum strammen Nazi hinaufgemausert“ habe. Das Urteil Görings besitze insofern Gewicht, da er nicht Parteimitglied gewesen und somit unbelastet sei. Daran anschließend werden einige Hinweise mitgeteilt, wie Mürb vorgehen solle, um seine Wiederzulassung zu erreichen.[16] Eckert übermittelte das belastende Material einschließlich der erhaltenen Tipps an die KP-Lörrach mit dem Hinweis, daß er Mürbs Wiederzulassungsgesuch dann unterstützen werde, wenn diese sich ihrerseits für Mürb einsetzen könne, da er ihn persönlich nicht kenne: „Ich bitte deshalb, sein Gesuch mit einer Bestätigung der Antifaschisten hierher gelangen zu lassen, ich werde es dann von hier aus weiterleiten. Meiner Meinung nach kann Mürb dann Parteimitglied werden, wenn er wieder als Rechtsanwalt zugelassen wird.“[17] Damit hatte Eckert den Wünschen aus der eigenen Partei schon deshalb widerstanden, weil der Politische Kontroll-

12 Vgl. Grohnert, a. a. O. S. 145.

13 Politische Säuberung und Wahlkampf, in: Südwestdeutsche Volkszeitung, Nr. 36, 7.5.1947; Schreiben von Eckert an die Staatsanwaltschaft Freiburg v. 7.5.1947; Schreiben von Wohleb an Eckert v. 24.7.1947 (sämtlich: Privatarchiv Eckert).

14 Schreiben der KP Lörrach an Staatsrat Eckert v. 26.8.1946; Schreiben von Staatsrat Eckert an den Ministerialdirektor im Justizministerium Dr. Zürcher v. 2.9.1946 (sämtlich: Privatarchiv Eckert).

15 Nach den vorliegenden Unterlagen war auch Grimm, obwohl kein Pg., u. a. als Rechtsanwalt mit Zulassung zu den Sondergerichten und als früheres Mitglied des „Stahlhelm“ belastet: Abschriften der Ermittlungen des Inspektors der deutschen Polizei im Militär-Gouvernement Lörrach v. 31.8.1945, 21.9.1945 u. 24.9.1945 (sämtlich: Privatarchiv Eckert).

16 Schreiben des Badischen Justizministeriums, Ministerialdirektor Zürcher, an Herrn Staatsrat für besondere Aufgaben v. 6.9.1946 (Privatarchiv Eckert).

17 Schreiben von Staatsrat Eckert an die KP-Lörrach v. 23.9.1946 (Privatarchiv Eckert).

ausschuß zu einer Wiederzulassungsentscheidung nicht befugt war.[18]

[292] Der oben erwähnte Landgerichtsdirektor Göring, der den Ermittlungsbericht gegen Mürb erstellte, sollte übrigens Anfang Dezember 1946 zu zweifelhaftem Ruhm gelangen. Er war es, der den Vorsitz im Verfahren gegen Tillessen, einem der Mörder des ehemaligen Reichsfinanzministers Erzberger, führte. Tillessen, der nach der Tat im August 1921 fliehen konnte, fiel unter die von Reichspräsident Hindenburg auf Veranlassung der Regierung Hitler am 21. März 1933 erlassene Amnestie für alle Straftaten, die aus dem „Geiste der nationalen Erhebung" begangen wurden. Das Gericht bestätigte die Rechtsgültigkeit der Amnestie und fällte erneut einen Einstellungsbeschluß, in dessen schriftlicher Begründung dem Täter verständnisvoll seine „vaterländischen Motive" berücksichtigt wurden.[19] Die Militärregierung reagierte sofort. Sie ließ Tillessen noch an der Tür des Gerichtssaals verhaften und enthob Göring seines Amtes.[20] Aufgrund von Beifallskundgebungen während des Prozesses, in denen Studenten der Juristischen Fakultät der Universität Freiburg ihre Sympathie mit der Argumentation der Verteidigung bekundeten, stellte Eckert, inzwischen Mitglied der Beratenden Versammlung des Landes Baden, im Namen der KP den Antrag, die Juristische Fakultät zu schließen und die verantwortlichen Professoren sowie die Zulassungen der Studenten zu überprüfen. Der Antrag wurde abgelehnt[21] und kann damit als Ausdruck einer gescheiterten Entnazifizierung betrachtet werden, die spätestens auf den Zeitpunkt der Zurückweisung der Eckertschen Gesetzesinitiative zu datieren ist.

Am 22. Oktober 1946, sechs Tage nach der Ablehnung des Gesetzentwurfs durch die französische Militärregierung, reichte Eckert seinen Rücktritt ein. Der Oberste Delegierte für die Militärregierung, Pène, nahm Eckerts Demission an, mit der Bitte, er möge bis zur Bestimmung eines Nachfolgers den Vorsitz im Politischen Kontrollausschuß weiterführen.[22] Mit dem Zusammentritt der Beratenden Versammlung des Landes Baden Anfang Dezember 1946 trat die Badische Landesverwaltung zurück, und die Militärregierung ernannte in Zusammenarbeit mit den vier zugelassenen Parteien ein Staatssekretariat, das sich – unter der Präsidentschaft Leo Wohlebs – aus 6 Staatssekretären und 4 Staatskommis-[293]saren zusammensetzte. Als Nachfolger Eckerts wurde Richard Streng (BCSV) zum Staatskommissar für die politische Säuberung berufen. Streng, bereits unter Eckerts Präsidentschaft für die BCSV im Kontrollausschuß vertreten, war ab 1940 Leiter der Abteilung II der Polizeidirektion Freiburg gewesen und daher offensichtlich nicht unbelastet.[23] Eckert selbst wurde zum Staatskommissar für Wiederaufbau ernannt.

---

18 Ob Mürb auf dem von der Justizverwaltung vorgeschlagenen Weg seine Zulassung noch erreichte, ist nicht bekannt. Seine Einlassungen in eigener Sache (Schreiben von Rechtsanwalt Mürb an die KP-Lörrach v. 23.9.1946 [Privatarchiv Eckert]) entlasten ihn nicht: Er sei zwar seit 1935 Pg. gewesen, habe aber kein Parteiamt innegehabt; Oberscharführer im NSKK sei er nur geworden, weil er [292] mit dem maßgeblichen Sturmführer befreundet gewesen sei und dieser seine Verdienste um das Automobilwesen gekannt habe; zudem sei die Betätigung dort eine rein sportliche gewesen. Auch seine Behauptung, seine Parteinummer sei „ungefähr 6.000.000" gewesen, muß bei einem Parteieintritt Mitte des Jahres 1935 stark bezweifelt werden. (Vgl. Peter Manstein, Die Mitglieder und Wähler der NSDAP. Untersuchungen zu ihrer schichtmäßigen Zusammensetzung, Frankfurt a. M. 1988, S. 147 f.: Anfang des Jahres 1935 waren erst ca. 4.000.000 Mitgliedsnummern vergeben.) Ob Mürb nicht lediglich ein sog. ‚nomineller Nazi' gewesen ist – im Grunde ein „fortschrittlicher Mensch", dem „lange Jahre schon vor 1933 die Verteidigung unserer Genossen oblag", wie die KP-Lörrach behauptete (Schreiben der KP-Lörrach an Staatsrat Eckert v. 19.10.1946 [Privatarchiv Eckert]) –, ist nicht feststellbar. Nach den Bestimmungen der Direktive Nr. 24 (in diesem Fall: Mitgliedschaft in der NSDAP vor 1937 und Mitglied im NSKK im Offiziersrang) bestand sein Ausschluß zu Recht.

19 Nach Martin Broszat, Siegerjustiz oder strafrechtliche „Selbstreinigung". Aspekte der Vergangenheitsbewältigung der deutschen Justiz während der Besatzungszeit 1945–1949, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 29. Jg. 1981, Nr. 4, S. 477–544, hier S. 495 ff.

20 Vgl. Das Urteil wird überprüft. Eine Mitteilung der Militärregierung zum Tillessen-Prozeß, in: Badische Zeitung, Nr. 90, Freiburg i. Br., 3.12.1946.

21 Vgl. Verhandlungen der Beratenden Versammlung des Landes Baden, 8. Sitzung, 4.3.1947, S. 4. Genauer Abgelehnt wurde der Antrag auf Überprüfung der Professoren und Studenten. Die zunächst bestehende, weitergehende Forderung nach Schließung der Juristischen Fakultät hatte die kommunistische Fraktion zurückgezogen.

22 Schreiben (Übersetzung) von Pène an Eckert v. 25.10.1946 (Privatarchiv Eckert).

23 Vgl. Grohnert, a. a. O., S. 149.

Staatskommissar für den Wiederaufbau

Das Staatskommissariat für den Wiederaufbau war als oberste Baubehörde Südbadens verantwortlich für die Erfassung und Beseitigung der Kriegszerstörungen. In einer am 28. Januar 1947 gehaltenen Rundfunkrede schilderte Eckert die von ihm vorgesehenen Maßnahmen und Ziele dieser neugeschaffenen Behörde: „Der Aufbau und Neubau der Produktionsanlagen, der Wohnungen, der Verkaufszentren, der Kulturstätten, der Gebäude für Verwaltungs- und soziale Zwecke, für Bildung, Erholung und Gesundheit erfordern entschlossene Eingriffe in die bisherigen Besitzverhältnisse an Grund und Boden, ein neues Bodenrecht, eine Bodenreform auch für die Städte, sie machen Flurbereinigungen, Grundstücksaufteilungen, die Lösung bestehender Miets-, Hypotheken- und Eigentumsrechte notwendig. Alle Bereicherungsabsichten, Grundstücksspekulationen und Geschäftemachereien müssen beim Wiederaufbau durch gesetzgeberische Maßnahmen rücksichtslos ausgeschaltet und die von Kriegseinflüssen verschont gebliebenen Vermögenswerte bis auf die äußerste Grenze neben allgemeinen Steuermitteln und Staatsanleihen zur Finanzierung des Wiederaufbaus herangezogen werden.“[24]

Neben der beabsichtigten Gründung einer gemeinnützigen Wohnungsbaugenossenschaft war die Durchführung einer „Baureparatur-Selbsthilfe“ und eine Sonderaktion zur Wiederherstellung von Lagerkapazitäten landwirtschaftlicher Erzeugnisse vorgesehen. Letztgenannte sollten auf Basis von Nachbarschaftshilfe organisiert werden und schnelle Abhilfe bei der Beseitigung zerstörter Bausubstanz ermöglichen. Angestrebt war ebenfalls die Abschöpfung von Mieteinnahmen aus nicht zerstörten Gebäuden, um Finanzmittel für den Wohnungsneubau bereitstellen zu können.

Schwierigkeiten bei der Verwirklichung des Wiederaufbaus bereitete der Mangel an Baustoffen und (Fach-)Arbeitskräften. Insbesondere die in der französischen Zone zu leistenden Reparationen, von denen Südbaden durch Demontagen, durch Ablieferungen aus laufender Produktion und durch den großflächigen Holzeinschlag und -export im Schwarzwald besonders betroffen[25] war, wirkten dem Wiederaufbau entgegen. Hinzu kam, daß viele Facharbeiter noch in Internierungslagern einsaßen und zudem die Ernährungssituation selbst ungenügend war. Das Staatskommissariat bereitete daher die Zusammenstellung von Bauarbeitergruppen vor, die einerseits auf freiwilligen Arbeitskräften basieren sollten und andererseits aus in den Internierungslagern inhaftierten Nationalsozialisten, die [294] je nach Schwere ihrer politischen Belastung für einen bestimmten Zeitraum Wiederaufbauarbeiten zu leisten hätten, zusammengestellt werden sollten.

Für die Bereitstellung von Arbeitskräften und die Erhöhung von Baustoff- und Lebensmittelzuweisungen stand Eckert in Verhandlungen mit den französischen Behörden.[26] Die Heranziehung von inhaftierten und von durch Säuberungsmaßnahmen aus ihren angestammten Tätigkeiten ausgeschiedenen Nationalsozialisten betrachtete Eckert ausdrücklich als Maßnahme zur Entnazifizierung: „Sie sollen mit uns allen zusammen arbeiten können und beweisen, daß sie aus innerer Bereitschaft wieder gutmachen wollen, was durch ihre Schuld über unser Volk an Not und Zerstörung hereingebrochen ist. Die gemeinsame Arbeit wird den Stachel des Diffamiertseins von ihnen nehmen und vielleicht für manchen unter den nationalsozialistischen Belasteten den Anfang eines neuen Lebens bedeuten [...] Die letzte Eintragung in das Tagebuch des Herrn Goebbels lautet folgendermaßen: ‚Sollte uns der Sprung in die große Macht nicht gelingen, dann wollen wir unseren Nachfolgern wenigstens eine Erbschaft hinterlassen, an der sie selbst zugrunde gehen sollen. Das Unglück muß so ungeheuerlich sein, daß die Verzweiflung, der Wehruf und Notschrei der Massen trotz aller Hinweise auf uns Schuldige sich gegen jene richten muß, die sich berufen fühlen, aus diesem Chaos ein neues Deutschland aufzubauen. Das ist meine letzte Berechnung.‘ Diese letzte Berechnung des Herrn Goebbels werden

---

24 Rundfunkrede (Typoskript) gehalten am 25.1.1947, 18.30 Uhr, o. O. (Privatarchiv Eckert).

25 Nach Anna Merklin (Brot ist Freiheit, Freiheit Brot. Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Südbaden 1832–1952, 2. Band: 1933–1952, hrsg. von der Industriegewerkschaft Metall, Verwaltungsstelle Offenburg, bearb. v. A. Merklin, Heilbronn 1991, S. 165 f.) hatte das relativ industriearme Südbaden unter der französischen Demontagepolitik besonders zu leiden, weshalb hier von der Bevölkerung die meisten Beschwerden und Proteste vorgetragen wurden.

26 Vgl. Der Wiederaufbau im Lande Südbaden. Auszug aus einem Rechenschaftsbericht von Staatskommissar Erwin Eckert, in: Unser Tag. Volkszeitung für Baden und Württemberg, 2. Jahr, Nr. 35, 10.5.1947, S. 3.

wir zuschanden machen. Wir werden an der uns von den nationalsozialistischen Verbrechern hinterlassenen Erbschaft nicht zugrunde gehen. Das ungeheuerliche Unglück, das sie über uns gebracht haben, wird uns nicht zur Verzweiflung bringen! Wir werden unsere zerstörten Städte, Ortschaften, unsere Industrieanlagen, die Krankenhäuser, die Schulen und Kulturstätten trotz aller Schwierigkeiten wiederaufbauen und aus dem Chaos, das uns rings umgibt, eine neue Ordnung schaffen."[27]

Die von Eckert vorgelegten Gesetzesentwürfe zur Regelung der Rechtsgrundlage des Wiederaufbaus wurden abgelehnt, ohne „überhaupt nur ernsthaft behandelt" worden zu sein, wie Eckert in einer Rede im Badischen Landtag anläßlich der Bemühungen um ein Aufbaugesetz Ende des Jahres 1949 (!) feststellte.[28]

Mit der am 6. August 1947 erfolgten Regierungsbildung nach der ersten Badischen Landtagswahl war das Ende der vorläufigen Regierungen gekommen. Damit war die Phase der Regierungsbeteiligung von Erwin Eckert beendet. [295]

Mitglied der Beratenden Versammlung des Landes Baden

Fünf Tage vor den badischen Kreistagswahlen am 13. Oktober 1946 hatte die französische Militärregierung in ihrer Zone die Einsetzung von verfassunggebenden Versammlungen angeordnet. Zu diesem Zweck wurden in (Süd-)Baden zwei Wahlkörper aus den (bereits im September gewählten) Gemeinde und den (neukonstituierten) Kreisversammlungen gebildet, die am 17. November 1946 insgesamt 61 Abgeordnete nach einer die Bevölkerungsdichte berücksichtigenden Verhältniswahl bestimmten.[29] Die BCSV gewann, wie schon in den vorausgegangenen Wahlen, die absolute Mehrheit. Sie stellte 37 Abgeordnete, während die SP 11, die DP 9 und die KP 4 Mandate erhielt. Eckert wurde von der Kreisversammlung für die KP in die Beratende Versammlung des Landes Baden gewählt und war dort zugleich einer von drei Vizepräsidenten.

Der grundlegende Einwand Erwin Eckerts gegen den in der Landesversammlung diskutierten Verfassungsentwurf bestand in der Konstituierung einer badischen Landesverfassung selbst: „Es hat nach der Auffassung der kommunistischen Partei wenig Sinn, eine Spezialverfassung für Südbaden zu schaffen, bevor die Grundsätze für eine deutsche Verfassung und die Abgrenzung der Zuständigkeit einer gesamtdeutschen Regierung und der Regierungsgewalten in den einzelnen Ländern geklärt sind.[30]

Zuerst seien die politischen, wirtschaftlichen und geistigen Ursachen und Folgen des Faschismus zu beseitigen, um auf Basis einer antifaschistisch-demokratischen Ordnung dem Volk selbst die Aufgabe einer Verfassungsgebung zu übertragen. Damit entsprach die Linie der KP Baden, die von Eckert maßgeblich geprägt wurde, einerseits der Strategie der KPD insgesamt: der Verhinderung eines westdeutschen Separatstaates.[31] Andererseits berücksichtigte sie zugleich die besondere regionale Situation im deutschen Südwesten: hier hatte der Konstanzer Archivar Otto Feger mit den Thesen seines Buches „Schwäbisch-alemannische Demokratie" (1946) einigen Zulauf. Er behauptete, der Südwesten sei gegen seinen „Willen vom Norden zum Nationalsozialismus zwangsbekehrt worden", und forderte aufgrund dessen einen schwäbisch-alemannischen Separatstaat, „ein Ausscheiden aus der Schicksalsverbundenheit des Deutschtums!"[32] Fegers politisches Programm hatte unter leichter Abwandlung eines „alemannischen Südwestens" einige Anhänger unter den Wählern und Abgeordneten der BCSV. Diese setzten auf die Unterstützung durch die französische Besatzungsmacht und

---

27 Rundfunkrede (Typoskript), a. a. O., S. 4.

28 Verhandlungen des Badischen Landtages, 3. Sitzungsperiode, 4. Sitzung, 25. 11. 1949, Freiburg i. Br., S. 7.

29 Vgl. F. Roy Willis, The French in Germany 1945–1949, Stanford California, 1962, S. 197 f.

30 Verh. d. Ber. Vers. d. Landes Baden, 12. Sitzung, 11.4.1947, S. 8.

31 Vgl. Georg Fülberth, KPD und DKP 1945–1990. Zwei kommunistische Parteien in der vierten Periode kapitalistischer Entwicklung, Heilbronn 1990, S. 14.

32 Otto Feger, Schwäbisch-alemannische Demokratie, zit. nach dem Redeprotokoll Eckert, Verh. d. Ber. Vers d. Landes Baden, 12. Sitzung, 11.4.1947, S. 11. Nach Paul-Ludwig Weinacht (Die politische Nachkriegsentwicklung und die Auseinandersetzungen um den Südweststaat, 1. Land Baden [Südbaden], in: Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, hrsg. v. d. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Stuttgart 1987 [2. Aufl.], S. 206 ff., hier S. 226) durfte Fegers Buch in einer Auflage von 200.000 (!) Exemplaren erscheinen.

erhofften offenbar eine landsmannschaftliche Generalamnestie.

Eckert beschränkte sich in seinen Reden vor der Badischen Landesversammlung allerdings nicht auf diese grundsätzliche Kritik, sondern formulierte in vielen Einzelpunkten Gegenpositionen zu dem von den bürgerlichen Parteien dominierten Verfassungsentwurf. [296] Sie basierten auf einem von ihm für die KP erarbeiteten Gegenentwurf, der hier – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – skizziert sei:[33]

Die religiösen Formulierungen in der Präambel, wonach sich das badische Volk im Vertrauen auf Gott eine Verfassung gegeben habe, sollten gestrichen werden: „Der Name Gottes ist schon so oft in Präambeln und pathetischen Schlußsätzen von Verträgen, Erklärungen, Aufrufen und Verfassungen mißbraucht worden, daß wir gerade nach den Erfahrungen, die wir mit der Anrufung Gottes durch Hitler und seine Verbrecherclique gemacht haben, den Namen Gottes nicht in die allzu irdische Sphäre des politischen Machtkampfes heruntergezogen sehen möchten [...] Eine Verfassung auf dem Fundament der Grundsätze, die uns aus der Verkündigung und dem Leben Jesu Christi deutlich geworden sind, wird es erst geben können, wenn die Vorgeschichte der Menschheit mit dem Sieg der sozialistischen Ordnung vorbei ist, die klassenlose Gesellschaftsordnung Wirklichkeit sein wird und keine Kriege mehr über die Erde rasen. Dann erst wird das Fundamentalgebot christlicher Sittenlehre: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, die Grundlage der menschlichen Gesellschaft sein können. Dann erst werden die Hoffnungen und Verheißungen der Bergpredigt auf Gerechtigkeit, Friede und Freude, aus dem Geiste der Güte und der Liebe Wirklichkeit werden können.“[34] Stattdessen solle in der Präambel lediglich festgestellt werden, daß sie einen den Zeitumständen und der Not entwachsenen Versuch zur politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Neuordnung bedeute.

Als Begrenzung der Gesetzgebungshoheit des Landtages sollte der Ständerat, eine von der BCSV favorisierte Zweite Kammer in berufsständischer Zusammensetzung, ersatzlos gestrichen werden.

Ebenso wurden die Bestimmungen des Beamtenrechts abgelehnt, da sich die Beamtenschaft als maßgeblicher Funktionsträger des faschistischen Staates erwiesen hatte: „Es soll kein besonderes Beamtenrecht geben und keine Pensionen, die Rechte der Beamten werden, wie die aller anderen arbeitenden Menschen, durch die Bestimmungen des vorgesehenen Arbeitsrechtes festgehalten [...]“[35]

Zu heftigen Auseinandersetzungen kam es bei der vorgesehenen und schließlich von der Versammlungsmehrheit durchgesetzten Verankerung der Parteien als Verfassungsbestandteil. Sie hätten sich, so forderte der Entwurf, in Programm und Verhalten zu den Grundsätzen des demokratischen Staates zu bekennen; in Zweifelsfällen entscheide der Staatsgerichtshof über die Verfassungskonformität. Die KP-Abgeordneten sahen die latente Gefahr eines, auf Bundesebene im Jahr 1956 evident werdenden, KPD-Verbotes voraus, überzeichneten gleichzeitig aber die Auswirkungen dieser Bestimmung als Keim zu einer „demokratisch verhüllte(n) Diktatur“.[36] Ebenfalls scharf kritisiert wurde die „Omnipotenz des Staatsgerichtshofes“,[37] der über Parlament, Verfassung und Volk stehe, weil selbst [297] durch Volksabstimmung nicht über von diesem als unabänderlich angesehene Grundbestandteile einer Verfassung entschieden werden könne.

Ein Glanzstück politischer Programmatik und Rhetorik sind Eckerts Einlassungen zur deutschen Justiz. Sie markieren die Eckpunkte einer Debatte, die in der Bundesrepublik erst in den 80er Jahren geführt werden sollte:[38] „So groß unsere Achtung vor den Aufgaben des Richters ist, so verächtlich erscheint uns der Stand des deutschen Juristen geworden zu sein. Wir kennen sie, die Herren Richter

---

33 Dieser wurde in der KP-Zeitung „Unser Tag. Volkszeitung für Baden und Württemberg“ in mehreren Ausgaben des Jahres 1947 veröffentlicht.

34 Verh. d. Ber. Vers. d. Landes Baden, 12. Sitzung, 11.4.1947, S. 13.

35 Ebd., S. 14.

36 Rede Eckert, ebd., S. 42.

37 Rede Eckert, Verh. d. Bar. Vers. d. Landes Baden, 13. Sitzung, 14.4.1947, S. 3.

38 Stellvertretend sei genannt: Ingo Müller, Furchtbare Juristen. Die unbewältigte Vergangenheit unserer Justiz, München 1987.

und Staatsanwälte der Volks- und Sondergerichte in den schwarzen und roten Talaren, die goldenen und silbernen Hoheitsabzeichen des Dritten Reiches auf der Brust. Wir haben als erste ihre Gerechtigkeit und ihre Menschlichkeit erlebt. Wir sehen sie an den breiten Tischen sitzen ungerührt, überheblich, zynisch und Todesurteile über Todesurteile fällen, 1.000 Jahre Gefängnis für ihre politischen Gegner. Wir sehen die deutschen Juristen, die als angeblich wahrhaftige und unbestechliche Vertreter der Gerechtigkeit die Gesetze des Dritten Reiches entwarfen und durchführten, nach denen ganze Völker in Polen streng legal ausgelöscht, Millionen Juden in Deutschland umgebracht, sterilisiert und um Hab und Gut gebracht wurden, unzählige aufrechte, für höhere Ideale begeisterte Männer und Frauen in äußerste Not und in letztes Elend hinausgejagt wurden. Wir wissen, daß sie lange vorher schon die Vorbereitung, die Aufrichtung, die Durchführung und die Aufrechterhaltung der Hitlerdiktatur mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln unterstützten und sich wie Sklaven vor der Peitsche unter die Nazidiktatur beugten.“[39]

Das Urteil im Tillessen-Prozeß habe die Unfähigkeit der Juristen gezeigt, sich von „Gesetzespositivismus“ und „formaljuristische(r) Equilibristik“ zu verabschieden. Dies sei beileibe kein Einzelfall gewesen: „Wir müssen dem Herrn Abgeordneten und Juristen Werlein leider entgegnen, der Fall Tillessen ist nicht der einzige und noch nicht einmal der schlimmste Fall im Bereich der neuen deutschen demokratischen Justiz. Die bekannten Juristen Dr. Laternser und Dr. Lafontaine haben im Eichberg-Prozeß gegen die Ärzte Dr. Mennecke und Dr. Schmidt, die ‚kraft positiven Rechts‘ ungezählte Menschen durch Vergasung und Todesspritzen ermordeten, von ‚Rechts wegen‘ auf Freispruch ihrer Mandanten plädiert, weil die Befehle des obersten und einzigen Gesetzgebers des Dritten Reiches – ‚Hitlers‘ – zur Menschenvernichtung Gesetze und darum rechtsverbindlich gewesen seien. Nach dieser Rechtsauffassung sogenannter demokratischer Juristen sind die Millionen rechtlos gemachter Staatsfeinde und Volksschädlinge zu Recht vernichtet worden.“[40]

Dementgegen sollte nach dem Eckertschen Verfassungsentwurf der Landtag die Kontrolle über die Rechtsprechung ausüben, d.h. die Mitglieder der obersten Landgerichte sollten auf Vorschlag des Justizministeriums und in Abstimmung mit der Regierung auf fünf Jahre vom Parlament gewählt werden. Ebenso sollte ein Dienststrafhof eingerichtet werden, vor dem Richter, die ihre Pflichten fahrlässig oder vorsätzlich verletzten, zur Rechenschaft gezogen werden könnten. Weiterhin sollten den Berufsrichtern auf allen Gebieten und in allen Instanzen der Rechtspflege Laienrichter beigeordnet werden.

[298] Schließlich seien noch die Forderungen nach einem Recht auf Arbeit, nach einer entschiedenen Bodenreform und einem Mitbestimmungsgesetz genannt. Letztgenanntes sollte eine gleichberechtigte Beteiligung der Entscheidungen über Lohnhöhe, Arbeitsbedingungen und Produktivkraftentwicklung zwischen Arbeitern und Unternehmern ermöglichen.

In all diesen Punkten konnten sich die Kommunisten nicht durchsetzen. Erfolgreich – und hier auch nur indirekt – waren sie lediglich in der Auseinandersetzung um die Beibehaltung der Bestimmung „Kein Badischer Staatsbürger darf zur Leistung militärischer Dienste gezwungen werden“ (Art. 3 im Abschlußentwurf). Eine Mehrheit aus BCSV und DP hatte nach anfänglicher Akzeptanz dessen Streichung beschlossen und durchgesetzt. Die Linksparteien stellten daraufhin einen Wiedereinführungsantrag, der angenommen wurde, weil sich die Mehrheit der BCSV-Fraktion – offensichtlich aufgrund einiger Empörung in der Öffentlichkeit – der Stimme enthielt.[41] Daß der vorgesehene Ständerat gestrichen wurde, war dem schlechten Abstimmungsergebnis zuzuschreiben; nachdem der Entwurf die 1. Lesung lediglich mit den Stimmen der BCSV (bei 22 Gegenstimmen) passiert hatte, nahm diese Verhandlungen mit der SP auf. In der Hoffnung, den Verfassungsentwurf auf eine breitere Grundlage zu stellen, kam man in einigen Punkten der SP entgegen. Diese stimmte allerdings auch in 2. Lesung

39 Ebenda, S. 3.

40 Ebenda, S. 4.

41 Vgl. Verfassung und Wehrdienst, in: Südwestdeutsche Volkszeitung, Nr. 33, 26.4.1947, S. 2; Ja oder Nein. Schlaglichter auf die CSV-Politik in der Militärfrage, in: Unser Tag. Volkszeitung für Baden und Württemberg, Wahlzeitung der KP Nr. 2, 10.5.1947.

dagegen. Nun votierten aber die Abgeordneten der DP zusammen mit jenen der BCSV für den Entwurf, so daß dieser mit 40 gegen 12 Stimmen angenommen wurde.[42]

Kommunisten und Sozialisten riefen zur Ablehnung des Verfassungsentwurfs in dem von der Militärregierung vorgeschriebenen Volksentscheid auf, obgleich die von der KP angestrebte Aktionsgemeinschaft in der Verfassungskampagne nicht zustande kam.[43] Damit lehnten im Land Baden beide Arbeiterparteien eine Verfassung ab, die zumindest in der Eigentums- und Parteienregelung dem späteren Grundgesetz entsprach. – Letzteres ist offenbar dem Wirken des Freiburger Staatsrechtlers Theodor Maunz zuzuschreiben: er war sowohl an der Vorbereitung der badischen Verfassung als auch am Verfassungskonvent von Herrenchiemsee beteiligt.[44] – Die Gründe hierfür vermutet Paul-Ludwig Weinacht in [299] einem kräftigeren Nachwirken der Einheitsbestrebungen der Arbeiterbewegung in Baden als andernorts.[45] In der Volksabstimmung am 18. Mai 1947, die gleichzeitig mit der ersten badischen Landtagswahl stattfand, stimmten 67,93% der Wähler für die Annahme des von den bürgerlichen Parteien vorgelegten Verfassungsentwurfs, während sich 32,07% dagegen aussprachen. Die Wahlbeteiligung lag bei 67,88%.[46]

Mitglied des Badischen Landtages

Bei den Wahlen zum Badischen Landtag hatte die BCSV, die mit der Wahlparole „Es gibt nur zwei Wege: Selbstmord oder Gott – Wir wählen Gott“[47] angetreten war, leichte Stimmenverluste hinnehmen müssen. Sie erhielt 34 Mandate (55,9%), während die SP 2 Sitze hinzugewann (22,4%) und bei den anderen beiden Parteien (DP 14,2%; KP 7,4%) keine Änderungen eintraten.

Die zunehmende Ausgrenzung der Kommunisten aus dem öffentlichen und politischen Leben machte sich auch im Landtag bemerkbar. Hier versuchte die BCSV ihre absolute Mehrheit zu nutzen, um die KP aus den Parlamentsausschüssen fernzuhalten. Die SP zog daraufhin ein Mitglied zugunsten der KP zurück, so daß der KP-Abgeordnete Büche in den Geschäftsordnungsausschuß und Eckert in den Vertrauensmänner-Ausschuß, der die Funktion eines Ältestenrats hatte, gewählt wurden. Bei späteren Besetzungen von Ausschüssen wurden die Kommunisten nicht mehr berücksichtigt.[48] Des Weiteren

---

42 Vgl. Willis, a. a. O., S. 203; Rückblick und Feststellungen. Die badische Verfassung und die Sozialdemokratie, in: Südwestdeutsche Volkszeitung, Nr. 33, 26.4. 1947, S. 2.

43 Im Politischen Bericht (Südbaden), Pfingsten 1947, der KP heißt es, die Aktionsgemeinschaft sei vom badischen SP-Landesvorstand zugesagt, „aber dann offensichtlich durch höhere Weisung, trotz Zusagen, nicht verwirklicht“ worden (Privatarchiv Eckert).

44 In einer offenbar aus der Tätigkeit als Kommissar für Entnazifizierung stammenden Beschreibung des Staatsrechtslehrers Theodor Maunz heißt es u.a.:“[...] Maunz war einer der hervortretendsten Repräsentanten des nationalsozialistischen Staatsrechts. Er wurde zum Kronjuristen des nationalsozialistischen Polizeirechts und wissenschaftlicher Experte bei Instituten, die im Dienst des Reichssicherheitshauptamtes standen. Das Institut für Staatsforschung in Berlin und die ihm angegliederte Akademie für internationale Verwaltungswissenschaften, beide unter der Leitung des Berliner Ordinarius für Staatsrecht, SS-Standartenführer Prof. Reinhold Höhn, zählte Maunz zu den engsten und vertrauensvollsten Mitarbeitern. Noch im Februar 1945 wurde Maunz zu einer von Staatssekretär und SS-Obergruppenführer Dr. Stuckart (zuletzt Stellvertreter Himmlers im Reichsinnenministerium) nach Berlin einberufenen Sondertagung berufen, die die deutsche Verwaltung auf den totalen Kriegseinsatz ausrichten sollte. Zu dieser Tagung waren auch die wichtigsten höheren SS- und Polizeiführer geladen. Die Tagung kam nicht mehr zustande; der Vormarsch [299] der Russen auf die Reichshauptstadt machte sie unmöglich. Maunz war einer der bedeutendsten Repräsentanten der nationalsozialistischen deutschen Staats- und Verwaltungsrechtswissenschaften und ihrer destruktiven Ideologien im Dritten Reich. Seine Gesamthaltung ist die eines Konjunkturritters. Die Nachprüfung seiner Schriften, insbesondere seiner Aufsätze in der Fachzeitschrift ‚Die deutsche Verwaltung‘, dürfte dieses Urteil eindeutig bestätigen [...] Der Leugner und Verächter aller rechtsstaatlichen Garantien wird sich nun bald zum Apostel der reinsten demokratischen Verwaltungsrechtslehre gewandelt haben.“ (in: Privatarchiv Erwin Eckert).

45 Weinacht, a. a. O., S. 223.+++

46 Alle Angaben nach Südwestdeutsche Volkszeitung, 2. Jg., Nr. 40, 20.5.1947.

47 Der Landesvorsitzende gibt die Wahlparole, in: Südwestdeutsche Volkszeitung für christliche Politik und Kultur, 2. Jg., Nr. 32, 23. 4. 1947. Wohleb begründete diese wie folgt: „Nicht mystische Inbrunst erfüllt uns, wenn wir dies aussprechen, sondern nüchterne Klarheit (Hervorhebung im Original, J.S.), daß wir in unserem persönlichen, also auch im politischen und wirtschaftlichen, d.h. im Staatsleben mit unserer Weisheit am Ende sind und ohne Gottes Hilfe nicht weiterleben können.“ (Ebenda)

48 Vgl. Verhandlungen des Badischen Landtags, 1. Sitzungsperiode, 1. Sitzung, 29.5.1947 u. 3. Sitzung, 20.6.1947.

wurde den kommunistischen Abgeordneten per Geschäftsordnung der Fraktionsstatus entzogen und lediglich der minderwertigere Gruppenstatus, der u. a. die Einreichung von Gesetzentwürfen nicht erlaubte, zuerkannt.

Die Regierungsbildung in Baden verzögerte sich bis in den August hinein. Sie war das Ergebnis französischer Einflußnahme: Die Militärregierung hatte angeordnet, daß der bisherige Leiter des Wirtschaftsressorts, Leibbrandt (SP), sein Amt behalten sollte; somit war eine Koalition zwischen BCSV und SP vorprogrammiert. Ansätze zu einer Regierungsbildung auf breiterer Basis – aus den Reihen der BCSV plädierte Staatspräsident Wohleb für die Bildung einer Allparteienregierung[49] – zerschlugen sich schon bald.[50] Doch auch das [300] Bestehen der Regierungskoalition selbst war nur von kurzer Dauer: Bereits Ende Dezember 1947 zog die inzwischen in Sozialdemokratische Partei umbenannte SP ihre Minister aus der Regierung zurück. Den Anlaß bildeten unüberbrückbare Positionen in Fragen der Boden- und Agrarreform, welche durch die am 21. Oktober 1947 veröffentlichte Ordonnanz 116 der französischen Militärregierung verordnet worden war und ursprünglich bis zum 31. Dezember 1947 im Rahmen des Demokratisierungsprozesses durchgeführt werden sollte. Der maßgebliche Wortführer der Opposition zum hierzu von der BCSV (seit Januar 1948 nunmehr CDU) vorgelegten Gesetzentwurf war Erwin Eckert.

Er bezeichnete das Bodenreformgesetz als „Gesetz zur Sicherung der Interessen der Großgrundbesitzer“ und verwies auf die politische, ethische und historische Notwendigkeit der Enteignung der Großgrundbesitzer, die sich bereitwillig in den Dienst des faschistischen Staates gestellt hatten: „Für uns ist also die Bodenreform eine innenpolitisch notwendige Maßnahme des sich bildenden demokratischen Staates. Die Erfahrungen der formalen Weimarer Demokratie, an deren Ende die Hitler-Gewaltherrschaft der Monopolkapitalisten und die Wiederauferstehung der Großgrundbesitzerkaste stand, sollte für alle Freunde einer zuverlässig fundamentierten Demokratie ein warnendes Beispiel sein. Ein zweites Mal dürfen nicht aus den Kreisen der Standes- und Grundherren Standarten- und Gruppenführer der SA und SS und Berufsoffiziere hervorgehen, deren Handwerk der Krieg ist. Wir wollen den Frieden. Wir wollen die politische Freiheit und Unabhängigkeit des einzelnen Bürgers, der bisher von den Großgrundbesitzern abhängigen Bauern und Pächter durch die Entmachtung des Großgrundbesitzes [...] Für uns ist die Bodenreform eine sittliche Verpflichtung des demokratischen Staates. Das Ackerland, das nie als erarbeitetes Eigentum bezeichnet werden kann, niemand hat bisher auch nur 1 ccm Erde geschaffen, dient unserer Ernährung, der Erhaltung des Lebens derer, die in einem bestimmten Gebiet wohnen. Die Bauern sind es, die durch ihre Arbeit dem Boden die Nahrung abringen, die wir brauchen. Ihnen gehört das Ackerland als den Treuhändern der Gemeinschaft zu vererbbarem Eigentum. In ihre Hand muß auch das Land gegeben werden, das die Standes- und Grundherren im Laufe der Jahrhunderte an sich gebracht haben [...] Wir fordern die entschädigungslose Enteignung der Großgrundbesitzer, auch ihres Waldbesitzes, der dem Volke gehört. Der Grund und Boden der Prinzen, Fürsten und Barone ist altes Bauernland, das den Bauern im Laufe der Jahrhunderte durch Bauernlegen, Knechtung und systematische Entrechtung gestohlen wurde. Es ist tausendfach im Voraus mit dem Blut geschändeter und entrechteter Bauern, mit einem Meer von Tränen, mit Entsagungen, mit einem Leben voller Entbehrung und Entwürdigung bezahlt. Was der Grundadel den [301] Bauern angetan hat in den vergangenen Jahrhunderten, kann auch durch die von uns geforderte Enteignung nicht gut und ungeschehen gemacht werden. Ihre heutigen Nachkommen sollen

---

49 „Der Staatspräsident hat seine Absicht, im Hinblick auf die Not des badischen Volkes und die politische Gesamtlage eine Regierung aus Vertretern aller Parteien zu bilden, bisher nicht durchsetzen [300] können. Er wird jedoch entsprechend seiner Überzeugung seine Bemühungen nicht aufgeben. Sobald die Möglichkeit einer Beteiligung der Demokratischen Partei an der Regierung gegeben ist, wird der Staatspräsident erneut die Beteiligung der Kommunistischen Partei in der Person eines Staatsrates im bisherigen Sinn seiner Bemühungen zu erreichen suchen.“ (Erklärung Wohlebs v. 30.7.1947, zit. n. Redeprotokoll Eckert, Verh. d. Badischen Landtags, 1. Sitzungsperiode, 16. Sitzung, 4.2.1948, S. 3.) Nach Eckert scheiterten diese Bestrebungen aus zwei Gründen: Zum einen weigerte sich die DP, in eine Allparteienregierung einzutreten, solange das Wirtschaftsministerium von der SP geführt wurde; zum anderen ließ die Ausrichtung der BCSV auf „eine ausschließlich westlich orientierte Politik, einer Marshallplanpolitik“, solche Bestrebungen verschwinden (vgl. ebenda).

50 Vgl. auch Weinacht, a. a. O., S. 223.

nicht zur Verantwortung gezogen werden für die Verbrechen ihrer Vorfahren; aber das Land, das sie besitzen, muß in die Hände der Bauern gegeben werden.“[51]

In seiner über zweistündigen Rede – eine Verlängerung der Redezeit war durch die Unterstützung der Sozialdemokraten zustande gekommen – ging Eckert auf all jene Punkte des vorgelegten Gesetzentwurfes ein, die das ursprüngliche Ziel einer durchgreifenden Agrarreform verwässerten. In dem von der KP vorgelegten Gegenentwurf, der aufgrund begrenzter parlamentarischer Rechte in zahlreichen Abänderungsanträgen präsentiert werden mußte, standen die Aufteilung des Großgrundbesitzes über 100 ha an landarme und landlose Bauern und Kriegsvertriebene sowie die Einbeziehung des Waldbesitzes in die Maßnahmen zur Bodenreform im Zentrum der Forderungen. Damit knüpfte die KP, wie Eckert im Landtag erklärte,[52] in elementaren Punkten an Forderungen an, die in den Reihen der CDU und eines Teils Ihrer Wähler einmal selbst erhoben worden waren: So hatte der unter der Leitung des Staatssekretärs für Landwirtschaft und Ernährung, Diez (BCSV), erarbeitete Entwurf zur Bodenreform vom 2. August 1946 vorgesehen, die 100 ha überschreitende landwirtschaftliche Nutzfläche und den Waldbesitz der Grundherren in Staatsbesitz zu überführen; die Einbeziehung des Waldbesitzes wurde ebenfalls vom Badischen Landwirtschaftlichen Hauptverband noch im Herbst 1947 gefordert.

Diese Forderungen zogen ihre Begründung aus dem übergroßen Waldbesitz der Fürsten. Allein der größte Landbesitzer Badens, Fürst von Fürstenberg, soll – nach Angaben des Berichterstatters der Regierung[53] – im Besitz von über 26.000 ha Wald gewesen sein. Der Artikel 11 des vorgelegten „Entwurfs eines Landesgesetzes zur Verbesserung der landwirtschaftlichen Bodenverteilung und Bodennutzung“ sah zudem vor, daß zur Erhaltung von Kulturbesitz Ackerland aus der Landabgabe herausgenommen werden kann. Dies war, wie Eckert zu Recht konstatierte, eine Regelung zugunsten des Großgrundbesitzes, der schließlich im Besitz solcher Kulturgüter war: „Vor Abfassung des Artikels 11 [...] hat, wie der Herr Staatspräsident im Ausschuß bekanntgab, eine vom Kultusministerium einberufene Zusammenkunft stattgefunden, an der die Vertreter der Kirche und des Großgrundbesitzes, unter anderem auch des Hauses Fürstenberg und des früheren Großherzoglichen Hauses, teilgenommen haben. Man braucht sich also nicht über die Sachkenntnis zu wundern, mit der die Paragraphen des Entwurfs formuliert sind, die von der Heranziehung des Großgrundbesitzes zur Landabgabe handeln. Soviel uns bekannt ist, waren bei der Besprechung weder Vertreter des Landtages anwesend, noch der politischen Parteien, noch des Landwirtschaftlichen Hauptverbandes, der mit den Gewerkschaften zusammen einen Entwurf zur Bodenreform fertiggestellt hat, der in seinen Grundzügen vom Landwirtschaftsministerium gebilligt wurde und den wir als Initiativ-Antrag der SP kennen. Selbstverständlich waren bei dieser Konferenz keine Vertreter der Landbewerber, der Kleinbauern [302] und Kriegsvertriebenen dabei.“[54] Die von der KP vorgesehene 100 ha-Bemessungsgrenze berücksichtigte in ihrer nicht gerade geringen Höhe die ungünstigen naturräumlich-agrarischen Bedingungen des Schwarzwaldes und zielte vor allem darauf ab, eine genügende Menge Landes zur Verteilung aufzubringen. Der BCSV-Entwurf hätte nach Eckert nur nicht-vorhandenes bzw. nicht zur Verfügung stehendes Land verteilt: u. a. Ländereien der ehemaligen Wehrmacht, die nun im Besitz der französischen Besatzungsmacht waren; Grundeigentum der NSDAP und ihrer Untergliederungen, das als landwirtschaftliche Nutzfläche in Baden fast nicht vorhanden war; aus Entnazifizierungsmaßnahmen beschlagnahmtes Land, das durch die abgebrochene bzw. gescheiterte Säuberung ebenfalls so gut wie nicht vorhanden war.[55]

Der kirchliche Großgrundbesitz, immerhin ca. 25.000 ha, sollte nach Eckerts Vorstellungen übrigens „nicht auf dem Wege des Zwangs“ herangezogen werden: „Die Kirchen, auch die evangelischen und protestantischen, obwohl gerade in ihren früheren Reihen sehr begeisterte Naziaktivisten gewesen sind, können nicht ohne weiteres zu der Klasse der feudalen und kapitalistischen Großgrundbesitzer gerechnet werden, deren Macht wir durch das Bodenreformgesetz brechen wollen, auch nicht zu den

51 Verh. d. Badischen Landtags, 1. Sitzungsperiode, 16. Sitzung, 4. 2.1948, S. 10 f.
52 Vgl. ebenda, S. 10.
53 Vgl. ebenda, S. 16.
54 Ebenda, S. 12.
55 Vgl. ebenda, S. 13.

Kriegsverbrechern und Militaristen.“[56]

Obwohl Eckert den Vorwurf aus Reihen der CDU zurückwies, hier seien taktische Überlegungen im Spiel, waren wohl seine Erfahrungen aus den Auseinandersetzungen um den Volksentscheid für die entschädigungslose Enteignung der Fürsten im Jahre 1926 in diesen Passus eingeflossen. Eckert hatte sich als Pfarrer, Mitglied des Bundes der Religiösen Sozialisten und der SPD für die Enteignung der Fürsten engagiert und dabei einen über Baden hinausreichenden Bekanntheitsgrad erlangt. Als ein entschiedener Gegner in der von KPD und SPD gemeinsam geführten Kampagne hatten sich die katholische und die protestantische Kirche erwiesen und schließlich bedeutenden Einfluß auf den negativen Ausgang des Volksentscheids ausgeübt.[57] Dies galt es offenbar nun (1948) zu vermeiden. Bei den Landtagsabstimmungen zur Agrarreform allerdings, in denen Kommunisten und Sozialdemokraten größtenteils gemeinsam votierten,[58] war man aufgrund der Mehrheitsverhältnisse chancenlos.

Die von der KP angestrebte Allparteienregierung zum Zwecke der Verwirklichung eines Notprogramms mit den Themen Ernährungssicherung, Bodenreform, Mitbestimmung und Entnazifizierung war längst den Bedingungen des sich bildenden Weststaates zum Opfer gefallen. Auch die SPD war, insofern sie auf den Gebieten der Agrar- und Wirtschaftsordnung weitergehende programmatische Vorstellungen hegte, diesen Bedingungen unterlegen. Die CDU unterstrich die Ablehnung gesellschaftlicher Strukturveränderungen im Land Baden durch die Bildung einer Einparteienregierung.

[303] Die Schaffung einer neuen Währung mit der Währungsreform am 20. Juni 1948 bedeutete die Einbindung in den kapitalistischen Westen und damit die Zementierung der alten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Zwar erkannte Eckert zu Recht, daß mit der Währungsreform das wesentliche Element zur Konstituierung eines westdeutschen Separatstaates gegeben war, prognostizierte deren Folgen dagegen völlig fehl: „Diese Deutsche Mark, Sie werden sie alle schon angeschaut haben, ist schon äußerlich nichts anderes als eine minderwertige Ausführung des Dollars, eine Kolonialwährung der Wallstreet für das in Abhängigkeit und Elend dahinsiechende Westdeutschland.“[59] Die wirtschaftspolitische Argumentation Eckerts, wonach Währungsreform in Verbindung mit Marshallplan der Anfang eines „unvorstellbaren Massenelendes“ und der „wirtschaftlichen Versklavung“ bedeute, war offensichtlich – wie jene der KPD insgesamt – dem Festhalten an einer politökonomischen Analyse geschuldet, die den Kapitalismus in die Periode seines Niedergangs eingetreten sah.[60] In einer Rede auf der Landesvorstandssitzung der KP Baden am 27./28. August 1949, die das schlechte Abschneiden der Kommunisten bei der ersten Bundestagswahl (5,7%) zum Thema hatte, konstatierte Eckert die weiterhin bestehende Gültigkeit der prognostizierten krisenhaften Zuspitzung: „Diese Analyse hat für uns etwas Beruhigendes. Wir wissen, daß die politische und wirtschaftliche Entwicklung so kommen muß, wie wir sie sehen und deutlich gemacht haben. Der Ausgang der Wahlen hat, wie das Genosse Reimann in seiner ersten Stellungnahme umriß, keinerlei Voraussetzungen geschaffen zur Lösung der politischen und wirtschaftlichen Probleme, die für unser Volk bestehen. Die staatspolitischen und wirtschaftlichen Folgen der Westpolitik werden sich so eindeutig auswirken, daß die Partei trotz der Scheinopposition der SPD große Chancen haben wird, die enttäuschten Massen für ihren politischen Kampf zu gewinnen. Sie wird bei den zu erwartenden verschärften sozialen Kämpfen den Nachweis der Richtigkeit ihrer Politik der nationalen Front verstärkt führen können und sich dabei auf die Beschlüsse des Schlußprotokolls der Pariser Konferenz stützen.“[61] Obgleich durch Preisfreigabe bei gleichzeitigem Lohnstopp die Hauptlasten der Kapitalbildung und Profitanregung von den Lohnabhängigen zu tragen war – Eckert forderte daher immer

---

56 Ebenda, S. 16.

57 Nach Balzer, a. a. O., 1975, S. 109–146. Diese Auseinandersetzungen schlugen sich auch auf der beruflichen Ebene nieder, in Disziplinierungsmaßnahmen, bis hin zur Drohung der Entlassung aus dem Kirchendienst, versuchte die Badische Landeskirche Eckert zu maßregeln (ebenda, S. 129 ff.).

58 Vgl. z. B. Verh. d. Badischen Landtags, 1. Sitzungsperiode, 17. Sitzung, 5. 2. 1948, S. 52, 53 (gemeinsames Votum) u. S. 32 (unterschiedliche Voten).

59 Verh. d. Badischen Landtags, 1. Sitzungsperiode, 23. Sitzung, 22.6.1948, S. 15.

60 Vgl. Fülberth, a. a. O., S. 17 f.

61 Rede (Typoskript) in der Landesvorstandssitzung vom 27. u. 28.8.1949 über das Ergebnis der Bundestagswahlen und die nächsten Aufgaben der Partei, S. 10 (Privatarchiv Eckert).

wieder die Angleichung der Reallöhne an die Preise[62] – und zudem die Auswirkungen der Währungsreform in der französischen Zone aufgrund deren wirtschaftlicher Abgeschiedenheit gegenüber der Bizone zunächst von geringem Erfolg waren, sollte diese Argumentation schon bald hinfällig werden.

Ein weiterer Punkt in den politischen Anstrengungen Eckerts galt der Bekämpfung der sich abzeichnenden Remilitarisierung. Anträge gegen den Atlantikpakt als „Gefahr für die Einheit Deutschlands und die Erhaltung des Friedens“[63] und zur Ächtung der Atombombe,[64] nach Ausbruch des Koreakrieges gestellt, verfielen der Ablehnung. In seinen Landtagsreden sprach er sich u. a. gegen die zunehmende Berücksichtigung von militärischen Belangen beim Straßenbau (Sprengschächte) aus und betrachtete den in die Finan-[304]zierung „der Kriegspolitik Bonns“ eingebundenen badischen Finanzhaushalt als einen „Vorkriegsetat“[65].

Die heftige und emotional aufgeladene Debatte über die Bildung eines Südweststaates Ende der 40er und Anfang der 50er Jahre betrachtete die KP unter dem Primat der nationalen Politik. Erst wenn die Einheit Deutschlands wiederhergestellt sei, könne über die Gestaltung des Staatswesens entschieden werden; bis dahin seien die alten Länder Baden und Württemberg zu rekonstruieren: „Ich stamme aus einer Familie, die etwa 500 Jahre in Baden ansässig ist, und ich muß sagen, es schwingt auch bei mir sehr viel von dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit Landschaft und Heimat mit; aber wenn ich die Überzeugung hätte, daß der andere Weg der richtige wäre, dann würde auch ich aus dieser Überzeugung heraus diese innere Bindung überwinden und eine politische Haltung einnehmen, die dann anders wäre, als sie jetzt ist. Wir treten für die Selbständigkeit der alten Länder Baden und Württemberg ein, und zwar deshalb, weil wir der Meinung sind, daß die Frage der Gestaltung der deutschen Länder ausschließlich Angelegenheit der Deutschen selbst ist und daß sie deshalb erst dann vollzogen werden kann, wenn alle Besatzungsmächte unser deutsches Vaterland verlassen haben. Alle, sage ich!“

Der ökonomische Aspekt war von zentralem Stellenwert in der vehement geführten Neugliederungsdebatte: Die Bildung eines Südweststaates sei, so die Argumentation der Befürworter des Zusammenschlusses, aufgrund des hohen Verschuldungsstandes des Landes Baden notwendig. Nach Eckert war dieser das Resultat der von der Regierung Adenauer betriebenen Politik der wirtschaftlichen und militärischen Einbindung Deutschlands in den kapitalistischen Westen.[66] Ein Zusammenschluß beseitige nicht die Ursachen der Verschuldung, zumal auch Württemberg-Baden verschuldet sei: „Wir müssen für den Südweststaat sein – das ist mehrfach gesagt worden –,weil wir in Baden ein Defizit haben. Wenn ich mir die anderen Bundesländer ansehe – und ich habe mir die Mühe gemacht –,so sehe ich auch da Defizite. Es ist mir nach meinen, mir von unserem Herrn Landtagspräsident einmal überkommenen mathematischen Kenntnissen (Heiterkeit) bis auf den heutigen Tag nicht möglich gewesen festzustellen, daß Defizit plus Defizit nun plötzlich ein Positivum, einen Überschuß ergibt. (Heiterkeit.) Ich muß sagen, daß nach meiner Meinung das Defizit Badens plus Defizit Württemberg-Badens ein neues Defizit ergibt und daß deshalb das Nichtbestehen des Südweststaates nicht die Ursache der Verschuldung Badens sein kann. Die liegt ganz woanders!“[67]

Das Ergebnis der Abstimmung über die Bildung eines Südweststaates[68] im Dezember 1951 war absehbar: Der Abstimmungsmodus des im April 1951 im Bundestag verabschiedeten Neugliederungsgesetzes sah vor, daß eine Mehrheit in drei der vier Abstimmungsbe-[305]zirke (Süd- und Nordbaden

62 Vgl. Verh. des Badischen Landtags, 1. Sitzungsperiode, 27. Sitzung, 20.7.1948; 31. Sitzung, 31.8.1948; 2. Sitzungsperiode, 2. Sitzung, 12.11.1948; 6. Sitzung, 26.1.1949.

63 Verh. d. Badischen Landtags, 2. Sitzungsperiode, 10. Sitzung, 25.3.1949, S. 12.

64 Verh. d. Badischen Landtags, 3. Sitzungsperiode, 18. Sitzung, 6.9.1950, S. 39.

65 Verh. d. Badischen Landtags, 4. Sitzungsperiode, 22. Sitzung, 3.10.1951, S. 15; 18. Sitzung, 6.9.1951, S. 24.

66 Baden hatte, wie Weinacht gezeigt hat, nach Haushaltsumschichtungen zwischen Bund und Ländern im Jahr 1950 überdurchschnittlich hohe – insbesondere im Vergleich zu Württemberg-Hohenzollern – Bundesabgaben zu leisten, wenn dies auch nicht der einzige das Defizit verursachende Bereich war.

67 Verh. d. Badischen Landtags, 4. Sitzungsperiode, 18. Sitzung, 6.9.1951, S. 20. (Gemeint ist Staatspräsident Wohleb, der Mathematiklehrer von Eckert gewesen war.)

68 Ich folge im Wesentlichen der Darstellung von Weinacht, a. a. O., S. 226 ff.

sowie Süd- und Nordwürttemberg) ausreichte; dieses Ergebnis hatte bereits eine Probeabstimmung im September 1950 erbracht, in der sich nur im Land (Süd-)Baden eine Mehrheit für die Wiederherstellung der alten Länder aussprach, während in den Ländern Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern die Majorität für den Südweststaat votierte. Die Abstimmung am 19. Dezember 1951 ergab dann auch eine Mehrheit für die Bildung des Landes Baden-Württemberg. Zwar hatten 62,2% in Südbaden und 42,9% in Nordbaden, insgesamt also 52,2% in Gesamtbaden, für die Wiederherstellung des alten Landes Baden gestimmt, doch war ein solcher Auszählungsmodus von den Bundesverfassungsrichtern in ihrer ersten Entscheidung bei Stimmengleichheit abgelehnt worden.

Ende Mai 1952 löste sich der Badische Landtag auf. Damit endete die parlamentarische Nachkriegsepoche Badens, in der Eckerts Reden, wie selbst Paul-Ludwig Weinacht anerkennend feststellt, „zu den besten [gehörten], die dort zu hören waren.“[69] In der Folgezeit war Eckert Mandatsträger der KPD in der Verfassunggebenden Versammlung und im Landtag von Baden-Württemberg. Mit verminderter Publizität vertraten hier vier Abgeordnete die Politik der KPD, die 4,4% der Stimmen – eine 5%-Hürde bestand zunächst nicht – bei den Landtagswahlen im März 1952 gewonnen hatte.

Schlußbemerkung

Die politische Tätigkeit Erwin Eckerts für eine „antifaschistisch-demokratische Neuordnung“ Deutschlands, dem „Neuen Deutschland“, war den Bedingungen der beginnenden und sich schnell verschärfenden Systemauseinandersetzung unterworfen. In diese war die nationale Politik der KPD zugunsten der Sowjetunion eingebettet. In einem Diskussionsbeitrag auf der Parteivorstandssitzung der KPD am 29. Dezember 1949 betrachtete Eckert vier Abschnitte der politischen Nachkriegsentwicklung, die – als ein Prozeß verstanden – die Politik der KPD bestimmten: „Im ersten Abschnitt kam es nach der Besetzung Deutschlands durch die Alliierten darauf an, daß die Partei die damalige Politik der Sowjetunion, die westlichen Alliierten nicht aus der in Jalta eingegangenen Verpflichtung herauszulassen, gemeinsam ein neues demokratisches Deutschland zu schaffen, zu unterstützen. Es kam damals darauf an, die von den vier Alliierten in Potsdam gefaßten und vom Kontrollrat in Berlin durchzuführenden Beschlüsse der Entnazifizierung, der Entmilitarisierung, der Demokratisierung und der Entmachtung der am Hitlerfaschismus verantwortlichen Schichten zu verwirklichen. Es war darum nur konsequent, wenn die Partei in ihrer ersten programmatischen Erklärung vom 11. Juni 1945 zum Ausdruck brachte, daß das Ziel ihrer Politik die Schaffung einer einheitlichen, demokratischen deutschen Republik sei, und daß sie in dieser Periode auch im Westen Deutschlands versuchte, die Verfassung fortschrittlich zu gestalten, sich des Einflusses in Regierung und Verwaltung nicht zu begeben, und sich im Kampf um eine demokratische Bodenreform und der Demokratisierung der Wirtschaft einzuschalten. Sie mußte damals alles vermeiden, was die Absicht der Sowjetunion, die westlichen Alliierten zur Durchführung der in Potsdam gefaßten Beschlüsse zu zwingen, hätte erschweren können. Diese Periode fand ihr Ende mit der Stuttgarter Rede des dama-[306]ligen amerikanischen Außenministers Byrnes, der Verkündung der Truman-Doktrin. In dem nun folgenden zweiten Abschnitt der politischen Entwicklung, in der die Alliierten sich von den Verpflichtungen des von ihnen unterschriebenen Potsdamer Abkommens zu distanzieren begannen und die Vorbereitung zur Spaltung Deutschlands und der kapitalistischen Reorganisierung zunächst der Bizone in die Wege leiteten, kam es für die Partei darauf an, in der Linie der Politik der Sowjetunion für die Erhaltung der Einheit Deutschlands mit aller Energie einzutreten, die Volkskongreßbewegung *im* Westen Deutschlands durchzusetzen und sich als die einzige Partei, die die Interessen des gesamten deutschen Volkes wahrnimmt, gegenüber den von den bürgerlichen Parteien und der SPD unterstützten Spaltungstendenzen zu widersetzen [...] In der dritten Periode, der Durchführung der Abspaltung Westdeutschlands und seiner Einbeziehung in die imperialistische Front, die mit der Londoner Konferenz im Frühjahr 1948 begann und über den Marshallplan, die Währungsreform, die Berliner Aktion der Westmächte, mit der Schaffung der Westunion und des Atlantikpaktes und die Konstituierung der Bonner Separatregierung ihren Abschluß fand, war es die Aufgabe der Partei, im Westen Deutschlands unter deutlicher Trennung von der SED und der damaligen Ostzone den Kampf gegen diese

69 Weinacht, a. a. O., S. 217.

Entwicklung aufzunehmen, der Regierung des westdeutschen Staates entgegenzutreten und eine gesamtdeutsche Vertretung zur Durchführung der Politik der Sowjetunion bei der Viermächtekonferenz im Juni 1949 in Paris zu erreichen.“[70] Damit bestätigt sich im Falle Eckerts und der KP Baden, deren Vorsitzender er bis 1950 war, ein Ergebnis, das Georg Fülberth für die KPD insgesamt konstatiert: „Die Gründung der Bundesrepublik war die zentrale Niederlage der KPD.“[71] Es scheint daher nicht verwunderlich, daß das Jahr 1949 im Nachhinein auch als Wendepunkt[72] in der politischen Biographie Erwin Eckerts angesehen werden kann: Einerseits war es das Jahr, in dem Eckert als Kandidat bei den Oberbürgermeisterwahlen in Mannheim am 31. Juli gegen den Sozialdemokraten und Gemeinschaftskandidaten von SPD, CDU und DVP, Heimerich, antrat und 34,7% der Stimmen erhielt.[73] Ein Ergebnis, das in seiner Höhe offensichtlich der charismatischen Persönlichkeit Eckerts zuzuschreiben ist. Andererseits war es das Jahr zunehmender persönlicher und politischer Diffamierung und damit Ausdruck des ideologisch-antikommunistischen Grundkonsenses des „Frontstaats“ (Helmut Ridder) Bundesrepublik. Eckert ist, nach Wolfgang Abendroth, „auch in der Bundesrepublik der Gehetzte gewesen.“[74]

[307] Im vierten Abschnitt der Nachkriegsentwicklung, der mit der Gründung der Bundesrepublik Ende Mai 1949 beginnt und in dem die KPD auf „der Grundlage des klaren Bekenntnisses zur marxistisch-leninistischen Theorie [...] nun zum ersten Male seit 1945 mit offenem Visier kämpfen [kann]: für die Wiederherstellung der Einheit und nationalen Unabhängigkeit Deutschlands, für den Frieden, für den Abzug der Besatzungstruppen“[75] –, wurde der Kampf mit dem von der Bundesregierung gestellten KPD-Verbotsantrag im November 1951 und dessen Bestätigung durch das Bundesverfassungsgericht im August 1956 illegalisiert. Eckerts politisches Wirkungsfeld und Interesse in den 50er Jahren galt, neben der bereits erwähnten Mitgliedschaft im Landtag von Baden-Württemberg bis 1956, vorrangig der Friedensbewegung. Er war seit September 1950 geschäftsführender Vorsitzender des westdeutschen Komitees des Weltfriedensrates und fiel nach dessen Verbot als „verfassungsfeindliche“ Organisation im Jahre 1959 unter die politische Verfolgung der Bundesrepublik in der Phase des Kalten Krieges.[76]

[308]

---

70 Diskussionsbeitrag (Typoskript) von Erwin Eckert (Südbaden) zur ideologischen Resolution der KPD in der Sitzung (des Parteivorstandes) am 29.12.1949, S. 1–3 (Privatarchiv Eckert).

71 Fülberth, a. a. O., S. 41.

72 Insgesamt betrachtet: als einer von mehreren Wendepunkten im Leben Eckerts.

73 Zu näheren Einzelheiten: Balzer, a. a. O., S. 89 ff.

74 Zit. n. Balzer, a. a. O., 1987, S. 192. – Neben heftigen Angriffen im Landtag und anonymen Diffamierungen bei den französischen Behörden wurde Eckert in einem in Freiburg und anderen Städten verteilten Flugblatt beschuldigt, er sei ein „Naziprotektor“: er habe während des Faschismus Fremdarbeiter mißhandelt und später seinen früheren Arbeitgeber als Mitwissenden reingewaschen. Das Flugblatt war gezeichnet mit „Kämpft mit uns für die Sauberkeit der Arbeiterführer und gegen das Bonzentum! Es lebe die Dritte Internationale! Es lebe die Rote Gewerkschaftsopposition! Es lebe unser ermordeter Genosse Trotzki!!!“ (Flugblatt: „Wer entnazifiziert wen? Der Vorsitzende der Kommunistischen Partei als Naziprotektor!“ [Privatarchiv Eckert].) Der Inhalt des Flugblatts fand unter dem Titel „Kommunisten gegen Erwin Eckert“ Verbreitung in mehreren Zeitungen. (Schwäbische Zeitung, 9.4.1949; Stuttgarter Nachrichten, 12.4.1949; Rhein-Neckar-Zei-[307]tung, 13.4.1949.) Obwohl Eckert in seinen Antworten auf Fragen eines SPIEGEL-Redakteurs darauf hinwies, daß sich „hier ‚andere‘ als ‚Trotzkisten‘ tarnen, zugleich aber den Fehler begehen, sich als die 3. (!) Internationale zu bezeichnen und dadurch selbst zu entlarven“, hielt der SPIEGEL in einem Artikel die Trotzkisten-Version aufrecht. (Schriftliche Antworten Eckerts auf Fragen des SPIEGEL, 25.5.1949 [Privatarchiv Eckert]; „Revolutionäre dieser Welt. Von der Stadtkirchen-Kanzel“, in: Der SPIEGEL, Nr. 26, 23.6.1949.)

75 Diskussionsbeitrag [...], a. a. O., S. 3.

76 Vgl. Balzer, a. a. O., 1990, S. 95.

Manfred Weißbecker
Auf der Anklagebank des kalten Krieges

Erwin Eckert und der Düsseldorfer Prozeß gegen das „Westdeutsche Friedenskomitee“ 1959/60

Wenige Tage vor dem Beginn des umfassendsten und zugleich auch absurdesten unter den zahlreichen politischen Prozessen in der frühen Geschichte der Bundesrepublik Deutschland – von seiner langwierigen Vorbereitung, seinem eigenartigen Verlauf und seinen in der Literatur häufig übersehenen Folgen handelt der vorliegende Beitrag – erhielt der siebenundsechzigjährige Erwin Eckert als einer der sieben Angeklagten einen warmherzigen Brief aus der Feder seines Freundes und Mitstreiters Emil Fuchs. Dieser, seit den zwanziger Jahren ein überzeugter Pazifist und religiöser Sozialist, nunmehr emeritierter Theologie-Professor an der Leipziger Universität, schrieb ihm am 17. Oktober 1959 Besorgtes, Tröstliches, Solidarisches:

„Nun bist Du wieder in Gefahr und mit Verfolgung bedroht. Als ich die Nachricht las, standen in meiner Erinnerung alte Zeiten wieder auf, in denen Deine Freunde um Dich bangten und gleichzeitig sich Deiner Tapferkeit freuten, mit der Du immer wieder die Sache der Unterdrückten, der Wahrheit, der Brüderlichkeit und des Friedens der Menschheit vertreten hast – und so wirksam vertreten hast, daß die Machthaber keinen anderen Weg wußten, als mit den Mitteln Ihrer Gewalt gegen Dich vorzugehen. Allerdings – ich bin auch aufs tiefste schmerzlich erschüttert, daß nach allem, was geschehen ist, in unserem deutschen Volke immer noch das Wollen von solchen Menschen, wie Du es bist, noch so wenig verstanden wird und man immer noch die verfolgt, die den einzigen glückhaften Weg in die Zukunft zeigen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es noch Richter gibt, die das nicht erkennen und einen Mann wie Dich verurteilen.“[1]

[309] In diesen bewegenden Zeilen offenbarten sich vor allem Entsetzen und Verwunderung, Hoffnungslosigkeit und Enttäuschung, die kaum jene Zuversicht zu rechtfertigen schienen, von der ihr Verfasser trotz allem ausgehen zu können glaubte. Die Individuelle Erschütterung, das persönliche Irrewerden an seiner Zeit widerspiegelten dennoch auch allgemeine gesellschaftliche Befindlichkeiten. Diese berührten im vorliegenden Falle die grundsätzlich wohl berechtigte und allgemein verbreitete Verständnislosigkeit gegenüber einer neuen Welle militärischer Aufrüstung, zumal mit deren Mitteln nun sogar eine atomare Selbstvernichtung der Menschheit möglich geworden war. Sie betrafen ferner die damalige offizielle Politik herrschender Kreise in der Bundesrepublik, die den Eindruck

[1] Der Brief befindet sich im Privatarchiv Erwin Eckert, das seit dessen Tod von Friedrich-Martin Balzer (Marburg) betreut wird. Der Verfasser des vorliegenden Beitrages bedankt sich für die Möglichkeit, in dieses in den letzten 20 Jahren immer reichhaltiger gewordene Archiv Einblick nehmen zu können. – Der Brief von Emil Fuchs an Erwin Eckert vom 17.10.1959 schloß mit folgenden Sätzen: „Aber es ist mir ein tiefes Bedürfnis, Dir auszusprechen, daß in diesen Wochen und in all den schweren Stunden, durch die sie Dich führen werden, Deine Freunde, darunter auch ich, in Ehrfurcht vor allem, was Du für die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit schon erduldet hast und erduldest, an Dich denken und mit Dir wissen, daß das alles nicht vergeblich ist, sondern ein Stück des schweren Weges, der unseres Volkes Zukunft wirkt, der leider für unser ganzes Volk umso schwerer wird, je mehr man seine tapferen Menschen lähmen möchte. Sei als einer von denen gegrüßt, die dieser Lähmung stark und tapfer entgegenstehen und sie überwinden helfen.“ Einen solidarischen Brief erhielt Eckert am 19.11.1959 auch von seinem ehemaligen Mitstreiter im Bundesvorstand der religiösen Sozialisten, Professor Georg Wünsch: „Du kommst doch Dein Leben lang nicht aus den Aufregungen und Erschütterungen heraus.“ (in: Privatarchiv Eckert) Im Kampf gegen die Remilitarisierung der BRD hatte ferner das ehemalige Mitglied des Landesvorstandes der religiösen Sozialisten in Baden und nach 1945 Vorsitzender der Kirchlichen Bruderschaft in Nordbaden, Ludwig Simon, eine konsequente und entschiedene Position vertreten. Siehe u.a. „Unvereinbar mit dem Christentum, Der Mannheimer Pfarrer Ludwig Simon gegen die Kriegsverträge“, in: Neue Zeit, 1954, Nr. 155, der sich auf einen entsprechenden Aufsatz von Simon in der „Deutschen Volkszeitung“ bezieht. In diesem hatte Ludwig Simon vor der Illusion gewarnt, „als wären wir frei, wenn diese Verträge ratifiziert sind [...], als könnte jemand den Frieden sichern, wenn er Militaris-[309]mus und Blutschuld zu Hilfe zieht und [...] als seien sie, diese Herren sog. christlich-demokratischer Richtung Verteidiger des Christentums“. (Privatarchiv Eckert) Zu Ludwig Simon siehe: Friedrich-Martin Balzer, Kirche, Antifaschismus, Arbeiterbewegung, Erwin Eckert, Hans Francke, Ludwig Simon, in: Miszellen zur Geschichte des deutschen Protestantismus, „Gegen den Strom“, mit einem Vorwort von Gert Wendelborn, Marburg 1990, S. 197–208.

hervorrief, ungeachtet aller bitteren Erfahrungen aus nationalsozialistischer Diktatur und Zweitem Weltkrieg auf eine strikte Fortsetzung des seit 1946/47 tobenden Kalten Krieges zwischen Ost und West, zwischen den beiden sich unversöhnlich gebenden Gesellschaftssystemen, zu zielen. Diese Politik schien vielen Zeitgenossen, vor allem jenen, die sich kritisch um die Überwindung und Bewältigung des Erbes der Naziherrschaft sowie um eine friedenspolitische Alternative zum Kurs auf die Wiederaufrüstung bemühten, einzig und allein jeglichem Ansatz einer Entspannung, jedem Hauch eines politischen „Tauwetters“ in den internationalen Beziehungen – verkörpert beispielsweise im Niedergang des amerikanischen McCarthyismus und In den antistalinistischen Grundlinien des 20. Parteitages der KPdSU von 1956 – entgegenzuwirken. Dem fünfundachtzigjährigen Pazifisten und Patrioten Emil Fuchs, der am fehlenden Frieden in der Welt ebenso wie an der Spaltung seines Vaterlandes litt, schien das Elend eines neuerlichen menschlichen Unverstandes nahezu grenzenlos zu sein.

In „Gefahr und mit Verfolgung bedroht“ sahen sich zu dieser Zeit nicht nur jene Männer und Frauen, die als führende Vertreter des „Westdeutschen Friedenskomitees“[2] auf die Anklagebank des Düsseldorfer Landgerichts[3] geraten waren: Walter Diehl[4], Erwin Eckert[5], [310] Edith Hoereth-Menge[6], Erich

[2] Das „Westdeutsche Friedenskomitee“ hatte sich bereits am 5. Mai 1949 konstituiert und betrachtete sich als Teil der Weltfriedensbewegung, die vom Weltfriedensrat geleitet wurde. Es arbeitete eng mit dem Friedensrat der DDR zusammen, ohne sich mit diesem zu identifizieren. Seit 1956 nannte es sich „Friedenskomitee der Bundesrepublik Deutschland“. Erwin Eckert gehörte mit seinen aus christlichem Ethos und Humanismus gewonnenen antifaschistischen, antimilitaristischen und sozialistischen Positionen zweifellos zu denen, die – in wechselnden Funktionen an der Spitze des Komitees stehend – der gesamten Friedensbewegung wesentliche Impulse zu verleihen vermochten. Seine aktive Mitwirkung an den Tagungen und Aktionen des Weltfriedensrates wäre eine eigenständige Untersuchung wert und würde sicher zu differenzierten Urteilen anstelle der in der Literatur dominierenden antikommunistischen Vorurteile gelangen.

[3] Leider konnten die eigentlichen Prozeßakten nicht eingesehen werden. Das Staatsarchiv Düsseldorf verfügt über keinerlei Unterlagen, wie dem Verfasser am 24.7.1992 mitgeteilt wurde. Die Staatsanwaltschaft Düsseldorf verwies nach einer entsprechenden Anfrage am 10.9.1992 lakonisch darauf, daß die Akten „nach Ablauf der Aufbewahrungsfrist vernichtet“ worden seien. Der Schaden dürfte unermeßlich sein, und das ausgerechnet in einem Land, das im Augenblick auf Akten fixiert zu sein scheint. In diesem Sinne sieht der Verf. des vorliegenden Beitrages durchaus das Problem, nicht alle Tatsachen und nicht alle Sichtweisen der Beteiligten berücksichtigt zu haben. So können auch unausgewogene und weiterer Prüfung bedürfende Wertungen erfolgt sein. Aller-[310]dings duldet die „Aufarbeitung“ der gesamten deutschen Nachkriegsgeschichte keinen Aufschub. Auch jeder unvollständige Beitrag, insofern er auf das Ganze zielt, vermag sie zu unterstützen und die notwendige Geschichtsdebatte voranzubringen.

[4] Zu den einzelnen Angeklagten und ihren Lebenswegen siehe Maximilian Scheer. Der Frieden vor Gericht. Portrait Skizzen der Sieben von Düsseldorf, o. O. (1959); Rüdiger Lang (Pseudonym für Diether Posser): Der Düsseldorfer Prozeß. In: Stimme der Gemeinde. Sonderdruck aus Heft 10 bis 13 der Halbmonatsschrift „Stimme der Gemeinde“, 1960; Staatsgefährdung? Ein dokumentarischer Bericht über den Düsseldorfer Prozeß gegen Angehörige des Friederiskomitees der Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. von Heinz Kraschutzki, Hannover 1961, S. 32–43. Walter Diehl war der jüngste unter den Angeklagten. Er war als Theologie-Student zur Friedensbewegung gekommen und gehörte zu den fähigsten Organisatoren des Friedenskomitees. Mit dem Verweis auf seine ungewöhnlich hohe Intelligenz begründete das Gericht, daß es gegen ihn die höchste Strafe aussprach. Nach dem Prozeß arbeitete er einige Zeit im Wiener Internationalen Institut für den Frieden. Im Sekretariat des Weltfriedensrates war er als gewähltes Mitglied zunächst für die Sektion Europa, später für die Sektion „Internationale Organisationen“ verantwortlich. Der Verfasser hatte Gelegenheit, am 27.7.1992 ausführlich mit ihm zu sprechen, und ist für unzählige Hinweise auf Sachverhalte wie auf Charakterzüge der Beteiligten, die den Akten niemals hätten entnommen werden können, besonders zu Dank verpflichtet.

[5] Zu Erwin Eckert siehe vor allem Friedrich-Martin Balzer und Karl Ulrich Schnell: Der Fall Erwin Eckert. Zum Verhältnis von Protestantismus und Faschismus am Ende der Weimarer Republik, Köln [1]1987, Bonn [2]1993.

[6] Das Verfahren gegen die bekannte Münchener Stadträtin a. D. wurde wegen deren schwerer Erkrankung – zur Prozeßeröffnung mußte sie von ihren Verteidigern getragen werden – durch einen Gerichtsbeschluß vom Düsseldorfer Prozeß abgetrennt und vorläufig eingestellt.

Kompalla[7], Johannes Oberhof[8], Gustav Thiefes[9] und Gerhard Wohlrath[10]. Im Visier von Politik und Justiz befand sich erneut und wie allzu oft in der deutschen Geschichte die gesamte Friedensbewegung, für die stellvertretend einige Ihrer Repräsentanten vom linken Flügel des außerordentlich breiten Spektrums pazifistischer Kräfte getroffen, diskriminiert und auf solche Weise aus dem politischen Leben ausgeschaltet werden sollten.[11]

Vorgeschichte und Verlauf des Prozesses gegen die „Rädelsführer" des Friedenskomitees widerspiegeln nicht nur die allgemeinen Strukturen sowie die justiziellen Handlungsebenen des Kalten Krieges[12], wie er in seiner ersten und wohl schlimmsten, gefährlichsten und [311] verabscheuungswürdigsten Phase überall geführt worden ist, sondern auch einige Spezifika jenes Beitrages, der in der Bundesrepublik Deutschland in den 50er Jahren zu seiner Ausformung bzw. seiner Entfaltung und leider nicht zu seiner frühzeitigen Beendigung geleistet worden ist.

Heute – fast vier Jahrzehnte danach, in der Zeit eines endgültigen Schiffbruchs aller Formen und Tendenzen von Kaltem Krieg und hoffentlich auch In einer Zeit, die neuen „kalten" Nachkriegs-Siegern keinen Spielraum gewährt – lassen sich zahlreiche Fragen stellen, die einen Mann wie Erwin Eckert – wäre es Ihm vergönnt, noch zu leben – brennend interessieren würden: Worauf gründeten sich eigentlich die Intensität und die lange Dauer des Kalten Krieges? Welche Politik beförderte ihn, welche wurde zugleich durch ihn genährt? Wie war es möglich, daß dieser Krieg alle Bereiche der Gesellschaft in einer Totalität sondergleichen erfaßte und durchdrang? Wo überschritten seine Protagonisten die Grenzen der Legalität, wo die des schlichten menschlichen Anstands, wo die Barrieren eines von ihnen offiziell propagierten humanistischen Anspruchs – gleich ob dieser die formelhafte Benennung als Freiheit und Demokratie oder auch als Antifaschismus und Sozialismus erfuhr?

Der Kalte Krieg war allgegenwärtig. Ohne ihn und die beiden Ihm vorausgegangenen Weltkriege vermag der Historiker keine einzige Erscheinung, kein Ereignis, keine Entwicklungslinie des 20. Jahrhunderts zu erhellen. Die Geschichte unseres Säkulums bedarf noch Immer einer komplexen und einer die Wechselwirkung aller Einflußfaktoren berücksichtigenden Darstellung. Diese wäre angebracht anstatt der zahllosen Selbstdarstellungen jeweils beteiligter Kräfte, denen mehr oder weniger der Ludergeruch eines instrumentalisierenden Parteiinteresses anhaftet. Vor einem solchen historiographischen Hintergrund – dessen einseitige Konturen sich Im Augenblick durch die rigorose „Abwicklung" und Ausgrenzung marxistischer Geschichtswissenschaft eher verschärfen als abbauen – soll hier am Beispiel eines einzigen und winzigen Bausteins der Geschichte des Kalten Krieges nachgespürt werden. Denn die in unseren Tagen so lautstark erschallende Forderung nach „Aufarbeitung" der Vergangenheit, nach der „Bewältigung" ihrer „Altlasten" und „Hypotheken", gilt keinesfalls

---

7 Erich Kompalla war aus seinem Erleben des Zweiten Weltkrieges und über eine aktive Gewerkschaftertätigkeit zur Friedensbewegung gestoßen. Von 1952 bis zu seinem Ausscheiden aus der Friedensbewegung im Jahre 1954 stand er an der Spitze des Landesfriedenskomitees Rheinland-Pfalz.

8 Der Bremer Pfarrer Johannes Oberhof, wegen seines Engagements im Kampf gegen die Remilitarisierung von seinem Amt suspendiert, gehörte bis 1953 dem Präsidium des Westdeutschen Friedenskomitees an.

9 Gustav Thiefes schied bereits 1954 aus dem Sekretariat des Westdeutschen Friedenskomitees aus, gehörte aber wie Eckert, Kompalla und Wohlrath der KPD an.

10 Gerhard Wohlrath arbeitete zunächst in der Geschäftsstelle des Komitees, dann im Internationalen Institut für den Frieden in Wien und leitete nach seiner Rückkehr den Möwen-Verlag, in dem die dem Friedenskomitee nahestehende „Stimme des Friedens" erschien.

11 Siehe dazu vor allem Ingo Müller. Die angeklagte Friedensbewegung. Ein historischer Rückblick. In: Kriminalisierung der Friedensbewegung. Abschreckung nach innen? Hrsg. von Christoph Butterwege, Bernhard W. Docke und Wolfgang Hachmeister, Köln 1985, S. 15–24; Heinrich Hannover Der Prozeß gegen die „Rädelsführer" des Friedenskomitees (1959/60). Zur Geschichte der Kriminalisierung der Friedensbewegung in der Bundesrepublik. In: Demokratie und Recht, H. 3/1985, S. 290–301.

12 Zur Geschichte des Kalten Krieges existiert bereits eine reichhaltige Literatur. Verwiesen sei hier lediglich auf das Werk der Pazifistin Mary Kaldor. Der imaginäre Krieg. Eine Geschichte des Ost-West-Konflikts, Hamburg 1992. Die Verfasserin gelangt zu der interessanten Schlußfolgerung, daß [311] der Ost-West-Konflikt weniger von der Rivalität der Großmächte geprägt worden sei als vielmehr von den jeweiligen innenpolitischen Prozessen und Interessen. Der Etatismus habe auf beiden Seiten zur Militarisierung und zur Blockbildung gedient, um innere Stabilität und Homogenität herstellen zu können.

allein für Unterlegene und Besiegte. „Aufarbeitungs"-Arbeit läßt sich nun einmal nicht nach Himmelsrichtungen oder politischen Parteipräferenzen sortieren: im Osten erforderlich, im Westen überflüssig; hier Verdammung, dort erhebende Glorifizierung, und das alles wie gehabt. So notwendig das eine ist – der Verfasser des vorliegenden Beitrages hat sich dazu in jüngster Zeit mehrfach bekannt[13] –, so unabdingbar bleibt auch das andere zu tun. Und verlangt die erstrebte Geschichtskultur im neuen Deutschland nicht geradezu auch eine „Aufarbeitung", die schlicht vergessene oder verdrängte und In der bisherigen Literatur zur Geschichte der BRD unterbelichtete Fakten[14] [312] in Erinnerung ruft? Dabei sprechen die Quellen und Dokumente[15] häufig für sich, kann sich der um eine kritische und übergreifende Sicht bemühte Historiker manchen Kommentar ersparen.

Genese und Hintergründe der Anklage

Als erstes stößt der, der die Geschichte des Prozesses gegen das „Westdeutsche Friedenskomitee" von 1959/60 beschreiben will, auf eine weit zurückliegende Tatsache: Bereits am 8. Mai 1952 forderte das Bundesministerium des Innern vom Justizministerium, die „Frage eines strafrechtlichen Einschreitens zu prüfen." Der Bundesgerichtshof leitete ebenfalls schon 1952 unter dem Aktenzeichen StE 159/52 ein Ermittlungsverfahren ein. Mehr als sieben Jahre lang wurde nun untersucht, geprüft und hinter den Kulissen zwischen den Ministerien sowie mit dem Bundesamt für Verfassungsschutz verhandelt.[16]

Erwin Eckert und die anderen Beteiligten erfuhren davon erst, als dieses Verfahren schon eine lange Phase intensiver Untersuchungen und staatsanwaltschaftlicher Bemühungen hinter sich hatte. Die Nachricht von der am 11. Februar 1955 durch den Oberbundesanwalt eröffneten gerichtlichen Voruntersuchung kam schließlich mit der Anordnung von Hausdurchsuchungen am 15. Juli 1955. Für Eckert ruhte das Verfahren allerdings noch bis zum 12. April 1956, da er bis dahin Mitglied des Landtages von Baden-Württemberg war und dieser mit den Stimmen aller (!) Parteien am 21. Juli 1955 die Aufhebung seiner Immunität abgelehnt hatte. Dennoch war Eckert nicht überrascht. Mit Sorge hatte er seit langem beobachtet, wie sich die Regierung der BRD in den Jahren 1950/51, als seine Mitarbeit im Weltfriedensrat und seine Tätigkeit als Vorsitzender des „Westdeutschen Friedenskomitees" begannen, um die Schaffung strafrechtlicher Möglichkeiten zur Eindämmung und Beseitigung aller Bewegungen gegen ihren Kurs einer offenen Remilitarisierung der Bundesrepublik bemühte. Er wußte um die weitreichenden Bestimmungen des ersten Strafrechtsänderungsgesetzes, das der Bundestag am 11. Juli 1951 verabschiedet hatte.[17] Dieses Gesetz sollte die durch die Besatzungsmächte außer Kraft gesetzten Landes und Hochverratsbestimmungen ersetzen und eigentlich die Im Artikel 26 des Grundgesetzes geforderten Strafnormen für Störungen des friedlichen

---

13 Siehe Manfred Weißbecker Gedanken zum Antifaschismus-Verlust in der Geschichte der DDR, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, H. 2/1991, S. 194–201.

14 Es gibt kein Standardwerk zur Geschichte der BRD, in dem näher oder überhaupt auf den Düsseldorfer Prozeß eingegangen worden ist.

15 Siehe Anmerkung 3, in der bereits auf die problematische der Quellensituation hingewiesen wurde. Von Nutzen sind jedoch einige Aktenbände aus dem Bestand des Bundesinnenministeriums (B 106) im Bundesarchiv Koblenz. Das vom Verfasser ebenfalls um Auskunft gebetene Bundesamt für Verfassungsschutz lehnte mit Schreiben vom 20.10.1992 eine Einsichtnahme ab, obwohl die Sachakten dem bundesdeutschen Archivgesetz vom 6.1.1988 entsprechend eigentlich nach 30 Jahren zur Verfügung gestellt werden müßten. Eine „Übermittlung personenbezogener Daten an Privatpersonen" könne nur dann erfolgen, „wenn dies zum Schutz der freiheitlichen demokratischen Grundordnung, des Bestandes oder der Sicherheit des Bundes oder eines Landes erforderlich ist [...]".

16 Bundesarchiv Koblenz (künftig zitiert als BAK), B 106/16013. Der Sachverhalt geht aus einem Brief mit dem Aktenzeichen 63 Aa-75 11/52 geh. hervor.

17 Siehe Reinhard Schiffers: Zwischen Bürgerfreiheit und Staatsschutz. Wiederherstellung und Neufassung des politischen Strafrechts in der Bundesrepublik Deutschland 1949–1951, Düsseldorf 1989 siehe dazu auch die kritische Rezension von Helmut Ridder in: Neue Politische Literatur, H. 2/1992, S. 260 ff., wo er das Strafrechtsänderungsgesetz von 1951 drastisch als „waffenstarrenden Panzerkreuzer der Strafgerichtsbarkeit" bezeichnet siehe auch Alexander von Brünneck: Politische Justiz gegen Kommunisten in der Bundesrepublik Deutschland 1949–1968, Frankfurt a.M. 1985; siehe ferner Kraschutzki, S. 12 ff.

Zusammenlebens der Völker und [313] für die Vorbereitung eines Angriffskrieges enthalten.[18] Anstelle der vielfach diskutierten, aber in das Gesetz nicht aufgenommenen Friedensschutzvorschriften ging es schließlich nur noch um reine Staatsschutzbestimmungen. Als Novum im demokratischen Strafrecht Deutschlands erschienen auch Bestimmungen über die „Staatsgefährdung", denen zufolge bereits jegliche Absicht und selbst das Motiv von Verfassungsgefährdung unter Strafe gestellt werden konnten. Das ging weit über die im deutschen Strafrecht vor 1933 und auch Ober die in anderen Ländern entscheidenden Kriterien einer „Verwirklichungstendenz" bzw. einer „Verwirklichungschance" hinaus.[19] Gezielt wurde bereits auf Gesinnung.

Zwar wurde 1951 sofort Protest laut, erhoben sich warnende Stimmen. Nicht nur die gesamte Friedensbewegung, auch zahlreiche Sozialdemokraten und Liberale wandten sich gegen diese von der Adenauer-Regierung initiierte und durchgesetzte Rechtsentwicklung[20], die im Grunde der bundesrepublikanischen Verfassung widersprach und in erster Linie die Aufrüstungspolitik strafrechtlich absichern sollte. Die Kritik des „Westdeutschen Friedenskomitees" am ersten Strafrechtsänderungsgesetz wurde allerdings sowohl in der Voruntersuchung als auch in der Hauptverhandlung den Angeklagten als Indiz ihrer Verfassungsfeindlichkeit vorgehalten. Als demgegenüber die Verteidigung im Dokumentarbeweisantrag Nr. 18 vom 17. Februar 1960 Richtigkeit und Berechtigung dieser Kritik beweisen wollte[21], lehnte die Kammer dies als „unzulässig" ab. Es ist leider nicht bekannt, welche Überlegungen die Richter wohl angestellt haben mögen, als kurze Zeit nach dem Prozeß – beginnend mit der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts vom 21. März 1961 zur Verfassungswidrigkeit des § 90a, Absatz 3 des Strafgesetzbuches[22] – das politische Strafrecht der BRD von den schlimmsten Auswüchsen gereinigt werden mußte.

[314] Erwin Eckert hatte in der Zeit der Anklageerhebung gegen ihn auch nicht übersehen können, daß es allein bis zum Jahre 1956 in der BRD über 3.700 abgeschlossene politische Strafverfahren gab und gegen mehr als 125.000 Personen auf der Grundlage der Strafrechtsnormen von 1951 ermittelt worden war.[23] Mit wachen Augen hatte er die Prozesse gegen die katholische Pazifistin Klara Marie Fassbinder, die sich in der ebenfalls 1951 entstandenen Westdeutschen Frauenfriedensbewegung engagierte, gegen die katholische Schriftstellerin Christa Thomas und gegen den früheren Oberbürgermeister von Mönchen-Gladbach Wilhelm Elfes[24], gegen die Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft und natürlich vor allem gegen die KPD, deren badischer Landesvorsitzender er von 1946 bis 1950 gewesen

---

18 Siehe Dieter Hesselberger unter Mitarbeit von Helmut Nörenberg: Das Grundgesetz. Kommentar für die politische Bildung, Bonn 1988, S. 188 f.

19 Generalbundesanwalt Max Güde, der später zum Abbau solchen Gesinnungs- und Verdachtsstrafrechts beitrug, vertrat noch 1957 die Ansicht, daß es weder auf die Verwirklichungstendenz noch auf die Verwirklichungschance ankomme, weil bereits eine „negative Gesamteinstellung" strafwürdig sei. Siehe Max Gilde: Probleme des politischen Strafrechts, Hamburg 1957, S. 16. Siehe auch die Titelgeschichte „Gebrochenes Rückgrat" in: Der Spiegel, Nr. 2, vom 5.7.1961, S. 20–31.

20 Beispiele für diese Entwicklung des Rechts finden sich bei Kraschutzki, S. 13 ff.

21 Dieser Antrag stellte folgende Behauptungen unter Beweis: „1. Die Staatsgefährdungsvorschriften des 1. Strafrechtsänderungsgesetzes sind von der Bundesregierung als Mittel des Kalten Krieges gegen die Gegner der Remilitarisierungspolitik ausgearbeitet und durchgesetzt worden; 2. die Staatsgefährdungsvorschriften des 1. Strafrechtsänderungsgesetzes beruhen teilweise auf nationalsozialistischem Ideengut; 3. die Staatsgefährdungsvorschriften des 1. Strafrechtsänderungsgesetzes verletzen die Grundrechte und -freiheiten der Bürger, sind in ihrem Tatbestand unbestimmt und ermöglichen ein Gesinnungsstrafrecht, das jeden Gegner der Remilitarisierungspolitik bedroht." Zit. in Kraschutzki, S. 15.

22 Die vom Bundesverfassungsgericht als verfassungswidrig aufgehobene Bestimmung des § 90a des 1. Strafrechtsänderungsgesetzes besagte, daß eine Betätigung für politische Parteien erst dann strafbar sei, wenn deren Verfassungswidrigkeit festgestellt worden sei. Auf ihrer Grundlage wurde eine Tätigkeit für die KPD auch für die Zeit zwischen 1951 und 1956 – also rückwirkend (!) nach dem Verbot der KPD – verfolgt. Siehe auch das informative und hervorragend geschriebene Buch von Diether Possen Anwalt im kalten Krieg. Ein Stück deutscher Geschichte in politischen Prozessen 1951–1968, München 1991, S. 219 ff. Unerklärlich bleibt allerdings, weshalb Posser dem Düsseldorfer Prozeß so wenig Aufmerksamkeit widmet, obwohl er an ihm als Verteidiger sehr aktiv beteiligt war.

23 Siehe ebenda, S. 185 f.

24 Siehe Albert Esser: Wilhelm Elfes 1884-1969, Mainz 1990.

war, verfolgt.[25] Zahlreiche seiner Freunde und Bekannten befanden sich ebenfalls im Fadenkreuz blindwütiger Antikommunisten und deren „furchtbarer Juristen", weshalb nicht also auch seine Person?

Aktenzeichen 8 KLs 10/59: Der lange Weg zum Prozeß

Die Voruntersuchung wurde am 29. März 1957 abgeschlossen. Erst eineinhalb Jahre später lag die Anklageschrift vor. Es ist nicht bekannt, welche Ursachen und Motive dieser Verzögerung zugrunde lagen. Man mag vielleicht vermuten, daß sich die Kläger wie auch in anderen Fällen nicht völlig sicher fühlten: Bekannt sind allerdings jene Debatten, die es nach dem im August 1956 erfolgten Verbot der KPD über die politisch günstigsten und effektivsten Varianten einer weiteren Verfolgung von Kommunisten und deren Sympathisanten in den Innenministerien von Bund und Ländern sowie im „Koordinierungsausschuß des Bundes und der Länder" gegeben hat. Dieser Ausschuß behandelte beispielsweise am 21. Februar 1957 das Thema „Abstimmung von Maßnahmen gegen kommunistische Ersatz- und Tarnorganisationen", wobei sein Vorsitzender Dr. Toyka einleitend zu bedenken gab, daß es politisch nicht erwünscht sein könne, „eine große Zahl von politischen Strafverfahren in Gang zu setzen".[26] Obwohl Günther Nollau als Chef des Bundesamtes für Verfassungsschutz erklärte, man dürfe bei den meisten Gruppen, die ebenso wie das Friedenskomitee beobachtet würden, nicht von „Ersatzorganisationen" der KPD sprechen[27], sahen es die Regierungsvertreter als beste Lösung an, das Friedenskomitee und andere Organisationen auf dem einfacheren Verwaltungswege aufzulösen. Dies wäre allerdings Angelegenheit der Länder gewesen. Deren Mehrheit sträubte sich jedoch, weil sie erst das Ergebnis der Voruntersuchung durch den Bundesgerichtshof abwarten wollte und das vorgelegte Material[28] als nicht ausreichend betrachtete. Die vorbereitete Entscheidung „über ein gemein-[315]sames Vorgehen" mußte „späterer Beschlußfassung" vorbehalten bleiben, wie es in trockener Formulierung das Protokoll vermerkte.

Bekannt ist ferner, daß Gerhard Schröder, der damalige Innenminister der Bundesrepublik und zugleich Vorsitzender des „Evangelischen Arbeitskreises" der CDU, am 13. Juli 1958 indirekt, aber sehr massiv für eine Beschleunigung des Verfahrens eintrat. Vor dem Plenum des Bundestages beklagte er, daß es trotz des Verbots der KPD noch immer „Hilfsorganisationen" dieser Partei gebe: „Eine der wichtigsten Organisationen dieser Art ist seit Jahren die kommunistische Weltfriedensbewegung, die den aufrichtigen Wunsch nach einem dauerhaften Frieden für kommunistische Interessen ausnützt und deshalb auch zuerst als Träger des Kampfes gegen die atomare Rüstung außerhalb Deutschlands vorgeschoben worden ist [...] Diese kommunistische Friedensbewegung bezweckt, die kommunistischen Aggressionsabsichten zu tarnen und die westliche Abwehrbereitschaft zu schwächen."[29]

Der „Koordinierungsausschuß des Bundes und der Länder" befaßte sich in seiner Sitzung vom 6. Februar 1959 erneut mit diesem Thema. Den Mitgliedern lag nunmehr die Anklageschrift gegen das Friedenskomitee vor. Da sich diese aber vor allem auf die Tätigkeit des Friedenskomitees in den ersten Jahren seiner Existenz stützte, hatte es das Bundesamt für Verfassungsschutz für notwendig gehalten, den Unterlagen eine „Stichwortartige Ergänzung des der Anklageschrift des Generalbundesanwalts vom 25.11.1958 zugrundeliegenden Sachverhalts" mit Berichten über die Aktivitäten des Friedenskomitees seit 1955 beizufügen.[30] Die Mehrheit der Ländervertreter wich wiederum den Forderungen des Bundesinnenministeriums nach einer „verwaltungsmäßigen Konsequenz" aus. Ihre Argumente galten der Tatsache, daß eine Anklageschrift „für sich allein kein genügendes Material für

---

25 Die Geschichte dieser Prozesse und ihrer Folgen ist noch nicht geschrieben. Sie wird jedoch im Zusammenhang mit den Forderungen von Betroffenen auf Rehabilitierung bald zu erarbeiten sein. Siehe u. a. Dunkler Tatbestand. Die Opfer des Kalten Krieges fordern nach der Einheit Wiedergutmachung für früheres Unrecht, in: Der Spiegel, Nr. 37 vom 7.9.1992, S. 39.

26 Aufzeichnung über die Sitzung des Koordinierungsausschusses des Bundes und der Länder am 21. Februar 1957 im BMI, in: BAK, B 106/16013, S. 2.

27 Ebenda, S. 7.

28 Siehe z.B. „Anlage Nr. 7 zum Schreiben des BfV vom 3.11.1956 AZ. III/13-113-90-Vs-NfD über das FKdBD, früher WFK", in: Ebenda. Diese Anlage enthält fünf „Thesen" und „Beweise" zur Identität von Komitee und KPD bzw. SED.

29 Zitiert nach Erwin Eckert: Erklärung zur Sache, 20.11.1959, in: Privatarchiv Eckert.

30 Die 14 Seiten dieser „Ergänzung [...]" finden sich im BAK, B 106/16013 und in B 106/15956.

Maßnahmen nach Art. 9 Absatz 2 GG darstelle", daß die Erkenntnisse über die einzelnen Landesfriedenskomitees unzureichend seien und daß, wenn schon der Verbotsweg beschritten werden solle, das Bundesverwaltungsgericht einen entsprechenden Antrag für das ganze Bundesgebiet stellen solle.[31]

Die einzige Ausnahme bildete das Land Nordrhein-Westfalen.[32] Auf Weisung von Innenminister Josef-Hermann Dufhues (CDU) wurde hier am 2. März 1959 das „Friedenskomitee der Bundesrepublik Deutschland" verboten und seine zentrale Geschäftsstelle in Düsseldorf polizeilich geschlossen. Außerdem unterlagen nicht nur alle Einrichtungsgegenstände des Büros, sondern auch die für den Prozeß vorbereiteten Materialien der Beschlagnahme. Dufhues stützte sich dabei auf ein, einziges Beweismittel: die Anklageschrift, d. h. auf ein Dokument, das eigentlich erst im Prozeß selbst auf seine Richtigkeit und Berechtigung geprüft werden sollte. Sollten damit vielleicht auch dem Düsseldorfer Landgericht Entscheidungen aufgedrängt werden?

Die Voruntersuchung, die Generalbundesanwalt Max Güde am 25. November 1958 unterzeichnet hatte, legte den Betroffenen zur Last, seit 1951 durch die Tätigkeit im [316] „Westdeutschen Friedenskomitee" bzw. im „Friedenskomitee der Bundesrepublik Deutschland" in Düsseldorf und an anderen Orten des In- und Auslandes „fortgesetzt und gemeinschaftlich durch dieselbe Handlung

a) die Bestrebungen einer Vereinigung, deren Zwecke oder deren Tätigkeit sich gegen die verfassungsmäßige Ordnung richtet, als Rädelsführer gefördert zu haben, b) an einer Verbindung teilgenommen zu haben, deren Zweck vor der Staatsregierung geheim gehalten werden soll, und zwar als Vorsteher, c) eine Vereinigung gegründet zu haben, deren Zwecke oder deren Tätigkeit darauf gerichtet sind, strafbare Handlungen zu begehen, oder sich an einer solchen Vereinigung als Mitglied beteiligt zu haben, wobei die Angeschuldigten zu den Rädelsführern gehörten,

wobei ferner die Verfehlungen zu b) und c) in der Absicht begangen wurden, die in § 88 StGB bezeichneten Verfassungsgrundsätze[33] zu beseitigen, außer Geltung zu setzen oder zu untergraben oder eine solche Bestrebung zu fördern."[34]

Die Anklage sprach in verächtlichem Ton von einer „sogenannten" Friedensbewegung, die lediglich vorgegeben habe, „den Friedenswillen aller Völker mobilisieren zu wollen, um einen angeblich (!) drohenden 3. Weltkrieg zu vermeiden und die Friedensbereitschaft in der ganzen Welt durchzusetzen."[35] Da wurde formuliert, es hätte die Absicht bestanden, den Weltfriedensrat zu einer „kommunistischen UNO umzugestalten"[36], und daß das Friedenskomitee versucht habe, sich „nach außen hin [...] den Anschein einer durchaus demokratischen Organisation zu geben."[37] Die Angeschuldigten würden übereinstimmend „leugnen" (!), daß das Friedenskomitee und seine Unterorganisationen „von der KPD gelenkte, getarnte und damit geheime Verbindungen gewesen seien."[38] Die Kritik an der Politik der Bundesregierung habe „nur dem Zweck (ge)dient, das Verfassungsgefüge zu erschüttern und jeden Politiker in Verruf zu bringen, der im Rahmen des Grundgesetzes auf das politische Geschehen der Bundesrepublik Einfluß hat." Apodiktisch hieß es: Das „Westdeutsche

---

31 Ebenda.

32 Dabei ist zu berücksichtigen, daß das Landesfriedenskomitee von Rheinland-Pfalz dort bereits 1955 verboten worden war.

33 Als Verfassungsgrundsätze, deren Beeinträchtigung eine Gefährdung des Staates darstelle, definierte § 88 des Strafgesetzbuches: „1. das Recht des Volkes, die Staatsgewalt in Wahlen und Abstimmungen und durch besondere Organe der Gesetzgebung, der vollziehenden Gewalt und der Rechtsprechung auszuüben und die Volksvertretung in allgemeiner, unmittelbarer, freier, gleicher und geheimer Wahl zu wählen, 2. die Bindung der Gesetzgebung an die verfassungsmäßige Ordnung und die Bindung der vollziehenden Gewalt und der Rechtsprechung an Gesetz und Recht, 3. das Recht auf die verfassungsmäßige Bildung und Ausübung einer parlamentarischen Opposition, 4. die parlamentarische Verantwortlichkeit der Regierung, 5. die Unabhängigkeit der Gerichte, 6. der Ausschluß jeder Gewalt- und Willkürherrschaft."

34 So auf S. 2 der 223 Seiten umfassenden und von Generalbundesanwalt Max Güde unterzeichneten Anklageschrift vom 25.11.1958, in: Privatarchiv Eckert.

35 Ebenda, S. 153 f.

36 Ebenda, S. 10.

37 Ebenda, S. 11.

38 Ebenda, S. 215.

Friedenskomitee“ sei „in Wahrheit nicht auf die friedliche Entwicklung der internationalen Politik, sondern auf die Abänderung der verfassungsrechtlichen Zustände in der Bundes-[317]republik und ihre Umwandlung in das totalitäre System der ‚Volksdemokratien‘ bedacht“ gewesen.[39]

Diese Behauptungen führten zum Kern aller Anschuldigungen: Das „Westdeutsche Friedenskomitee“ habe sich als Teil der kommunistischen Weltfriedensbewegung und als „Tarnorganisation“ der „von der SED beherrschten sowjetzonalen Friedensbewegung nicht nur gegen die Bundesregierung als solche, sondern gegen die verfassungstreuen Kräfte der Bundesrepublik überhaupt gerichtet [...]“[40] Hierin wiederholte sich die Argumentationslinie, die bereits vor diesem Prozeß zum Verbot zahlreicher anderer Organisationen hatte herhalten müssen und die – der zeitliche Zusammenhang ist auffällig – auch dem Antrag des Bundesinnenministers vom 23. November 1959 zugrunde lag, das Bundesverwaltungsgericht möge auch die „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes“, die bisher relativ vorsichtig behandelt worden war, zu einer verfassungsfeindlichen Organisation erklären.[41]

Selbst wenn damals eine ganze Reihe unübersehbarer Fakten solchen Bewertungen Anlaß bot, wenn heute erst recht die jüngste Entwicklung, wie sie sich seit 1989/90 offenbart und in neuen Bahnen vollzieht, nachträglich den Anschuldigungen gegen die kommunistisch beeinflußte Friedensbewegung eine historische Rechtfertigung zu verleihen scheinen, bleibt dennoch für die Historiker die Notwendigkeit bestehen, möglichst alle Tatsachen und Argumente in seine Betrachtungen einzubeziehen, also auch jene, die im Düsseldorfer Prozeß nicht zur Sprache kamen bzw. nicht behandelt werden durften. Er sollte sich veranlaßt sehen, deren Zeitgebundenheit und Wechselwirkung zu überprüfen. Zahlreiche Behauptungen, die von der Anklagevertretung und schließlich auch von den Richtern vorgebracht worden sind, waren pauschal und ließen sich nicht beweisen. Gleiches gilt natürlich auch für die Angeklagten und ihre Verteidiger, die ihrerseits ebenfalls häufig Behauptung gegen Behauptung setzten. Doch kam nicht gerade darin das ganze Elend einer politischen Justiz zum Vorschein, die im Kalten Krieg geschaffen worden war und sich in keiner Weise von ihren undemokratischen Traditionen zu trennen vermocht hatte? Diese Situation wirkt im Übrigen nahezu zwangsläufig fort: Der einzige stichhaltige Beweis, der für einen an Wahrheitskriterien orientierten Ausgang des Prozesses wie auch für die heutige Beurteilung entscheidend gewesen wäre, hätte lediglich von einer Politik geliefert werden können, die in und vielleicht auch gemeinsam mit der kommunistisch beeinflußten Friedensbewegung eine nichtmilitärische, entspannungspolitische Chance zur Gestaltung der zweifellos komplizierten Nachkriegsverhältnisse gesucht und erprobt hätte. Wie auf anderen Gebieten auch läßt sich wahrscheinlich die gesamte Geschichte des Kalten Krieges durchaus als eine Zeit der „vertanen Chancen“ charakterisieren.[42]

Am 10. November 1959 begann der Prozeß vor dem Düsseldorfer Landgericht. Die Kammer, die von den Angeklagten und der Verteidigung als eine Art Staatsschutz- bzw. Sonderstrafkammer betrachtet worden ist, tagte unter dem Vorsitz von Landgerichtsdirek-[318]tor Dr. Erich Meyer und unter Mitwirkung der Landgerichtsräte Wolfgang Köhler und Joachim Kemnitz. Die Staatsanwaltschaft wurde durch die relativ jungen, vielleicht deshalb so besonders forsch auftretenden Juristen Dr. Stinshoff und Kepler vertreten.[43] Für die Verteidigung der Angeklagten – auch darin kam zum Ausdruck, welches Gewicht dem Verfahren zukam – hatte sich eine Phalanx hervorragender Anwälte zur Verfügung gestellt: Dr.

39 Ebenda, S. 216.

40 Ebenda.

41 Zu diesem Verbotsantrag siehe ddz. Dokumentation der Zeit, H. 205/1960, S. 17 ff.

42 Der Begriff stammt von Rolf Steininger Eine vertane Chance. Die Stalin-Note vom 10. März 1952 und die Wiedervereinigung, Berlin/Bonn 1985.

43 Walter Diehl schilderte dem Verfasser in einem Gespräch am 27. Juli 1992, in welcher Art und Weise die beiden Staatsanwälte aufgetreten bzw. arbeitsteilig vorgegangen sind.

Walther Ammann[44], Dr. Diether Posser[45], Dr. Heinrich Hannover[46], Prof. Dr. Friedrich-Karl Kaul[47] und der britische Kronanwalt D. N. Pritt[48].

[44] Walther Ammann verteidigte Eckert und Kompalla und trat insbesondere mit großer juristischer Sachkenntnis auf. Nach dem Prozeß veröffentlichte en Zur Frage der Wahrheitsfindung in politischen Strafverfahren. Dokumentarischer Bericht über Vorkommnisse in den Strafverfahren gegen Persönlichkeiten des Friedenskomitees der Bundesrepublik Deutschland (Aktz. 8 KLs 10/59) vor der IV. großen Strafkammer des Landgerichts Düsseldorf. Hrsg. für die Verteidigung von Rechtsanwalt Dr. Walther Ammann (1960).

[45] Diether Posser, der eng mit Dr. Gustav Heinemann, dem späteren Bundespräsidenten zusammenarbeitete, vertrat Diehl und Wohlrath. Posser hatte vor Prozeßbeginn geschrieben: „Politische Häftlinge, die keine Gewalttaten verübt oder geplant haben, sind nichts anderes als eine Art von Kriegsgefangenen: Gefangene des Kalten Krieges, der die Welt und unser Vaterland spaltet.“ In: „Im Namen des Volkes“, in: Gleichheit. Das Blatt der arbeitenden Frauen, Jg. 1959, S. 203. Das Bundesjustizministerium verhinderte, daß entsprechend einer beim Bundesinnenministerium eingegangenen Denunziation rechtliche Schritte eingeleitet wurden, verwies aber auf die Möglichkeit einer „standesrechtlichen“ Prüfung. In: BAK, B 106/15889.

[46] Heinrich Hannover, der inzwischen mit zahlreichen Publikationen in Erscheinung getreten ist, verteidigte Oberhof und Thiefes.

[47] Der bekannte und aus der DDR kommende Anwalt, der bereits im KPD-Prozeß mit großem Engagement und subtiler Rechtskenntnis aufgetreten war, vertrat hier Erwin Eckert. Für Eckerts Schlußwort (siehe Abdruck in dem vorliegenden Band) empfahl Kaul in einem persönlichen Brief vom 1.4.1960: „Verzichte im Schlußwort auf große Darlegungen und beschränke Dich auf einen Satz. Zitiere Brecht: ‚[...] und Sie wissen genau, daß Ihnen das alles nichts mehr nutzt!‘ Es ist dies der Satz, den ich nach der Verkündung des Verbots der KPD als Erklärung den westlichen Pressevertretern gegeben habe. Rotze ihnen diese Worte in dem geeigneten Ton hin, und es macht mehr Eindruck als langatmige Darlegungen. In diesem Sinne drücke ich Dir die Hand.“ In: Privatarchiv Eckert.

[48] Die Mitwirkung des betagten und hochgeachteten Kronanwalts D. N. Pritt, der 1933 Vorsitzender des Gegen-Reichstagsbrand-Prozesses gewesen war, gab dem Prozeß von vornherein ein internationales Gepräge. Als Mitglied des Weltfriedensrates verteidigte er alle Angeklagten.

In der Vernehmung zur Person und nach einer eindrucksvollen Darstellung seines bisherigen Lebensweges erklärte Erwin Eckert, daß er sich, wie alle anderen auch, in keiner Weise als Angeklagter fühlen könne. Nachdem er die Absolutheit dieser Worte noch einmal gestenreich und mit der ihm eigenen Konsequenz unterstrichen hatte, wandte er sich direkt an die Richter:

„Sie können sich bei dieser Verhandlung nicht nach dem richten, was die Anklage an merkwürdigen Behauptungen und Unterstellungen in das Prokrustesbett eines Schemas hineingepreßt hat, durch das wir zu staatsfeindlichen Verbrechern gemacht werden sollen. Wir haben in der Friedensbewegung nichts getan von dem, was uns vorgehalten wird. Wir haben vielmehr dazu beigetragen, daß eine Zeit beginnt, in der durch internationale Entspannung und Abrüstung ein friedliches Zusammenleben – die Koexistenz der Völker – möglich wird." Er wollte und konnte es sich wohl nicht verkneifen zu spötteln: „Die Anklage geht überhaupt nicht auf die von uns in aller Öffentlichkeit verkündeten und prak-[319]tizierten Grundsätze des FKB (Friedenskomitee der Bundesrepublik Deutschland – M.W.) und des Weltfriedensrates ein. Sie unterschiebt uns geheime, hintergründige Absichten zum Sturz der verfassungsmäßigen Ordnung, die so geheim sind, daß wir selbst von ihnen nicht das Geringste wissen." In vollem Ernst bezeichnete er danach aber die Anklageschrift als ein „Dokument des militanten Antikommunismus, der die ideologische Plattform war, von dem aus der Angriffskrieg Hitlerdeutschlands gegen die Sowjetunion vorbereitet und durchgeführt wurde. [...] Man muß bei einer nüchternen Analyse der 223 Seiten der Anklageschrift zu dem Schluß kommen, daß mit ihr *unter allen Umständen* der Prozeß möglich gemacht werden soll."[49]

Mit seinen Worten von der erreichbar scheinenden „Koexistenz der Völker" verdeutlichte Erwin Eckert dem Gericht einige Tendenzen der internationalen Politik und deren teilweise erfreuliche Entwicklung am Ende der fünfziger Jahre. Mit sicherem Gespür und dennoch ohne jede Illusion hatte er völlig richtig erfaßt, daß der Prozeß gegen ihn und die anderen Funktionäre des Friedenskomitees eigentlich anachronistisch geworden war. Tatsächlich fand er ja in einer Zeit statt, die auf manchen Gebieten die Furcht vor einem neuen Weltkrieg versanden und Hoffnung für einen weltweiten Frieden schöpfen ließen. Nach dem schrecklichen Korea-Krieg, der die Welt an den Rand eines dritten globalen Krieges gebracht und einen „irrationalen Schock"[50] ausgelöst hatte, der aber 1953 in zähen Verhandlungen zu einem für alle Seiten einigermaßen annehmbaren Ende gebracht werden konnte, und nach dem zaghaften Abbau anderer furchtbarer Erscheinungsformen des Kalten Krieges bot sich offensichtlich in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre den politischen Gesprächen zwischen den USA und der UdSSR ein neuer Raum. An die Seite (d. h. noch nicht an die Stelle!) militärischer Konfliktlösungsstrategien traten neuartige Versuche zur Annäherung unterschiedlichster Interessen. Die Staatsführer der USA und der UdSSR begegneten einander wieder auf dem Diplomaten-Parkett. Von großer Bedeutung schien der 20. Parteitag der KPdSU werden zu können, der mit Stalin brach und die UdSSR innen- wie außenpolitisches Neuland betreten ließ.

Das Widersinnige im Hintergrund der Anklage trat zur Zeit des Düsseldorfer Prozesses deutlich zutage: Verfechter weltweiter Entspannungsansätze und Ankläger des Kalten Krieges – an dieser Einschätzung gab es keinen Zweifel – standen vor den Schranken des Gerichts in einem Staat, dessen Regierung immer noch und unerbittlich für eine Fortsetzung dieses Krieges zu wirken bereit war.[51]

---

49 Erwin Eckert: Vernehmung zur Person, in: Privatarchiv Eckert, erstmalig vollständig abgedruckt in diesem Band. Es ist hier leider nicht möglich, auf die große Rolle einzugehen, die alle historischen Erfahrungen und geschichtlichen Erkenntnisse für die Motivation der Mitglieder des Westdeutschen Friedenskomitees gespielt haben. Dabei gab es auch manchen unzulässigen, überspitzten Vergleich zwischen der Kriegspolitik des deutschen Faschismus und der Wiederaufrüstung in der BRD. Mitunter wurden völlig überzogene Warnungen ausgesprochen, die auch vor dem Hintergrund ebenso unzulässiger Verharmlosungen des Nationalsozialismus zu verstehen sind. Es sollte einer eigenen Untersuchung vorbehalten bleiben, wie die Geschichte (und nicht nur die des Dritten Reiches!) stets zu instrumentalisieren und der jeweiligen Politik nutzbar zu machen versucht worden ist.

50 Siehe Helmut Ridder, Rezension zu dem Buch von Schiffers.

51 Gerhard Schröder trat z.B. häufig mit folgender Erklärung auf: „In der letzten Zeit fehlt es nun nicht an Stimmen, die eine Änderung in unserer Haltung gegenüber dem Kommunismus fordern. Es mehrt sich die Zahl derer, die glauben, in der bestehenden Atmosphäre der auch von uns be-[320]grüßten Entspannung der politischen Beziehungen zwischen Ost und West sei die Gefahr kommunistischer Infiltration geringer geworden." Er warnte vor

Ungeachtet aller hoffnungsvollen Anzeichen, [320] ihn beenden und zu den Akten legen zu können, wurde nicht nur angeklagt, sondern schließlich auch verurteilt, was mehr und mehr aus der Sprache und aus den Forderungskatalogen der weltweiten Friedensbewegung der frühen fünfziger Jahre nunmehr auch in den Sprachgebrauch der offiziellen Politik Eingang gefunden hatte. Verschiedentlich ist in der bundesdeutschen Presse jener Zeit darauf aufmerksam gemacht worden, daß gerade jene Aussagen und Parolen, die der Justiz als Argumente *gegen* das „Westdeutsche Friedenskomitee" zu dienen hatten, „beinahe wörtlich von Politikern der Bundesrepublik und des westlichen Auslands gebraucht wurden."[52] Wer sich heute mit den Texten des Weltfriedensrates und des „Westdeutschen Friedenskomitees" befaßt, verspürt ohnehin, in welch hohem Maße die Ära der Entspannung – fixiert beispielsweise in den grundlegenden Dokumenten der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa von 1975 – und die bisherigen Ergebnisse der Verhandlungen über eine militärische Abrüstung von jenem Geist und Wortschatz lebt, der sich in den fünfziger Jahren gegen den Kalten Krieg und für eine Politik der friedlichen Koexistenz herauskristallisiert hat.[53]

Dennoch sahen sich Erwin Eckert und die anderen Angeklagten, die Verteidigung und eine breite Öffentlichkeit vom Verlauf wie auch vom Ende des sich über 56 Verhandlungstage hinziehenden Prozesses bitter enttäuscht. Das Urteil vom 8. April 1960 entsprach weitgehend, wenngleich nicht völlig den Intentionen der Anklage. Wieder einmal, so mutete es Eckert und die anderen an, hatten deutsche Richter – getreu ihrer Beharrung in der langen Geschichte von Verfolgung und Kriminalisierung der für die Herrschenden unliebsamen, unbequemen Friedensorganisationen – den eigentlich erforderlichen Mannesmut vor rüstungs- und machtversessenen Königsthronen nicht aufgebracht. Oder war es etwa für sie gerade darauf angekommen, mit Hilfe ihres. Urteils die Kontinuität einer Politik des Kalten Krieges zu sichern? Sollten etwa die Ansätze zur Entspannung diskreditiert und unwirksam gemacht werden? Die Absichten des Adenauer-Kabinetts sowie die Argumentationen der Staatsanwälte und Richter können hier nicht im Einzelnen untersucht werden. Ein endgültiges Urteil wird dazu auch nicht aus den Indizien zu gewinnen sein, die im Verfahren wie auch am Rande des Prozesses gegen das „Westdeutsche Friedenskomitee" zutage getreten sind. Dennoch lohnt es sich, nach jenen greifbaren Erkenntnissen aus prozessualen Details und vor allem aus inhaltlichen Zusammenhängen, die vielleicht weiteren erhellenden Forschungen neue Bahnen zu öffnen vermögen, zu fragen.

Eckerts Argumente wider die Anschuldigungen

Wenige Wochen nach dem Verbot der KPD hatten die Vernehmungen Eckerts durch einen Untersuchungsrichter des Bundesgerichtshofes begonnen. Sie nahmen 16 Tage in Anspruch, wurden durch einen Herzanfall des Angeschuldigten unterbrochen und erstreck-[321]ten sich vom 24. Oktober bis zum 30. November 1956.[54] Mit Entschiedenheit verwahrte sich Eckert gegen den Versuch von Landgerichtsdirektor Dr. G. Clauß, seine Betätigung für das „Westdeutsche Friedenskomitee" und die für die KPD „als eine einheitliche Tat" anzusehen.[55] Anhand von Dokumenten erklärte er bei der ersten Vernehmung zur Sache, den Stier bei den Hörnern nehmend und gleichzeitig auch ein wenig abwiegelnd:

„Die Weltfriedensbewegung ist kein Instrument der sowjetischen Politik, nicht von deren Vertretern geschaffen, nicht von ihnen gelenkt und auch nicht von ihnen finanziert. Sie ist entstanden aus der Erkenntnis, daß in den Jahren nach der Katastrophe des zweiten Weltkrieges von 1946 bis 1949 sich eine Entwicklung der internationalen Lage zeigte, die eine friedliche Zusammenarbeit der vier

einer „gewissen Begriffsverwirrung". Die innere Front im Kalten Krieg. Interview, in: Politisch-soziale Korrespondenz, Nr. 3/1956, S. 3 f.

52 Darauf bezieht sich z. B. ein Bericht in: Blick in die Zeit, Mannheim, Nr. 15/1959, S. 3. Siehe auch die von Helmut Bausch zur Vorbereitung der Angeklagten auf den Düsseldorfer Prozeß zusammengestellte Argumentationshilfe, S. 24 ff., in: Privatarchiv Eckert.

53 Es gehört offensichtlich zu neuen Thesen rechtskonservativer Kräfte, dies schlichtweg zu negieren. Siehe z. B. Jens Hacker Deutsche Irrtümer. Schönfärber und Helfershelfer der SED-Diktatur im Westen, Berlin/Frankfurt a. M. 1992.

54 Eine Kopie des 120 Seiten umfassenden Vernehmungsprotokolls findet sich im Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung/Zentrales Parteiarchiv Berlin, NL 238/88 sowie im Privatarchiv Eckert.

55 Ebenda, Bl. 1.

Großmächte in Frage zu stellen drohte und damit neue zum Kriege führende Verwicklungen heraufbeschwor.“[56]

Mit großer Deutlichkeit, historisch-politischem Verständnis und um differenzierende Wertungen bemüht, zeichnete er ein Bild vom Charakter und von den Bemühungen des Weltfriedensrates, das natürlich nicht in das offizielle antikommunistische Schema paßte, allerdings in seiner strikten und verabsolutierenden Entgegensetzung auch nicht voll und ganz der Realität entsprach. Eckerts Bild zeugt auf jeden Fall vom Selbstverständnis dieses Teils der Friedensbewegung und verdient bereits insofern geschichtswissenschaftliche Beachtung. Im Einzelnen – der Leser möge verzeihen, wenn er längere, aber aufschlußreiche und nachdenklich stimmende Zitate vorgesetzt erhält – sagte er aus:

„Besonders bedrohlich war, daß in dieser Zeit in Griechenland, in Indonesien, in Vietnam und in Malaya kriegerische Verwicklungen und Kämpfe waren und die Großmächte sehr verschiedene Auffassungen über die Beilegung dieser lokalen Kriege hatten. Die sich daraus ergebenden Spannungen und Gegensätze zwischen den Großmächten konnten jederzeit zu einer Verschärfung der internationalen Lage führen und eine friedliche Lösung der Konflikte unmöglich machen. Es ist darum nur zu verständlich, daß nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt unzählige Männer und Frauen der verschiedensten politischen Überzeugungen, des verschiedensten sozialen Herkommens, der verschiedensten Weltanschauungen und aus unterschiedlichen Gründen sich dieser Entwicklung aus Verantwortung für die Erhaltung des Friedens und zur Verhinderung schon der Anfänge eines neuen Weltkrieges entgegenstellen.“

Auf die Darstellung dieser Breite der Weltfriedensbewegung und seiner eigenen Bemühungen kam es Ihm offensichtlich in einem besonderen Maße an. Detailliert schildert er:

„Es waren weite Kreise religiöser und kirchlicher Gemeinschaften und Gruppen, die aus der Überzeugung und dem Glauben, daß dieser letzte furchtbare Weltkrieg ein Gericht Gottes über die Welt und über die Völker gewesen sei und daß darum ein im Gewissen an Gottes Willen gebundener Mensch alles tun müsse, um die Gefahr eines neuen Krieges zu verhindern. Andere sahen in den furchtbaren Auswirkungen des modernen Krieges und [322] seinen Folgen einen Beweis dafür, daß es in Zukunft im Zeitalter der Atombombe eine Sinnlosigkeit und ein Verbrechen ist, und es mit den alten Methoden und Illusionen, man könne durch Aufrüstung einen Krieg verhindern, vorbei sein müsse. Darum waren sie aus Gründen der Vernunft, des Verstandes und einer alle verpflichtenden Menschlichkeit entschlossen, sich jeder neuen Kriegsvorbereitung, von welcher Seite sie auch immer komme, zu widersetzen. Noch andere, das sind die Gruppen, die sich zum Sozialismus bekennen, meldeten ihren Protest gegen die bedrohliche Entwicklung an, weil sie überzeugt sind und waren, daß eine sinnvolle Veränderung des gesellschaftlichen, des wirtschaftlichen und politischen Lebens der Völker sich ankündigt und in diesem neuen Abschnitt der Geschichte die Elemente eines friedlichen Zusammenlebens der Menschen gestalten werde.“[57]

Vor Landgerichtsdirektor Clauß entfaltete Eckert ein ungemein lebendiges, anschauliches und selbst diffizile Probleme keineswegs ausklammerndes Bild von der Tätigkeit des Weltfriedensrates, das hier nicht im Einzelnen dargestellt werden kann.[58] Er sprach von den führenden nichtkommunistischen Persönlichkeiten im Weltfriedensrat, die doch wohl eine Gewähr dafür böten, kein „gelenktes“ Instrument sowjetischer Emissäre zu sein.[59] Ferner sprach er von den Grundprinzipien offener Diskussion und ehrlicher Zusammenarbeit der Friedensanhänger unterschiedlichster Richtungen, von den Bemühungen, einen Zustand in der Welt zu erreichen, in dem alle Beteiligten eines Konflikts bereit sind, diesen auf einem friedlichen Verhandlungsweg lösen zu wollen. Seine Ausführungen galten

---

56 Ebenda, Bl. 3.

57 Ebenda, Bl. 6 f.

58 Leider fehlt immer noch eine subtile Untersuchung zur Geschichte des Weltfriedensrates.

59 Er hatte dabei solche nichtkommunistischen Persönlichkeiten im Auge wie Dr. Miroslav Novak (Bischof der tschechoslowakischen Kirche), die australische Journalistin Jessie Street, Isabelle Blum (Brüssel), den Präsidenten der juristischen Sektion der Akademie der Wissenschaften Japans Prof. Joshitaro Hirano, Prof. John Desmond Bernal u. a.m.

auch der strikten Ablehnung jeglicher militärischer Blockbildung und damit natürlich auch der Remilitarisierung Deutschlands, womit eindeutig beide deutsche Staaten gemeint waren. Als die drei entscheidenden Grundpositionen des Weltfriedensrates charakterisierte er *erstens* die Auffassung, daß ein „friedliches Nebeneinanderbestehen verschiedener Regierungssysteme in der Welt möglich ist", *zweitens* die Überzeugung, daß „alle Differenzen zwischen den Nationen durch Verhandlungen gelöst werden können", und *drittens* die Anerkennung der Tatsache, daß „alle inneren Differenzen und Fragen einer Nation ausschließlich Angelegenheit der Bürger dieser Nation sind."[60]

Von der 7. Plenartagung des Weltfriedensrates, die vom 18. bis 23. November 1954 in Stockholm stattgefunden und sich mit dem Vorschlag der UdSSR für eine internationale Konvention zur Frage der Rüstungseinschränkung und des Verbots von Massenvernichtungswaffen aller Art befaßt hatte, berichtete Eckert, daß alle Sprecher die Sinnlosigkeit betont hätten, Westdeutschland ausgerechnet in jenem Moment aufrüsten zu wollen, da „in den UN so erfreuliche Fortschritte zu Verhandlungen, zu einer allgemeinen Abrüstung und zum Verbot der Massenvernichtungswaffen erreicht wurden. Die Frage wurde immer wieder aufgeworfen, weshalb Westdeutschland aufrüsten, wenn allgemein abgerüstet werden soll, weshalb Westdeutschland in eine Militärkoalition einbeziehen, wenn die Chance einer [323] friedlichen Wiedervereinigung gegeben ist und die Einordnung ganz Deutschlands in ein europäisches Sicherheitssystem gewährleisten kann."[61]

In zwölf Punkten nahm Eckert ausführlich zu den Anschuldigungen Stellung, das „Westdeutsche Friedenskomitee" sei eine Tarnorganisation von KPD und SED und verfolge das Ziel, in der BRD eine „Diktatur des Proletariats zu verwirklichen". Nach seiner Auffassung sei es unmöglich, das Friedenskomitee in seiner Zielsetzung, seiner Tätigkeit und in seinen Methoden mit dem generellen politischen Kampf der KPD gleichzusetzen. Es gäbe keine einzige Forderung des Komitees, die nicht in dem Willen begründet gewesen wäre, einen nicht nur für Kommunisten, sondern für *alle* Beteiligten möglichen und annehmbaren Weg zur Entspannung, Verständigung und zu einer friedlichen Lösung der bedrohlichen Probleme in Deutschland zu finden. Besonderen Wert legte Eckert auf die Feststellung, daß die Parolen des Friedenskomitees „genau so viel und so wenig identisch mit den Parolen" der KPD gewesen seien wie mit denen „der SPD, der Gewerkschaften, des Paulskirchenkreises, kirchlich-religiöser Kreise, pazifistischer Verbände, mit den Erklärungen vieler Politiker, die sich zu dieser Frage geäußert haben, vieler Journalisten und Kommentatoren bedeutender Zeitungen [...]"[62]

Eckert setzte an dieser Stelle seiner Argumentation noch einen Akzent, dessen biographischer Wert nicht eindeutig ermittelt, wohl aber vermutet werden kann: Bei dem sensiblen Thema der Wiedervereinigungspolitik in Ost- und Westdeutschland formulierte er entgegen seiner sonstigen klaren Diktion etwas verschwommen: Die Ziele und Parolen des Friedenskomitees würden sich sowohl von denen der KPD als auch „von der einen oder anderen Meinung im Einzelnen" unterscheiden. Möglicherweise spielte er hier auf unterschiedliche Positionen innerhalb der Kommunistischen Partei an, was angesichts der Auseinandersetzungen, die es immer wieder in der Partei um die Bestimmung des generellen politischen Kurses, aber auch um seine Person gegeben hat, durchaus denkbar wäre. Die unmittelbar anschließende Aussage deckte sich jedenfalls in keiner Weise mit jener, die offiziell von der KPD und der SED vertreten worden ist. Eckert erklärte: „Das WFK überläßt es z. B. den politischen Organen, den Parteien, den Parlamenten und Abgeordneten und den Regierenden völlig, wie sie die Verhandlungen über eine friedliche Wiedervereinigung führen, welche politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen sie für eine Wiedervereinigung durch gegenseitige Verständigung für notwendig halten. Das WFK fordert, den Prinzipien der Weltfriedensbewegung entsprechend nur, daß überhaupt verhandelt wird."[63] Auch während des Prozesses beteuerten er und Walter Diehl mehrmals, es sei in keiner Weise „daran gedacht gewesen, die Wiedervereinigung unter Übernahme des

60 Vernehmungsprotokoll, Bl. 19.
61 Ebenda, Bl. 63.
62 Ebenda, Bl. 113 ff.; Hervorhebung durch den Verfasser.
63 Ebenda, Bl. 116; Hervorhebung durch den Verfasser.

kommunistischen Systems der ‚DDR' zu propagieren.[64]

Zweifellos waren die Verbindungen zwischen der KPD und dem Friedenskomitee enger, als das der Kommunist Erwin Eckert[65], vor seinen Anklägern darstellen konnte, ja wohl auch – angesichts der ihn empörenden Tatsache, in welcher Art und Weise seinem Frie-[324]denskampf nur deshalb jeder Sinn und Wert angesprochen wurde, weil er ein Kommunist war – darstellen wollte. Zugleich war es offensichtlich in der damaligen Situation, in der es für viele verantwortlich denkende und handelnde Menschen lediglich das „Entweder – oder" in der Politik zu geben schien, zu kompliziert, die heute leichter zu erfassenden Zusammenhänge zwischen der sowjetischen Außenpolitik und dem Wesen stalinistischer Strukturen zu durchschauen. Seine Partei war nicht nur für ihn, sondern wohl auch für zahlreiche Nichtkommunisten eher ein Opfer als ein aktiver Mitgestalter des Kalten Krieges. Sie war für sein Verständnis und sein Wissen zugleich jene Kraft, die am nachdrücklichsten sich selbst und damit auch alle anderen aus den Fesseln dieses Krieges befreien wollte. Antimilitarismus, Antifaschismus und intensive Bemühung um die Erhaltung des Friedens – das waren für ihn wie wohl für die meisten Mitglieder kommunistischer Parteien die wesentlichsten Ziele, ohne deren Verwirklichung überhaupt kein anderes, darüber hinausweisendes Ziel erreichbar sein konnte. Er wollte ein kommunistisch-humanistischer Friedenskämpfer sein und nicht etwa einer, dem eine militante pax sovietica über alles gegangen wäre

Wahrheitsfindung oder Legitimation der Strafe?

Die Strafprozeßordnung der Bundesrepublik Deutschland verlangt in § 244, Absatz 2, daß Gerichte auf der Grundlage der umfassend erforschten, vollen Wahrheit zu einer Entscheidung zu gelangen haben. Diese Aufgabe charakterisiert sie als ein wesentliches Element zur Wahrung und Sicherung der „Unabhängigkeit der Gerichte" in demokratisch verfaßten Staaten. Darauf verwiesen die Verteidiger immer und immer wieder. Von dieser Aufgabe ausgehend rügten sie im Verlaufe des Prozesses auch gewisse Merkwürdigkeiten und einfachste Verletzungen wichtiger strafprozessualer Normen. Einige Beispiele[66], die sie auch in Ihren späteren Darstellungen zum Prozeß hervorhoben, scheinen solch schwerwiegenden Vorwurf durchaus belegen zu können.

Die Anklagebehörde hatte zahlreiche Dokumente als Beweis ihrer Thesen vorgelegt. Das Gericht ließ sie verlesen. Die wenigsten stammten von den Angeklagten oder vom „Westdeutschen Friedenskomitee" bzw. vom Weltfriedensrat. Stattdessen wurden Berichte und Kommentare herangezogen, auf deren Abfassung die Angeklagten keinen Einfluß hatten nehmen können. Auch in inhaltlicher Hinsicht hatte die Anklagevertretung eine eigenartige Auswahl getroffen. Vorgebracht und verlesen wurde, was eine Übereinstimmung und Verbindung der Angeklagten mit der KPD zu belegen schien oder interne Vorgänge und Probleme dieser Partei betraf. Während des Prozesses reichte die Staatsanwaltschaft sogar zusätzliche Dokumente solcher Art ein, die akzeptiert wurden, obwohl weder deren Herkunft authentisch nachgewiesen werden konnte noch die Verfasser und Adressaten erkennbar waren. Alle Einwände der Verteidigung gegen die Sachbezogenheit dieser soge-[325]nannten fünfstelligen Dokumente[67] wurden abgewiesen. Kritische Fragen an den Zeugen – einen Kriminalbeamten, der diese Schriftstücke seit 1953 (!) verwahrt haben wollte und damit ja den Ermittlungen entzogen hatte – wehrte das Gericht mit dem Hinweis auf die Grenzen der Aussagegenehmigung für den Beamten ab.[68]

In insgesamt 20 Beweisanträgen bot die Verteidigung ihrerseits 590 Dokumente zum Beweis dafür

---

64 Anklageschrift, S. 62.

65 Siehe den Beitrag von Georg Fülberth in diesem Band.

66 Die folgenden Darlegungen stützen sich vor allem auf Ammann, Zur Frage der Wahrheitsfindung, sowie auf Lang, Der Düsseldorfer Prozeß. Im Privatarchiv Eckert befinden sich auch Abschriften der diesbezüglichen Revisionsanträge, die alle Verteidiger im Dezember 1960 stellten. Hier erscheint es dem Verf. als besonders bedauerlich, sich für seine geschichtswissenschaftliche Analyse – einer juristischen steht er ohnehin fern – lediglich auf das Material der Verteidigung stützen zu können. (Siehe Anm. 3).

67 Diese Dokumente stammten aus den Jahren 1950–1952 und umfaßten ca. 10.000 Schreibmaschinenseiten. Sie wurden so genannt, weil sie mit Hilfe einer Paginiermaschine fortlaufend mit fünfstelligen Nummern versehen worden waren.

68 Siehe Hannover, Der Prozeß gegen die „Rädelsführer", S. 191 f.

an, daß die Anschuldigungen unberechtigt waren. Am 2. Dezember 1959 akzeptierte das Gericht ausdrücklich die Notwendigkeit solcher Beweise als Mittel zur Erforschung der historischen Wahrheit sowie zur Prüfung der Quellen, die die Anklage vorgelegt hatte, als Voraussetzung für eine gerechte Urteilsfindung. Am 14. Januar 1960 wurde mit der Verlesung einiger von der Verteidigung vorgelegten Urkunden begonnen. Zur Überraschung aller verkündeten die Richter jedoch am 29. Verhandlungstag, am 21. Januar 1960, einen gegenteiligen Beschluß. Solche Urkunden, die nachweisen sollten und konnten, daß das Friedenskomitee und die Angeklagten nichts anderes taten, als in Ihren Verlautbarungen die Wahrheit auszusprechen, wurden auf einmal von der Beweisaufnahme ausgeschlossen. Während die Anklage fast ausschließlich auf politischen Thesen beruhte, die vom Gericht zur Beweisaufnahme zugelassen worden waren, wurde nunmehr der Verteidigung strikt verweigert, auf einer gleichen Argumentationsebene zu wirken.[69]

Ein ähnlicher Beschluß des Gerichts betraf am 9. Februar solche Dokumente, die aus der parlamentarischen Opposition zur Adenauer-Regierung stammten und in denen ebenfalls die Politik der Wiederaufrüstung kritisiert worden war. Das Gericht erklärte: „Soweit die Angeklagten sich darauf berufen, daß die politischen Einschätzungen teilweise denjenigen ähnlich seien, die das Westdeutsche Friedenskomitee oder einzelne Angeklagte vertreten hatten, liegt das völlig neben der Sache. In verfassungstreuer Absicht geäußerte politische Werturteile sind strafrechtlich wertneutral.“ Einer der Verteidiger – wer, das ist aus den vorhandenen Quellen nicht abzuleiten – hielt dem sofort entgegen: „Sie haben wiederum keinen Ablehnungsgrund angegeben, der in der Strafprozeßordnung verankert wäre. Sie haben faktisch gesagt: Wahrheit oder Unwahrheit, das ist letztlich gleichgültig. Es kommt nur darauf an, *wer* die Wahrheit oder die Unwahrheit spricht.“[70] Die offensichtliche Rechtsverletzung war damit auf den Punkt gebracht; es ist auch nicht erkennbar, ob die [326] Richter dem noch etwas entgegenzusetzen hatten. Es blieb einfach bei dieser Entscheidung.

Am 1. März 1960 wies das Gericht sogar Urkunden zurück, die aus dem Friedenskomitee selbst stammten. Für die Angeklagten bestand damit nicht einmal mehr die Möglichkeit, ihre Auffassung – unabhängig von deren Richtigkeit oder Berechtigung – überhaupt feststellen zu lassen und in den Verhandlungen zu erläutern. Die Verteidiger sahen sich nach 44 Verhandlungstagen gezwungen, von einer weiteren Beweisaufnahme abzusehen. Sie erblickten darin keinen Sinn mehr, obwohl ihnen diese Entwicklung keineswegs leichtfiel.[71]

Das Gericht erlaubte sich in seiner Prozeßführung auch etwas, was als „einmaliger Fall in der deutschen Rechtsgeschichte“ charakterisiert worden ist.[72] Es hinderte das persönliche Auftreten eines von der Anklage benannten Zeugen, der früher einmal an der Herausgabe der „Stimme des Friedens“ mitgewirkt hatte, und ließ stattdessen ein Vernehmungsprotokoll aus dem Jahre 1953 verlesen, obwohl der Zeuge Alfred Flintzer vor der Tür des Gerichtssaales darauf wartete, aufgerufen zu werden. Der Zeuge war aus Gera – dorthin hatte er inzwischen seinen Wohnsitz verlegt – angereist und mußte

---

69 Dagegen brachte die Verteidigung in einer Erklärung ihren Verdacht zum Ausdruck, daß der Gerichtsbeschluß auf Motiven beruhen könne, die außerhalb des Gesetzes liegen: „Das Gericht hat sich [...] geweigert, die zeitgeschichtlichen Tatsachen zur Kenntnis zu nehmen, aus denen heraus die Tätigkeit der Weltfriedensbewegung bzw. des Friedenskomitees der Bundesrepublik Deutschland und der Angeklagten überhaupt erklärt und beurteilt werden können. Die Verteidigung kann aus diesem Verhalten des Gerichts nur den Schluß ziehen, daß die Strafkammer in politischen Vorstellungen und Vorurteilen befangen ist, deren Unrichtigkeit durch die abgelehnten Beweisanträge belegt werden sollte, und daß die Strafkammer sich die politischen Thesen zu eigen macht, die der Anklage zugrunde liegen. Damit wird in hohem Maße die Besorgnis begründet, daß sich das Gericht in eine Abhängigkeit von der von politischen Motiven getragenen Prozeßführung der weisunggebenden Anklagebehörde begeben und daraus auch prozessuale Konsequenzen gezogen hat.“ Zit. in Ammann, S. 26.

70 Ebenda, S. 28.

71 Es kann nur in einer juristischen Untersuchung die Frage gestellt und geklärt werden, ob diese Entscheidung der Verteidiger möglicherweise nicht zu einem zu frühen Zeitpunkt getroffen worden ist. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Erklärung von Staatsanwalt Stinshoff, der Prozeß habe deshalb so lange gedauert, weil die Verteidigung immer wieder versucht habe, den Prozeß als ein „politisches“ Verfahren zu führen. In: Privatarchiv Eckert.

72 Ammann, S. 5: Zum Fall Flintzer nimmt auch ausführlich Stellung Hannover, Der Prozeß gegen die „Rädelsführer“, S. 292 ff.

unverrichteter Dinge wieder in die DDR zurückkehren. Das Problem, der Zeuge könne vielleicht – da er jetzt von der Verteidigung, wie es in unschönem Amtsdeutsch hieß, „präsent gestellt“ worden war – etwas weniger Belastendes als 1953 aussagen, warf sicher für die Richter komplizierte juristische Fragen auf, die sich nicht zuletzt aus den ungeklärten Rechtsbeziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten ergaben. Am Ende tauchte der läppische, sich auf diesen Zeugen stützende Sachverhalt in der Urteilsbegründung überhaupt nicht auf.[73]

Nach einhelliger Auffassung namhafter Juristen sollte sich als ein Kardinalpunkt in den vielfältigen unzulänglichen Entscheidungen und Fehlleistungen der Düsseldorfer Strafkammer deren Stellung zur sogenannten Offenkundigkeit von Tatsachen erweisen. Anstatt den Widersprüchen zwischen den Beweisen von Anklage und Verteidigung nachzugehen, führte das Gericht am 26. Februar 1960 das Argument in die Verhandlung ein, es sei „offenkundig“, daß die Bundesregierung die Grundsätze der friedlichen Koexistenz nicht ablehne. Nach Auffassung der Verteidiger waren in der Beweisaufnahme zwar bereits Tatsachen zur Sprache gekommen, die diese „Offenkundigkeit“ widerlegt hatten oder zumindest in Zweifel zu ziehen geeignet waren. Dazu rechneten sie unter anderem die beeidete [327] Aussage von Wilhelm Elfes, Dr. Konrad Adenauer habe ihn am 2. Januar 1948 gefragt, wie er sich denn dazu stellen würde, wenn man einen Krieg mit Rußland mache, um die Russen zurückzutreiben.[74] Diese Frage und das Gedankengut, auf dem sie beruhte, hatte mit einer Anerkennung der friedlichen Koexistenz nichts zu tun. Dennoch war das Gericht nicht bereit, den Bundeskanzler als Zeugen zu laden. Es begründete seine Entscheidung damit, daß ja dessen Haltung „offenkundig“ sei! Die Verteidigung bezeichnete diese unterstellende Offenkundigkeit politischer Ziele als eine Abkehr von der vorherrschenden Rechtsmeinung, als einen bedenklichen Schritt zur Wiedereinführung des Gesinnungsstrafrechts, als eine Gefährdung der Demokratie sowie als eine „Anmaßung, die die Rechte und die Berechtigung der Opposition nicht genügend berücksichtigt.“[75]

In seinem Schlußwort griff Erwin Eckert insbesondere noch einmal die mit dieser These der Richter verbundenen Probleme auf. In der Ihm eigenen Art wünschte er, das Gericht möge recht haben mit seiner Erklärung über die offenkundige Akzeptanz friedlicher Koexistenz durch den Herrn Bundeskanzler. Und fordernd setzte er hinzu: „Wäre es so, wie das Gericht die Öffentlichkeit glauben machen möchte, dann müßte die Bundesregierung die zehnjährige Tätigkeit des Friedenskomitees begrüßen. Sie müßte uns danken [...]“[76]

Das Urteil und seine Wirkungen

Was die Richter auch immer bewogen haben mag, Ihre Maßstäbe und Schlußfolgerungen können einer historischen Analyse kaum gerecht werden. Daran ändert die Tatsache nichts, daß der Bundesgerichtshof am 3. Juli 1962 die Revisionsanträge der Verteidiger verwarf und daß das Bundesverfassungsgericht eine entsprechende Verfassungsbeschwerde wegen Fristversäumnis abwies.[77] Das Urteil kann aber vor allem wohl vor der Geschichte selbst in keiner Weise standhalten. Die bereits vor dem Prozeß eingeleiteten und nach seinem Ende rasch verwirklichten Veränderungen in der politischen Justiz der BRD – von einer Reform kann in diesem Zusammenhang allerdings nicht gesprochen werden – sowie die bis heute fehlende Rehabilitierung der Verurteilten beweisen, daß dieser Prozeß eine historisch-politische Hypothek und dringlich aufzuarbeitende „Altlast“ der BRD darstellt.

Dabei dürfte die Frage unerheblich sein, ob sich die Richter zu bewußten Parteigängern der Anklage

---

73 Vgl. das Urteil des Bundesgerichtshofes, auszugsweise abgedruckt in: NJW 1962, Heft 41, S. 1873–1875. Siehe auch den Brief, den Diether Posser am 19. Dezember an den Herausgeber schrieb: „Wir Verteidiger hatten für alle Angeklagten Revision eingelegt, die der Bundesgerichtshof durch Urteil vom 3. Juli 1962 mit einer Ausnahme verworfen hat, die Walter Diehl betraf. Bei ihm wurde der Strafausspruch (das Strafmaß) aufgehoben und insoweit das Landgericht Düsseldorf erneut mit der Sache befaßt. Am 6. Dezember 1962 erkannte es auf eine Freiheitsstrafe von 9 Monaten, die zur Bewährung auf 5 Jahre ausgesetzt und nach Ablauf der Frist erlassen wurde. Im Ergebnis brauchte also niemand eine Freiheitsstrafe zu verbüßen.“

74 Zitiert nach Ammann, S. 34.

75 Ammann, S. 37.

76 Zitiert in Lang, S. 16; siehe auch das erstmals in diesem Band vollständig abgedruckte Schlußwort Eckerts.

77 Privatarchiv Eckert.

machten oder nicht. Von wesentlicher Bedeutung wurde die Tatsache, daß das Urteil alle Befürchtungen im In- und Ausland nähren half, die politische Justiz der BRD sei in die Nähe solcher Grundsätze und Praktiken geraten, wie sie in Deutschland während der Jahre von 1933 bis 1945 üblich gewesen sind. Vom diesbezüglichen bitteren Diktum eines Martin Niemöller zeugt unter anderem dessen persönlich gehaltener Brief vom 19. Juli 1962 an Erwin Eckert. Der Kirchenpräsident schrieb, nachdem er von der negativen Revisionsentscheidung des Bundesgerichtshofes erfahren hatte:

„Ich bin mit Ihnen und den mit Ihnen verurteilten Freunden der Meinung, daß wir in einem Staat des Unrechts leben, in dem kein Mensch mehr vom Staat Wahrheit und Ehr-[328]lichkeit erwarten kann. Für Sie und die mit Ihnen verurteilten Freunde wie für unser ganzes Volk warte ich auf den Tag und bete zu Gott darum, daß er rechtzeitig noch kommt, an dem unser Volk zwar nicht eine andere Verfassung bekommt, wohl aber von den Menschen befreit wird, die unter dem Schutz dieser Verfassung ihre alten nazistischen und militaristischen Sonderziele zum Verderben unseres Volkes ungehindert verfolgen können. Darum bin ich froh, daß jetzt vor der ganzen Welt offenbar wird, wie unsere Polizei und auch unsere Justiz nazistisch verseucht und beherrscht wird.“[78]

Die Richter trugen dazu bei, den demokratischen Anspruch der Bundesrepublik zu beschädigen und allen alternativen Vorstellungen zum Kurs der Wiederaufrüstung den Stempel angeblicher allgemeiner Demokratie-Feindlichkeit aufzudrücken. Im Widerspruch zur grundgesetzlichen Bestimmung Ihrer Funktion nahmen sie lediglich die Anklagepunkte gegen das Friedenskomitee und nicht die gesellschaftliche und politische Realität in ihrer Gesamtheit wahr. Dies führte zu einer Ausblendung wesentlicher Aspekte des politisch-gesellschaftlichen Geschehens sowie zu einer letztlich parteiischen Standpunktlogik. Ein Gerichtsverfahren wurde dazu herabgewürdigt, ein vorgefaßtes Urteil zu legitimieren, indem das eigentliche Problem – die Suche nach Wegen aus einer menschheitsgefährdenden Situation – in kriminalisierte Details aufgesplittert wurde. Der politische Dilettantismus mutet heute noch erschreckender an, als es damals die Betroffenen annahmen.

Vielleicht – einige Indizien[79] weisen darauf hin und lassen entsprechende Fragen zu – empfanden die Richter selbst den Prozeß als Ausdruck einer geschichtlich überholten und dem Kalten Krieg verhafteten politischen Justiz. So folgte das Urteil zwar der Anklage in dem entscheidenden Vorwurf, die Angeklagten hätten sich mit ihren friedenspolitischen Bestrebungen gegen die verfassungsmäßige bundesrepublikanische Ordnung gerichtet, es ließ aber die Anschuldigungen fallen, das Friedenskomitee sei eine „geheime“ und zugleich eine „kriminelle“ Organisation gewesen. Auch Im Strafmaß blieben die Richter unter den Forderungen der Staatsanwaltschaft. Die höchste Strafe wurde für Walter Diehl ausgesprochen, er sollte – ohne Bewährung – für ein Jahr ins Gefängnis, wobei die Richter sich nicht scheuten, die hohe Intelligenz des Angeklagten als besonders belastend hervorzuheben.[80] Erwin Eckert erhielt eine Gefängnisstrafe von neun Monaten mit Bewährung zugesprochen. Alle anderen erhielten ebenfalls geringe Gefängnisstrafen, so daß für sie die Bewährungsklausel angewendet werden konnte. In einem Fall wurde die sechswöchige Gefängnisstrafe meine Geldstrafe umgewandelt.

Im Unterschied zur Anklageschrift enthielt die Urteilsbegründung auch einige differenzierende Aussagen zum Verhältnis zwischen den Angeklagten und der KPD. Die Richter nahmen beispielsweise zur Kenntnis, daß Walter Diehl im Februar 1951 aus der FDJ ausgetreten war und als Begründung auf eine Reihe dogmatisch-sektiererischer Erscheinungen in dieser kommunistischen Jugendorganisation verwiesen hatte.[81] Das Urteil verzeichnete [329] auch die Aussage eines Zeugen, daß das Friedenskomitee von der KPD „vorsichtig behandelt“ worden sei und diese die Konzeption der Weltfriedensbewegung akzeptiert habe:

„Das Friedenskomitee hätte keine Beschlüsse fassen können, die der Gesamtkonzeption der

78 Ebenda.

79 Nach dem Eindruck von Walter Diehl habe sich Dr. Meyer oft gewunden und zu erkennen gegeben, daß er sich in seiner Haut nicht so ganz wohl fühlte. Außerdem soll einer der beisitzenden Richter gegen das Urteil und für Freispruch gestimmt haben.

80 Urteil, S. 105 ff.

81 Ebenda, S. 30 f.

Weltfriedensbewegung widersprechen. Es ist aber denkbar, daß es Beschlüsse gefaßt hätte und auch gefaßt hat, die der Konzeption der SED widersprachen."[82]

An anderer Stelle nahmen die Richter die Aussage von Pfarrer Oberhof zur Kenntnis, daß Oskar Neumann, führendes Mitglied der KPD, „oft bis zum Weinkrampf beim PV (Parteivorstand der KPD – M. W.) dafür gekämpft (habe), daß man die Friedensbewegung für den Frieden kämpfen lassen solle.[83] Im Urteil war nicht zuletzt auch vermerkt, daß Erwin Eckerts Stellung in der KPD keineswegs unangefochten gewesen ist. Man verwies auf die Kritik einiger Funktionäre, er sei nicht genügend „linientreu" und habe keine „wirklich kämpferische Orientierung" geben können.[84] Eckert hatte während des Prozesses mit großer Überraschung[85] erfahren, was in manchen kaderpolitischen Dokumenten seiner Partei über ihn festgehalten worden war und was 1950 zur Ablösung als Landesvorsitzender der KPD in Baden sowie 1952 zu einer Veränderung seiner offiziellen Position innerhalb des „Westdeutschen Friedenskomitees"[86] geführt hatte.

Auf die Urteilsfindung hatten solche Kenntnisse über interne Diskrepanzen in der KPD keinerlei Einfluß. Die Richter schlußfolgerten lediglich, daß sich Eckert zwar „in Kleinigkeiten hin und wieder Abweichungen von der Parteilinie erlaubt" oder „sich in Einzelfällen nicht nach dem Parteibefehl" gefügt habe, dies jedoch nichts daran zu ändern vermöge, „daß er sich [...] bewußt und gewollt in den Dienst der von der KPD verfolgten Zielsetzung gestellt hat."[87]

War es dennoch vielleicht eine als notwendig empfundene Selbstrechtfertigung, die Dr. Meyer dazu veranlaßte, an den Beginn seiner mündlichen Urteilsbegründung[88] eine generelle, aber leicht anfechtbare Behauptung zu setzen? Seine Worte lauteten: „Es geht in diesem Fall nicht um den Frieden. Jeder Mensch will den Frieden. Es geht um eine Organisation, die sich den Namen ‚Friedenskomitee' gegeben hat."[89] Nein, es ging sehr wohl um den Frieden, um die Beförderung oder um die Beeinträchtigung jener Auffassungen und Wege, [330] die – wenngleich erst in den siebziger und achtziger Jahren – tatsächlich zum Ende des Kalten Krieges, zu Entspannung und Abrüstung, zu einer Normalisierung der internationalen Beziehungen sowie zu einer weitgehenden Akzeptanz gegenseitiger Verständigungsbereitschaft führen sollten. Daran ändert sich auch dadurch kaum etwas, daß in diesem Prozeß von Annäherung und Entspannung schließlich der sogenannte Realsozialismus zerbrach. Die von der Weltfriedensbewegung erarbeiteten Grundsätze und Prinzipien halfen, den Kalten Krieg zu überwinden; sie können auch heute eben deswegen bedeutsam sein, weil sie sich nicht primär auf die Konfrontation zweier Gesellschaftssysteme bezogen, sondern ein friedliches, geregeltes und von sinnvollen nichtmilitärischen Strategien zur Lösung von Konflikten getragenes Miteinander aller Länder und Völker bezwecken sollten.

Insofern blieb das Verfahren vor dem Düsseldorfer Landgericht von 1959/60 ohne wesentliche Auswirkungen auf den Prozeß einer weltweiten Friedenssicherung. Die unmittelbaren Folgen entsprachen allerdings in vielfacher Hinsicht den Zielsetzungen seiner Initiatoren. Mit der legitimierten

---

82 Ebenda, S. 154.

83 Ebenda, S. 148 f. In einem Brief an den Herausgeber bestätigte Oskar Neumann am 6.11.1992 „die Tendenz" der Aussage Oberhofs als „zweifelsfrei richtig". Gleichzeitig hielt er eine Ergänzung für notwendig: „Wenn ich überhaupt eine Neigung hätte, mit ‚Weinkrämpfen' zu reagieren, dann hätte ich mich dazu gewiß eher durch die Topjuristen der BRD [...] veranlaßt gesehen als durch kommunistische Genossen, die damals die Bedeutung des Friedens nicht verstanden haben."

84 Ebenda, S. 84 und 97. Zwei der Beurteilungen aus dem bzw. für den Parteivorstand über Eckert befinden sich im Privatarchiv Eckert. Siehe dazu den Beitrag von Georg Fülberth in diesem Band.

85 Auch dies war der Schilderung von Walter Diehl zu entnehmen.

86 In einem Brief an den Verf. betonte Walter Diehl am 3.11.1992, daß ihm eine solche veränderte Position Eckerts im WFK „nicht bewußt" sei, da dieser weiterhin Präsidialmitglied und Vorsitzender gewesen sei. Allerdings habe sich der KPD-Parteivorstand mehr auf Willi Meyer-Buer und Willi Rattai gestützt, die als Sekretäre bzw. als Geschäftsführer des WFK wirkten und zugleich Mitglied der KPD waren.

87 Urteil, S. 138.

88 Die 168 Seiten enthaltende schriftliche Urteilsbegründung wurde erst Anfang Dezember 1960 vorgelegt. In: Privatarchiv Eckert.

89 Zitiert in Lang, S. 18.

Ausgrenzung kommunistischer Verfechter friedenspolitischer Ziele und Aktionen schränkte sich auch der Spielraum anderer Friedensorganisationen ein. Die Drohung mit antikommunistischer Be- und Verurteilung half, die politischen Wirkungsmöglichkeiten der gesamten Friedensbewegung zu reduzieren. Zeitweiliger Einflußverlust und unnütze innere Streitigkeiten lähmten in erheblichem Maße.[90]

Und es blieb nicht bei einer solchen sich verstärkenden ideologischen und psychologischen Einflußnahme auf die Friedensbewegung von außen. Die Zahl der Bediensteten, die allein bei der Polizei für die Bearbeitung von Staatsschutzdelikten tätig waren, stieg 1960/61 an.[91] Neben dieser personellen Verstärkung der Sicherheitsbehörden ging es auch um das lautstark verkündete Motto „Mehr Strenge bei der Anwendung der Gesetze“. Dies forderte beispielsweise Gerhard Schröder in seiner vielbeachteten Rede auf dem Kölner CDU-Parteitag am 25. April 1961, für die er sich in seinem Ministerium diverses Material hatte zuarbeiten lassen.[92] Mit einer unüberhörbaren Befriedigung tat er zugleich kund, daß es seit September/Oktober 1960 wieder einen „Anstieg des Strafmaßes“ in Staatsgefährdungssachen geben würde. Entsprechende Klagen über eine zu milde Gerichtspraxis waren ihm vom Bundesamt für Verfassungsschutz zugeleitet worden.[93]

[331] Der Bundesregierung gelang es, ihren Kurs einer Wiederaufrüstung endgültig durchzusetzen, was ihr nicht zuletzt durch die spektakuläre Zustimmung der SPD vom 30. Juni 1960 erleichtert wurde. So bot sich sogar neuer Raum für bisher kaum erhobene Forderungen, z. B. nach einer eigenständigen atomaren Bewaffnung der Bundeswehr, womit unter anderem ranghohe Generäle am 19. August 1960 in Erscheinung traten.[94] Schließlich begann am 28. September 1960 die erste parlamentarische Beratung der sogenannten Notstands-Gesetze, mit deren Hilfe innenpolitische Voraussetzungen für einen kriegerischen „Ernstfall“ geschaffen wurden. Auch auf anderen Gebieten machten sich negative Folgen bemerkbar: Während in Norwegen, in den USA, in Kanada und in den Niederlanden in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre bedeutende Institute für Friedensforschung entstanden, kamen einzelne sich darum bemühende Wissenschaftler in der BRD eigentlich bis 1968 nicht über eine Reihe kleinerer und unzulänglicher Ansätze hinaus.[95]

Die Kette der Beispiele für die versuchte Fortsetzung und für manche unnötige Zuspitzung der Politik des Kalten Krieges könnte beliebig verlängert werden. Und dennoch: Die Aktivitäten der Friedensbewegung ließen sich nur zeitweilig eindämmen. Deren neuen großen Aufschwung in den siebziger Jahren und ihre Erfolge in den achtziger Jahren konnte Erwin Eckert nicht mehr erleben. Er starb am 20. Dezember 1972, zwölf Jahre nach dem Prozeß, dessen Ergebnis ihn persönlich stark betroffen hatte, jedoch nicht zu zerbrechen vermochte. Zahlreiche Freunde und Bekannte konnten dies während seiner letzten Lebensjahre im Umgang mit ihm oder an seiner Seite immer wieder verspüren. Ein

---

90 Die Ausgrenzung der kommunistisch beeinflußten Friedensbewegung wird deutlich in der recht einseitigen Darstellung von Stefan Appelius: Pazifismus in Westdeutschland. Die deutsche Friedensgesellschaft 1945–1968, Aachen 1991. Zu der angeblichen Unvereinbarkeit zwischen pazifistischer Bewegung (Fritz Küster) und Friedenskomitee (Erwin Eckert) siehe das Telegramm von Fritz und Ingeborg Küster an den „alten ewig jungen Streiter (Erwin Eckert) in herzlicher Verbundenheit“ anläßlich des 70. Geburtstages von Eckert vom 16.6.1963. Inwieweit die diskreditierende These von Appelius zutrifft, die Deutsche Friedensgesellschaft und andere pazifistische Organisationen seien in der BRD nach dem Düsseldorfer Prozeß, den er ansonsten überhaupt nicht zur Kenntnis nimmt, unter den Einfluß der KPD gekommen, womit der unabhängige Pazifismus seinen Niedergang vollzogen habe, kann hier nicht eruiert werden.

91 In einer Materialsammlung für die Rede des Bundesinnenministers „Sicherheit für Bürger und Staat“ vom Frühjahr 1961 ist von 1300 Polizeibeamten die Rede, die für die Bearbeitung von Staatsschutzdelikten zuständig seien. Ferner wurde mitgeteilt, daß 1959 insgesamt 6339, 1960 dagegen 8266 Täter erfaßt worden seien. In: BAK, B 106/15792.

92 Siehe ebenda.

93 Ebenda.

94 Siehe Lorenz Knorr. Geschichte der Friedensbewegung in der Bundesrepublik, Köln 1983, S. 120. In diesem Zusammenhang vertritt er auch die These, daß die Friedensbewegung mit der Entscheidung der SPD und der bekannten Rede Herbert Wehners im Bundestag „ihre parlamentarische Fortsetzung“ verloren habe.

95 Siehe Jürgen Reusch: Friedensforschung in der Bundesrepublik. Entwicklung, Positionen, Perspektiven, Frankfurt a.M. 1986, S. 22 f.

Glückwunsch, den er zu seinem 75. Geburtstag am 16. Juni 1968 erhielt – geschrieben von dem Würzburger Wirtschaftsprofessor Franz Paul Schneider, dem Mitunterzeichner des Manifestes der Paulskirchenbewegung, dem Mitstreiter im Friedenskomitee der Bundesrepublik Deutschland und nunmehrigen stellvertretenden Landesvorsitzenden der Deutschen Friedens-Union in Bayern – verlieh den Gedanken vieler einen gültigen und wohl auch bleibenden Ausdruck: „Es gibt nur ganz wenige, die mit gleicher Genugtuung auf ihr Leben zurücksehen können wie Du. Es ist nicht nur Deine Denkkraft und Urteilsfähigkeit, es ist vor allem Dein kämpferischer Mut, den wir bewundern, aber auch als Vorwurf empfinden. Ich gestehe offen, daß ich es nicht fertig gebracht hätte so wie Du, meine Sache auf nichts zu stellen. Nur Menschen wie Du, die ohne der Gefahr zu achten, mit der Fahne in der Faust mitten unter ihre Feinde springen, machen wirklich Geschichte. Wir schulden Dir viel!“[96] [332]

[96] Privatarchiv Eckert.

Schlußwort des Angeklagten Erwin Eckert im Düsseldorfer Prozeß vom 4. April 1960

Das dritte Mal[1] stehe ich in meinem Leben um meiner politischen Überzeugung willen vor einem Gericht: Das erste Mal vor dem Gericht der Evangelischen Landeskirche Badens, weil ich in richtiger Einschätzung der sich abzeichnenden Gefahren offen gegen den Nationalsozialismus, gegen Militarismus und gegen die Kriegsgefahr gekämpft habe. Damals war ich 38 Jahre alt – Stadtpfarrer an der Trinitatis-Kirche Mannheim, Vorsitzender des Bundes der Religiösen Sozialisten Deutschlands, Abgeordneter der Badischen Landessynode und Mitglied des Deutschen Evangelischen Kirchentages.

Das Kirchengericht nahm mir meine Kanzel, meinen Beruf, die Existenz meiner Familie. Einige der Herren, die über mich zu Gericht saßen, wurden zwei Jahre später, 1933, Mitglieder der NSDAP. Die Kirchenregierung, die mich verdammte, forderte ihre Vikare und jungen Geistlichen auf, der SA beizutreten. Sie segnete den Führer Adolf Hitler als gottgesandten Retter des deutschen Volkes gegen (sic!) den Bolschewismus und Atheismus.

Zum zweiten Mal verurteilte mich 1936 eine Sonderstrafkammer der Nationalsozialisten in Kassel wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu drei Jahren acht Monaten Zuchthaus. Ich hatte Flugblätter gegen das Naziregime und gegen seine Kriegsvorbereitungen verfaßt, verfolgte Genossen gewarnt und ihnen zur Flucht verholfen.

Zehn Jahre später, 1946, ließ mich der Vorsitzende eben dieser Strafkammer durch einen Rechtsanwalt bitten, Ihm zu seiner Entlastung zu bestätigen, daß das Gericht unter seinem Vorsitz mich loyal behandelt habe. Damals war ich Staatsrat für besondere Aufgaben in der Regierung des Landes Südbaden.

15 Jahre nach der furchtbaren Katastrophe des zweiten Weltkrieges, in der Faschismus und Militarismus grenzenloses Unglück und Leid über Europa und die Welt verbreiteten und unser Volk an den Rand der Vernichtung brachten, stehe ich als 67jähriger wieder vor einer politischen Strafkammer. Wiederum angeklagt, weil ich vor einer gefährlichen Entwicklung warnte, weil ich gegen Militarismus und Kriegsgefahr kämpfte.

Es ist bezeichnend, daß in allen diesen drei Verfahren die Anklage mit meiner Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei begründet wurde. Die Staatsanwaltschaft hat sich sehr bemüht, einen Widerspruch zu konstruieren zwischen meinem nicht bestreitbaren Eintreten für Frieden und Demokratie und meiner Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei. Es war stets das Bestreben einer zweckbestimmten antikommunistischen Propaganda, das vorbehaltlose Eintreten der Kommunisten für Frieden und Demokratie zu diffamieren. Alle Tatsachen aber beweisen, daß die Kommunisten immer und überall die konsequentesten Verteidiger der Sache des Friedens und der Demokratie sind.

15 Jahre nach dem ersten Weltkrieg, am 28. Februar 1933, am Tage nach dem Reichstagsbrand, wurde ich hier in Düsseldorf von der Gestapo verhaftet, wie viele durch ihren Widerstand gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft bekannte Kommunisten. Es war der Auftakt zu einer rücksichtslosen Verfolgung aller Gegner des Faschismus und Mili-[333]tarismus, der Aufrüstung und des Krieges, gleichgültig, ob sie Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschafter, fortschrittliche Demokraten, Juden oder Christen waren. Das Unheil nahm seinen Lauf. Im März 1933 wurden die kommunistischen Abgeordneten unter offenem Bruch der Verfassung mit Gewalt aus dem Reichstag entfernt. Durch das Ermächtigungsgesetz, dem alle Parteien außer den Sozialdemokraten zustimmten, wurde die demokratische Staatsordnung ausgelöscht. Die Delegierten des nationalsozialistischen Reiches sprengten die Abrüstungskonferenz in Genf. Deutschland trat aus dem Völkerbund aus. 1934 begann die offene Remilitarisierung, die Rüstungsindustrie wurde auf volle Touren gebracht, 1935 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, die Nürnberger Gesetze gegen die Juden erlassen. 1936 marschierte die Wehrmacht, das Hakenkreuz am Stahlhelm, in die seit 1918 neutralisierte Rheinlandzone,

[1] Fußnote des Herausgebers: Eckert läßt hier die ersten beiden Kirchlichen Dienstgerichtsverfahren vom Juni 1929 und Juni 1931 und das Strafverfahren vom März 1933 außer Acht.

wurde der Antikomintern-Pakt zwischen Berlin, Rom und Tokio abgeschlossen, 1938 Österreich annektiert und das Sudetenland besetzt, 1939 die Tschechoslowakei und Polen überfallen. Der zweite Weltkrieg begann. Wie er verlief und womit er endete, ist bekannt. Es ist notwendig, sich diese Tatsachen gerade heute vor Augen zu halten.

Begreifen Sie, meine Herren Richter und Schöffen, warum ich und alle, die den Nationalsozialismus bekämpft und ihm nicht zugejubelt haben, warum große Teile unseres Volkes sich nach 1945 für eine neue Demokratie einsetzten, daß ich bei der Ausarbeitung der Verfassung meines Landes mitarbeitete, einer Verfassung, die sichern sollte, daß es keinen Platz mehr gibt für Militaristen und Nationalsozialisten, für Revanchekrieger und Kriegshetzer, für Kreuzzugsritter und Ritter des Abendlandes, für die Kriegsindustrie, für Kriegsbündnisse und Allianzen, wie es die Achse Berlin-Rom-Tokio war? Begreifen Sie, daß ich nach 1945 mit noch viel größerer Energie, als ich das nach 1918 getan habe, in unzähligen Versammlungen und Kundgebungen leidenschaftlich eine radikale Umkehr unseres Volkes forderte, eine Politik des Friedens und der Völkerverständigung, für das friedliche Zusammenleben und Zusammenarbeiten aller Staaten, unabhängig von ihrer politischen Ordnung und ihrer gesellschaftlichen Struktur, für die Einheit und die nationale Unabhängigkeit eines zur Aufrechterhaltung des Friedens entschlossenen Deutschlands eintrat, auch gegen die Besatzungsmächte, wenn sie das verhindern wollten? Und so wie ich dachten und hofften Hunderttausende von Menschen, Millionen, ja unbestreitbar die überwältigende Mehrheit unseres Volkes, das gerade dem Untergang entgangen war. So dachten wohl auch Sie, meine Herren Richter und Schöffen. Der dunkelste Abschnitt der Geschichte unseres Volkes sollte endgültig vorbei sein.

Aber 1950 begann er aufs Neue. Die alte Nazilüge vom drohenden Angriff des Bolschewismus aus dem Osten wurde aus der Mottenkiste geholt. Die Potsdamer Beschlüsse der antifaschistischen Koalition wurden als unannehmbar bezeichnet, die offene Remilitarisierung nahm ihren Anfang, das Rüstungsverbot wurde aufgehoben, neue gegen die Sowjetunion und den Osten gerichtete Allianzen, diesmal unter dem Namen einer europäischen Verteidigungsgemeinschaft, vorbereitet und nach dem Scheitern dieser Absichten durch einen Beschluß des französischen Parlaments im Oktober 1954 die Pariser Verträge abgeschlossen. Am 6. Juli 1956 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, sechs Wochen später, am 17. August, das Verbot der Kommunistischen Partei durchgesetzt. Am 25. März 1958 beschloß die Mehrheit des Bundestages, die Bundeswehr mit Atomwaffen auszurü-[334]sten, die Aufstellung einer Territorial-Armee ist im Gange, ein Notdienstpflichtgesetz für den Ernstfall und ein neues Ermächtigungsgesetz, ein sogenanntes Notstandsgesetz sind geplant, ein Evakuierungsgesetz soll die Bevölkerung im Ernstfall erneut in Trecks und auf die Landstraßen treiben, und eine systematische sogenannte psychologische Kriegsvorbereitung, die auch vor der Verbreitung von Lügen nicht zurückschreckt, soll unser Volk aufs Neue zum Krieg bereit machen.

Der bekannte englische Abgeordnete der Labour-Party, Richard Crossman, der übrigens auch einen Nachmittag den Verhandlungen des Gerichts zugehört hat, kennzeichnete die so geschaffene Situation in der Bundesrepublik und die Absichten der Regierung Adenauer in der Februar-Ausgabe des Londoner „New Statesman“: „Das alte Deutschland erprobt seine Muskeln, und mit der Wiederkehr der physischen Stärke kommt auch die alte Arroganz zurück. Es gab eine Zeit, wo sich Dr. Adenauer zu Füßen der britischen Besatzungsmacht wand. Jetzt diktiert er die Bedingungen für eine Lösung des Europa-Problems. Seine Äußerungen sind mit den Bildern von Gewaltanwendung gespickt. Wie Hitler verbreitet er sich über die ‚historische Rolle‘ Deutschlands als eines Schätzers der europäischen Zivilisation. In der Zwischenzeit geht die Wiederaufrüstung der deutschen Streitkräfte heimlich vor sich, und in zwei Jahren wird Westdeutschland mehr Bodentruppen haben als die anderen NATO-Alliierten zusammengenommen.“

Das Friedenskomitee hat von Anfang an diese Politik der Regierung Adenauer abgelehnt, weil sie den Frieden der Welt aufs Neue gefährdet, weil sie eine friedliche Wiedervereinigung Deutschlands unmöglich macht, weil sie keine der internationalen Streitfragen ihrer Lösung näherbringt, weil sie die sich anbahnende Verständigung zwischen Ost und West aufhält und die unmittelbare Gefahr eines Bruderkrieges, eines neuen Weltkrieges heraufbeschwört.

Das Friedenskomitee hat die Politik Adenauers entschieden bekämpft, weil sie den Prinzipien der friedlichen Koexistenz direkt entgegensteht. Das Hohe Gericht hat allerdings bei der Ablehnung eines Antrages der Verteidigung, der diese unsere Feststellung beweisen sollte, erklärt, daß es sich bei unserer Behauptung um eine politisch einseitige These handele. Außerdem sei es offenkundig, daß die Bundesregierung die Grundsätze der friedlichen Koexistenz nicht ablehne. Diese Erklärung des Gerichts ist aber durch nichts bewiesen. Wenn es so wäre, müßte dann nicht die Bundesregierung die zehnjährige Tätigkeit des Friedenskomitees begrüßen, die gegründet ist auf dem Prinzip der Koexistenz? Müßte die Bundesregierung nicht die Einstellung des Wettrüstens fordern und die Aufrüstung im eigenen Land einstellen, wenn es ihr mit dem Bekenntnis zur allgemeinen und kontrollierten Abrüstung ernst wäre? Hätte sie nicht 1954 in Berlin und 1957 zur Zeit der großen Abrüstungsgespräche in London sich jeder Erschwerung der damals aussichtsreichen Anfänge eines Übereinkommens zwischen den Großmächten enthalten sollen? Müßte sie sich nicht gegen die Teilung der Welt in Militärblöcke wenden und sich für ein Sicherheitssystem einsetzen, das sich über alle europäischen Länder in Ost und West erstreckt? Müßte sie nicht auf jede Gewaltandrohung als Mittel zur Erreichung politischer Ziele verzichten und alles fördern, was zur friedlichen Regelung von Streitfragen ausschließlich durch Verhandlungen beiträgt? Müßte die Bundesregierung nicht dafür sorgen, daß in der Bundesrepublik die Hetze gegen die Sowjetunion und die sozialistischen Volksdemokratien aufhört [335] und der Antikommunismus nicht aufs Neue, wie zur Hitlerzeit, zur Staatspolitik wird? Thomas Mann hat 1942 den Antikommunismus als etwas Abergläubisches, als etwas Kindisches und als die Grundtorheit unserer Epoche bezeichnet. Und einer der ausländischen Teilnehmer des sonntäglichen Frühschoppengesprächs hat vor wenigen Wochen im Nordwestdeutschen Rundfunk den Antikommunismus die moderne politische Geisteskrankheit genannt.

In seinem Antwortbrief vom 30. August 1959 an Ministerpräsident Chruschtschow, den Bundeskanzler Adenauer nach der Außenministerkonferenz in Genf und nach dem darauffolgenden Besuch Präsident Eisenhowers in Bonn geschrieben hat, beteuert er, daß er kein Gegner des Kommunismus sei. Wörtlich schreibt er in diesem Brief: „Nun, Herr Ministerpräsident, mit allem Nachdruck und mit allem Ernst lassen Sie mich sagen: Ich hasse weder den Sozialismus noch die Form des Sozialismus, die man Kommunismus zu nennen pflegt. Ich hasse auch keinen Staat, weil er sozialistisch ist, und ebenso wenig einen Menschen, der Sozialist ist."

Müßte die Bundesregierung, wenn diese Beteuerung des Bundeskanzlers ernst genommen werden soll, nicht mit der Regierung der DDR beraten über die Einstellung des kalten Bürgerkrieges zwischen den Deutschen diesseits und jenseits der Zonengrenze, über die Begrenzung der Streitkräfte in der Bundesrepublik und in der DDR, darüber, daß es auf deutschem Boden keine Atomwaffen geben dürfe? Müßte sie nicht mit der Regierung der DDR Verhandlungen beginnen über eine Verständigung der beiden deutschen Staaten und eine schrittweise Wiedervereinigung Deutschlands, nicht erst in einem späteren Zeitpunkt irgendwann einmal, wie der Bundeskanzler in Los Angeles angedeutet hat? Müßte er nicht diplomatische Beziehungen zu unseren Nachbarstaaten Polen, der Tschechoslowakei aufnehmen und in aufrichtiger Verständigungsbereitschaft mit den Regierungen dieser beiden Länder sprechen, und zwar jetzt und nicht erst in einem fernen Stadium der politischen Entwicklung Europas?

Wir sind überzeugt, daß sich trotz dieses Widerstandes der Bundesregierung gegen eine Politik der Entspannung und der Völkerverständigung neue Formen der Beziehungen zwischen den Regierungen der Großmächte ankündigen, und die Veränderungen der weltpolitischen Situation in den letzten Jahren beweisen es. Die Informationsreise des stellvertretenden Ministerpräsidenten der Sowjetunion, Anastas Mikojan, im Januar 1959 in die USA, die Reise des Ministerpräsidenten Harold Macmillan Ende Februar und des Marschalls Montgomery im Juni 1959 nach Moskau und schließlich der Besuch des amerikanischen Vizepräsidenten Richard Nixon im Juli 1959 in der Hauptstadt der Sowjetunion waren ein symptomatischer Auftakt zu dieser neuen weltpolitischen Entwicklung. Nixon sagte damals bekanntlich bei seiner Ankunft: „Wir haben den Punkt erreicht, wo wir lernen müssen, miteinander zu leben, um nicht miteinander zu sterben." Unter dem Eindruck dieses Anfangs einer weltweiten Entspannung fand die Außenministerkonferenz im Sommer vergangenen Jahres in Genf statt. Sie führte zu einer gewissen Klärung und Annäherung der Standpunkte über die Lösung der deutschen Frage,

wie es im Schlußkommuniqué heißt. An dieser Außenministerkonferenz nahmen zum ersten Mal Beratergruppen der Bundesrepublik und der DDR teil. Die Legende von der völkerrechtlichen Nichtexistenz der DDR wurde zu Grabe getragen.

[336] Noch vor dem Abschluß der Außenministerkonferenz traf die offizielle Einladung des Präsidenten Eisenhower an Chruschtschow zu einem Besuch in der UdSSR ein. Dieser bedeutsame Besuch Chruschtschows in den USA, seine Reise durch das Land und seine Gespräche mit der Bevölkerung, sein Vorschlag einer totalen Abrüstung, der begeistert von der UNO-Vollversammlung begrüßt wurde, seine Unterredungen mit Eisenhower in Camp-David gipfelten in der gemeinsamen Erklärung, daß alle offenen internationalen Fragen nicht durch Gewaltanwendung, sondern durch friedliche Mittel und durch Verhandlungen gelöst werden sollen. Damit bekannten sich die verantwortlichen und mächtigsten Staatsmänner der Welt eben zu der Politik, die der Weltfriedensrat, alle nationalen Komitees der Weltfriedensbewegung, auch das Friedenskomitee der Bundesrepublik, als den einzigen Weg zur Sicherung eines dauerhaften Friedens bezeichneten.

Der Geist von Camp David ist nicht tot, wie das Propagandisten des kalten Krieges behaupten und wahrhaben möchten. Seit dem Besuch Chruschtschows in den USA, seit der Europareise Eisenhowers kurz darauf, gab es kein Abschlußkommuniqué über die Reisen der Staatsmänner aus Ost und West zur Vorbereitung der am 16. Mai in Paris beginnenden Gipfelkonferenz, in denen nicht Krieg und Kriegsdrohungen abgelehnt werden, in denen nicht friedliche Mittel der Verhandlungen als einzige Möglichkeit für die Lösung internationaler Streitfragen bezeichnet und die Inangriffnahme einer weltweiten totalen Abrüstung als wichtigstes Thema dieser bedeutsamsten Konferenz der Großmächte seit dem Ende des Weltkrieges gefordert werden.

In Genf stehen die Delegierten der drei Atommächte vor einem Übereinkommen über die Einstellung aller Kernwaffenversuche, wofür wir seit dem Stockholmer Appell 1950 gekämpft haben. Die paritätisch aus je fünf Vertretern des Westens und des Ostens zusammengesetzte Abrüstungskommission hat ihre Arbeit im Völkerbundspalast begonnen. Alle Vorschläge, unter ihnen der Vorschlag der Sowjetunion einer totalen und kontrollierten Abrüstung, sollen nach dem einstimmig gefaßten Auftrag der UNO beraten werden.

Diese beginnende Entwicklung, an der auch die Weltfriedensbewegung und unser Komitee zusammen mit aßen um eine friedliche Zukunft bemühten Organisationen und Bewegungen in der ganzen Welt Anteil haben, erfüllt uns mit großer Genugtuung. Sie ist ein Beweis dafür, daß unsere Tätigkeit nicht nur berechtigt, nicht nur richtig, sondern auch notwendig war und notwendig ist. Auch die Regierung Adenauer wird dem Zwang dieser Entwicklung nicht ausweichen können. Die vom Friedenskomitee geforderte Politik der friedlichen Koexistenz wird sich unausweichlich auch in der Bundesrepublik durchsetzen.

Deshalb hat sich keiner von uns auch nur eine Minute als Angeklagter gefühlt. Hier im Gerichtssaal haben wir uns frei und offen zu dem bekannt, was wir in den zehn vergangenen Jahren für den Frieden getan haben.

Meine Herren Richter und Schöffen! Sie wissen, welche schwere Verantwortung auf Ihnen liegt. Auf Sie und Ihre Entscheidung schauen Menschen überall in der Welt. Vergessen Sie keinen Augenblick, daß ein Urteil gegen die Friedensbewegung in den Augen der Weltöffentlichkeit ein Urteil gegen die Bundesrepublik sein würde.

[337]

Georg Fülberth
Gab es einen „Fall Eckert“ in der KPD?

Erwin Eckert wurde 1950 als Landesvorsitzender der KPD in Baden, 1952 als 1. Sekretär des Westdeutschen Friedenskomitees abgelöst. Beide Male war es ganz offensichtlich kein völlig freiwilliger oder auch nur einvernehmlicher Wechsel. Eckert ist zum Teil harter Kritik ausgesetzt gewesen. Es kann gefragt werden, ob es sich um eine Variante innerparteilicher Verfolgung handelte. Der hauptamtliche Apparat der KPD war seit 1948 durch ständige Fluktuation gekennzeichnet. Hierfür lassen sich folgende Ursachen und Verlaufsformen feststellen:

1. Mitglieder und Anhänger der ehemaligen „KPD-Opposition“ vom Ende der Weimarer Periode, welche sich ab 1945 wieder der Kommunistischen Partei Deutschlands angeschlossen hatten, organisierten sich 1947 fraktionell in der „Gruppe Arbeiterpolitik“ und wurden in der Folgezeit aus der Partei hinausgedrängt.

2. Stalins Bruch mit Tito ist von einigen Mitgliedern und Funktionären der KPD nicht akzeptiert worden. Sie verloren ihre Positionen und schieden häufig entweder durch Ausschluß oder durch Austritt aus der Partei aus. Dies gilt z. B. für den früheren bayerischen Landesvorsitzenden, Georg Fischer, und für den stellvertretenden Chefredakteur des Parteiorgans „Freies Volk“, Josef Schappe. Die Beschuldigung, jemand sei „Titoist“, war zuweilen nur eine Zuschreibung.

3. Im Zusammenhang mit der Noel H. Field-Affäre[1] 1949 ff. sind Funktionäre der KPD, die während des Faschismus in westliche Länder emigriert waren, abgelöst worden. Einige von ihnen wurden unter dem falschen Vorwurf geheimdienstlicher Agententätigkeit verhaftet und von sowjetischen Gerichten in der DDR zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt. Dies galt für den früheren Vorsitzenden der KPD-Landtagsfraktion in Hessen, Leo Bauer, und für den stellvertretenden Parteivorsitzenden Fritz Sperling. Im Zusammenhang mit dem Mißtrauen gegen die Westemigranten sind diese, soweit sie Leitungsfunktionen innehatten, aus diesen abberufen worden.

4. Etwa gleichzeitig damit ging das sowjetische NKWD dazu über, alte innerparteiliche Auseinandersetzungen der Zeit vor 1933 mit seinen eigenen Mitteln neu aufzurollen. Der Bundestagsabgeordnete Kurt Müller, Vorgänger Sperlings als stellvertretender Parteivorsitzender, angeblich Mitglied der früheren „ultralinken“ Gruppe um Heinz Neumann, wurde 1950 in der DDR verhaftet und 1953 von einem sowjetischen Gericht zu 25 Jahren Haft verurteilt. (1955 konnte er in die Bundesrepublik zurückkehren.) 1951 ist der hamburgische Parteivorsitzende Wilhelm Prinz, welcher derselben alten „Fraktion“ zugerechnet wurde, ebenfalls in der DDR verhaftet worden (bis 1954).

5. Nach der Bundestagswahl von 1949, deren Ergebnis von der SED- und der KPD-Führung als außerordentlich enttäuschend eingeschätzt wurde, waren die bisherigen Leitungskader deutlicher Kritik aus der Spitze der beiden Parteien ausgesetzt. Diese richtete sich gegen ältere Funktionäre, die angeblich ihren Aufgaben nicht gewachsen waren und [338] deshalb durch jüngere Kräfte abgelöst werden sollten. Instrukteure der SED, die sich im Bundestagswahlkampf auf lokaler Ebene umgesehen hatten, berichteten von starken Spannungen zwischen den älteren Mitgliedern, welche seit Jahrzehnten das örtliche Parteileben bestimmten und sich gegenseitig lahmlegten. Die neuen Funktionäre, die jetzt eingesetzt wurden, kamen aus der FDJ oder waren auf Antifa-Schulen unter Kriegsgefangenen in der Sowjetunion rekrutiert worden. Nunmehr begann die innerparteiliche Laufbahn des „Jahrgangs 1929“.

Prüfen wir vor diesem Hintergrund die Schwierigkeiten, die Erwin Eckert in der KPD hatte!

In seiner Sitzung vom 19. September 1949 erteilte das Sekretariat des Parteivorstandes Erwin Eckert eine Rüge, weil er eine Vorstandssitzung verlassen hatte, um andere Termine wahrzunehmen. Dies war für ihn notwendig geworden, weil die PV-Tagung wegen einer Bundestagssitzung kurzfristig auf ein Datum verlegt worden war, für den er schon sonstige Verpflichtungen eingegangen war.[2]

---

1 Vgl. Fülberth, Georg: KPD und DKP 1945–1990. Zwei kommunistische Parteien in der vierten Periode kapitalistischer Entwicklung. Heilbronn 1990, S. 73 ff.

2 Schreiben von Josef Ledwohn, Abteilung Sekretariat des Parteivorstandes der KPD, an Erwin Eckert, 20. 91949; Schreiben Eckerts an das Sekretariat des Parteivorstandes der KPD, 3. Oktober 1949. Beides im Nachlaß Eckert im Besitz von Friedrich-Martin Balzer.

Der Bericht, den Wilhelm Prinz 1954 über seine Haft in der DDR veröffentlichte, enthält einen Abschnitt mit der Überschrift „Der Fall Eckert“. Ihm, Prinz, seien von seinen sowjetischen Vernehmern Protokolle in russischer Sprache vorgelegt worden, in denen u. a. sinngemäß folgendes behauptet worden sei: „Erwin Eckert, ein alter Opportunist, betätigte sich im sowjetfeindlichen Sinne, weil er es unterließ, eine Kundgebung zu Ehren der Oktoberrevolution durchzuführen. Er begründete diese feindliche Auffassung mit der von ihm konstruierten Einschätzung, daß 90 Prozent der Bevölkerung nichts von der Sowjetunion wissen wolle und es daher nicht zweckmäßig sei, eine solche zu veranstalten.“[3]

Am 12. August 1951 schrieb der junge KPD-Funktionär Helmut Bausch einen Text betr. „Auftrag, eine Charakteristik über den Gen. E. E. zu schreiben“. Er kam dabei einer Anforderung des Parteivorstandes nach. Bausch würdigte dort Eckerts Fähigkeiten[4], kritisierte aber auch, daß dieser in seiner Lebensweise nur ungenügend mit der Arbeiterklasse verbunden sei. Außerdem warf er ihm vor, seine eigene Meinung absolut zu setzen und „in seinen politischen Konzeptionen die führende Rolle der Partei“ zu mißachten. In der Friedensbewegung suche Eckert nicht in erster Linie durch Überzeugungsarbeit zu wirken, sondern durch autoritäres Auftreten. „Nur schwer kann an seiner Seite ein Kollektiv gedeihen oder gar sich ein Mitarbeiter entwickeln.“[5]

[339] Bauschs Ausführungen lassen Eckerts Wesen bei aller Kritik offensichtlich recht realistisch hervortreten. Walter Poth, der zuständige Sekretär des Parteivorstandes, hat eine ähnliche Charakteristik erstellt. Allerdings findet sich in seinem Gutachten ein neuer, gravierender Punkt: „Diese seine Schwächen führen sehr häufig auch zu einer sträflichen Vernachlässigung der Wachsamkeit gegenüber Versuchen des Gegners, unklare und feindliche Elemente in die Reihen der Friedensbewegung hineinzulancieren.“ Offensichtlich war Poth der Ansicht, Eckert solle nicht mit Leitungstätigkeit, sondern eher mit anderen, eher auf die Öffentlichkeit zielenden Aufgaben betraut werden: „Bei einer ständigen Kontrolle seiner Arbeit und einer stetigen guten politischen Anleitung ist der Gen. E. E. aber in der Lage, auf agitatorischem Gebiet wertvolle Arbeit zu leisten.“[6]

In einem Protokoll des Politbüros des ZK der SED von 1952 wird vermerkt: „Genosse Erwin Eckert ist nach hier zu bestellen und zur Verantwortung zu ziehen. Verantwortlich: Genosse Verner.“[7]

Zu einer kleinen Kontroverse um Eckert kam es in der Sitzung des Sekretariats des Westdeutschen Friedenskomitees am 30. Januar 1952. Über den Vorschlag, daß Eckert auf der bevorstehenden 7. Plenartagung einen Teil des Hauptreferats übernehmen solle, führte Willy Meyer-Buer aus Bremen, ebenfalls KPD-Mitglied, aus, „daß Erwin nicht der richtige Mann sei, um den einen Teil zu übernehmen, er sei nicht in der Lage, eine wirklich kämpferische Orientierung zu geben.“[8]

---

3 Prinz, Wilhelm: Gefangener des SSD. Der ehemalige KPD-Landesvorsitzende Wilhelm Prinz berichtet über seine Erlebnisse in sowjetzonalen Zuchthäusern, in: Rhein-Neckar-Zeitung Nr. 213, 11./12. September 1954, bis Nr. 240, 13. Oktober 1954. Hier. 25./26. September 1954.

4 „Es ist bekannt, daß er nachhaltig auf Massen zu wirken vermag [...] Hinzu kommt eine überdurchschnittliche rednerische Begabung und eine glänzende Schärfe des Verstandes. Seine agitatorische Befähigung und seine guten Argumente beruhen weniger auf einem starken Gedächtnis als vielmehr auf seiner Arbeitstechnik. Dabei kommt ihm als formale Hilfe seine umfassende bürgerliche Bildung zustatten. Repräsentanz und eine ausgesprochen bürgerliche Intellektualität scheinen seine stärksten Seiten zu sein.“

5 Helmut Bausch: Auftrag, eine Charakteristik über den Gen. E.E. zu schreiben. 12.8. 51. in: Privatarchiv Erwin Eckert; zum Zusammenhang des Gutachtens mit der Kaderpolitik des Parteivor-[339]standes: Urteil der IV. großen Strafkammer des Landgerichtes Düsseldorf vom 8. April 1960, Az. IV – 1044/59, S. 58 ff. in: Privatarchiv Erwin Eckert.

6 Poth (Ohne Überschrift und Datum), in: Privatarchiv Erwin Eckert; in der Urteilsbegründung der IV. Strafkammer des Landgerichtes Düsseldorf vom 8. April 1960, a. a. O., S. 60, wird Poth als Mitglied des Parteivorstandes bezeichnet.

7 Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung (IfGA) Berlin, Zentrales Partei-Archiv (ZPA) J IV 2/2/281, Kopie in Privatarchiv Erwin Eckert.

8 Abschrift Protokoll der Sekretariatssitzung vom 30.1.1953. Aus den Materialien des 14. Kommissariats der Kreispolizeibehörde Düsseldorf. Fotokopie Privatarchiv Erwin Eckert. Als Jahr wird irrtümlich, wohl durch einen Schreibfehler, nicht 1952, sondern 1953 genannt. Die 7. Plenartagung des Westdeutschen Friedenskomitees, welche in dem Protokoll behandelt wird, fand nicht 1953, sondern schon 1952 statt. Vgl. die Datierung im Urteil der IV. großen Strafkammer des Landgerichts in Düsseldorf vom 8.4.1960, a. a. O., S. 83.

Nach der 7. Plenartagung, die am 27. Juli 1952 stattfand, wurde Eckert als geschäftsführender Vorsitzender und 1. Sekretär des Westdeutschen Friedenskomitees abberufen. Die IV. Große Strafkammer des Landgerichts in Düsseldorf kam 1960 in ihrem Urteil gegen Eckert und andere zu dem Ergebnis, hierbei möge „die bereits erwähnte schlechte Beurteilung Eckerts durch den PV der KPD eine gewisse Rolle gespielt haben."[9] Danach zitierte sie aus der Stellungnahme von Poth, die der Polizei inzwischen in die Hände gefallen war. Nachfolger Eckerts wurden Harry Winter und Meyer-Buer.

Gewiß sind die hier referierten Mißhelligkeiten, die Erwin Eckert in der KPD durchzustehen hatte, mit den großen Affären jener Jahre nicht vergleichbar. Er war kein Westemigrant und gehörte auch keiner der verfolgten ehemaligen Fraktionen an. Die Rüge von 1949 entsprach den sehr starren Disziplinvorstellungen, die damals in der KPD galten und [340] dort auch allgemein akzeptiert waren. Vielleicht war eher Eckerts Verhalten ungewöhnlich: Funktionäre riskierten es in der Regel nicht, gegen die strikten Präsenzvorstellungen des Parteivorstandes, die auch ihre eigenen waren, zu verstoßen. Hier mag seine große persönliche Unabhängigkeit und vielfältige Verankerung außerhalb der reinen Funktionärstätigkeit im Binnenverhältnis des Apparats eine Rolle gespielt haben.

Die sowjetischen Vorwürfe gegen Eckert, von denen Prinz berichtet, entsprechen sehr genau dem, was Trotzki in seiner Auseinandersetzung mit der GPU einst als „Amalgam" bezeichnet hat: als Kombination von Behauptungen, welche lediglich den Zweck hat, ein bereits vorhandenes negatives Urteil mit einer angeblichen Tatsachenbasis auszustatten. Bei einer Betrachtung der Verfolgungen von Anfang der fünfziger Jahre wird zwischen dem Staatssicherheitsdienst der DDR und dem NKWD genauer differenziert werden müssen. Die „Amalgame" waren in diesen Fällen Produkte der sowjetischen Behörden. Der Staatssicherheitsdienst hatte die im Vergleich dazu untergeordnete Aufgabe, die Beschuldigten zu verhaften und „Geständnisse" zwecks Herbeiführung der von der sowjetischen verlangten Ergebnisse zu erzwingen. Häufig war er dabei nicht erfolgreich genug, und die Verhöre gingen dann – mit gröberen Mitteln – in die Regie des NKWD über. Die Urteile – soweit solche zustande kamen – fällte ein sowjetisches Gericht. Die Staatssicherheits-Organe der DDR waren in diesen Verfahren reine Erfüllungsgehilfen der sowjetischen Stellen. Gleiches gilt für den zuständigen Staatssekretär, Erich Mielke: Er führte sowjetische Aufträge aus, war dabei völlig loyal, aber offensichtlich keine selbständig treibende Kraft und überdies auch wohl nicht sehr effektiv. Dieses Dienstleistungsverhältnis des DDR-Geheimdienstes zum NKWD in Verfahren gegen führende Kommunisten ergibt sich recht klar aus den Berichten von Betroffenen, die sich durchgehend sehr negativ über Mielke äußern, aber in ihrer Sachschilderung doch seine im Vergleich zu den sowjetischen Vernehmern untergeordnete Stellung sichtbar machen.[10]

Die in der Darstellung von Prinz erwähnte Beschuldigung eines sowjetischen „Protokolls", Eckert habe eine Veranstaltung zum Gedächtnis der Oktoberrevolution verhindert, hat ebenfalls typischen „Amalgam"-Charakter: durch den Vorwurf, eine Vorgabe, die im Zusammenhang mit der DDR, der UdSSR oder gar der Person Stalins stand, mißachtet zu haben, konnten mißliebige Funktionäre im Nachhinein jederzeit wirksam denunziert werden. So wurde Kurt Müller nach seiner Verhaftung in einer Resolution des „Münchener" Parteitags der KPD (der in Wirklichkeit in Weimar stattfand), vorgeworfen, er sei 1949 auf einer Konferenz der KPD gegen die Verlesung einer Begrüßungs-

9 Urteil der IV. großen Strafkammer des Landgerichts in Düsseldorf vom 8. 4. 1960, Az. IV – 1044/59/8/, a. a. O., S. 84.

10 Folgende Berichte liegen inzwischen vor Bauer, Leo: „Die Partei hat immer recht". Bemerkungen zum geplanten deutschen Rajk-Prozeß, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament", XXVII/1956, S. 405–419; Müller, Kurt: Ein historisches Dokument aus dem Jahre 1956. Brief an den DDR-Ministerpräsidenten Otto Grotewohl, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament", B 11/90, 9. März 1990, S. 16–19; „‚Ich bin kein Lump, Herr Mielke!' Vom Schicksal ‚Kutschi' Müllers, des ehemaligen Bundestagsabgeordneten und zweiten Vorsitzenden der früheren Kommunistischen Partei in der Bundesrepublik. Ein Nachwort zu der SPIEGEL-Serie ‚Ich bin ein Lump, Herr Staatsanwalt!'", in: DER SPIEGEL, Nr. 5/1957, S. 30–37. Dieser Artikel basiert ganz offensichtlich auf einem Bericht Müllers; Prinz, Gefangener des SSD, a. a. O.; Jahnke, Karl Heinz: Gegen die Allmacht der Staatssicherheit. Bericht von Fritz Sperling aus dem Gefängnis, März 1956. In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung. Herausgegeben vom Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Nr. 6/1991, S. 789–803.

botschaft des ZK der SED [341] aufgetreten, „in der davon gesprochen wurde, daß das deutsche Volk im Falle einer imperialistischen Aggression auf der Seite der Sowjetunion kämpfen wird.“[11] An solchen Vorwürfen war meist insofern etwas dran, als praktisch jeder Funktionär einmal in eine Situation kam, in welcher er darüber entscheiden mußte, ob er eine der rituellen Ergebenheitsbekundungen gegenüber der SED oder UdSSR ausnahmsweise etwas weniger ernsthaft betrieb, weil praktische aktuelle Aufgaben ihm wichtiger waren oder es einfach zu aufgesetzt gewesen wäre. 1950 wurde – nach seiner eigenen Darstellung – der Chefredakteur der westdeutschen FDJ-Zeitung „Junges Deutschland“, Hermann Weber, abgesetzt und zum Kulturredakteur degradiert, weil ein auf der ersten Seite platziertes Stalin-Telegramm im Druck zu klein geraten sei.[12] In der aufs Äußerste zugespitzten Konfrontation des Kalten Krieges, in der sich die Kommunistischen Parteien und die sozialistischen Staaten in einer sehr bedrängten Defensiv-Situation befanden, wurde individuelle Abweichung vom parteistereotypen Verhalten offensichtlich sehr schnell als Sicherheitsproblem angesehen. So erklärt sich wohl auch die aus der Tatsachenschilderung nicht herleitbare Wertung in Walter Poths Bericht, Eckerts Verhalten sei imstande, feindliche Kräfte in die Friedensbewegung hineinzulancieren.[13]

Eckerts Ablösung als badischer KPD-Vorsitzender 1950 und als Leiter des Westdeutschen Friedenskomitees hatte in beiden Fällen Gründe, die in der Kaderpolitik der KPD lagen. 1950 geriet er in ein Revirement, das sich nicht nur gegen die Westemigranten richtete, sondern das auch eine Verjüngung der Leitungen durch Abberufung der angeblich politisch stehengebliebenen und nicht mehr effektiven – in Wirklichkeit aber häufig aufgrund ihres Selbstbewußtseins nicht recht lenkbaren – „alten Genossen“ bezweckte. Wahrscheinlich war Eckert einer dieser sperrigen Kader und verlor deshalb sein Amt. Aber er blieb herausgehobener Parteifunktionär: die Position im Westdeutschen Friedenskomitee, welche er jetzt im Auftrag der KPD erhielt, war in der damaligen politischen Strategie der kommunistischen Partei durchaus wichtig und mochte nach deren Auffassung eher den Notwendigkeiten eines Bündnisses mit bürgerlichen Kräften entsprechen. Auch war Eckert weiterhin Landtagsabgeordneter. Von einer Kaltstellung oder gar Verfolgung kann deshalb nicht die Rede sein, vielleicht eher von einem Einsatz auf einem für besonders wichtig gehaltenen Gebiet Anfang der fünfziger Jahre schieden Funktionäre der KPD auf deren Beschluß einvernehmlich aus der Partei aus, um – nun scheinbar „parteilos“ – in Vorfeldorganisationen tätig zu sein. Dies war keine Abwertung ihrer Person, sondern eine Art konspirativer Tätigkeit. Eckert blieb in der KPD, doch dieser Parallelvorgang zeigt, daß, wer [342] außerhalb des offiziellen Apparats Verwendung fand, damit keineswegs abgeschoben sein mußte.

Die Begutachtung Eckerts durch Bausch und Poth erfolgte im Rahmen einer von der KPD vorgenommenen Überprüfung ihrer Kader in den Bündnisorganisationen gemäß einem „Arbeitsplan der Abteilung Kader-Politik des PV“ vom 20. Juni 1951.[14] Diese galt nicht nur Eckert, sondern allen Kommunisten, die im Auftrag der Partei im Hauptausschuß für Volksbefragung, im Demokratischen Frauenbund Deutschlands, im Rat der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes, in der Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft, im Friedenskomitee und in der Leitung der Nationalen Front tätig waren. Daß Eckerts Ablösung ein Ergebnis dieser Bewertung war, erscheint naheliegend, ist allerdings nicht bis ins Letzte beweisbar. So bleibt zum Beispiel unklar, wofür das Politbüro der SED ihn 1952 zur Verantwortung ziehen wollte. Die Formulierung in dem Beschluß läßt vermuten, daß

---

11 Die gegenwärtige Lage und die Aufgaben der KPD. Entschließung des Parteitages, in: Judick, Günter, Josef Schleifstein und Kurt Steinhaus (Hrsg.): KPD 1945–1968. Dokumente. Bd. 1, Neuss 1989, S. 335–380, hier S. 372.

12 Diese Angabe findet sich in einem autobiographischen Bericht Webers in: Krüger, Horst (Hrsg.): Das Ende einer Utopie. Hingabe und Selbstbefreiung früherer Kommunisten. Eine Dokumentation im zweigeteilten Deutschland. Olten und Freiburg im Breisgau (1963); S. 111–133; hier S. 130.

13 Oskar Neumann weist darauf hin, daß Poth „ein sehr fähiger jüngerer Genosse“ war (Brief an Friedrich-Martin Balzer, 6.11.1992). Dies verweist auf ein häufig in dieser Funktionärsgeneration beobachtbares Phänomen: Individuelle Vorzüge und Leistungen bleiben in ihren schriftlichen (gleichsam „amtlichen“) Äußerungen aus dieser Zeit zumeist hinter dem offiziellen Duktus verborgen. Spätere Beobachter verleitet dies oft zu ungerechten Urteilen.

14 Der Vorgang ist in der Urteilsbegründung der IV. großen Strafkammer des Landgerichts Düsseldorf aufgrund beschlagnahmter Parteiakten offensichtlich zutreffend rekonstruiert. A. a. O., S. 58 ff.

hier eher ein konkreter Vorfall als die Gesamtbewertung seiner Arbeit im Zuge der Kader-Überprüfung die Ursache gewesen ist. Im Übrigen war es nachgerade Routine, daß KPD-Funktionäre in die DDR bestellt wurden, um sich dort wegen Mißerfolgen und angeblichen Fehlverhaltens zu verantworten. (Der Parteivorsitzende Reimann war offensichtlich sogar ein bevorzugtes Objekt solcher Abkanzelungen. Er nahm an den Sitzungen der Leitungsgremien der SED teil und wurde z. B. nach der Bundestagswahl von 1949 dort zur Rede gestellt.) Die Bemerkung von Willy Meyer-Buer in der Sitzung des Sekretariats des Westdeutschen Friedenskomitees am 30. Januar 1952, Eckert solle nicht einen Teil des Hauptreferats übernehmen, könnte Ausdruck persönlicher Rivalität sein (schließlich wurde er bald darauf Eckerts Nachfolger), vielleicht wurde hier aber auch schon eine Kaderentscheidung der KPD vorbereitend umgesetzt. Insgesamt läßt sich feststellen: einen „Fall Eckert“ in der KPD dergestalt, daß dieser Mann durch seine eigenen Genossen verfolgt oder ausgeschaltet worden wäre, gab es offensichtlich nicht. Fast jeder Funktionär der damaligen KPD kann wahrheitsgemäß über eigene innerparteiliche Gängelungen, Zurücksetzungen, ja Demütigungen berichten. Das „Betriebsklima“ im Apparat war schlecht: nicht nur unter dem Druck der SED und der sowjetischen Einflußnahme (diese waren nicht allezeit spürbar), sondern auch infolge ständiger Niederlagen und der zunehmenden Isolierung. Verlierer halten in der Regel wenig voneinander. Bei Eckert kam zweifellos ein persönliches Moment hinzu: sein bildungsbürgerlicher Hintergrund, sein Selbstbewußtsein und seine offensichtlich stark ausgeprägte Neigung, am liebsten nach eigenen Direktiven zu handeln und dort, wo er keine Zustimmung im Kollektiv fand, auf eigene Faust vorzugehen, haben Ihn zum Weißen Raben in einer Partei gemacht, die von ihren Funktionären zwar Standfestigkeit im Umgang mit den politischen Gegnern und der Staatsgewalt, im Binnenverhältnis aber Konformität verlangte. Ein Bruch ist jedoch nicht erfolgt: der offensichtlich hochgradig moralisch motivierte Individualist Eckert und der Apparat sind angesichts dieser Umstände eher erstaunlich gut miteinander ausgekommen.

[343]

Walter Ebert
Erinnerungen an Erwin Eckert

Es waren drei Abschnitte in meinem politischen Leben, in denen Erwin Eckert eine große Rolle gespielt hat. Gleich nach dem Krieg 1946, von 1949 bis 1952 und von 1964 bis zu seinem Tode 1972.

Nach Krieg und Gefangenschaft kam ich im Februar 1946 in meine Heimatstadt Weinheim. Meine Eltern waren vor 1933 Kommunisten und waren sofort nach 1945 wieder dabei. Sie dachten, daß ich auch in die KPD eintreten würde. Aber ich wollte nicht. Zuviel war auf mich eingestürzt im Krieg und in der Gefangenschaft. Das mußte erst innerlich verarbeitet und zu einem politischen Standpunkt gebracht werden. In dem Zusammenhang nahm ich auch alle möglichen Anregungen auf. Schon nach ganz kurzer Zeit besuchte ich Versammlungen aller existierenden Parteien. Keine sagte mir in dem Sinne zu, daß ich Mitglied hätte werden können.

Arbeit fand ich als Elektriker sofort bei einer Ludwigshafener Montage-Firma, die in Mannheim im Rangierbahnhof Kriegsschäden beseitigte und elektrische Installationsarbeiten durchführte. Dort wurden dann schon aus der gemeinsamen Betroffenheit und der Not viele politische Diskussionen geführt. Einige Kollegen waren schon in der SPD, in der KPD oder auch in der CDU. Und je nach Parteizugehörigkeit wurde auch diskutiert. Dabei fiel mir auf, daß bis auf die Kommunisten alle viel lieber über die Verbrechen der anderen sprachen als über die des Nationalsozialismus. Und noch etwas fiel mir auf. Die Haltung zu Kommunisten war bei vielen Kollegen schon 1946 sehr stark geprägt von Kriegseindrücken in der Sowjetunion und auch vom Verhalten der Roten Armee in der von ihr besetzten Zone. Und da ich beides nicht kennengelernt hatte, hörte ich in der Regel zu, ohne einen eigenen Standpunkt zu beziehen. Aber manches Mal erinnerten mich solche Schilderungen an Diskussionen bei der Marine auf dem Schiff, wo gegen Ende des Krieges viele sagten: Alles kann passieren, nur der Russe darf nicht nach Deutschland kommen. Aber es gab auch sehr viele Arbeitskollegen, die sagten: Jetzt haben wir einen Kaiser gehabt, das war Mist. Dann haben wir Demokratie gehabt, das war auch Mist. Dann haben wir den Nationalsozialismus gehabt, das war der allergrößte Mist. Jetzt kann es nur noch darum gehen, schnell zum Kommunismus zu kommen. Nur der kann uns noch helfen. Diskutiert wurde während der Arbeit, in den Pausen und auf dem Weg zur und von der Arbeit.

Am 24. Mai[1] abends sprach Erwin Eckert auf dem Mannheimer Marktplatz. Viele meiner Kollegen gingen zu dieser Kundgebung und nahmen mich mit. Es war die größte, die ich bisher erlebte. Ich erinnere mich noch sehr genau an diese mächtige Versammlung unter freiem Himmel, inmitten der Trümmer der Mannheimer Innenstadt. Zeitweise regnete es in Strömen, aber niemand verließ den Marktplatz. Ich war fasziniert von der Rede Erwin Eckerts. Er brachte vieles von dem auf den Punkt, worüber wir im Betrieb oft diskutierten. Im Zentrum seiner Rede standen die Abrechnung mit dem Nationalsozialismus und die Politik der Kommunisten beim Aufbau eines neuen Deutschlands. Als wichtigste [344] Voraussetzung dazu bezeichnete Erwin Eckert die Einheit von SPD und KPD, die Aufforderung an die Sozialdemokraten, mit Kommunisten zusammenzugehen.

Erwin Eckert setzte sich auf dieser Kundgebung ausführlich mit der Politik und auch der Person Kurt Schumachers auseinander, der kurz zuvor in Hannover zum SPD-Vorsitzenden der Westzonen gewählt wurde. Er übte aber auch Kritik an führenden Mannheimer Sozialdemokraten wie Jakob Trumpfheller (damals 1. Bürgermeister in Mannheim), Jakob Sommer (Fraktionsvorsitzender der SPD im Mannheimer Gemeinderat) und anderen, die auch örtlich diese notwendige Einheit hintertrieben. Erwin Eckert hatte eine gewaltige Stimme. Ich weiß heute nicht einmal, ob er mit einem Mikrofon oder ohne ein solches gesprochen hat. Aber verstehen konnte man ihn. Die Polemik Erwin Eckerts gegen Schumacher war argumentativ scharf, aber doch nicht in der Art, wie ich sie oft in Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten im Betrieb erlebt habe, wo sehr emotional diskutiert oder gestritten wurde, in der Regel bis zur persönlichen Beleidigung. Sie

[1] Fußnote des Herausgebers: Die Mannheimer Rede vom 24. Mai 1946 befindet sich im Privatarchiv Eckert und ist in diesem Band abgedruckt. Siehe auch: Die Auseinandersetzungen um den Pfarrer Erwin Eckert, Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung (1967), in: Miszellen, 1990, S. 80 ff.

war deutlich bezüglich der Rolle Schumachers. Erwin Eckert warf ihm vor, daß er aus blindem Antikommunismus die große Chance des Aufbaues eines neuen Deutschland nicht erkennen würde, daß am Ende seiner Politik die alten Kräfte wieder erstehen würden.

Lange nach Beendigung der Kundgebung haben noch viele Menschen über das weiterdiskutiert, was sie an der Rede bewegte. Aber es wurde auch über die Person Erwin Eckerts diskutiert, über seinen Übertritt zur KPD vor 1933 und daß er nicht weit vom Marktplatz in der (zerstörten) Trinitatis-Kirche Stadtpfarrer war. Ich hatte auch von meinen Eltern schon von Erwin Eckert gehört. Aber das Erleben der Kundgebung mit ihm hinterließ bei mir einen viel nachhaltigeren Eindruck als das, was ich vorher über ihn gehört hatte. Weder in SPD-Versammlungen noch denen der DVP (Demokratische Volkspartei, damals in Württemberg-Baden die Vorläuferpartei der FDP) und schon gar nicht bei der CDU habe ich so konsequente Worte gegen den Nationalsozialismus, gegen den Krieg und für ein demokratisches neues Deutschland mit einer vereinigten Arbeiterklasse gehört. In den folgenden Monaten beteiligte ich mich stärker an Diskussionen im Betrieb, bildete mir immer stärker eine eigene politische Meinung heraus. Zusammen mit anderen Kollegen, Sozialdemokraten, Kommunisten, aber auch Parteilosen und selbst CDU-Anhängern bemühte ich mich im Betrieb darum, zu jener Einheit zu kommen, von der damals alle Kommunisten und viele Sozialdemokraten sprachen. Im Betrieb waren da die Ansatzpunkte besonders gut. Arbeit wurde verlangt, das verdiente Geld war aber nichts wert. Es gab unter den Beschäftigten der Fremdfirmen am Mannheimer Rangierbahnhof auch einen Ausschuß, der die Vereinigung betreiben sollte, und es wurden Entschließungen verfaßt und an die Mannheimer SPD- und KPD-Leitungen geschickt. Alles verlief aber sehr zäh. Je weiter es nach oben ging, vom Betrieb weg auf die Ebene der Gewerkschaftsgremien, umso weniger an Greifbarem kam heraus. Was überbetrieblich zustande kam, repräsentierte nicht einmal eine große Minderheit in der SPD. Das war auch so in der Metallgewerkschaft in Mannheim, obwohl damals als Bevollmächtigter der bekannte Antifaschist und Kommunist Paul Schreck amtierte.

Nicht nur – aber sicher auch – unter dem Eindruck der Eckert-Kundgebung auf dem Mannheimer Marktplatz trat ich im Juli 1946 der KPD bei. Erwin Eckert habe ich noch später im Mannheimer Rosengarten und auf anderen Kundgebungen im Freien erlebt, aber [345] der erste Eindruck von ihm auf dem Mannheimer Marktplatz war der stärkste. Persönlich kam ich in dieser Zeit nie mit Erwin Eckert zusammen. Des Öfteren hörte ich oder las ich von ihm über seine Tätigkeit in Freiburg. Aber auch wenn er nicht in Mannheim war, er war bei den Mannheimer Kommunisten immer ein Gesprächsthema, war so etwas wie ein Idol auch für viele Nicht-Kommunisten. Man sprach von ihm nur in Hochachtung. Selbst für politische Gegner war der Name Eckert in Mannheim tabu. Oft konnte man bei politischen Gegnern hören: Ja, wenn alle Kommunisten so wären wie der Eckert, dann könnte man viel besser mit ihnen. Wenn das auch in der Regel nicht ehrlich gemeint war, so drückte es doch auch aus, daß Erwin Eckert auch bei Nicht-Kommunisten im positiven Sinne eine Sonderstellung einnahm.

Die zweite Begegnung mit Erwin Eckert war von längerer Dauer. Ich wurde 1948 in den Kreisvorstand der KPD-Mannheim gewählt. Beruflich war ich damals bei der ELMAG (Elektromaschinenbau AG) in Mannheim/Weinheim beschäftigt. Gewerkschaftlich war ich in diesem Betrieb Betriebsrat, später Betriebsratsvorsitzender und Delegierter der IG-Metall Mannheim. Im Kreisvorstand der Mannheimer KPD waren damals hervorragende Genossinnen und Genossen wie Annette Langendorf, Willi Grimm, Fritz Salm, Paul Schreck, August Locherer u. a. In zwei oder drei Sitzungen war auch Erwin Eckert anwesend und hat das Wort ergriffen. Einmal ging es z. B. darum, ob es vertretbar sei, daß in Baden zwei kommunistische Zeitungen herauskamen, eine in Offenburg für Südbaden („Unser Tag“) und eine in Mannheim für Nordbaden („Badisches Volksecho“). Dabei kam es durchaus auch mal zu Kontroversen zwischen Erwin Eckert und anderen Genossen aus Mannheim. Willi Grimm sagte z. B. einmal zu Erwin Eckert sinngemäß: „Du sprichst hier nicht vor einer Massenkundgebung auf dem Paradeplatz, sondern vor dem Kreisvorstand. Uns mußt Du nicht überzeugen.“

Wenn ich heute darüber nachdenke, dann war die Ursache solcher und ähnlicher Kontroversen weniger in der Verschiedenartigkeit der Temperamente begründet oder gar in der unterschiedlichen Einschätzung der politischen Situation. Meinungsverschiedenheiten gab es im Herangehen an die praktische, alltägliche Politik. Fritz Salm sagte einmal, daß Erwin Eckert immer eine Etage höher denke,

und August Locherer mit seiner trockenen Art sagte einmal, daß Erwin Eckert mit den Mitgliedern des Kreisvorstandes umgehen wolle wie früher mit „seinen Schäfchen“ in der Kirche.

Sehr zurückhaltend war Erwin Eckert in den damaligen politischen Auseinandersetzungen innerhalb der Partei in Mannheim. Die Ursachen dieser Auseinandersetzungen waren z. T. gravierende unterschiedliche politische Meinungen führender Genossen (Böpple, Grimm z. B.). Sie wurden aber auch immer wieder ausgelöst durch ein Spannungsverhältnis zwischen Stuttgart und Mannheim (Nuding kontra Grimm usw.). Es war z. B. schwer, einen Mannheimer in Leitungspositionen nach Stuttgart zu bekommen, umgekehrt hatte es z. B. ein Referent aus Stuttgart in einer Mannheimer Parteiveranstaltung immer schwer.

Daß Erwin Eckert von diesen Auseinandersetzungen ziemlich unberührt blieb, hing meiner Meinung nach nicht nur damit zusammen, daß er wenig in Mannheim war. Vielmehr glaube ich, daß ihn solche Streitereien anwiderten, bei denen es oft nicht mehr auszumachen war, was politischer Meinungsstreit und was persönliche Auseinandersetzung war.

[346] Erwin Eckert hatte eine starke Beziehung zu Mannheim, zur Partei in Mannheim und zu den Menschen in der Stadt. Wann er konnte, war er immer gerne bereit, in Mannheim zu reden. Und für viele Mannheimer war er immer noch der Pfarrer Erwin Eckert, der den Weg zu den Kommunisten fand, ohne Rücksicht auf finanzielle Einbußen, der Erwin Eckert, der den Weg in die Gefängnisse der Nazis ging, wo er doch so gut hätte leben können. In dieser Meinung schwang viel Hochachtung mit, ohne daß damit auch immer eine politische Identifizierung verbunden gewesen wäre.

So war es ganz natürlich, daß sich der Kreisvorstand der Mannheimer KPD an Erwin Eckert wandte, als durch den Tod Dr. Fritz Cahn-Garniers am 8. Juni 1948 bedingt ein kommunistischer Oberbürgermeisterkandidat[2] gesucht wurde.

Dem ging eine heftige Diskussion mit der örtlichen SPD und in der KPD voraus. Die Mehrheit des Kreisvorstandes, alle führenden Mitglieder, wollten mit der SPD wieder einen gemeinsamen Kandidaten aufstellen. Nach dem Kräfteverhältnis konnte das nur wieder ein Sozialdemokrat sein. Auch Dr. Fritz Cahn-Garnier war ein Gemeinschaftskandidat von SPD und KPD gewesen. Er wurde 1948 von der SPD – nach Konsultation mit der KPD – nominiert und von der KPD mitgetragen. Es gab weiter eine politische Grundsatzerklärung der SPD in Mannheim, die mit der KPD abgestimmt war. Ein gemeinsamer Aufruf an die Wähler erfolgte allerdings nicht. (Später hat auch die DVP Dr. Cahn-Garnier formal unterstützt; an den Wahlergebnissen war aber zu ersehen, daß die Wähler der DVP den CDU-Kandidaten Josef Braun gewählt hatten, was dem aber nichts nützte, denn er wurde abgewählt und Dr. Cahn-Garnier war Oberbürgermeister.) Die KPD in Mannheim wollte ähnlich wie bei Dr. Cahn-Garnier wiederum eine Regelung für die Wahl seines Nachfolgers treffen. Aber die politischen Verhältnisse hatten sich innerhalb von zwei Jahren so verändert, daß es nicht mehr möglich war, zu einem gemeinsamen Kandidaten für die Oberbürgermeisterwahl zu kommen. Die SPD in Mannheim weigerte sich entschieden, eine Person zu benennen und eine Erklärung zur OB-Wahl abzugeben, die es auch der KPD möglich gemacht hätte, zur Wahl eines sozialdemokratischen Oberbürgermeisters aufzurufen. Der von ihr nominierte Kandidat, Dr. Hermann Heimerich, war zwar der letzte demokratische Oberbürgermeister von Mannheim vor der Hitlerdiktatur, wurde von den Nazis aus dem Amt entfernt und in Schutzhaft genommen, war also Verfolgter des Naziregimes. Aber nach 1945 war er Berater der amerikanischen Militärregierung in Wiesbaden und war ein bedingungsloser Anhänger der „Schumacherlinie“ in der SPD. Bei seiner Nominierung in der SPD-Kreiskonferenz erklärte er, daß im Mannheimer Rathaus keine Parteipolitik mehr gemacht werden dürfe, sondern nur noch Sachpolitik. Das brachte ihm zwar die Sympathie der CDU und der DVP ein, die auf einen eigenen Kandidaten verzichteten. Aber selbst in seiner eigenen Partei waren viele mit seiner Nominierung nicht einverstanden. Dieser Teil der SPD hätte gerne einen Kandidaten wie Jakob Trumpfheller oder einen aus den Gewerkschaften nominiert gesehen.

Daß dann acht Wochen später bei der Wahl nicht einmal 50% der Wahlberechtigten zur Wahl gingen, hängt wahrscheinlich auch mit dem Unbehagen über die „kommunale große Koalition“ zusammen.

---

[2] Fußnote des Herausgebers: Zu den Oberbürgermeisterwahlen 1949 in Mannheim ebda. S. 89–92.

Den Rechten aus CDU und DVP, aber auch dem Altnazispektrum, war sie zu links und den Linken in der SPD zu rechts.

[347] Die KPD war in einem Zwiespalt und stand unter Zugzwang. Es war ausgeschlossen, daß sie wie vorher bei Dr. Cahn-Garnier zur Wahl Dr. Heimerichs aufrufen konnte. Sie mußte also einen eigenen Kandidaten nominieren und damit zum ersten Mal nach Kriegsende einen Wahlkampf führen, der sich in erster Linie gegen die SPD richtete. Es war abzusehen, daß daraus strategisch für die Einheitsbemühungen ein Rückschlag entstehen mußte. Andererseits bot natürlich diese Konstellation – gemeinsamer Kandidat von SPD, CDU und DVP – auch eine gute Chance, alle, die mit dieser „kommunalen großen Koalition" nicht einverstanden waren, zur Stimmabgabe für den kommunistischen Kandidaten zu gewinnen. Voraussetzung war, daß dieser Kandidat von seiner Persönlichkeit her und seiner Popularität in Mannheim eine echte Alternative zu Dr. Heimerich darstellte. Da war Erwin Eckert der richtige Mann. Niemand sonst vereinigte in seiner Persönlichkeit alle wichtigen Kriterien einer solchen Alternative. Seine Nominierung ging einstimmig und unter großer Begeisterung im Kantinensaal der MWM (Motorenwerke Mannheim) über die Bühne. Auch außerhalb der KPD traf die Nominierung Erwin Eckerts auf große Zustimmung. Erwin Eckert war also nicht nur der Kandidat der KPD, sondern auch der Kandidat all derer, die der Wahl nicht fernbleiben, aber unter solchen Umständen einen SPD-Kandidaten nicht wählen wollten.

Im Kreisvorstand der KPD hatte es zu diesem Zeitpunkt Veränderungen gegeben. Willi Grimm war nicht mehr Kreisvorsitzender, sondern widmete sich voll der Chefredaktion der Zeitung, und Fritz Salm, der bisherige Sekretär für Organisation, wurde sein Nachfolger. Zum neuen Sekretär für Organisation wurde ich gewählt und war damit im hauptamtlichen „Apparat" der KPD. Meine erste große Aufgabe war der OB-Wahlkampf mit Erwin Eckert. Jetzt lernte ich ihn hautnah kennen, hatte direkt mit ihm zu tun. Und ich muß sagen, daß meine Begeisterung für ihn, geboren aus dem Erlebnis der Marktplatz-Kundgebung und einigen anderen Partei- und öffentlichen Veranstaltungen, einer gewissen Ernüchterung wich. Ich erlebte, daß Erwin Eckert absolut kein bequemer Mensch war, sehr eigenwillig, sehr dominant und bestimmend. Er konnte mit wenigen Sätzen eine kollektive schriftliche Ausarbeitung von mehreren Kreisvorstandsmitgliedern zu „Makulatur zerreden", was natürlich zu Verstimmungen führte, auch wenn er die Gabe besaß, sofort nach solchen Kontroversen das versöhnende Wort zu finden, und dadurch persönliche Verletzungen abmilderte. Es war also ein ganz anderer Erwin Eckert als der, den ich vorher aus der „Distanz" kennengelernt hatte. Trotzdem: sein Einsatz, sein Engagement und seine Art, wie er Politik der KPD den Bürgern vermittelte, waren vorbildlich, standen außer jeder Kritik. Der Funke seiner eigenen Begeisterung am Wahlkampf sprang auf die KPD-Mitglieder in Mannheim über. Es gab überhaupt keine Probleme in der Partei, ein Maximum an Wahlkampfstimmung zu schaffen. Was da alles möglich war, wäre unter normalen Umständen nie und nimmer machbar gewesen. Zu Dutzenden kamen die Mitglieder, Sympathisanten und selbst unbekannte Menschen und fragten nach Flugblättern oder Plakaten oder einfach nur, wo und wie sie mithelfen könnten, daß Erwin Eckert Oberbürgermeister von Mannheim wird. Diese Stimmung blieb natürlich der „Mannheimer Großen Koalition" nicht verborgen, und sie waren sich nicht sicher, ob ihr Gemeinschaftskandidat das Rennen machen würde. Deshalb wurde der Wahlkampf von ihrer Seite auch nicht „zimperlich" geführt. Da die Mannheimer SPD-, CDU- und DVP-Führung wußte, daß die Persönlichkeit Erwin Eckerts gerade bei diesem Wahlkampf sehr stark ins Gewicht fiel, konnte man nicht so [348] ohne weiteres auf die bewährten Instrumente wie „Kriegsgefangenenleier" und „Untaten" der Roten Armee in der SBZ und der bei weiten Teilen der Bevölkerung herrschenden antikommunistischen Stimmung bauen. Dazu kam, daß der alternative politische Spielraum für diese Parteienkoalition gering war. Erwin Eckert war sehr populär, fand mit seinen Worten massenhaft Zustimmung der Bürger und schon deshalb konnte man nicht sehr weit von seinen Aussagen abweichen. Es wurde deshalb versucht, Erwin Eckert die Fähigkeit abzusprechen, das Amt eines Oberbürgermeisters in Mannheim auszuüben. Er könne zwar reden, aber als OB müsse man mehr können. Da könne nur ein Jurist, ein Verwaltungsfachmann wie Dr. Heimerich bestehen. In Versammlungen und auch in Zeitungsinterviews nahm Erwin Eckert zu solchen Vorwürfen ausführlich Stellung. Er wertete diese von führenden örtlichen Politikern der SPD, der CDU und der DVP vorgebrachten Argumente vor

allem als Zeichen dafür, daß sie sich ernsthaft mit der Möglichkeit befaßten, er könnte der zukünftige Oberbürgermeister von Mannheim werden. Zur Qualifikation eines Oberbürgermeisters erklärte er immer (sinngemäß), daß ein Oberbürgermeister vor allem eine Verbindung zu den Menschen, ein Gespür für ihre Probleme brauche, sowie ein soziales Empfinden und einen gesunden Menschenverstand. Habe er das nicht, so nützen ihm seine ganzen juristischen und verwaltungsrechtlichen Kenntnisse und akademischen Titel nichts, wäre er unfähig, in Mannheim Oberbürgermeister zu sein. Hier brach dann immer bei den Zuhörern ein riesiger Beifall los.

Erwin Eckert wurde in seinen Versammlungen auch immer ganz konkret. So erklärte er, daß, wenn er Oberbürgermeister würde, in einem halben Jahr niemand mehr im „Ochsenpferch“ (das war ein großer Hochbunker in der Neckarstadt, in welchem Ausgebombte und Obdachlose lebten) oder in anderen Bunkern leben müsse.

Es wurde aber auch „unter der Gürtellinie“ Wahlkampf geführt. Ein Argument gegen Erwin Eckert, von bestimmten Kreisen der SPD verbreitet, wurde in der Form einer Kritik an der Mannheimer SPD, an Jakob Sommer, Jakob Trumpfheller und anderen, vorgebracht. Hätten, so die Kolporteure dieser Argumentation, die Mannheimer Sozialdemokraten vor 1933 keine engstirnige Personalpolitik betrieben, dann wäre Erwin Eckert nie zur KPD „übergelaufen“. Als nämlich Adam Remmele, SPD-Reichstagsabgeordneter und Bruder des KPD-Reichstagsabgeordneten Hermann Remmele, sein Mandat niederlegte, da wäre Erwin Eckert der richtige Mann als Nachfolger gewesen und habe das wohl auch erwartet. Stattdessen habe die damalige Mannheimer SPD-Führung mit allen Mitteln verhindert, daß Erwin Eckert in den Reichstag kam, und ihn so aus der SPD in die KPD getrieben.[3] Das war natürlich ein durchsichtiger Versuch, unter dem Deckmantel der Kritik an der Mannheimer SPD-Führung vor 1933 die Persönlichkeit Erwin Eckerts in den Dreck zu ziehen, ihn abzustempeln als jemanden, der aus verletzter persönlicher Eitelkeit und aus falschem Ehrgeiz „die Front gewechselt hat“. Erwin Eckert selbst hat das gar nicht so ernst genommen, vertraute darauf, daß das Ganze so erlogen sei, daß das eh niemand glaube. Ich dachte mit vielen jungen Genossinnen und Genossen damals daran, daß man dies mit Flugblättern, Plakaten u. s. w. bekämpfen müsse. Heute bin ich sicher, daß es richtig war, [349] sich nicht vehement gegen diese Unterstellung zu wehren, sondern davon auszugehen, daß diese Lüge auf ihre Urheber zurückschlagen würde. Weder die Presse noch der Rundfunk haben übrigens damals von dieser Behauptung Notiz genommen. Erst nach dem Tode Eckerts tauchte sie in einem Leserbrief – wiederum von einem bekannten linken Sozialdemokraten Mannheims geschrieben – noch einmal auf.[4]

Verlauf und Ergebnis des Mannheimer Oberbürgermeisterwahlkampfes waren für Erwin Eckert sicherlich ein Höhepunkt seines politischen Lebens. Es war sein Wahlkampf und sein politischer Erfolg. Es wäre aber sicher falsch, die 26.087 oder 34,7% der Stimmen für Erwin Eckert nur ausschließlich seiner Person zuzuschreiben. Ohne die damals rund 2.500 Kommunisten in Mannheim, ihren Einfluß in Betrieben und Gewerkschaften, ihre Verankerung in Massenorganisationen und ihr kommunalpolitisches Ansehen in den Wohngebieten wäre dieser Wahlerfolg nicht möglich gewesen. Ich meine, man kann diese Ursachenkombination für den Wahlerfolg auch aus den Wahlergebnissen in

---

3 Fußnote des Herausgebers: Zu den innerparteilichen Auseinandersetzungen zwischen Eckert und der SPD ab 1930 siehe: Friedrich-Martin Balzer, Klassengegensätze in der Kirche, Bonn 1993, S. 205 ff.

4 Fußnote des Herausgebers: Siehe den Leserbrief von Walter Ebert „Erwin Eckert: Kommunist aus Verärgerung?“ im „Mannheimer Morgen“ vom 19.1.1973: „Das ist ja gerade das Herausragende an Erwin Eckert, daß er politische Auffassungen mit einer Konsequenz – auch persönlich – verfocht im Gegensatz zu vielen anderen damaligen – und heutigen – Sozialdemokraten, deren Herz zwar auch noch ‚sozialistisch‘ schlägt, die es aber durchaus normal finden, in einer Partei zu bleiben, die den Sozialismus abgeschrieben hat. Erwin Eckert war nicht der Mensch, der aus Verärgerung eine solch weittragende politische Entscheidung wie den Übertritt zur KPD traf. Erwin Eckert stand weit über kleinlichem Karrieredenken. Wäre die Karriere die politische Triebfeder seines Handelns gewesen, dann hätte er sich dem rechten Kurs der SPD angepaßt, und es wären ihm dort alle Türen offen gestanden. Erwin Eckert wußte genau, daß in der KPD für ihn keine glänzende Karriere als Politiker bevorstand. Das ließen schon die politischen Machtverhältnisse nicht zu. Erwin Eckert wurde eben Kommunist, weil es seiner politischen und ideologischen Grundeinstellung entsprach. Jeder Versuch, von dieser Grundtatsache abzulenken, ist meines Erachtens politische Ehrabschneiderei und Verzerrung der historischen Wahrheit.“

den Stadtteilen ablesen. So erhielt Erwin Eckert in seinem ehemaligen Pfarreibezirk der Trinitatis-Kirche (Innenstadt Mannheim) 36,6 Prozent der Stimmen, während Dr. Heimerich auf 63,5 Prozent kam. In der KPD-Hochburg Schönau, wo Erwin Eckert nicht so den Bekanntheitsgrad als Pfarrer vor 1932 hatte, aber als Kommunist bekannt war, der konsequent aus der SPD austrat, als er seine Mitgliedschaft in dieser Partei nicht mehr mit seinem politischen und sozialen Gewissen vereinbaren konnte, erhielt Erwin Eckert 61 Prozent der Stimmen und Dr. Heimerich nur 38,5 Prozent.

In einer anderen KPD-Hochburg, in Neckarstadt West, erhielt Erwin Eckert 46 Prozent der Stimmen und Dr. Heimerich knapp 54 Prozent. In der Wahlauswertung wurde bei Anwesenheit von Erwin Eckert die Einschätzung auf den Punkt gebracht: Es war kein ausschließlicher Wahlerfolg dank Erwin Eckert, aber ohne Erwin Eckert wäre er nicht möglich gewesen. Ich glaube, diese Aussage schmälert das überragende Verdienst Erwin Eckerts am Erfolg des OB-Wahlkampfes 1949 in keiner Weise.

Monate nach der OB-Wahl wurde Erwin Eckert in das Präsidium des Weltfriedensrates berufen, und ich hatte mit ihm persönlich nur noch einmal bei der Bundestagswahl 1949 – hier war das Wahlergebnis für uns alle enttäuschend, weil wir nach dem OB-Wahlkampf hohe Erwartungen hatten – und der Wahl zur Verfassunggebenden Landesversammlung 1952 für Baden-Württemberg zu tun. Aus dem Wahlkampf zur verfassunggebenden Landesversammlung Baden-Württemberg ist mir auch noch eine Geschichte in Erinnerung, [350] über die ich heute lache, die aber damals zwischen Erwin Eckert und mir zu einer hitzigen Kontroverse führte.

Am 2. März 1952 sprach der Vorsitzende der KPD, Max Reimann, auf dem alten Meßplatz in Mannheim vor 12.000 Menschen. Max Reimann war damals besonders bekannt, weil er schon von der Polizei verfolgt wurde, aber noch nicht gefaßt werden konnte. Es war ein großer Aufwand erforderlich, seinen Auftritt zu sichern und eine Verhaftung in Mannheim zu verhindern. Voraussetzung dafür war, daß eine solche große Menschenmenge auf den Alten Meßplatz kam, daß es für die Polizei einfach unmöglich war, Max Reimann mit Gewalt in ihre Hände zu bringen. Dazu natürlich eine generalstabsmäßig geplante An- und Abfahrt. Alles war also auf die Kundgebung mit Max Reimann konzentriert. In der Woche darauf, der letzten vor der Wahl am 9. März, sprach Erwin Eckert auf „kleineren“ Stadtteilkundgebungen in Neckarstadt auf dem Neumarkt, am Clignetplatz und in der Innenstadt auf dem I 2 Platz. Es waren jeweils 2.500–2.800 Menschen da.

Erwin Eckert war ob dieser Zuhörerzahlen, nach 12.000 bei Max Reimann, nicht begeistert und machte der Organisation den Vorwurf, die Kundgebungen schlampig vorbereitet zu haben, nicht einmal Plakate für seine Kundgebungen seien geklebt worden. Er hatte insoweit recht, als eben alles auf die Reimann-Kundgebung ausgerichtet war. Er hatte aber Unrecht, wenn er glaubte, der Zuhörerabfall von Reimann zu ihm sei ein Ergebnis von Schlampigkeit der Organisation gewesen. Die Menschen waren in den letzten zwei Wochen vor der Wahl einfach mit Versammlungen „überfüttert“, und man konnte nach den 12.000 bei Max Reimann nicht erwarten, daß die auch zu den drei (in einer Woche) darauffolgenden Kundgebungen mit Erwin Eckert kamen. Der Fehler lag in der Wahlkampfplanung. Es war falsch, nach der Reimann-Kundgebung noch drei weitere Kundgebungen in einer Woche zu veranstalten. Aber den Wahlkampfplan hatte Erwin Eckert selbst miterarbeitet. Das habe ich ihm, aber auch andere Mitglieder des Kreisvorstandes, deutlich gesagt.

Wie dem auch sei, in der Partei-Druckerei (das war auch der Sitz der Kreisleitung) wurden in einer Nachtaktion eiligst Plakatüberkleber gedruckt und alle Reimann-Plakate mit Erwin-Eckert- und August-Locherer-Plakatstreifen überklebt. Nach der Wahl zur Verfassunggebenden Landesversammlung Baden-Württemberg – Eckert gehörte dem Landtag bis 1956 an – hatte ich mit Erwin Eckert direkt nichts mehr zu tun bis nach meiner Haftentlassung 1961.

Die dritte Periode meiner Begegnungen mit Erwin Eckert begann nach meiner Haftentlassung 1961. Vier oder fünf Jahre später trat die Partei an mich heran, ob ich nicht Erwin Eckert, der damals in Großsachsen bei Weinheim/Bergstraße wohnte, betreuen könnte. Ich willigte natürlich ein, Erwin Eckert muß damit auch einverstanden gewesen sein, denn er begrüßte mich beim ersten Besuch als alten guten Bekannten und Freund und wußte, daß ich künftig mit ihm Kontakt halten würde. Über unsere zeitweiligen Kontroversen aus früheren Jahren haben wir beide gleich am ersten Tag unseres

Wiedersehens herzlich gelacht. Aber nach dem Erzählen, da gab es ja einen großen Nachholbedarf, Immerhin waren ja 11 Jahre seit unserer Zusammenarbeit in Mannheim vergangen, kamen wir schnell auf die aktuelle Politik (beginnende Wirtschaftskrise, Zerfall der CDU-geführten Bundesregierung, erste Anzeichen der beginnenden Studentenrevolte). Erwin Eckert war damals 69 Jahre alt und war noch ganz mit der aktuellen Politik verwachsen. Er las viele Bücher [351] und Zeitungen, beschäftigte sich mit den damaligen Ereignissen. Dem Präsidium des Weltfriedensrates gehörte er zu diesem Zeitpunkt nicht mehr an. Aber er stand noch mit vielen Persönlichkeiten aus der Friedensbewegung in brieflichem und persönlichem Kontakt. Es war ungemein interessant, ihm zuzuhören, wenn er über Diskussionen oder Personen aus dem Weltfriedensrat erzählte. Aus diesen Gesprächen gewann ich aber auch die Auffassung, daß Erwin Eckert sich zwar aus tiefster Überzeugung als Kommunist verstand, daß er aber nicht alle Konsequenzen aus dem historischen Materialismus teilte, sondern an seinem christlichen Glauben festhielt.[5]

Er hatte ein sehr großes Privatarchiv, manchmal hatte ich den Eindruck, daß er schon in jungen Jahren zielstrebig mit dem Sammeln von persönlichen und für ihn wichtigen politischen Materialien begonnen hat. Er war aber anscheinend nie dazu gekommen, sein Archiv systematisch zu ordnen. Allerdings, was er finden wollte, fand er immer. Erwin Eckert brachte bei meinen Besuchen das Gespräch nicht nur auf das von der Partei gewünschte Buch mit dem Arbeitstitel „Von der Kanzel zur KPD“, sondern auf die Notwendigkeit, sein Privatarchiv, besondere Unterlagen daraus, sicher unterzubringen. Und wo war damals sicher? Natürlich in der DDR. (Wie sich doch die Dinge geändert haben!) Ich wurde damit beauftragt, für den Transport der ausgesuchten Unterlagen in drei Aluminiumkisten nach Berlin zu sorgen. Das war auch ohne Probleme möglich.

Mit meiner Betreuung verbunden war auch die solidarische Unterstützung der KPD für Erwin Eckert. In der Führung der evangelischen Landeskirche in Karlsruhe waren zu der Zeit zwar Bestrebungen im Gange, die sozialen Folgen seiner seinerzeitigen „Entfernung“ aus dem Kirchendienst wenigstens zu mildern.[6] Von Entschädigung war meines Wissens nie die Rede. Sicher ist, daß Erwin Eckert um diese Zeit nicht besonders „mit materiellen Gütern gesegnet war“. Das spürte ich an den ganzen Umständen seiner Familie in dem Gartenhaus, das ihm eine ehemalige Konfirmandin zur Verfügung gestellt hatte (Diese Information erhielt ich vom Herausgeber). Er selbst hat die ärmliche Bescheidenheit seiner damaligen Existenz nie angesprochen und nie geklagt. Als ich ihm mitteilte, daß die KPD in Baden eine feste finanzielle Solidarität für ihn und auch andere badischen Kommunisten aufbauen wollte, war er darüber erfreut, vor allem auch wegen der damit verbundenen politischen Wirkung. In ganz Baden wurde ein Netz von Verantwortlichen für Solidarität geschaffen. In Mannheim z. B. war es Hans Schellenberger, in Freiburg Käthe Seyfried, in Singen Walter Schellhammer, in Offenburg Ludwig Denz u. s. w., die in diesen Städten und Gebieten die Solidarität mit Erwin Eckert und anderen Kommunisten oder ihren Angehörigen organisierten. Es ist unter heutigen Erfahrungen immer wieder erstaunlich, was da zusammenkam. Und auch hier war sicher Erwin Eckert die Leitfigur unter denen, für die Solidarität geübt wurde. Käthe Seyfried sagte mir einmal, daß sie immer wieder erstaunt sei, was für Leute bereit seien, für den Kommunisten Erwin Eckert einen namhaften, z. T. sogar regelmäßigen Beitrag zu leisten.

[352] In der gesamten Zeit bis zu seinem Tode gab es einmal eine echte Vertrauenskrise zwischen Erwin Eckert und mir. Und das war bei der Konstituierung der DKP. Ich war Gründungsmitglied, fuhr nach dem Gründungsakt in der Gaststätte „Kupferkanne“ in Frankfurt sofort nach Mannheim, um einige bekannte Genossinnen und Genossen zu informieren und zu bitten, die Neugründung in Mannheim und anderen umliegenden Städten wie Heidelberg in die Wege zu leiten. Danach führ ich zu Erwin Eckert und brachte ihm die, wie ich meinte, frohe Kunde einer legalen kommunistischen Partei. Er war sehr niedergeschlagen darüber, daß ich ihm vorher von dieser Absicht nichts mitgeteilt hatte, sah das als Ausdruck mangelnden Vertrauens meinerseits zu ihm an. Als besonders erschwerend sah er es an, daß er zusammen mit vielen Mannheimer Kommunisten am 16. August 1968 noch

---

5 Fußnote des Herausgebers: Siehe den Beitrag von Hans Heinz Holz „Achtung für eine Aporie „in diesem Band.

6 Fußnote des Herausgebers: Im Anschluß an den Besuch des damaligen Bischofs der Badischen Landeskirche, Professor Heidland, in Großsachsen war von „drückenden materiellen Verhältnissen“ die Rede.

durch die Breite Straße im Zentrum Mannheims für die Wiederzulassung der KPD demonstrierte und er zum Abschluß noch zu den Demonstranten sprach. Er glaubte mir nicht, daß ich zu diesem Zeitpunkt von einer DKP noch nichts gewußt habe. Ich konnte ihm nicht klar machen, daß ich niemandem vorher etwas sagen konnte, sagen durfte. Das sah er zwar ein, aber er machte irgendwie für sich einen „Sonderstatus“ geltend. Er hatte auch den Verdacht, daß ich ihn deshalb nicht eingeweiht habe, weil wir bezüglich des Einmarsches der Roten Armee in Prag verschiedene Meinungen hatten. Er trat auch nicht sofort in die DKP ein, sondern überlegte sehr lange. Aber als er dann eintrat, war er mit ganzem Herzen wieder dabei.

Mit der Gründung der DKP wurde mein Kontakt zu Erwin Eckert sporadischer, weil ich Bezirksvorsitzender der DKP in Baden wurde und das auch blieb bis zur Vereinigung des württembergischen und des badischen DKP-Bezirksverbandes zum Bezirk Baden/Württemberg. Die solidarische Betreuung übernahm eine Genossin. Meine Besuche bei Erwin Eckert waren fortan Besuche zur politischen Information und Konsultation.

Zwei Jahre vor seinem Tod führte mich die politische Arbeit außerhalb der Bundesrepublik, und ich sah ihn auch persönlich nicht wieder. Seine Beerdigung war die letzte Begegnung mit ihm. Die offizielle Trauerrede hielt Robert Steigerwald, und darin wurde Erwin Eckert als Mensch und Kämpfer gewürdigt, der den Weg vom evangelischen Pfarrer zum kommunistischen Spitzenfunktionär ging. Nach Robert Steigerwald sprach ein Vertreter der evangelischen Landeskirche, und nach ihm habe ich in der Beisetzungsfeier – ohne daß das vorgesehen war – in einem letzten Grußwort Erwin Eckert als Kommunisten gewürdigt. Ich stand mit Herbert Mies[7], damals stellvertretender Bundesvorsitzender der DKP, in der Trauerhalle, und uns packte eine heilige Wut ob der Heuchelei und des Versuches der Kirche, Erwin Eckert als Menschen und Christen zu schildern, der über viele Umwege wieder „heimgekehrt“ sei. Das durfte nicht das letzte Wort auf der Trauerfeier für Erwin Eckert sein, darüber waren wir uns blitzschnell einig, und es mußte auch etwas gesagt werden zum Verhältnis der Kirche zu Erwin Eckert. Daß das ohne Eklat, aber doch eindeutig geschah, darüber bin nicht nur ich heute noch froh.

[353]

[7] Fußnote des Herausgebers: Siehe den Beitrag von Herbert Mies „Schafft ihnen ein besseres Dasein!“ – Erinnerungen an den Pfarrer Erwin Eckert in dem Sammelband von J. Rainer Didszuweit und Rainer Meier (Hrsg.) „Niemand ist allein“ – Begegnungen, Gütersloh 1987, der im Vorfeld des Evangelischen Kirchentages 1987 entstand. Der Beitrag ist unter der Überschrift „Begegnungen: ‚Seht, welch ein Mensch‘ (Johannes-Evangelium 19, 5)“ am 24. Dezember 1987 in der DKP-Tageszeitung „Unsere Zeit“ abgedruckt.

Emil Fuchs
Briefe an Erwin Eckert

Vorbemerkung des Herausgebers: Die im folgenden abgedruckten Briefe von Emil Fuchs befinden sich im Privatarchiv Eckert. Ein weiterer Brief ist nahezu vollständig im Beitrag von Manfred Weißbecker zitiert. Auslassungen sind mit [...] gekennzeichnet. Schreibweise und Zeichensetzung wurden den heutigen Regeln angepaßt. Zu Emil Fuchs (1874-1971) siehe die Kurzbiographie in: Friedrich-Martin Balzer, Klassengegensätze in der Kirche, Bonn 1993, S. 281; die Autobiographie „Mein Leben“, 1957 (Erster Teil), 1959 (Zweiter Teil); die Festgabe für Emil Fuchs zum 90. Geburtstag „Ruf und Antwort“, Leipzig 1964.

* * *

Eisenach, den 20. 12. 1928

Lieber Freund Eckert!

Zunächst soll ich Dich aus Eisenach und Thüringen versichern, daß wir treu zu Dir und Baden stehen. Der Artikel von Kappes ist ausgezeichnet, habe mich sehr daran gefreut. Nun bin ich begierig, ob Euer Oberkirchenrat dumm genug ist, dem Ansinnen zu entsprechen. Unser Landesoberpfarrer hat mir eine heftige Szene gemacht über den Aufruf, als ich erklärte, daß wir Thüringer nicht daran dächten, davon abzurücken. Daraus schließe ich, daß er aus Baden scharf gemacht ist, sonst hätte er wohl kaum die Sache beachtet. Bitte das vertraulich! – Ob sie es zu einer allgemeinen Mobilmachung kommen lassen? – Im Organ Thüringens machen sie unserm Genossen Kleinschmidt einen sehr häßlichen Kampf. – Da kommt unsere Tagung in Nöbdonitz gerade recht.

Ein Neujahrsartikel liegt bei.

In unserer thüringischen Presse will ich etwas schreiben über die Hetze gegen Dich. Fröhliche Feiertage, ein gutes Neujahr Dir und den Deinen, uns allen gute Gesundheit und Arbeitskraft und ein gutes Fortschreiten der Sache.

Grüße alle Badener und Mannheimer Genossen von uns, in festem Zusammenstehen Dein Emil Fuchs

Kiel, den 18. November 1931

Lieber Freund!

[...] Wenn bei uns Hitler zur Herrschaft kommt, so müssen wir Füchse wohl alle unsere Zuflucht in Rußland suchen, wenn wir lebend davonkommen.

Golder ist gerade vor unsern hiesigen Ortsvorstand vorgeladen, weil er in der sozialistischen Studentengruppe als 1. Vorsitzender durchsetzte, daß die Studenten, die zur SAP übergingen, nicht ausgeschlossen werden, sondern die Studentengruppe beide umfaßt.

Könnten die Sowjets nicht eine Zeichnerin, Graphikerin brauchen? Mädel würde sicher gern einmal die Sache dort sehen und dort sich weiterbilden. Was hat jemand hier für Aussichten, der sich nicht kapitalistisch einstellen kann?

[354] Man scheint ja in Deutschland eine Kommunistenhetze vorzubereiten, um dadurch die Notwendigkeit eines strengeren Regiments zu rechtfertigen.

Bis jetzt ist man vom „Berliner Tageblatt“ bis zum „Vorwärts“ noch widerstandsfähig genug, um das zu durchschauen und sich zu wehren. Hoffentlich bleibt man so vernünftig. Das muß doch jedem klar sein, daß eine SPD, die die KPD opferte, selbst auch bald am Kreuz wäre. Andrerseits scheint es ja fast, als wenn man in der SPD zum Bewußtsein erwachte, daß man die Einheitsfront des Proletariats irgendwie ermöglichen muß. Und daß man in der KPD ähnliches fühlt. Wenn das deutlicher würde, könnte auch unsereins wieder mit Freudigkeit am politischen Leben teilnehmen, das einem jetzt ein unsagbar schweres Leiden ist.

Du weißt, ich stehe durchaus auf dem Standpunkt der Gewaltlosigkeit, aber im Sinne von Ragaz, der radikalen, revolutionären Gewaltlosigkeit, die sich nicht vom Bürgertum bereden läßt und deren Ideologie annimmt. Ich halte das immer noch für den stärksten Standpunkt, gerade heute. Welche Waffen hat das Proletariat außer seiner innersten Entschlossenheit? Alle Gewalt kann heute nur der Reaktion nützen.

Falls Du nach Deiner Rückkehr etwa nach Hamburg kommst, so teil es mir mit. Ich werde alles aufbieten, um Dich zu sehen. Vielleicht kommst Du aber auch nach Kiel. Dann bist Du auf jeden Fall bei uns als Gast zum Übernachten usw. eingeladen.

Und bitte, gib uns so viel Auskunft über Rußland, als nur möglich ist. Wir hungern nach wirklichem Material darüber.

Sammle viel Kraft für Deinen schweren Weg nach der Heimkehr, für den wir Dir alle einen wirklichen Erfolg wünschen.

Sei von uns allen sehr, sehr herzlich gegrüßt Dein Emil Fuchs [...]

Dresden, den 9. Juni 1963

Lieber Freund Erwin Eckert.[1]

Nun bin ich so alt geworden, daß ich immer wieder einem meiner „jungen“ Freunde zum Siebzigsten Geburtstag meine Glückwünsche senden muß, und das ist mir immer wieder eine Freude, denn es ruft mir so viel frohes Schaffen in Erinnerung, so vieles, dessen wir uns heute freuen und dessen wir mit Stolz gedenken können. Da sehe ich Dich vor mir als kraftvollen, stürmischen jungen Pfarrer in Meersburg am Bodensee, der schon dadurch weithin hochgeachtet wurde, weil er von Meersburg aus über die ganze Breite des Bodensees zu schwimmen pflegte, der aber zugleich weithin die Menschen auf die Beine brachte, sei es, daß er ungezählte zu Freunden gewann, sei es, daß sie seine empörten Gegner wurden, weil er als Pfarrer in der Botschaft Jesu jenen Ruf gehört hatte: „Diese Welt muß geändert werden“. Er sah, wie sie im Widerspruch stand in ihren Grundordnungen gegen alles, was Jesus uns sagte von der verantwortungsstarken Liebe, die wir dem Mitmenschen schulden. Der Krieg, der hinter ihm lag, hatte dies Bewußtsein zu einer Leidenschaft [355] verstärkt, die nun durch seine Predigten und Vorträge klang und die Menschen in ihren Bann zog, wo und wann er auch zu ihnen redete. So fanden wir uns zusammen und hatten zusammen zu kämpfen gegen den heraufsteigenden Geist, der Revanche begehrte für den Vertrag von Versailles, der auch die kirchlichen Menschen und Pfarrer weithin erfaßte, der sich organisierte im immer stärker werdenden Nationalsozialismus. Wie oft trafen wir uns in den verschiedenen Städten Deutschlands zu gemeinsamen Vorträgen und Beratungen unserer Gruppen, für die Du ein so ausgezeichneter Organisator und der Herausgeber unseres Blattes „Sonntagsblatt des Arbeitenden Volkes“ warst, dessen Redaktion 1933 vom Feuer vernichtet wurde. Wie oft durfte ich miterleben, wie Deine Redegewalt und leidenschaftliche Überzeugung Riesenversammlungen zu tiefer, lauschender Stille zwang. Es schien, als könnten wir immerhin mit dazu beitragen, unserm Volk das Schicksal zu ersparen, das es sich selbst schuf – unter Führung seiner „führenden“ Schichten in Staat und Kirche. Wir sahen ja so deutlich, welch ein Unheil werden würde, wenn diese Bewegung des unwahrhaftigen Machtwahnes siegen würde. Es war nicht leicht in jenen Tagen, seinen Weg zu gehen. Du erkanntest vor uns andern, wie verhängnisvoll die Politik der Sozialdemokratie war, löstest Dich von ihr und gingst zur kommunistischen Partei über. Da setzte Dich das Karlsruher Oberkonsistorium ab. Wir religiösen Sozialisten standen zu Dir. Wir waren ja, wie einst Leonhard Ragaz es ausdrückte, „zum Proletariat gegangen“, das war einmal die Sozialdemokratie, nun waren es alle, die echt zu ihm standen. Dann aber wurden wir von dem immer heißer werdenden Kampf so beansprucht, daß wir uns nur selten trafen. Dann kam die Zeit der Überfälle, der Gefangenschaft, des geheimen Widerstandes. Lange, lange wußten wir oft nichts voneinander.

[1] Siehe zu diesem Brief den Geburtstagsartikel „Wegbereiter für das Leben des Bruders - Freundesgruß an den 70jährigen Erwin Eckert“ von Emil Fuchs in der „Neuen Zeit“, Zentralorgan der CDU in der DDR vom 16.6.1963, in dem die Redaktion offensichtlich einige nicht unerhebliche Veränderungen vorgenommen hat.

Dann kam 1945, und dann kam der Tag, da wir uns einmal wiedersehen und aussprechen konnten – siehe, wir waren die alten Freunde – vielleicht waren wir uns noch nähergekommen, da ich nun ganz und gar im politischen Urteil mich von der SPD gelöst hatte. Du hast erfahren, daß ich mit meiner Familie nach wie vor in sehr warmer Freundschaft alles dessen gedenke, was Du uns und unserer Sache bedeutet hast und bedeutest.

Du gehörst zu denen, die in harter Arbeit, schweren Kämpfen und tapferem Leiden mit dazu beitrugen, daß die gewaltigen Ziele der sozialistischen Zukunftsgestaltung, die Karl Marx und Friedrich Engels uns schauen lehrten, in der Geschichte unseres Volkes nicht ausgelöscht werden konnten. So gehörst Du mit zu denen, die unter uns Träger der Zukunft sind, deren Heraufziehen wir jetzt miterleben dürfen, sichtbar in unserer DDR, als kommende Macht im ganzen deutschen Volke und mit dem Werden der neuen Gestaltung die Sicherung und echte Begründung des Friedens der Menschheit.

Mögen Dir noch lange Jahre geschenkt werden, in denen Du mitarbeiten darfst für die großen Ziele und immer mehr etwas vorn Werden der neuen Welt erleben kannst, für die Du so jugendlich leidenschaftlich und leidesmutig gekämpft hast.

Dies wünscht Dir aus warmem Herzen und in frohem Gedenken an alles Gemeinsame, das wir erlebten, Dein „alter“ Freund Emil Fuchs [356]

Berlin, Februar 1968

Lieber Freund – Kampf- und Leidensgefährte durch viele tapferfrohe und schwere Jahre menschheitsgeschichtlicher Entscheidung Erwin Eckert

Wenn ich so 50 Jahre zurückdenke, dann sehe ich Dich jugendlich elastisch, stark und sicher – auf dem Podium stehen und sitze unten umrauscht vom jubelnden Beifall der Hunderte und manchmal auch Tausende. Ich hörte Deine weithin tönenden Worte – hart für alle ausbeutenden Gruppen und voll leidenschaftlichem Mitfühlen für die Leidenden, Unterdrückten – und mehr als Mitgefühl – voll vom klaren Verstehen ihrer Nöte, ihrer Lage und ihrer Zukunftshoffnung – und Kraft und Bewegtheit – ich höre den starken Führer, den sie alle leidenschaftlich lieben.

Später – da schon die Gefahren heranzogen – sehe ich mich in meinem Arbeitszimmer – und draußen wird jemand von meinen herangewachsenen Kindern froh begrüßt – hereinstürzen sie mit ihrem Freund Erwin Eckert, und nach ein bis zwei Stunden froher persönlicher Begrüßung beginnt die heiße Debatte um Gegenwart und Zukunft, in der die Jugend unter Deiner Führung sich empört gegen den alten Vater und SPD-Mann. Es geht bis spät in die Nacht und nach Deiner Abreise die Fortsetzung an vielen Abenden, jene Aussprache voll tiefer Leidenschaft, die nicht trennt, sondern zusammenführt, weil dahinter die starke Gemeinschaft in dem Bewußtsein, der kommenden Welt durch alle Probleme und alle Gefahren verpflichtet zu sein, und das Suchen des gemeinsamen Weges bleibt.

Wie viel solcher Debatten hatten wir miteinander, zu zweien, im Vorstand der Bewegung, in weiten Kreisen der Anhänger, in Versammlungen, auf unseren Jahrestagungen vor den Hunderten. Die Worte haben mich nicht zu Euch gezogen bei aller frohen und festen Zusammenarbeit – aber diejenigen taten es, deren niederträchtigen Betrug, schlaue geistige Bearbeitung ich erlebte, wie sie seit 1918, und wieder 1933 und weiter nach 1945 unser deutsches Volk von seinem notwendigen Weg zum Sozialismus abzulenken wußten in individualistische Begehrlichkeit, an ihrer Spitze die „klugen“ SPD-Führenden und ihre Funktionäre, sie machten mir voll deutlich, wohin ich gehöre, und so kam ich zu unserer Seite – damals zur „Zone“ – jetzt der Deutschen Demokratischen Republik und der Arbeit hier.

Und nun begrüße ich Dich über die Grenze und doch in gemeinsamer Arbeit und Kampfesstellung als den Freund, der in seiner kraftvollen, leidenschaftlichen Hingabe, in klarem Erkennen und unbeirrter Treue mithalf – und mithilft in allen verantwortlich Denkenden unseres Volkes das Bewußtsein ihrer großen Aufgabe zu erhalten und zu stärken – Habe ich doch selbst erlebt, wie jene leidenschaftlichen Diskussionen mir das klare Bewußtsein, aber auch den Zugang zu jenen Erkenntnissen des

Marxismus-Leninismus bahnten, die mir – dem Christen – das Werkzeug erschlossen, durch das die neue Welt gebaut werden kann und wird. Auch Dir danken wir es, daß wir nun die Deutsche Demokratische Republik und ihre sozialistische Verfassung haben und daß wir hier für uns und ebenso im Blick auf das Deutschland, in dem Du arbeitest, die unauslöschliche Hoffnung und die wachsende Zahl derer haben, aus der das einige deutsche Volk als Kraft einer sich einigenden Menschheit sich einmal erheben wird. So danke ich Dir mit dem Wunsch, daß Dir – der Du doch „erst“ fünfundsiebzig bist – und unserer Arbeit durch Dich noch viele Jahre der Kraft und Zuversicht geschenkt werden. Dein alter Freund Emil Fuchs

[357]

Hans-Werner Bartsch
Erwin Eckert – Ärgernis und Zeichen[1]

Mit dem Tode Erwin Eckerts ist der evangelischen Kirche ein Ärgernis genommen, das sie über 40 Jahre zu ertragen hatte. Es ist das Ärgernis, einen Pfarrer, der seinen Dienst nicht vernachlässigte, dessen Verkündigung zu keiner Beanstandung Anlaß gegeben hatte, nur darum des Amtes enthoben zu haben, weil er der Kommunistischen Partei beigetreten war. Ein Ärgernis war dieser 1911 der SPD beigetretene Theologe allerdings schon vorher gewesen. Er gehörte zum Vorstand der religiösen Sozialisten, die sich als „Vorkämpfer des revolutionären Proletariats auf dem Gebiet des religiösen und kirchlichen Lebens" verstanden. Sie wollten „in den Kirchen gegen die Kirchen um eine neue Gemeinschaft, um eine neue Kirche, die aus Christi Geist das Leben des Einzelnen und das Leben der Gesellschaft für die kommende sozialistische Ordnung vorbereitet, festigt und heiligt", kämpfen. Dieser Kampf hatte bei dem Volksentscheid über die Fürstenenteignung (1926) zu ersten Konflikten geführt.

Die Kirchen hatten sich direkt gegen die Enteignung ausgesprochen und den Gläubigen die Ablehnung durch Fernbleiben von der Abstimmung unter Berufung auf das 7. Gebot „Du sollst nicht stehlen!" empfohlen. Dies sei nichts als Gehorsam gegenüber Gottes Gebot, der nichts mit Politik zu tun habe. Die religiösen Sozialisten setzten sich für ein „Ja" beim Volksentscheid ein, und Erwin Eckert war einer der eifrigsten Volksredner in diesem Kampf. Er klagte die Kirche an, sie sei eine Kirche der Besitzenden. Vor 10.000 Zuhörern hielt er der Kirche vor, das 7. Gebot schütze nicht der Wenigen Besitz, der nur zum Luxus verwandt werde, sondern Christus stehe auf der Seite des Volkes, sein mit der Hände Arbeit erworbenes Eigentum zu schützen. Der daraus erwachsende Konflikt, in dem Eckert ausdrücklich Verfügungen des badischen Oberkirchenrates mißachtete, die ihm das Reden verbieten wollten, führte dennoch nicht zum Bruch. Er hätte allein in Hessen 94 Pfarrer betroffen. Als der Mannheimer Kirchenrat den SPD-Pfarrer im Dezember 1926 zum Stadtpfarrer wählte, spekulierte er noch darauf, daß Eckert die Sozialisten zur Kirche zurückfinden lassen würde. Die große Beliebtheit, die sich Eckert erwarb, schien diese Erwartung zu erfüllen. Noch 1949 erreichte er als kommunistischer Kandidat für das Amt des Oberbürgermeisters 35% der Stimmen gegen den Kandidaten aller anderen Parteien. Allerdings galt diese Sympathie dem Mann, der entschlossen für die Interessen der Arbeiter, seiner Gemeindemitglieder, eintrat, und dieses Eintreten konnten die Sozialisten nicht als Handeln der Kirche verstehen.

Ursache für den Bruch wurde ein Konflikt, den Eckert mit der SPD hatte, gegen deren „feilschende Politik" er opponierte, um sie zu einer „entschlossenen sozialistischen Klassenpolitik" zurückzuführen. Am 2. Oktober 1931 wurde Eckert aus der SPD ausgeschlossen. Seine mit ihm ausgeschlossenen Freunde gründeten die „Sozialistische Arbeiterpartei". [358] Obwohl ihm dies zunächst als der richtige Weg erschien, sah er doch als die objektive Folge die Aufsplitterung in „eine ganze Anzahl halbresignierter Splittergruppen", wo es um die Einheit der Arbeiterklasse ging, um dem drohenden Faschismus wirksam entgegenzutreten.

In einer von sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeitern einberufenen Versammlung [in Mannheim – F.-M. B] legte Eckert vor 7.000 Zuhörern die Gründe für seinen Beitritt zur KPD dar. Diese Rede, 18 Monate vor der „Machtergreifung" gehalten, klingt heute wie ein prophetisches Zeugnis. Wie 30 Jahre früher Christoph Blumhardt im Blick auf den drohenden Krieg seinen Beitritt zur SPD als „prophetische Tat im Namen Jesu" verstanden wissen wollte, so war Eckerts Schritt ein Zeichen „prophetischer Solidarität mit den ausgebeuteten Massen" angesichts des drohenden Faschismus. „Der Kapitalismus wird, je schwieriger er sich wirtschaftlich durchzusetzen vermag, versuchen,

[1] Anmerkung des Herausgebers: Vor 20 Jahren erschien – von der kirchlichen Öffentlichkeit weithin unbemerkt – anläßlich des Todes von Erwin Eckert der einzige theologische „Nachruf" von Hans-Werner Bartsch in der „Stimme der Gemeinde" 3/1973, S. 43. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Zustimmung seiner Tochter, Merret Wohlrab. Zu Hans-Werner Bartsch siehe: Merret Wohlrab, Vom Vermächtnis der „zornigen alten Männer" und Frauen, Zum 75. Geburtstag von Hans-Werner Bartsch (24. April 1915 bis 27. Dezember 1983), in: Junge Kirche, 4/1990, S. 212 f.

mit den Mitteln der physischen Macht, der Ausnutzung der Staatsgewalt, sich an der Macht zu halten. Und wenn dagegen nicht alle, die unter ihm leiden, zusammenhalten in einer großen, gewaltigen Einheitsfront, dann ist gar nicht daran zu denken, daß wir den Kapitalismus zu beseitigen vermögen." (Rede auf einer Kundgebung am 10. Oktober 1931 in Stuttgart vor 10.000 Besuchern)

Der 30. Januar 1933 und, was ihm folgte, bestätigte zwar diese Voraussage, aber er läßt auch fragen, ob der Einsatz Eckerts wie der Blumhardts nicht sinnlos war, weil er jene Einheitsfront nicht hatte schaffen können. Das prophetische Handeln war der Kirche ein Ärgernis, aber sie konnte sich bestätigt sehen, weil niemand dieser Predigt glaubte. Die Amtsenthebung schien gerechtfertigt zu sein. Fragt man jedoch nach den Gründen für die Erfolglosigkeit, so stößt man auf die Verweigerung des Schrittes von Theologie und Predigt oder von politischer Theorie und Diskussion zum konkreten Handeln. Auch die schon zusammengeschmolzene Gruppe der religiösen Sozialisten folgte Eckert in ihrer Mehrheit nicht. Die 1919 einsetzende Hinwendung zur dialektischen Theologie hatte eine Beschränkung auf die Predigt und eine Dispensierung vom direkten politischen Engagement bewirkt. Die letzte Folge war die durchgehende politische Abstinenz im Kampf der Bekennenden Kirche nach 1933. Rückblickend wird man sagen müssen, daß Erwin Eckerts Handeln ein Zeichen war, dem auch von den bekennenden Christen widersprochen wurde. Sie verstanden es nicht. Es wäre zu anspruchsvoll, wollten wir heute sagen, es werde angesichts der Katastrophe der zwölf Jahre jetzt verstanden.

Nach Zuchthaushaft und Verfolgung wurde Eckert 1945 im ersten badischen Kabinett Staatskommissar für den Wiederaufbau und danach badischer, später baden-württembergischer Landtagsabgeordneter der KPD. Nach dem Verbot der KPD stand er 1960 erneut wegen seiner Arbeit im Landesfriedenskomitee vor Gericht. Die Gefängnisstrafe von neun Monaten wurde zur Bewährung ausgesetzt. Wie 1927 gegenüber dem Erlaß des Oberkirchenrates erklärte Eckert gegenüber dem Gericht, daß er sich durch Fortsetzung seiner Arbeit bewähren werde.

Es ist die Frage an die Christen, ob sie die verschleiernde Wand parteipolitischer Vorurteile durchstoßen können, um das Zeichen zu erkennen. Wer dazu nicht in der Lage ist, für den bleibt Eckerts Handeln nur ein Ärgernis. Er kann froh sein – das Ärgernis ist tot. Jetzt kann Eckert ein Denkmal werden wie Blumhardt oder Bonhoeffer. Man kann um verehren, ohne ihm folgen zu müssen.

[359]

Hans Heinz Holz
Achtung für eine Aporie

Als ich – es war wohl Anfang 1946 – bei Veranstaltungen, Tagungen und im Rahmen der VVN Erwin Eckert kennenlernte, da war er für mich ein vorbildlicher Kämpfer für den Sozialismus, für eine menschliche, gerechtere Welt; ein Mann, der Verfolgung und Leiden durchgestanden hatte und ungebrochen geblieben war; einer, an dem ein junger Mensch Maß nehmen konnte für die Ansprüche, die er an sich selbst stellen wollte. Natürlich war Eckert Marxist, Leninist – und das gehörte zu diesem Eindruck dazu. Die bei öffentlichen Anlässen doch eher flüchtigen Begegnungen boten keinen Hinweis auf die theoretischen und psychologischen Probleme, die in der Herkunft eines kommunistischen Funktionärs aus einer christlich geschulten Denkweise und Entscheidungshaltung liegen mußten. Für einen säkularisiert aufgewachsenen, weder getauften noch konfirmierten Studenten lag die Spannung der Atheismus-Frage außerhalb des Erlebnishorizontes. Erst viel später, in eindringlichen Gesprächen mit Martin Niemöller und Herbert Mochalski und dann bei Vorträgen und Diskussionen über Marxismus in evangelischen und katholischen Studentengemeinden, wurde mir das Gewicht deutlich, das die marxistische Religionskritik für einen sozialistischen Christen besitzen mußte, wenn er weltanschaulich konsistent bleiben wollte. Gewicht im doppelten Sinne – als tragender Balken im theoretischen Gebäude des Marxismus und als drückende Last bei dessen persönlicher Aneignung. Erst da wurde mir bewußt, welchen Zerreißproben die charakterliche Festigkeit eines Menschen wie Erwin Eckert zeit seines Lebens ausgesetzt war.

Denn für einen Christen, der sich entschließt, Kommunist zu werden – das heißt der Kommunistischen Partei beizutreten – und zugleich Christ zu bleiben, erhebt sich ein nicht einfach auszuräumender Widerspruch: Die Grundlage des Kommunismus ist nicht einfach ein politisches Aktionsprogramm, das man unterstützt, sondern eine wissenschaftliche Weltanschauung, deren unverzichtbarer Bestandteil die Religionskritik ist. Man mag sich zu jeder beliebigen Religion bekennen – und in unserer Kulturtradition, aber auch aus systematischen Gründen besonders zur christlichen – und kann zugleich politisch Sozialist sein, das heißt eine Gesellschaftsordnung auf der Grundlage sozialistischer Eigentumsverhältnisse anstreben; in der Geschichte der Lehrmeinungen des Christentums finden sich dafür sogar gute Gründe. Für einen Kommunisten ist das anders.

Die Grundlage seiner politischen Zielsetzungen und Handlungsorientierungen ist eine Geschichtstheorie, die die Zuordnung von Bewußtseinsgehalten zu gesellschaftlichen Verhältnissen und Entwicklungsstufen als deren Ausdruck einschließt. Der historische Materialist kann nicht sagen, das Evangelium sei „die gute *Nachricht*, daß Gott selbst sein Wort gehalten, sein Reich begonnen und sein Gesetz erfüllt hat“.[1] Er kann nur die Überzeugung der Menschen, die das glauben, und den Anspruch derer, die das behaupten, mit Blick auf die historischen Umstände dieser Glaubensakte und Behauptungen erklären und individuell als aufrichtig respektieren. Er muß aber den Wahrheitsanspruch, der in einem solchen Satz liegt, ebenso infrage stellen wie mögliche Handlungskonsequenzen, die für das [360] Wirken des Menschen in der Gesellschaft daraus abgeleitet werden. Der Glaube an „Gottes Werk“ setzt sich selbst absolut und gerät damit notwendig in ein Spannungsverhältnis zur Realität – zumindest praktisch, soweit sie sich mit dem normativen Gehalt des Gottesworts nicht in Einklang bringen läßt. Die Auflösung dieser Spannung zwischen Norm und Realität geschieht für den Gläubigen im Gehorsam gegenüber dem Wort Gottes, für den historischen Materialisten in der innerweltlich vernünftigen Begründung der Normen und der Umgestaltung der „schlechten Wirklichkeit“.

Es gibt aber keine Garantie und auch kein Kriterium dafür, daß Gotteswort und Weltvernunft koinzidieren. (Ich spitze den Gegensatz hier in extremis zu, um eine Struktur zu verdeutlichen. Eine historische Deutung der Verkündigung kann, ohne den Verkündigungscharakter aufzuheben, zwischen diesen Extremen vermitteln. Die grundsätzliche Andersheit der Verhaltensgründe wird dadurch nicht beseitigt, und gerade der radikale Theologe wird mit Recht allen Adaptionen von Gotteswort und Weltvernunft eher ablehnend gegenüberstehen; es kann nicht seinem Selbstverständnis entsprechen, sich schließlich in Hegels absolutem Geist wiederzufinden.) Es versteht sich, daß es sich bei der

[1] Hanfried Müller, Evangelische Dogmatik im Überblick, 2. Aufl. Berlin 1989, S. 40.

Religionskritik des historischen Materialismus primär nicht um die Kritik an den kirchlichen Institutionen handelt. In der Institutionenkritik könnten ernsthaft Gläubige und radikale Theologen durchaus mit Marxisten Einverständnis erzielen. Die Entscheidung eines Christen und a fortiori eines Pfarrers, in die Kommunistische Partei einzutreten, muß sich mit dem grundsätzlicheren Argument auseinandersetzen, nicht nur jede Religion sei Ideologie, sondern Religion schlechthin sei der Prototyp falschen Bewußtseins.

Wenn er sich *als Christ* für den Parteieintritt entscheidet, muß er dies – entgegen dem Anschein zu den Feinden Gottes überzugehen – als Konsequenz eines auf den Anruf Gottes antwortenden Daseins begründen können; er bedarf der „Legitimation in der Wahrheit des Glaubens, der sich auf den gebietenden Herrn verläßt", und zwar im Sinne der Gewißheit: „Bei Gottes Gebot und Nachfolge geht es um die Güte Gottes, die den Sündern zugutekommt."[2] Solche Begründung für den Eintritt in die Partei könnte aber die Partei selbst, gemäß ihrem programmatischen Selbstverständnis, nicht akzeptieren; sie müßte das Bewußtsein des In-Christo-Seins, von dem aus der Christ das Unverständnis des Kommunisten für seine Entscheidungsgründe noch als gerechtfertigt (wenn auch der Erweckung ermangelnd) hinnehmen kann, als Hochmut und Heraustreten aus der Gemeinsamkeit (dem koinon) des in vernünftiger Begründung sich bewährenden Dialogs auffassen. Zwischen den Begründungsweisen des Christen und des Kommunisten zeigt sich eine konflikthaltige Asymmetrie, denn es entsteht die unbefriedigende Konfrontation, daß die pagane Vernunft verstockt, der auf den Heiligen Geist sich berufende Glauben elitär erscheinen muß. Daß es eine allgemeine Auflösung dieses Prinzipienkonflikts gibt, kann ich nicht sehen. Gerade der konsequente Theologe muß dies auch bestreiten, denn die Glaubensentscheidung ist immer nur eine individuelle und die koinonia der Gemeinde stellt sich erst nach ihr her: „Ich glaube: das heißt, daß ich hier zum letzten Male über mich selbst verfüge, indem ich mich dem überantworte, der nun die Verantwortung für mich übernimmt [...] Ich glaube: das heißt, daß ich mich an Jesus Christus halte [...] und daß ich also mit [361] hineingenommen werde in die Gemeinschaft Jesu mit den Sündern, nämlich in seine Gemeinde, und nun nicht mehr allein, sondern mit ihr zusammen bekenne: wir glauben."[3]

Aus dieser Einstellung kann der Gläubige sich selbst als Sünder und den Ungläubigen als gerechtfertigt und sich mit diesem zusammen auch in einer weltlichen Gemeinschaft – aber als einer von Gott gestifteten und gebilligten – sehen: „Jesus Christus ist für uns gestorben, als wir noch Gottlose und Sünder waren; durch seinen Tod hat Gott uns versöhnt, als wir noch Feinde waren (Röm. 5, 6, 8, 10). Und also beruht unser Glaube auf der Rechtfertigung und nicht die Rechtfertigung auf unserem Glauben."[4] Gerechtfertigt ist also das ganze Menschengeschlecht – aber nur die zum Glauben Erweckten wissen es (eben, weil sie glauben). Aus dem Gedanken der Rechtfertigung allein folgt nicht, welcher weltlichen Gemeinschaft von Sündern sich ein gläubiger Christ anschließen sollte. Prinzipiell könnte das jede beliebige sein, im Angesicht der Rechtfertigung durch den Opfertod des Gottessohnes sind alle logisch gleichrangig. Daß die Entscheidung gerade für die Kommunistische Partei gefallen ist und nicht auch für die NSDAP hätte fallen können, bedarf zusätzlicher Gründe. Also fragt sich: Gibt es aus reformatorischen Grundsätzen eine Theologie des Antifaschismus? (Katholisch wäre sie unter der Kategorie des Teuflischen denkbar – aber der protestantische Christ verwirft mit Recht die Vorstellung des Teufels als Mystifikation[5]). Je weiter ich einzudringen versuche in die Vermittlung zwischen Christentum und Kommunismus in einer lebendigen, wirkenden Person, umso mehr verwickele ich mich in Folgeprobleme und gar Paradoxien.

Dennoch haben Menschen – und Erwin Eckert war nur ein erstes Beispiel für sie – diese Vermittlung in sich vollzogen und gelebt. Für den Christen, dem die Paradoxie keine verbotene Denk-, ja eine vertraute Existenzform ist, ergibt das einen guten Sinn. Wie aber können Kommunisten damit umgehen? In der Praxis sicher mit Toleranz – aber ist diese Toleranz nicht unernst und lax im Hinblick auf

---

2 Ebenda, S. 32.

3 Ebenda, S. 86.

4 Ebenda, S. 165.

5 Vgl. ebenda, S. 70: „Im Christusglauben gibt es keine Möglichkeit, die Welt oder ihre Teile [...] als Manifestationen Gottes oder des Teufels zu mystifizieren".

ihr eigenes theoretisches Fundament? Und nimmt sie den Glauben des Christen wirklich ernst? Darf der Kommunist Erwin Eckert (oder wer immer es sonst sein mag), um den Christen Erwin Eckert tolerieren zu können, unernst und lax sein und dessen Glauben nicht ernst nehmen? In welch quälenden Widerstreit mit sich selbst wird da ein aufrechter Mensch gestürzt. Und daß Erwin Eckert weder als Kommunist noch als Christ unernst und lax war, hat er mit seinem Leben und mit seinen Worten bekundet. Säkular gesprochen, leben wir in einer Zwischen-Zeit, „Zwischen-Welt“[6] des geschichtlichen Übergangs, in der die Lebensentscheidungen der Menschen, und gerade der besten, von Aporien solcher Art nicht freigehalten werden können. Es gibt paradigmatische Biographien voll von Inkonsistenzen und Paradoxien. Es ist schon viel, wenn wir einen Begriff davon gewinnen, welche Gegensätze hier aufeinanderstoßen und wie sie in einem Menschen, wenn auch vielleicht nur ganz singulär auf seine Weise, kompossibel wurden.

[362] Der Kirchenhistoriker Gert Wendelborn hat, zur Beurteilung von Eckerts Eintritt in die KPD, vergleichsweise das Gutachten herangezogen, das aus Anlaß eines ähnlichen Falls nach dem 2. Weltkrieg für die Christliche Friedenskonferenz von Hanfried Müller im Auftrag der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität verfaßt wurde.[7] Die Sache gottloser Menschen sei Gottes Sache und Gegenstand göttlichen Erbarmens – davon ausgehend ist theologisch das Engagement eines Christen und Pfarrers in einer Partei nicht zu verwerfen, wenn auch diese Partei Gott leugnet. Eine radikal christologische Theologie kann so denken und empfinden,[8] weil „Gott vom Himmel auf die Erde gekommen ist, um gottlose Menschen zu retten“.[9] Der gläubige Christ verletzt seinen Glauben nicht in der Gemeinschaft mit den Gottlosen, er bewährt ihn vielmehr. Das leuchtet ein und darum hat keine kirchliche Institution aus religiösen oder theologischen Gründen das Recht, einen gläubigen Menschen, der sich auf solche Bewährung einläßt, aus sich auszuschließen. Als Eckert von seiner Kirche gemaßregelt und aus dem Amt gejagt wurde, hat diese die Grundlagen verleugnet, auf denen sie beruht und in denen allein ihr institutionelles Dasein verankert ist. Diese Kirche war nicht mehr die des reformatorischen Bekenntnisses, und Eckert mußte sie *in Konsequenz seines Glaubens* verlassen. Denn weil die Kirche in seinem Verständnis „nicht Selbstzweck, sondern Instrument des heilbringenden göttlichen Veränderungswillens“ sein soll,[10] hat sie sich aufgegeben, wenn sie „Aufgaben und Spannungen des wirklichen Lebens verständnislos“ gegenübersteht.[11]

Der Kirchenaustritt Eckerts hat seine Tätigkeit in der KPD gewiß erleichtert. Formell stellte sich nun die Frage der Vereinbarkeit eines religiösen Bekenntnisses mit den Grundlagen des historischen Materialismus nicht mehr. Keinesfalls hätte die wissenschaftliche Weltanschauung des Kommunismus ohne weiteres die Irrationalität des Glaubens integrieren können. Es ist gewiß ein Desiderat des dialektischen Materialismus, daß er von sich aus (als übergreifender Theorie) sein Verhältnis zur Religion nicht nur in traditioneller Weise ideologiekritisch, sondern auch problemtheoretisch bestimmen müsse – so wie dies die christliche Theologie gegenüber säkularen Theorien wenigstens im Grundsatz vermag. Dann erst würde das Gespräch zwischen Marxisten und Christen aus der Pragmatik der politischen Bündnispolitik oder aus den Vorhutgefechten von Polemik und Apologetik ins Eigentliche geführt. Das ist heute noch nicht so, und zu Eckerts Zeit war es schon gar nicht so. Woraus der Schluß gezogen werden mag, daß Erwin Eckert wohl ein guter Kommunist, aber im Grunde mehr noch ein besserer Christ gewesen ist. In dieser Aporie ausgehalten zu haben, verdient Sympathie und Respekt.

---

6 Der Ausdruck „Zwischen-Welten“ wurde von Ernst Bloch mit besonderem Blick auf solche historischen Übergangslagen geprägt: Ernst Bloch, Zwischenwelten, Gesamtausgabe Band 12, Frankfurt am Main 1977.

7 Siehe dazu den Aufsatz von Gert Wendelborn, „Zur Legitimität des Eintritts Erwin Eckerts in die KPD“ in diesem Band. Das Gutachten selbst ist erschienen in der Internationalen Dialog Zeitschrift 3/1973, S. 201-211.

8 Hanfried Müller, a. a. O., S. 83 f.: „Die Christologie ist [...] methodische Bestimmung der ganzen evangelischen Theologie [...] Wir denken nicht nur die Rechtfertigung der Gottlosen, sondern *wir* denken alles als gerechtfertigte Gottlose.“

9 Hanfried Müller, Weißenseer Blätter 1988, Heft 2, zitiert nach Gert Wendelborn a. a. O.

10 So charakterisiert Gert Wendelborn in seinem Aufsatz „Zu Erwin Eckerts Predigten“ in diesem Band die Einstellung Eckerts.

11 Erwin Eckert. Erklärung nach seinem Austritt aus der Kirche 1931. Zitiert nach seiner Lebensbeschreibung in diesem Band: Erwin Eckert, Vernehmung zur Person.

[363]

Helmut Ridder
Zur europäischen Dimension von Erwin Eckerts Vermächtnis

I.

Das vorliegende Buch ist kein verspäteter Nekrolog, keine „Gedächtnisschrift", die den Gewürdigten zu einem Säulenheiligen erheben – und ihn dadurch entindividualisieren, verwechselbar, austausch- und ausleihfähig und posthum, wie schon zu Lebzeiten, noch einmal „unschädlich" machen würde. Der beharrliche Anreger, Förderer und Redakteur und nun auch effektive Herausgeber des Sammelwerkes, Friedrich-Martin Balzer, hat mit ihm vielmehr ein gutes Stück seines Versprechens[12] eingelöst, zu Erwin Eckerts 100. Geburtstag eine „erste Zwischenbilanz" intensivierter Beschäftigung „mit dem Volks- und Kirchentribun"[13] vorzulegen. Es handelt sich also um ein Geschichtsbuch – Geschichte ist durch ihre Vergegenwärtigung Zukunft ermöglichende Vergangenheit –, nicht um ein Buch mit Geschichten, so viele Dinge aus Erwin Eckerts Leben und zeitgenössischem Wirken es auch teils in ein schärferes Licht rückt, teils der Vergessenheit erst entreißt. Die für diesen Band geschriebenen Originalbeiträge (aus einem keineswegs homogenen Autorenkreis) mühen sich darum, und die hier erstmals veröffentlichten Dokumente sollen dazu dienen, *den Kern eines „Ärgernisses" zu erschließen und fruchtbar zu machen*, an dem seinerzeit Feinde wie Freunde, Widersacher wie Mitstreiter, „Linke" wie „Rechte", Sozialisten wie Anti-Sozialisten, kirchliche wie profane Institutionen Anstoß genommen haben, freilich, wie unschwer verständlich, unter ganz unterschiedlichen Aspekten und mit ganz unterschiedlichen Zielsetzungen.

Wenn wir vom Jetzt des Jahres 1993 und von dem Hier des „vereinten Deutschland" aus jenes „Ärgernis" erneut zu begreifen versuchen, ist das kein Abgleiten seiner Erforschung in realitätswidrige Spekulationen ex post, sondern ein der wissenschaftlichen Wahrheitssuche verpflichtet bleibender Schritt auf einem Weg ständiger Blickerweiterung. Es kann und soll also dem wieder einmal, und wie immer schon zu Unrecht, diesmal aber unter gänzlich enthemmter Mitwirkung der marktbeherrschenden und gesinnungsformenden Gazetten für die „gebildeten Stände", in Verruf geratenen *Lernen aus der Geschichte*[14] aufhelfen und dem wieder einmal für antiquiert erklärten Ethos der Aufklärung gerecht werden, deren moralische Prinzipien, als „Utopien" stigmatisiert, wieder einmal, und diesmal nachhaltiger als [364] zuvor, über Bord zu gehen drohen, während die politisch effiziente Macht selbst das Buch der Geschichte teils versiegelt, teils selektiv ausbeutet. Sie perfektioniert ihren Slalomlauf an Kontinuitäten vorbei, die als solche erkannt und durch Aufarbeitung beseitigt werden müßten, soll Deutschland nicht wieder einmal seine ohnehin dürftige und nur durch militärische Niederlagen herbeigeführte Anbindung an den sich durch seine bewußte geschichtliche Existenzweise fortentwickelnden nachmittelalterlichen europäischen Zivilisationskreis zerreißen (nahezu unbehilflich ist insoweit die Predigt des „Antifaschismus", die übersieht, daß der gebärfreudige Schoß, aus dem das barbarische Terror-, Kriegs- und Völkermordsregime des „Dritten Reiches" gekrochen ist, selbst weder braun war noch braun geworden ist, und daß es deshalb entscheidend darauf ankommt, diesen Schoß unfruchtbar zu machen). Nach der unter schonungsloser Ausnutzung des Machtzerfalls in der DDR als Eingliederung derselben vollzogenen „deutschen Vereinigung" und nach der mit einer abrupten Transformation der schon in den 60er Jahren von den beiden Weltmächten eingeleiteten Entspannungspolitik (nachmalig „KSZE-Prozeß") einhergehenden Beendigung des Kalten Kriegs,

---

12 Friedrich-Martin Balzer in der Vorbemerkung (S. 7) zu (seinen): Miszellen zur Geschichte des deutschen Protestantismus (geschrieben zwischen 1964 und 1989), Marburg 1990. Die historisch-systematische Befassung mit der Gestalt und dem Wirken Erwin Eckerts hat mit Balzers Dissertation begonnen, die unter dem Titel veröffentlicht wurde: Klassengegensätze in der Kirche – Erwin Eckert und der Bund der Religiösen Sozialisten, Köln 1973, Köln ^{2}1975, Bonn ^{3}1993.

13 Die sehr diese Bezeichnung Wesentliches, über einige Vermittlungen sogar das Wichtigste trifft, werden hoffentlich meine nachfolgenden Bemerkungen erhellen.

14 Wie dieses auch im hochmodischen Quietismus der sog. historisierenden Zeitgeschichtsschreibung erstickt, habe ich anhand einer 1989 erschienenen Untersuchung über die Entstehung des Ersten Strafrechtsänderungsgesetzes der BRD – nach den Vorschriften dieses „Blitzgesetzes" von 1951 wurde Erwin Eckert 1960 wegen des Gesinnungs!-Delikts der Förderung „verfassungsverräterischer" Vereinigungen verurteilt – exemplarisch zu beschreiben versucht (in: Neue Politische Literatur, Jg. 37 [1992], S. 260 ff.).

dessen Haupteinheizer die politische Klasse der 1949 gegründeten alten BRD gewesen ist, fühlt diese politische Klasse, daß mit ihrem (vermeintlichen) „Sieg“ das Ende einer sich immer nur verlängernden Gegenwart auf sie zugekommen ist, in der man sich, ideologisch im Zustand der permanenten antikommunistischen und antisozialistischen Mobilmachung, institutionell unter den Fittichen eines jeder demokratisch sanktionierbaren Verantwortung enthobenen Ersatzmonarchen, des Bundesverfassungsgerichts als Moderator zwischen den Oligarchien der staats- und systemtragenden Parteien, zunehmend komfortabel und stabil glaubte eingerichtet zu haben. Sie spürt im dominanten Westen den infolge ihres Realitätsverlustes nicht vorausgesehenen Abschwung West. Sie sieht Schriftzeichen an der Wand ihres selbstgezimmerten goldenen Käfigs, die sie nicht zu lesen und deuten vermag, weil ihr nie bewußt wurde, wie das Erbe beschaffen ist, das die BRD angetreten hat, indem sie, zwar schon in eine restaurierte Wirtschaftsordnung eingebunden, aber von den westalliierten Auftraggebern immerhin noch als Provisorium auf ein künftiges Deutschland hin konzipiert, kraft kollektiven Spaltungsirreseins „zugleich“ auch die zäsurlose Fortsetzung des Deutschen Reiches von 1871 und als mit diesem „identisch“ ein Definitivum sein wollte.

Im Gebaren der Deutschland-Politik der BRD seit der Grenzöffnung der DDR am 9. November 1989 enthüllt sich der unvermindert *antirevolutionäre* Charakter der *Erblast dieses Deutschen Reiches* (an der nunmehr auch die „fünf neuen Länder“ partizipieren dürfen und die der „rechts“ wie „links“ verbreiteten Begriffsstutzigkeit Vorschub leistet, wonach durch die Fusion der beiden deutschen Nachkriegsstaaten auch rechtens kein neuer deutscher Staat entstanden, sondern die alte BRD vergrößert worden sein soll): Wenige Wochen, in denen vor der Tür der alten BRD in aller Unschuld (und anrührend politikunfähig) das Gespenst eines „Sozialismus mit (unanzweifelbar) menschlichem Antlitz“ – die letzte und in der Tat einzige ernstliche Bedrohung des ideologischen Fundamentalismus der alten BRD – umgehen konnte, haben genügt, die hektischen Aktivitäten auszulösen, die zur Konfiskation[15] der schwachen Ansätze führten, aus denen eine ihren Namen [365] verdienende „friedliche *Revolution*“ hätte hervorgehen können. So wurde die bescheidene Chance des Jahres 1989, 200 Jahre nach der Französischen Revolution ein „vereintes Deutschland“ zu konstituieren, das bewußt und bejahend einen Platz im Gefüge des von der Französischen Revolution eingeleiteten Zeitalters der kontinentaleuropäischen Demokratie finden und einnehmen könnte, nicht nur vertan, sondern von der abgehoben agierenden institutionalisierten Macht in der BRD zielklar und planvoll weggeräumt.

II.

Mit seiner (durch politisches Handeln betätigten) Überzeugung (sie war in vielen Jahren herangereift und gelangte mit seinem aufsehenerregenden „Übertritt“ zur KPD zum vollen praktischen Durchbruch), daß demokratische Gleichheit und soziale Gerechtigkeit nicht ohne Revolution Wirklichkeit werden können, stand Erwin Eckert auch im Deutschland seiner Zeit nicht allein. Er war Revolutionär, fühlte sich als solcher und bekannte sich dazu, ein „revolutionärer Marxist“ zu sein, als er in die KPD eintrat, und hatte zuvor als Mitglied der SPD und im Bund der Religiösen Sozialisten bekundet, er werde fortfahren, „die revolutionär sozialistische Linie in Partei und Öffentlichkeit zu fordern“,[16] und den ganzen Bund zur Abgrenzung von den Positionen der SPD-Mehrheit zu bewegen versucht.

---

15 Eine Konfiskation durch Bestechung, mit dem geheimen Vorbehalt, den Bestechungsaufwand auf die Bestochenen abzuwälzen: Es läßt sich auf den Tag genau festlegen, wann der „in schwindel-[365]erregendem Tempo“ durchgezogene Prozeß der Einverleibung der DDR begann. Am 7. Februar 1990 bot Bundeskanzler Kohl, sogar gegen die laute Stimme systemimmanenter ökonomischer Vernunft, der DDR die Wirtschafts- und Währungsunion, d. h. die Schenkung einiger hundert Milliarden Deutscher Mark, an (aufgezogen als „Umtausch“ gegen die uno actu zu bedrucktem Papier werdende DDR-Währung). Alles Weitere lief mit einiger intervenierender Nachhilfe fast von selbst und erklärt sich selbst. Schon im Mai 1990 war mit dem die Bedingungen des Einigungsvertrages präjudizierenden Vertrag über die Union alles gelaufen. Geblieben ist freilich das auf Konto der antidemokratischen Erblast des nach herrschender Doktrin von der BRD fortgesetzten Deutschen Reiches gehende finanzielle Schenkungsloch. Es soll, wie die „Teilung Deutschlands“, durch Teilen gestopft werden, indem nämlich nicht der Westen mit dem Osten, sondern der Osten sein Weniges mit dem Westen teilt. Was dadurch vertuscht wird, daß man die antidemokratische Erblast der BRD flugs als eine kommunistische Erblast der untergegangenen DDR ausgab.

16 Zit. aus Balzer, Klassengegensätze, S. 242.

Auch damit noch ist nicht erfaßt, was den historischen „Fall Erwin Eckert“[17] als einen *einzigartigen* zu einem (deutschen) „Ärgernis“ und (europäischen) „Zeichen“ machte und daher einer Rezeption seines Vermächtnisses in einer Zeit umtriebiger und ambivalenter Versuche zur Herstellung eines „vereinten Europa“, mit denen das Ende des demokratischen Zeitalters für den ganzen Kontinent eingeläutet werden könnte, eine einzigartige Bedeutung zukommen läßt.

Erwin Eckert war *sozialistischer Revolutionär aus christlichem Glauben und Gewissen.* Und er blieb es auch nach Eintritt in die KPD (die sich *inhaltlich* darauf nicht einlassen und nur dazu verstehen konnte, diesen Komplex in der Öffentlichkeit mit Stillschweigen zu übergehen und seine sowieso nicht zu verhindernde Erörterung im persönlichen Gespräch unter Genossen zu tolerieren) und Austritt aus der Amtskirche (die dem von ihr „aus dem Dienst entfernten“ und zum räudigen Schaf gestempelten Stadtpfarrer nicht nachtrauerte): Er wollte – und das gehört heute so oder so ähnlich zum Programm der Mehrzahl kirchlicher Erneuerungsbewegungen nicht nur in der „Dritten Welt“ – „Christentum und [366] Kapitalismus auseinander“-bringen; das hat er bekundet[18] anläßlich der Verwirklichung seines spontan gefaßten Entschlusses, die fruchtlose Arbeit aus einer radikalen Minderheitsposition heraus gegen die staatsgläubigen und angepaßten, die um ihre Pfründe und Ämter besorgten, daher korrumpierbaren, die halbherzigen und furchtsamen, die die Zeichen der Zeit verkennenden, die sich bereitwillig dem Tolerieren der schon die Züge eines Präsidialregimes annehmenden Regierung Brüning öffnenden sozialdemokratischen Genossen rigoros zu beenden, auch die realitätsferne intellektualistische Gründung der SAP schließlich nicht zu stützen und *seine* politische Arbeit *in* der KPD fortzusetzen, „da, wo wirklich der Kampf geführt wird zur Umgestaltung des gegenwärtigen Lebens“.[19] Weder dem KPD-Apparat, dem im taktisch und strategisch determinierten kaderparteilichen Ausblick auf die sozialistisch-revolutionären Zielsetzungen der Rückblick auf den historischen Rang – die Einmaligkeit, die Unverzichtbarkeit, die Unwiederholbarkeit, die Unersetzlichkeit (Unersetzlichkeit auch durch einen „Staatsmacht“ nur erobernden, aber nicht demokratisch neu gründenden Roten Oktober) – des im Nachhinein als „bürgerlich“ qualifizierten revolutionären Durchbruchs demokratisch konzipierter Volkssouveränität in der Französischen Revolution getrübt war, noch den Organwaltern der noch fest in der Mentalität des Staatskirchentums des großpreußisch-deutschen Reiches verwurzelten Amtskirche, die besten antidemokratischen Gewissens ihren Pflichten zur (inneren) „Wacht am Rhein“ gegen das revolutionäre Gift aus dem Westen nachkamen, dämmerte etwas davon, daß Erwin Eckert mit seinem Ausbruch aufgestauten Zorns, mit seinem selbstbewußten Selbstbefreiungsschlag gegen die „ewig feilschende, nachgebende“, von der sozialdemokratischen Verstrickung in die (alsbald abgetötete) Novemberrevolution von 1918 peinlich berührte[20] SPD unwillkürlich einen Schritt getan hatte, wie er ein Jahrhundert vor seiner Geburt, von – *Pfarrern* getan, die „bürgerliche“ Revolution ausgelöst hat (deren Eindämmung die wichtigste Mission der deutschen Nationalstaatsgründung wurde).

Blättern wir also zurück ins Jahr 1789! Der Schule des Erneuerers der religiösen Geschichte der Revolution, Bernard Plongeron, verpflichtet, erinnert Pierre Pierrard in seiner zum Bicentenarium der

---

17 Zur Geschichte seiner Zuspitzung und „Lösung“ anno 1931 das gleichbetitelte Buch von Friedrich-Martin Balzer und Karl Ulrich Schnell, Köln 1987[1], Bonn 1993[2].

18 Eckert in seiner dritten großen Rede nach dem „Übertritt“ (dokumentiert in der von der Bezirksleitung der KP für Baden-Pfalz herausgegebenen Broschüre „Die Kirche und der Kommunismus“), die besonders aufschlußreich ist für sein Verständnis von der eigenen Rolle und der der KPD in einem Prozeß der Befreiung des Proletariats *und* der Kirche durch Überwindung der ideologischen Verklammerung von „Christentum“ und „Kapitalismus“. „Ich werde“, sagt er zu dem Vorhalt, gerade als Pfarrer durch den Beitritt zu einer Gottlosigkeit propagierenden Partei selbst irgendwie ein Gottloser geworden zu sein, „ganz ohne von diesen Dingen zu sprechen, *in* der Kommunistischen Partei *meine* Arbeit tun und kämpfen, [...] überzeugt, daß ich *damit* vielleicht mehr *Gottesdienst* [...] tue, als wenn ich vielleicht weiter nur von Gott hätte *reden* können“; weil, „was vor uns liegt [...] noch geändert werden“ kann, aber wie schon jetzt erweislich, nicht durch seine bisherigen Mitstreiter, setzt er auf die dafür allein noch in Betracht kommende Massenpartei.

19 Eckert in seiner dritten großen Rede nach dem „Übertritt“ am 10. Oktober 1931 in Stuttgart vor 10.000 Menschen, dokumentiert in der von der Bezirksleitung der KP für Baden-Pfalz herausgegebenen Broschüre „Die Kirche und der Kommunismus, Stadtpfarrer Eckert, Mannheim, kommt zur KPD“, S. 19.

20 Dazu und zur prompten Tilgung des Revolutionsmakels mein Beitrag „Wie und warum (schon) Weimar die Demokratie verfehlte“ in Roland Herzog (Hrsg.): Zentrum und Peripherie – Festschrift für Richard Bäumlin, Chur-Zürich 1992, S. 79 ff.

Französischen Revolution vorgelegten Rekonstruktion des [367] Verhältnisses von Kirche und Revolution von 1789 bis 1889[21] schon im Prolog daran, was in seiner Tragweite meist ungewürdigt bleibt: Am 3. Juni 1789 verlassen während der Beratungen der vom König wieder (nach Versailles) einberufenen Generalstände (die den vom absolutistischen Regime in den Dreck gefahrenen Staatskarren wieder flottmachen und die Empörung der hungernden Volksmassen abwiegeln sollen) drei Pfarrer, Deputierte[22] zur Versammlung des Ersten Standes (des Klerus), auf den als Arzt am Krankenbett der „allerchristlichsten" Monarchie die größten Hoffnungen gerichtet waren, den ihrer Delegation zugewiesenen Saal und begeben sich zum Beratungsort des Dritten Standes. Sie kommen auf dem von der „Fackel der Vernunft"[23] beleuchteten Weg, „geleitet von der Liebe zum öffentlichen Wohl", um „an der Seite ihrer Mitbürger, ihrer (nicht-privilegierten) Brüder Platz zu nehmen", und werden mit einem Sturm der Begeisterung empfangen, der zum Gegengift gegen die Interventionen und Einschläferungspraktiken der königlichen Regierung und zum Funken der Revolution wurde. Den protestierend zurückbleibenden Bischöfen halten sie entgegen: „Hier sind wir gleich. Wir sind Bürger wie Sie, wir sind Deputierte der Nation (!) wie Sie", und führen aus, daß die Gleichheit der Menschen zum Zentrum des Evangeliums gehört. Sie ziehen andere Kleriker nach sich. Nachdem Ludwig XVI., um einem allgemeinen Exodus vorzubeugen, den Versammlungssaal des Dritten Standes schließen läßt, zieht der Dritte Stand mit ihnen in eine Kirche um, wo sich bereits die große Mehrheit der Kleriker, nun auch einige Bischöfe, einfindet. Am 27. Juni 1789 muß der König, dessen Drohungen nicht mehr verfangen, unter dem Druck des Dritten Standes, dem ein hohes Maß an moralischer Macht zugeflossen ist, die noch nicht „übergetretene" Mehrheit des Zweiten Standes (des Adels) – einige 40 liberal gesinnte Deputierte des Adels hatten am 24. Juni ebenfalls den „Übertritt" gewagt – zu einer Versammlung einladen, die sich nun nicht mehr als „Berater" der Krone, sondern definitiv als *Nationalverrammlung*, als *Volksvertretung* versteht. Die *Revolution* ist perfekt, die monarchische Souveränität zerbrochen. Den entscheidenden Anstoß haben die zugleich die Auflösung des Klerus als privilegierte Schicht betreibenden und alsbald auch die Verabschiedung der „Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte" mittragenden Pfarrer gegeben, die keinen Anstoß daran nehmen, daß die von ihnen aus dem Evangelium abgeleiteten Forderungen nach effektiver Gleichheit und effektiver Brüderlichkeit mit anders abgeleiteten, deswegen aber keine andere Qualität aufweisenden Forderungen identisch sein können.[24] Ein grimmiges geflügeltes [368] Wort hat bis heute die von

---

21 Pierre Pierrard, L'Église et la Révolution (1789–1889), l'éditions Nouvelle Cité Paris 1988. Pierrard beschreibt hauptsächlich die nach der kurzen Phase revolutionärer Euphorie einsetzende Rückbildung des französischen Katholizismus zu einer konterrevolutionären Formation.

22 Vor der Mattsetzung der Generalstände durch das absolutistische Ancien Regime hatte – anno 1614! – der Anteil der Pfarrer an der Stände-Delegation des Klerus gegen eine überwältigende Mehrheit von Prälaten und Bischöfen unter 10 v. H. gelegen. In Auswirkung der für die Wahl der Deputierten durch die örtlichen Versammlungen des Klerus im Januar 1789 erlassenen, schon revolutionär angehauchten Bestimmungen waren von 296 Deputierten zur Versammlung der Generalstände 208 Pfarrer, also durch ihre seelsorgerliche Praxis täglich mit dem Elend vor allem der Landbevölkerung konfrontierte Priester, die wie diese unter dem Joch der klerikal-feudalistischen Strukturen litten, mit den daraus gewonnenen Argumenten regelrechte Wahlkämpfe führten und größtenteils entschlossen waren, mit eben diesem Feudalismus aufzuräumen.

23 Dieses und alle in diesem Absatz des Haupttextes folgenden Zitate nach der Wiedergabe bei Pierrard (Anm. 10), S. 24 ff.

24 Von der vatikanischen Zentrale der römisch-katholischen Kirche, die den französischen Katholizismus durch Ausmerzung aller gallikanischen Elemente dauerhaft marginalisiert (zeitweise ghet-[368]toisiert) hat, ist die Doppelzüngigkeit der Annäherung an den Menschenrechtsdiskurs (monopolistisches Anathema plus „Dialog") bis zum Beginn des Pontifikats Johannes XXIII. aufrechterhalten worden. Erst dieser hat an dieser Stelle mit dem Lernen aus der Geschichte ernst gemacht und, zum Entsetzen der mächtigen und alsbald reagierendes deutschen Kolonne, der Allgemeinen Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen von 1948 die ihr zukommende Reverenz erwiesen, einer Erklärung in der Tradition der vordem als laizistisches Produkt einer satanischen Verschwörung verworfenen Erklärung von 1789, einer Erklärung, die aus der Erfahrung des gemeinsamen und daher erfolgreichen Widerstandes von Menschen christlicher und nicht-christlicher Observanz gegen die vom „Dritten Reich" entfesselte Vernichtungsmaschinerie schöpfte. In der evangelischen Kirche war die Abqualifizierung konkurrierender Vorhaben und Werke von Gottlosen als gottlos – Erwin Eckert ist wegen seines Entschlusses, da zu wirken, „wo wirklich versucht wird, den Mühseligen und Beladenen zu helfen" und eine Ordnung zu erkämpfen, „die den Hungernden Brot gibt, die den Kranken beisteht [...]"(in der Rede zum „Übertritt" in die KPD, vgl. oben Anm. 7) gleich als Person mitabqualifiziert worden – immer etwas undeutlicher und

doktrinärem und pauschalisierendem Klassenkampfgerede zurückgedrängte *Tatsache* festgehalten: „Ce sont ces f[...] curés qui ont fait la Révolution“ (es sind diese verfl[...] Pfarrer, die die Revolution gemacht haben). Und das in dem einstimmigen Vollzug dieser Revolution durch die Nationalversammlung aufscheinende Bewußtsein von *Volkssouveränität*, vom Aufhören fremder Legitimationsmechanismen, wird über den blutigen jakobinischen Terror, über die legitimistischen Interventionen durch auswärtige militärische Gewalt, über die vom Wiener Kongreß ins Werk gesetzten Restaurationen, über die Erwürgung der Pariser Kommune (mit Bismarcks Hilfe) und über die Zweideutigkeiten des (in den Terror der Nazi-Okkupanten verstrickten) Vichy-Regimes hinweg die politisch-ideologische Grundbefindlichkeit der Nation bleiben.

III.

Erwin Eckert wurde hineingeboren in die schon vom wilhelminischen Imperialismus geprägte spätkonstitutionelle Ära des (klein)deutschen Kaiserreiches. Ungeachtet seines Eintritts in die SPD im Jahre 1911 – man könnte sogar sagen, auch mit diesem Eintritt – war er bis in den Ersten Weltkrieg hinein, an dem er als Kriegsfreiwilliger teilnahm, ein „Normalprodukt“ dieser Ära, die nachträglich zu besichtigen er zunächst vielleicht versäumt, aber jedenfalls in dem randvoll mit Aktivitäten gefüllten Jahrzehnt nach der Übernahme des ersten geistlichen Amts (im Jahre 1919) niemals die Zeit gehabt hat. Schließlich haben aber auch die schärfsten Regime-Kritiker aus den Reihen der sozialdemokratischen Vorkriegslinken, wie etwa Karl Liebknecht (der jedoch bei Kriegsbeginn aus den Reihen der Kriegskredite-Befürworter tanzte, 1916 aus den Reihen der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion ausgeschlossen und zu einem der Vorväter der KPD-Gründung wurde), als Kinder *ihrer* (deutschen) Zeit davon Abstand genommen, das von Bismarck „geschmiedete“ Deutsche Reich auch als nunmehr vorhandenen *Staat* unter dem Aspekt der demokratischen Legitimation historisch tiefenscharf zu besichtigen. Als solchen haben sie es vielmehr schonsam, geradezu pfleglich behandelt, um den Einstieg in seinen doch antirevolutionär ausgelegten Machtapparat kämpfend. Hier liegen Keime „linker“, auch [369] kommunistischer, auch die russische Oktoberrevolution überdauernder[25] Illusionen über die demokratische Tauglichkeit eines solchen Unterfangens. Hinter der Nebelwand dieser Illusionen verschwand auch der Arbeiterbewegung und dem parteiförmig organisierten Sozialismus die harte politische Wirklichkeit des ganzen deutschen 19. Jahrhunderts: Daß schon die Befreiungskriege gegen die napoleonischen Eindringlinge, die ja auch noch eine Botschaft der Revolution von 1789 mitbrachten, vom antirevolutionären preußischen Legitimismus planvoll der Diskreditierung dieser Botschaft dienstbar gemacht worden sind; daß es eben dieser legitimistischen Führung eben deshalb gelingen konnte, sogar die Einlösung ihres Versprechens, „von oben“ eine Verfassung zu erlassen, hinauszuzögern, indem sie das Engagement des daran interessierten Besitz- und Bildungsbürgertums auf die ersehnte nationalstaatliche Einigung umlenkte; daß im Kontext des Wiener Kongresses der triumphierende kontinentaleuropäische Legitimismus eine „Heilige Allianz“ (von dauerhaftem ideellen Fortbestand) installiert hat, von deren drei Gründerstaaten (Rußland, Österreich, Preußen) Preußen in der unmittelbar frontstaatlichen Wächterrolle gegen Westen und als Rivale Österreichs eine durch rein gar nichts als ihren Erfolg legitimierbare nationalstaatliche Einigung vollbracht hat, von der sich die Eliten wie die Massen, das in den Gründerjahren entstandene Industrieproletariat nicht ausgenommen, dauerhaft korrumpieren ließen – der totale Mobilmachungsjubel am Beginn des Ersten Weltkriegs, des deutschen „Griffs nach der Weltmacht“ (des Vorspiels zum

diffus. Immerhin ist bekannt, daß Otto Dibelius, der kirchliche Wegbereiter des Vertrags über die staatlich institutionalisierte evangelische Militärseelsorge (ein eindeutiger, aber stillschweigend übergangener, Verstoß auch gegen die vom geltenden Verfassungsrecht der BRD übernommene „hinkende Trennung“ von Staat und Kirche), sogar die Verletzung von ersichtlich „neutralen“ Ordnungsnormen der DDR, wie des Straßenverkehrsrechts, für mindestens gerechtfertigt, wenn nicht geboten, hielt, da die Gottlosigkeit der gesamten Realisation namens DDR alle Fasern ihrer Struktur erfasse.

25 Symptomatisch der Fall des „Alt-Kommunisten“ Ernst Engelberg, der, an der zwiespältigen „Aneignung“ des deutschen historischen Erbes in der DDR beteiligt, in seiner monumentalen Bismarck-Biographie (einem Meisterwerk der Geschichtsschreibung, aber eben der bloß „historisierenden“) dahin resümiert, daß die nationalstaatliche Einigung ihrer möglichen „Ergänzung“ durch „demokratische Umgestaltungen“ Vorschub geleistet habe. Eine ärgere Mißdeutung kann der die antirevolutionäre Blockade verstärkenden und verlängernden nationalstaatlichen Einigung nicht widerfahren.

deutschen Griff nach der Weltbeherrschung), belegt es.

Als Erwin Eckert nach dem Ende dieses Krieges politisch und von der Kanzel an die Öffentlichkeit trat, war er ein handfester Pazifist und realitätsnaher Sozialist geworden. Daß die Tilgung der dem Buch der deutschen Schande überschriebenen und von den Kontinuitätshütern auch juristisch nach besten Kräften ausgebügelten Novemberrevolution von 1918 eine bereits vollendete und unwiderrufliche Tatsache war, war ihm ganz unreflektiert so klar, daß er sie fast beiläufig erwähnte.[26] Kaum ihresgleichen unter den Zeitgenossen hat die Präzision, mit der er aus dem Stand der Dinge unter der Regierung Brüning hochrechnete, das Scheitern des SAP-Experiments voraussah[27] und vor allem die sich auch der [370] Kontrolle der Steigbügelhalter schnell entziehende Machtzuschiebung an die Nazis genau so beschrieben hat, wie sie dann sehr bald stattgefunden hat.

Blicken wir jetzt kurz auf die Konstellation vom Januar 1933 zurück: Sicher wäre selbst bei einem Einsatz der Reichswehr durch die zum endgültigen Aufräumen mit dem „undeutschen Spuk von Weimar“ fest entschlossenen und Hindenburgs Notverordnungspraxis diktierenden Machthaber ein von einer vereinigten sozialistischen Linken gestützter und von den Gewerkschaften ausgerufene und befolgter Generalstreik das einzige ernsthaft in Betracht kommende Mittel gewesen, die letzte Präsidialregierung nach dem Weimarer System, das „Kabinett Hitler“, zu stürzen, bevor das „Ermächtigungsgesetz“ in einem bereits durch Aberkennung der kommunistischen Mandate „gesäuberten“ Reichstagsplenum gegen die Stimmen der SPD (für die Otto Wels in einer persönlich mutigen – draußen demonstrierte die SA –, inhaltlich kläglichen, über die höhnische Zurückweisung ihrer wieder einmal offerierten ärztlichen Hilfe lamentierenden Rede sprach) über die ramponierte parlamentarische Bühne gehen konnte, an deren völliger Abschaffung auch das Gros der jenseits der „bürgerlichen“ Verfassungsinstitute erzogenen meinungsmachenden Eliten der verschiedensten parteipolitischen Couleur interessiert war. Ein Generalstreik, ausgerufen von Verfechtern einer proletarischen Revolution, kam nicht, weil selbst die „bürgerliche“ Revolution mit ihren demokratischen Mental-Strukturen nicht angekommen war; und die bürgerliche Revolution war nicht angekommen, weil sie von ihren eigenen Akteuren mit dem Anschluß an die vordemokratische Legitimität des fortgesetzten Deutschen Reiches überzogen und erstickt worden ist („Eine Republik, die sich ihrer revolutionären Entstehung schämt, hat als Demokratie bereits abgedankt“, lautet einer meiner Merksätze zur deutschen Verfassungsgeschichte). Auch die KPD allein hat zum Generalstreik nicht aufgerufen. Entstanden im Protest gegen das schon im November 1918 sich abzeichnende Festhalten der MSPD an der parlamentarisierten Kontinuität und ziemlich schnell die linkssozialistischen Absplitterungen von der MSPD aufsaugend, war sie nebst dem von ihr filialisierten Umfeld – vom Treibholz in den von ihr mobilisierten Wählermassen ganz zu schweigen – u. a. wegen der „das Verhältnis zu Moskau“ betreffenden Richtungskämpfe weit weniger fest gefügt als nach dem äußeren Erscheinungsbild anzunehmen. Das schnelle Versickern auch ihres Massenanhangs im Zig-Millionen-Heer deutscher Wendehälse nach der (laut kirchenamtlicher Versicherung durch „Gottes Fügung“ vollbrachten) Wende von 1933 bestätigt das.

Der *politische Realist* Erwin Eckert gab sich – wir sind jetzt wieder bei seinem „Übertritt“ in die KPD – keiner Täuschung über die vorhandenen politischen Kräfteverhältnisse hin. Er setzte den Prozeß der proletarischen Revolution, verstanden als „Umgestaltung des ganzen (kapitalistischen) Systems der

---

26 So im Konflikt wegen der Fürstenenteignung „Wenn wir 1918 eine Revolution gehabt hätten, dann gäbe es heute keine Unruhe mehr über die Fürstenabfindung“ (zit. nach Balzer, Klassengegensätze, S. 115, Anm. 1).

27 Mehr als ein halbes Jahrhundert danach sollte der Streit um Eckerts „Verrat“ an der SAP eigentlich zu Grabe getragen sein. Wie schwer das immer noch ist, zeigt die Äußerung von Max Diamant: „Eckerts Zusammenarbeit mit der KPD wirkte in Mannheim niederschmetternd; deshalb ergriff ich das fallengelassene Banner“ (Manfred Scharrer Max Diamant – Erzählte Lebensgeschichte, in: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte, 9/1988, S. 805 ff., 810; Max Seydewitz selbst dürfte, wie ich nach meiner Erinnerung von seiner Frau Ruth gehört habe, das Unternehmen SAP von Anfang an eher zwiespältig beurteilt haben). Der Redaktion ist für die freundliche Herstellung von „Ausgewogenheit“ durch die Aufnahme einer Rezension des Buches von Balzer und Schnell (Der Fall Erwin Eckert) zu danken (in demselben Heft S. 879 f.).

ganzen Gesellschaft“ als einen „ungeheuer schwierigen und langwierigen (!)“ an.[28] Er sah voraus, daß das schon heraufziehende faschistische Regime nach seiner Befestigung diesen Prozeß zerrütten und die ganze Welt auf bestialische Weise in eine zivilisatorische Katastrophe mit einem ungeheuren Verlust an Menschenleben und Sachwerten treiben würde. Er hatte erkannt, daß (um eine vielleicht etwas abgegriffene [371] Redewendung zu benutzen) eine Zeitbombe tickte, daß es nach Ablauf einer ganz kurzen Frist nicht mehr möglich sein würde, die Katastrophe abzuwenden. So entschloß er sich, nach Lage der Dinge am Rande der Verzweiflung, die er mit dem ihm eigenen *Selbstbewußtsein* niederkämpfte, zum Wettlauf mit der Zeit durch einen radikalen Wechsel der verbandsmäßigen Basis und Rahmenbedingungen seines politischen Vorgehens, nachdem er an die Grenzen des von der SPD bewilligten (auch den Entscheidungsfächer des Bundes der Religiösen Sozialisten einengenden)[29] Spielraums gestoßen war. Die schloß ihn am 2. Oktober 1931 aus, am 3. Oktober trat er in die KPD ein.

Den nie im Streit von Lehrmeinungen befangen gewesenen *Theologen* Erwin Eckert hatte schon zuvor sein politischer Aktionismus nicht angefochten; in seinem theologischen Horizont haben Gnadenlehren mit Sicherheit keinen herausragenden Platz eingenommen und hat eine zum politischen Quietismus führende Gnadenlehre nie einen Platz gefunden. Für den *gläubigen Christen und Pfarrer* Erwin Eckert waren die „offizielle“ Bindung der KPD nicht nur an die Kirchen-, sondern auch an die nach „marxistisch-leninistischem“ Vorgang entwickelte materialistische *Religions*kritik und die daraus folgende Förderung atheistischer Propaganda und organisierter „Gottlosigkeit“ durch die KPD Gegenstand *nicht* eines schwierigen Abwägungsprozesses – abgewogen hat Eckert zwischen der SPD, die er „wirklich geliebt“ hat, und der KPD, die er sich vor dem Ende seiner Illusionen über die Chancen einer Verschmelzung der beiden Arbeiterparteien als den „Sauerteig“ der proletarischen Einheitsfront vorgestellt hatte und die er nun mithelfen wollte, zum Magneten für die „Herausnahme der Massen“ aus der SPD aufzuladen. Vielmehr waren sie Gegenstand eines schmerzhaften *religiösen Erkenntnis*prozesses, der das Licht der Fackel der Vernunft so wenig gescheut hat wie jene Pfarrer auf ihrem Weg zum religiös schon einigermaßen indifferenten Dritten Stand. Eckert besaß die aus seinem Glauben an die Menschwerdung Gottes in Christus erwachsene Fähigkeit, die Einrichtung Kirche („die Kirche Christi, die davon lebt, daß in Christus die Kräfte der Liebe und der Güte und der Barmherzigkeit und des Friedens lebendig geworden sind“) von ihrer irdischen jeweiligen konkreten Erscheinungsform zu unterscheiden (und damit auch zu unterscheiden vom Staat, bei dem schon die Mehrzahl von Eckerts deutschen Zeitgenossen, unbenetzt von demokratischer, mithin revolutionsträchtiger Ideologie, „den“ Staat – dem man sogar in einem ungerechten Krieg zu dienen hat usw. – als permanente Einrichtung der konkreten Erscheinungsform hinzugedichtet hat). Die konkrete Erscheinungsform der Kirche heißt bei Eckert „*diese* (laut stenographischer Redemitschrift im O-Ton hervorgehoben) Kirche“. *Sie*, die das Evangelium ohne Kürzung durch die ihm entgegenstehenden gesellschaftlichen Realitäten zu verkündigen hätte und die nicht erkennt oder nicht wahrhaben will, wie tief sie sich besonders mit den machtbegabten dieser Realitäten eingelassen hat, und sich damit gegen die Kirche Christi auflehnt, trifft Eckerts Vorwurf, daß sie wegen der Borniertheit ihrer durch die Verklammerung mit dem kapitalistischen System bestimmten „Begriffswelt“ und um der aus dieser Verklammerung gewonnenen „Vorteile“ willen „die zusammengehörenden großen gewaltigen Bewegungen“ der Christen und der Kommunisten (in deren „Kampf um eine neue Ordnung der Gerechtigkeit und des Friedens“ er mehr an zukunftsbestimmender „geistiger innerer Kraft“ investiert sah als „in dem frommen Geschwätz der Kleinbürger“ [372] mit einem auch durch „diese“ Kirche verkrüppelten Christentum) „auseinanderreißt und auseinanderhalten will“. *Ihr* gilt sein Urteil, „daß sie reif ist, ausgeschaltet zu werden aus den großen, ungeheuren Aufgaben der Zukunft“. Aber niemals hat Eckert, auch nach seinem Austritt aus „dieser“ Kirche, der seine Antwort auf die Amtsenthebung (mit der baldigen Folge eines universalen Kanzelentzugs) war, die kommunistische Religionskritik zu seiner Sache gemacht. Er war insofern, da er in der KPD *seine* Dienste in dem Bewußtsein tun wollte, „der großen, schicksalhaften Aufgabe“ zu dienen, „die letztlich von einer über-

[28] Zitate jetzt aus Eckerts Rede in einer KPD-Veranstaltung vom 9. Oktober 1931 in der überfüllten Festhalle in Karlsruhe. Die Rede wurde von zwei Stenographen festgehalten. Eine Kopie befindet sich im Privatarchiv Eckert. Ein Auszug dieser Rede ist in diesem Band abgedruckt.

[29] Vgl. Balzer, Klassengegensätze, S. 257 ff., Anm. 1.

persönlichen ewigen Macht der Menschheit aufgetragen ist“ (die Redemitschrift verzeichnet hier ein „Bravo!“ aus der KPD-Versammlung), nach damals landläufigem Verständnis kein Kommunist geworden, hat aber auch nicht erleben müssen, daß ihm deswegen von den KPD-Genossen, die ihn aufgenommen hatten, „als wäre ich schon jahrelang, schon jahrzehntelang einer der Ihren“, nachsichtig auf die Schulter geklopft worden wäre. Schon im Wissen um die für die Gläubigen verwirrende Schwierigkeit der Unterscheidung der „Kirche Jesu Christi“ von „dieser“ Kirche hat er natürlich auch nicht zum Exodus der Christen aus „dieser“ Kirche aufgerufen, deren Ablösung durch eine andere für ihn grundsätzlich denkbar blieb, wenn sie auch von dem politischen Realisten Eckert vor einem großen Schub der proletarischen Revolution nicht mehr erhofft werden konnte. Das Zeug zum Schismatiker hatte Erwin Eckert nicht; zum „einfachen Soldaten der Revolution“ in den Reihen der KPD geworden, hatte er sich einer atheistischen Version des Christentums geöffnet.

IV.

Als Erwin Eckert nach „Schutzhaft“, Gefängnis, illegaler Parteiarbeit, Zuchthaus und Stellung unter Polizeiaufsicht im „Dritten Reich“, nach Kriegsende und Neugründung der KPD in und mit derselben die politische Bühne wieder betreten konnte, hatte in Deutschland weder vor noch nach der vollständigen Destruktion der Staatlichkeit des Deutschen Reiches durch alliierte militärische Siegermacht auch nur ein Revolutionsversuch stattgefunden; das elende Verlegenheitswort „Zusammenbruch“ spricht Bände. Die Überlebenden und Heimgekehrten waren nur „noch einmal davongekommen“. Der „Schwur von Buchenwald“ war keineswegs repräsentativ für die große Mehrheit der Deutschen, deren vordringliches Trachten dahin ging, alles „Zusammengebrochene“, privates wie öffentliches, wieder aufzurichten. Natürlich – wenn auch nicht als Konsequenz eigenen Umdenkens, so doch jedenfalls wegen der Wirkung auf das Deutschlandbild (im Ausland), einen begreiflichen, aber moralisch unzureichenden ständigen Gegenstand der deutschen Nachkriegspolitik[30] – in „entbräunter“ Fassung, das heißt unter Zurückführung der NS-„Exzesse“ im Dienst an einer „an sich“ (oder „im Kern“) guten[31] „deutschen“ Sache, eben an der Niederhaltung, [373] Kleinarbeitung, hilfsweise Umfunktionierung nicht verhinderbar gewesenen Imports von Elementen und Verfassungsinstituten revolutionärer westlicher politischer Kultur.

Symptomatisch und exemplarisch für die Bedeutung des mit solchem Rückfahren bestenfalls erreichbaren Eckpunkts ist, was Erwin Eckert in diesen ersten Nachkriegsjahren in Ansehung seines Hinauswurfs aus dem kirchlichen Amt widerfuhr. Er gehörte zu den bekannteren und populären deutschen Kommunisten, die entsprechend der die Gleichbehandlung aller verboten gewesenen und nun wieder lizenzierten politischen Parteien implizierenden Politik der westlichen Besatzungsmächte in Regierungsämter berufen wurden (mit Vorliebe in die damals den schnellsten Verschleiß mit sich bringenden Ressorts, wie Arbeit, Soziales und „Entnazifizierung“). Doch in der Kirche, die die Nazi-Pfarrer aller Schattierungen zwischen Feigheit und Frechheit weiterhin mütterlich umarmt hielt, regte sich nichts in Richtung auf ein Gespräch mit ihm über Amtsenthebung und Austritt von damals oder wenigstens auf „Wiedergutmachung“ nicht durch Almosen, sondern durch Schadloshaltung als Erfüllung einer Pflicht; diese Kirche war immer noch auch in Erwin Eckerts Sinne „diese“ Kirche, die jetzt verkannte, daß sie den ersten Schritt zu tun hätte. Das war auch nur allzu „logisch“. Denn wie hätte eine schon im Jahre 1931 verfügte Maßnahme „typisch nationalsozialistisch“ sein und daher von der nur das Geschehen ab 1933 betreffenden „Entbräunung“ erfaßt werden können! Es war eben „nur“ eine von einem kirchlichen Disziplinargericht in strenger Parallelität zu den auch schon vor 1933 in manchen Fällen kommunistische Beamte „aus dem Dienst entfernenden“ staatlichen Disziplinargerichten gegen einen kirchlichen Quasi-Beamten verhängte Maßnahme gewesen!

---

30 Und zwar von Politik im weitesten Sinne aller Staatsapparate im weitesten Sinne. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Angesichts der ausländerfeindlichen Ausschreitungen in Rostock und anderswo sorgen sich mittlerweile in den „fünf neuen Ländern“ auch sozialdemokratische Politiker ehestens wegen der Entstellung des Deutschlandbildes.

31 Ein bekennend anti-demokratischer Marburger Hochschullehrer, Jurist seines Zeichens und selbst durchaus kein Nazi, war noch in den fünfziger Jahren naiv genug, seinen Studenten Lehrveranstaltungen über das „Was gut war am Nationalsozialismus“ anzubieten.

Die Deutschen in der SBZ hatten sich – Wunder gibt es in der gesellschaftlichen Bewußtseinsbildung nicht – am 8. Mai 1945 auch nicht über Nacht eine revolutionär-demokratische Ideologie zugelegt. Ihnen hat kein anderer als Stalin es „leicht“ gemacht mit der als Losung schon nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion in Umlauf gesetzten,[32] unter bündnispolitischen Aspekten aller Art gewiß sehr wirksamen, subjektiv wahrscheinlich unwahrhaftigen, historisch unwahren und zwei verschiedene Vergleichsebenen ineinanderschiebenden *Unterscheidung* von Deutschen und „Faschisten“ (wo waren die letzteren denn bloß hergekommen? Doch nicht, wie vulgärmarxistisch gern gemeint, auf einer *alle* Länder mit kapitalistischer Wirtschaftsordnung horizontal überziehenden Welle von „Faschismus“!). Damit war für eine Praxis der Transformation einer „antifaschistisch-demokratischen“ in eine „sozialistische“ Ordnung die Unbeachtlichkeit des Defizits an demokratischer Ideologie dekretiert. Was, ohne hier näher erörtert werden zu können, festzuhalten ist, weil es ein ganz wesentlicher Grund dafür ist, daß das beim Zerfall der Machtstrukturen der DDR „drüben“ in Erscheinung tretende „Gespenst“ mit der utopischen Seele des „Sozialismus mit unanzweifelbar menschlichem Antlitz“, wie ich es oben genannt habe, so wenig aktions- und widerstandsfähiges Fleisch und Blut angenommen hat (aber so ernst haben es „hüben“ seine sozialdemokratischen Sponsoren in ihrem vom unerwarteten Näherrücken der Vereinigungschance neu entflammten patriotischen Biereifer nun auch wieder nicht gemeint).

[374] Im besetzten Westdeutschland lag die professionelle Leitung und Überwachung des Wiederaufbaus von Staat und Wirtschaft in den Händen des durch Eingriffe der Alliierten und „Entnazifizierung“ nicht nennenswert und dauerhaft, im Bereich der Wirtschaft so gut wie gar nicht, ausgedünnten, aus dem „Dritten Reich“ überhängenden Personals, was sogar einer gewissen (bislang kaum reflektierten) Sachlogik nicht entbehrt. Denn wer maßgeblich und sachkundig am praxisrelevanten Hochfahren der schon im System von Weimar konservierten und gehegten antirevolutionären und antidemokratischen Positionen bis hin nach oder bis mehr oder weniger weit vor die Tore von Auschwitz beteiligt gewesen war, der mußte auch geeignet und gewillt sein, beim Herunterfahren seinen sachkundigen Einfluß so zum Zuge kommen zu lassen, daß mindestens jene Positionen unversehrt bleiben und womöglich durch neue Gestaltungen und Verfahren gestärkt werden konnten.

Seit der „Währungsreform“ von 1948, dem großen Schnitt für die kapitalistisch restaurierte „Wirtschaft“, die danach „ihren“ Staat suchte und mit der Gründung der BRD und der undemokratischen Sturzgeburt des Grundgesetzes gefunden hat, war die Trendweiche zur ständig zunehmenden Marginalisierung des demokratischen Veränderungspotentials gestellt, das auch der Fundamentalopposition demokratische Grundrechte und Freiheiten nicht vorenthält und das damit verbundene Risiko, dessen weitgehende Preisgabe die Grundfesten der Demokratie zerstört, durch eben demokratisches Regieren minimiert weiß. Im Fluß der diesen Trend umspielenden Ereignisgeschichte war die Gründung der BRD das Geschehnis mit der stärksten trendgerechten Schubkraft, was den auftraggebenden und genehmigenden westlichen Besatzungsmächten (die dabei und danach vielfach düpiert worden sind) jedenfalls nicht in seiner vollen Tragweite aufgegangen ist. Sie sahen im Rahmen ihrer die querelles allemandes übergreifenden und benutzenden Europa- und Weltsicherheitspolitik mit offenen Augen darüber hinweg, daß die westdeutsche politische Klasse das Deutsche Reich entgegen der Tatsache seiner Debellation, dem politischen Sinn der „bedingungslosen Kapitulation“ und den juristischen Realitäten ideologisch fortexistieren ließ und das nunmehr konzedierte staatliche Provisorium nicht als einen staatlichen Neubeginn, sondern als partielle Reorganisation des nur „handlungsunfähig“ gewordenen Reiches wertete und die Tätigkeit der Besatzungsmächte als „treuhänderische“ Ausübung der Staatsgewalt dieses Reiches ansah (je krauser dieser Unsinn im Verlauf von Jahrzehnten von der Jurisprudenz gemacht worden ist, umso undurchsichtiger wurde er für die „Laien“).

Die BRD hat damit auch authentisch „Flagge gezeigt“. Die Flagge eines in Wahrheit neuen deutschen Staates, der mangels – diesmal jeglichen, also selbst eines nachträglich löschungsbedürftigen, die

[32] Das Ausgangsstatement in dem Tagesbefehl an die Rote Armee („Die Hitler kommen und die Hitler gehen [...]“) ziert nicht ohne Grund auch manche westdeutsche Schulfibeln, die sonst von den Worten kommunistischer Vorsitzender nicht angetan sind.

Legitimationskette des Bismarck-Reiches zerreißenden – revolutionären Ursprungs (stattdessen wurde der Tag Null, der 8. Mai 1945, nullifiziert) nur ein neues antirevolutionäres Nachspiel zu Weimar sein konnte – diesmal unter Berücksichtigung der Erfahrungen mit dem NS-„Exzeß“ (offiziös heißen sie meistens „leidvoll“) auf dem antirevolutionären Normalniveau des vorparlamentarischen Konstitutionalismus. Der Nicht-Austritt aus diesem Konstitutionalismus indiziert den Nicht-Eintritt in den politischen Zivilisationskreis der drei „klassischen“ westlichen Demokratien, die wesentliche demokratische Errungenschaften aus ihrer christlich-revolutionären Verwurzelung bewahren konnten.

[375] Der *kommunistische Christ* Erwin Eckert (kein christlicher Kommunist) wurde ein Opfer der wohl massivsten Verböserung auch dieses Niveaus durch das sich jedem westlichen Demokratie- und Verfassungsverständnis – Kapitalismus hin, Kapitalismus her – entziehende Konzept der „wehrhaften Demokratie“, die den konstitutionellen Ausnahmezustand, der in Weimar schon sinnwidrig jahrelang als Instrument demokratiefreien Regierens, dann als Vehikel zur Einfahrt ins „Dritte Reich“ benutzt worden ist, umbildet zu einer Einrichtung des permanenten ideologischen Staatsschutzes. Nachdem die deutschen Kommunisten von „hüben“ und „drüben“ unter völliger Verkennung der total unrevolutionären Situation und der nationalen wie internationalen Kräfteverhältnisse mit legalen Mitteln und verbalradikalen Mißgriffen gegen die Gründung der BRD agitiert hatten, ließ die erste Bundesregierung unter dem vordemokratischen Politik-Patriarchen Adenauer, ohne über rechtliche Zwirnsfäden zu stolpern, kurzerhand die gesamte kommunistische Filialorganisation abräumen. Der Bundestag verabschiedete gegen die „Feinde der Freiheit“ (die von den Herrschenden gemeint wird) jenes „Blitzgesetz“, das mit einem Großteil seiner Bestimmungen grundrechtskonforme Verhaltensweisen kriminalisierte und dem Konzept der „wehrhaften Demokratie“, die allen Ernstes glaubt, Demokratie durch Demokratieverkürzung vermehren zu können, seinen ersten gesetzlichen Guß verlieh. Das Bundesverfassungsgericht hat 1956 in seinem den parteiförmigen KPD-Rest verbietenden Urteil[33] die „wehrhafte Demokratie“ als zu den Grundentscheidungen des Grundgesetzes gehörend sanktioniert. Und die Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts sind aufgrund (natürlich grundgesetzwidriger) gesetzlicher Vorschrift bindend für den gesamten Staatsapparat, dessen demokratische Legitimation durch dieses Gericht, das sich aufhaltsam, aber gradlinig zur Institutionalisierung monarchischer Legitimation entwickelt hat, abgesaugt wird.

Wir schreiben das Jahr 1993. Die vergrößerte BRD, die eigentlich seit der „deutschen Vereinigung“ ein neuer Staat ist und deren Bevölkerung sich als Realverfassung das vom Bundesverfassungsgericht verbindlich interpretierte Grundgesetz hat über die Ohren ziehen lassen, hat an ökonomischer Stärke gewaltig zugelegt. Fast wäre es ihr gelungen, ihren militärischen Aufstieg seit der Wiederbewaffnung, die in der lichtscheuen Schaffung vollendeter Tatsachen (nachträglich und durch die Hintertür von Vertragsratifikationen parlamentarisch akklamiert) bestand, durch Aneignung des nuklearen Drohpotentials zu krönen; da haben freilich die Vier Mächte, die niemals die „deutsche Gefahr“ – sie war für die Westmächte größer als die kommunistische und für die Sowjetunion größer als die kapitalistische – aus dem Auge verloren haben, ihre erste und zugleich letzte Chance genutzt, von [376] den ihre Vereinigungschance nutzenden Deutschen für die Beendigung ihrer Vorbehaltsrechte in der Deutschlandfrage den deutschen Nuklearverzicht einzuhandeln. In den anderen Erblanden der durch Preußen-Deutschland gegen den revolutionären Demokratieimport abgeriegelten Heiligen Allianz bzw. bei ihren Hintersassen sind die staatlichen und gesellschaftlichen Formationen des „realen Sozialismus“ zusammengebrochen, deren Schöpfer die *Staatsmacht des monarchischen Legitimismus*

[33] Zu den weittragenden (aber für die Geschichtslosigkeit des Existierens der BRD aufschlußreichen) Folgen der Exkommunikation der KPD aus dem Verfassungsbogen der BRD gehören u.a. die Auswirkungen auf Wiedergutmachungsleistungen wegen der im „Dritten Reich“ erlittenen Verfolgung „aus politischen Gründen“. Kommunisten, die sich gegen die umstandslos mit dem status quo des etablierten Systems gleichgesetzte „fdgo“ betätigt haben, wird der Anspruch auf solche Leistungen, denen immer eine Tätigkeit im Widerstand zugrunde liegt, aberkannt. Kommunisten, die „ausgestiegen“ sind, wird sie gezahlt – nun ein Judaslohn für den Gesinnungswechsel. Die Widerstandsleistung von damals verliert rückwirkend ihren moralischen und politischen Wert für den, der heute nicht „aussteigt“ aus seinem Kommunismus; erst wenn er bis zum Ende seines Lebens auf eine fundamentale Systemkritik verzichtet hat, hat er kraft der Gegenwart der „fdgo“ die Entschädigung verdient, kann sie aber nicht mehr bekommen, weil er schon tot ist.

nicht zerbrochen, sondern erobert und sich angeeignet hatten. So kann das Substrat nicht in eine „bürgerlich-demokratische Ordnung „zurückfallen“. Es fällt in ein Chaos, in dem Schurken und Abenteurer (nach deren ideologischer Orientierung und politischem Standort zu fragen keinen Sinn hat) um die Führung kämpfen und von expandierender deutscher Machtpolitik als Bauern im Spiel benutzt werden. Gorbatschow, dessen Proklamation der Perestroika nicht als Aufruf zum allgemeinen Abbau innerer und äußerer konfrontativer Symmetrien des „Kalten Krieges“ rezipiert und perzipiert worden ist und deswegen nur noch den Zerfall der Sowjetunion und ihres Bündnissystems einleiten und beschleunigen konnte, ist durch Jelzin als „unsern“ Mann in Moskau abgelöst worden; morgen kann es ein anderer sein. Das Maß der Balkanisierung der Sowjetunion und der Re-Balkanisierung des Balkans[34] wird in erheblichem Umfang von dem bestimmt, was dem Aufstieg Bonns zur Führungsmacht Europas dient. Diesen Aufstieg, der ja auch „Zusammengebrochenes“ wieder aufrichtet, anvisierend, hatte Konrad Adenauer seinerzeit die Installierung der EG-Vorläufer, des „Europas der Sechs“, betrieben (den Kabinettskollegen versicherte er, auf diese Weise ließe sich bei einiger Geduld mit Frankreich die Frage der Hegemonie in Westeuropa im deutschen Sinne lösen). Verlockend war die Aussicht, mit wachsenden Zuständigkeiten der europäischen Gemeinschaften, immer mehr Entscheidungskompetenzen für immer mehr Sachbereiche an den nationalstaatlichen parlamentarisch-demokratischen Gesetzgebungs- und Kontrollinstanzen vorbei in der Hand der nicht demokratisch legitimierten Gemeinschaftsorgane zusammenfassen zu können.[35] Dieser Europa-Betrieb muß vor den Gefahren geschützt werden, die von den noch intakten Institutionen westlich-demokratischer Länder ausgehen. So floriert der ideologische Transfer und der institutionelle Export (Verfassungsgerichtsbarkeit ä la Karlsruhe u.a.m.) des „Modells Deutschland“ in diese Länder in Richtung Westen und Süden (der Norden kommt spät, wird aber nach Einschmelzung der EFTA in die EG an diesem Segen teilhaben können). In summa: Es steht ein Europa vor der Tür, in dem auch im Westen die „klassische, bürgerliche“ Demokratie erlischt. Und es wäre am Ende auch ganz gleichgültig, ob Deutschland die EG germanisiert, oder diese Deutschland europäisiert, da sie selbst schon germanisiert und in ihren westlichen Mitgliedstaaten die Demokratie mit schon ersichtlichem Erfolg unterminiert wird.

Lebte Erwin Eckert, der politische Realist, noch, der gleich nach Kriegsende, bevor das in Erinnerung an die Anfänge von Weimar nachflackernde revolutionäre Flämmchen erlosch und das antirevolutionäre Nachspiel voll einsetzte, noch einmal leidenschaftlich für [377] die Herstellung der proletarischen Einheitsfront, für den endlichen Zusammenschluß von KPD und SPD gefochten hat, schneidend zurückgewiesen mit Schumachers Diktum über die Kommunisten als „rotlackierte Nazis“ (nach der umwerfenden Logik dieses Mannes muß Adolf Hitler ein besonders rühriges Mitglied der KPD gewesen sein), lebte Erwin Eckert noch, er würde hören, wie die Zeitbombe diesmal dem Ende der europäischen Demokratie entgegentickt. Er würde gegen dieses Ende ankämpfen. Unter dem Eindruck eines langen, sehr langen Gesprächs Anfang der 60er Jahre mit Erwin Eckert – es ergab sich bei einer Begegnung an der geborstenen Glocke der Kreml-Museen und machte mich unvergeßlich mit Eckerts geborstenen, aber auch mit seinen gebliebenen Hoffnungen vertraut – glaube ich dies sagen zu dürfen. Der kommunistische Christ würde aus Quellen des Glaubens, der Kraft und der Erkenntnis schöpfen, von denen die nicht-christlichen Kommunisten sich selbst abgeschnitten hatten, als sie Systeme eines staatsparteilich gelenkten Sozialismus einrichteten und die Demokratiefrage vertagten oder dem insoweit unfruchtbaren Selbstlauf dieses Sozialismus überließen, nach dessen Ende denn auch höchstens das an demokratischen Reserven vorfindlich sein kann, was schon vor dem „realen Sozialismus“ da war. Es ist heute in Europa nutzlos, weil historisch witzlos, die Realitäten des „realen Sozialismus“ zu *verdammen* oder ihm *nachzutrauern*. *Ersteres* in Gang zu halten, ist das Geschäft der Herren der Archive – ein idealer Job für Gottesmänner, die unbewußt wie Testamentsvollstrecker des Dr. Mabuse fungieren und vielleicht nicht wissen, daß ihr verborgener Gott

---

34 Siehe den durch die Nüchternheit der Diagnose besonders instruktiven Aufsatz von John Newhouse: Bonn, der Westen und die Auflösung Jugoslawiens, Blätter für deutsche und internationale Politik 10/92, S. 1190 ff.

35 Die so hartnäckig um die Erweiterung der Zuständigkeiten der parlamentarischen Staffage in Straßburg ringenden europäischen Zeitgenossen wissen offenbar nicht, daß sie damit gegen den wichtigsten Zweck des ganzen Unternehmens kämpfen.

und Dienstherr das kontinuierte Deutschland ist, in dem „rotlackierte“ Nazis schlimmer sind als braune, die immerhin einer „an sich guten“ Sache gedient haben. *Letzteres* würde Erwin Eckert nicht tun, sondern mit dem ihm als Christ erlaubten Selbstbewußtsein wieder seine Verzweiflung niederkämpfen, um die letzten Versuche zu wagen, den Schoß zu schließen, aus dem der letzte Weltkrieg kriechen könnte. *Das Ärgernis* Eckert ist ein *Zeichen* der Hoffnung – für Europa.

[378]

Publikationsverzeichnis

Erwin Eckert 1922–1932

1922

1. Form, Gliederung und Kampfesweise des Volkskirchenbundes evangelischer Sozialisten Süddeutschlands, in: CVB 1922, Nr. 20/21, S. 2 f.

2. Pfingstgeist, in: CVB 1922, Nr. 23, S. 4.

3. Am Morgen (Gedicht), in: CVB 1922, Nr. 27/28, S. 1 (29.7.1922).

1923

4. Seelennot im Kriege – Im Kriege (Gedichte), in: CVB 1923, Nr. 5, S. 3 (4.2.1923).

5. Eine Mahnung an die Pfarrer (Predigt), in: CVB 1923, Nr. 7, S. 1 (18.2.1923).

6. Was halten die evangelischen Sozialisten von den Bekenntnissätzen der Jungliberalen um Herrn Pfarrer Jäger in Freiburg? in: CVB 1923, Nr. 7, S. 3 (18.2.1923).

7. Lebendiges Christentum, in: CVB 1923, Nr. 7, S. 3 f., (18.2.1923), Nr. 8, S. 2 f., (25.2.1923).

8. Richtet nicht! Tut Buße! (Predigt), in: CVB 1923, Nr. 9, S. 1, (4.3.1923).

9. Friedrich Wilhelm Foerster und die „Menschheit“, in: CVB 1923, Nr. 9, S. 3, (4.3.1923).

10. „Die Volkskirchler haben es aufgegeben“, in: CVB 1923, Nr. 9, S. 4, (4.3.1923).

11. Konfirmation (Andacht), in: CVB 1923, Nr. 12, S. 1, (25.3.1923).

12. Materialistische Geschichtsauffassung und Religion, in: CVB 1923, Nr. 15, S. 1 f., (15.4.1923).

13. Nun aber [...] (Predigt), in: CVB 1923, Nr. 17, S. 3.

14. Was ist Religion, in: CVB 1923, Nr. 19, S. 2.

15. Zum Nachdenken, in: CVB 1923, Nr. 21, S. 1.

16. Der Pharisäer und der Zöllner (Predigt), in: CVB 1923, Nr. 22, S. 1 f., Nr. 23, S. 2 f., (10.6.1923).

17. Entwurf zu einem Programm der evangelischen Sozialisten Süddeutschlands, in: CVB 1923, Nr. 24, S. 2 ff., (17.6.1923).

18. Verzweiflung und Glaube (Gedicht), in: CVB 1923, Nr. 27, S. 1 f., (8.7.1923).

19. Zum Programmentwurf, in: CVB 1923, Nr. 34, S. 4 62.

20. Jesus und die Frau (Andacht), in: CVB 1923, Nr. 31, S. 1 f., (5.8.1923).

21. Wißt ihr, was Elend ist (Gedicht), in: CVB 1923, Nr. 32, S. 3.

1924

22. Der große Pharisäer, in: CVB 1924, Nr. 1, S. 3 f., (6.1.1924).

23. Der Achtstundentag, in: CVB 1924, Nr. 7, S. 1, (17.2.1924).

24. Die Jungpositiven, in: CVB 1924, Nr. 12, S. 3 f., (23.3.1924).

25. Arbeitslos, in: CVB 1924, Nr. 13, S. 1 f., (30.3.1924).

26. Frühling (Gedicht), in: CVB 1924, Nr. 15, S. 1, (13.4.1924).

27. „Hast Du mich lieb“ (Andacht), in: CVB 1924, Nr. 18, S. 1, (4.5.1924).

28. Des Lebens Erfüllung (Andacht), in: CVB 1924, Nr. 19, S. 1, (1.5.1924) 71.

9. Ich bin das Brot des Lebens (Andacht), in: CVB 1924, Nr. 20, S. 1, (8.5.1924).

30. Bittet, so wird Euch gegeben (Predigt), in: CVB 1924, Nr. 21, S. 1 f., (25.5.1924).

31. Ich komme zu Euch (Andacht), in: CVB 1924, Nr. 22, S. 1, (1.6.1924).

32. Komm heiliger Pfingstgeist (Andacht), in: CVB 1924, Nr. 23, S. 1, (8.6.1924).

33. Die Seligpreisungen (Predigt), in: CVB 1924, Nr. 25, S. 1 f., (22.6.1924).

34. Das Himmelreich wächst (Predigt), in: CVB 1924, Nr. 26, S. 1, (29.6.1924).

35. Das Himmelreich ist wichtiger als alles andere (Andacht), in: CVB 1924, Nr. 27, S. 1 f., (6.7.1924).

36. Im Himmelreich gibt es keine Rangordnung (Predigt), in: CVB 1924, Nr. 28, S. 1 f., (13.7.1924).

37. Der verlorene Sohn (Predigt), in: CVB 1924, Nr. 29, S. 1, (20.7.1924)

38. Unsere Stellung zur Wirtschaft, zum Staat und zum Völkerleben (Meersburger Thesen), in: CVB 1924, Nr. 30, S. 5, (27.7.1924).

39. Gedächtnisfeier für die Gefallenen des Weltkrieges, in: CVB 1924, Nr. 31, S. 1 f., (3.8.1924).

40. Die Meersburger Tagung, in: CVB 1924, Nr. 32, S. 1 f., (17.8.1924).

41. Gebet (Eröffnungsfeier in Meersburg), in: SAV 1924, Nr. 51, S. 1, (Weihnachten 1924).

42. Unsere Weihnachten (Andacht), in: SAV 1924, Nr. 51, S. 1, (Weihnachten 1924).

1925

43. Ihr aber liebe Brüder seid nicht in der Finsternis (Predigt), in: SAV 1925, Nr. 1, S. 1 f., (4.1.1925).

44. Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht (Predigt), in: SAV 1925, Nr. 2, S. 1, (11.1.1925).

45. Evangelium – Kirche – Arbeiterschaft, in: SAV 1925, Nr. 2, S. 3, (11.1.1925)/Nr. 13, S. 2 f., (29.3.1925).

46. Es gibt keine Sünde (Predigt), in: SAV 1925, Nr. 3, S. 1 f., (18.1.1925).

47. „Der Schein der Wissenschaft dem Sozialismus genommen“ (Rezension), in: SAV 1925, Nr. 3, S. 3, (18.1.1925).

48. Merkbrett (Rezension), in: SAV 1925, Nr. 3, S. 4, (18.1.1925).

49. Freiheit (Predigt), in: SAV 1925, Nr. 4, S. 1 f., (25.1.1925).

50. Klugheit oder Glaube (Predigt), in: SAV 1925, Nr. 5, S. 1 f., (1.2.1925).

51. Beitrag oder Opfer (Predigt), in: SAV 1925, Nr. 6, S. 2 f., (8.2.1925).

52. Merkbrett. Aus der Konkordatsdebatte im bayerischen Landtag, in: SAV 1925, Nr. 7, S. 7.

53. Der pfälzische Parteitag der SPD und wir, in: SAV 1925, Nr. 10, S. 3 f., (8.3.1925).

54. „Ausrottung religiöser Vorurteile“ (W. Sorin, Religion u. Kommunismus, in: Rote Fahne), in: SAV 1925, Nr. 11, S. 2 f., (15.3.1925).

55. Wer geht in die Kirche? – Berliner Klosterleben (Rezension), in: SAV 1925, Nr. 12, S. 3, (22.3.1925).

56. Ist die Religion Opium für das Volk? in: SAV 1925, Nr. 15, S. 11, (12.4.1925).

57. Die Reichspräsidentenwahl: „Politische Neutralität der ev. Kirche“, in: SAV 1925, Nr. 18, S. 27, (3.5.1925)

58. Merkbrett Hermanns Botschaft, in: SAV 1925, Nr. 19, S. 31, (10.5.1924).

59. Kleine Mitteilungen: Der rote Küster vom Saargebiet, in: SAV 1925, Nr. 20, S. 36.

60. Rundschau (Reichspräsidentschaftswahlen), in: SAV 1925, Nr. 23, S. 47, (7.6.1925).

61. Ein sozialistenfeindlicher Gebetszettel Roms, in: SAV 1925, Nr. 24, S. 51 f., (14.6.1925).

62. Mittelalterliche Zustände, in: SAV 1925, Nr. 24, S. 52, (14.6.1925).

63. „Pfarrer“ oder „Genosse“, in: SAV 1925, Nr. 25, S. 54, (21.6.1925).

64. Die SPD und wir, in: SAV 1925, Nr. 25, S. 56, (21.6.1925)

65. „Wie soll ich Dich empfangen [...]“ – „Schutzzoll“, in: SAV 1925, Nr. 26, S. 59 f., (25.6.1925)..

66. Von der Theologie des religiösen Sozialismus (Rezension: Max Strauch: Die Theologie Karl Barths), in: SAV 1925, Nr. 27, S. 62, (5.7.1925).

67. Merkbrett: „Feldgottesdienst“, in: SAV 1925, Nr. 27, S. 66, (5.7.1925).

68. Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben, in: SAV 1925, Nr. 28, 5. 69, (12.7.1925).

69. Durch das Evangelium zum Sozialismus – Durch den Sozialismus zum Evangelium, in: SAV 1925, Nr. 35, S. 101, (30.8.1925) / Nr. 40, S. 121 f., (11.10.1925).

70. Neutralität! in: SAV 1925, Nr. 36, S. 108, (6.9.1925).

71. Zwiesprache, in: SAV 1925, Nr. 37, S. 110.

72. Rundschau: Sozialistische Erziehung, in: SAV 1925, Nr. 39, S. 119, (4.10.1925).

73. Aufwertungskompromiß, in: SAV 1925, Nr. 39, S. 119, (4.10.1925).

74. Rezension: Hermes, Frau und Kirche, in: SAV 1925, Nr. 41, S. 127.

75. Zwei Genossen, in: SAV 1925, Nr. 42, S. 131 f., (25.10.1925).

76. Rundschau: „Der Kirchenpatron“, in: SAV 1925, Nr. 43, S. 135, (1.11.1925).

77. Kirchenaustritt, in: SAV 1925, Nr. 43, S. 135, (1.11.1925).

78. Zum Merken, in: SAV 1925, Nr. 44, S. 137, (8.11.1925).

79. Der Industrielle und der Christ, in: SAV 1925, Nr. 44, S. 137 f., (8.11.1925).

80. Kirche und Religion (Heidelberger Programm der SPD), in: SAV 1925, Nr. 44, S. 139 f., (8.11.1925).

81. Rundschau: „Religiöser Revisionismus“, in: SAV 1925, Nr. 44, S. 140, (8.11.1925).

82. Die Partei und wir, in: SAV 1925, Nr. 44, S. 140, (8.11.1925).

83. „Zur Internationalen Arbeiter-Olympiade“, in: SAV 1925, Nr. 44, S. 140, (8.11.1925).

84. Locarno, in: SAV 1925, Nr. 45, S. 143, (15.11.1925).

85. Rundschau: Neu-Sonnenfelder Jugend, in: SAV 1925, Nr. 48, S. 155, (6.12.1925).

86. Die Arbeitsgemeinschaft der religiösen Sozialisten Deutschlands, in: SAV 1925, Nr. 48, S. 156, (6.12.1925).

87. Die Orthodoxie in Baden will die Volkskirche, in: SAV 1925, Nr. 49, S. 159, (13.12.1925).

88. Aus „christlichen, unpolitischen“ Sonntagsblättern, in: SAV 1925, Nr. 49, S. 159, (13.12.1925).

89. Sind die Sozialdemokraten religionslos? in: SAV 1925, Nr. 50, S. 164, (20.12.1925).

90. Zeitbilden Immer die gleiche Wahllehre, in: SAV 1925, Nr. 50, S. 164, (20.12.1925).

91. Arme Irma, in: SAV 1925, Nr. 51, S. 166 f., (Weihnachten 1925).

92. Kleine Mitteilungen: Falsche Nachricht (relig. Sozialisten, nicht relig. Sozialismus), in: SAV 1925, Nr. 51, S. 172.

93. Ein Vorschlag, in: SAV 1925, Nr. 51, S. 172, (Weihnachten 1925).

94. Ein Zufall? in: SAV 1925, Nr. 51, S. 171, (Weihnachten 1925).

95. Die Büste Eberts, in: SAV 1925, Nr. 51, S. 171, (Weihnachten 1925).

96. Aus „politisch neutralen“ Sonntagsblättern, in: SAV 1925, Nr. 51, S. 171, (Weihnachten 1925).

97. Aus Hessen, in: SAV 1925, Nr. 51, S. 171, (Weihnachten 1925).

98. Die Abfindung der Hohenzollern, in: SAV 1925, Nr. 51, S. 170, (Weihnachten 1925).

1926

99. Vorwärts (Predigt), in SAV 1926, Nr. 1, S. 1 f., (Neujahr 1926).

100. Die Zielscheibe, in: SAV 1926, Nr. 1, S. 2, (Neujahr 1926).

101. Wechsel in der Schriftleitung, in: SAV 1926, Nr. 1, S. 3, (Neujahr 1926)..

102. Aus dem „Vorwärts“ (Kirchenaustritt), in: SAV 1926, Nr. 1, S. 8, (Neujahr 1926).

103. Aus dem deutschen Pfarrerblatt, in: SAV 1926, Nr. 1, S. 7, (Neujahr 1926).

104. Mitarbeit, in: SAV 1926, Nr. 2, S. 12, (10.1.1926).

105. Klarheit! in: SAV 1926, Nr. 3, S. 15 f., (17.1.1926) / Nr. 4, S. 19, (24.1.1926) / Nr. 5, S. 26, (31.1.1926) / Nr. 6, S. 31 f., (7.2.1926) / Nr. 7, S. 35, (17.2.1926).

106. Die feindlichen Brüder, in: SAV 1926, Nr. 4, S. 18, (24.1.1926).

107. Religion und Geschäft, in: SAV 1926, Nr. 4, S. 21, (24.1.1926).

108. Was wollen die religiösen Sozialisten, in: SAV 1926, Nr. 4, S. 23, (24.1.1926).

109. Altkatholische Sozialisten, in: SAV 1926, Nr. S, S. 27, (31.1.1926).

110. Die Bibeln des ADGB, in: SAV 1926, Nr. 5, S. 27 f., (31.1.1926).

111. Kunst und Religion, in: SAV Nr. 7, S. 33, (17.2.1926).

112. Von der Kulturtagung der sozialdemokratischen hess. nass. Parteiorganisation, in: SAV 1926, Nr. 7, S. 36 f., (17.2.1926).

113. Katholische Sozialisten, in: SAV 1926, Nr. 7, S. 37, (17.2.1926).

114. Fahnenweihe-? in: SAV 1926, Nr. 7, S. 40, (17.2.1926).

115. Klassenkampf, in: SAV 1926, Nr. 11, S. 57 f., (14.3.1926).

116. Aussprache, in: SAV 1926, Nr. 11, S. 59, (14.3.1926).

117. Auch die Pfaffen organisieren einen Raubzug (ROTE FAHNE), in: SAV 1926, Nr. 11, S. 62, (14.3.1926).

118. Briefkasten der Schriftleitung, in: SAV 1926, Nr. 12, S. 68, (21.3.1926).

119. Wir und die Politik, in: SAV 1926, Nr. 16, S. 87, (18.4.1926).

120. Monarchie oder Republik, in: SAV 1926, Nr. 17, S. 97, (25.4.1926).

121. Wir und die Partei, in: SAV 1926, Nr. 17, S. 93, (25.4.1926).

122. „Der Ev. Bund ist politisch neutral“, in: SAV 1926, Nr. 17, S. 97, (25.4.1926).

123. An den Pranger, in: SAV 1926, Nr. 17, S. 98, (25.4.1926).

124. Die Freidenker und wir, in: SAV 1926, Nr. 19, S. 104 ff., (9.5.1926).

125. Die Internationale, in: SAV 1926, Nr. 23, S. 122, (6.6.1926).

126. Gott will es, in: SAV 1926, Nr. 24, S. 125, (13.6.1926).

127. Enteignet die Fürsten! in: SAV 1926, Nr. 24, S. 126, (13.6.1926).

128. Landwirte, Bauern! in: SAV 1926, Nr. 24, S. 128, (13.6.1926).

129. Am 11. Juli sind Wahlen zur Bad. Landessynode, in: SAV 1926, Nr. 26, S. 137 ff., (27.6.1926).

130. Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, was wollte ich lieber, denn es brennete schon (Predigt bei der Eröffnung des Kongresses in Meersburg), in: SAV 1926, Nr. 33, S. 174 f., (15.8.1926).

131. Der III. Kongreß der religiösen Sozialisten Deutschlands, in: SAV 1926, Nr. 33, S. 175 f., (15.8.1926).

132. Die organisatorischen Ergebnisse des III. Kongresses, in: SAV 1926, Nr. 35, S. 182 f., (29.8.1926).

133. Rückblick am 1. 10. 1926, in: SAV 1926, Nr. 40, S. 204 ff., (3.10.1926).

134. Das Kommunistische Manifest mit An- und Vorbemerkungen, in: SAV 1926, Nr. 41, S. 211 f., (10.10.1926); Nr. 43, S. 226 f., (24.10.1926); Nr. 45, S. 238, (7.11.1926); Nr. 48, S. 251, (28.11.1926); Nr. 51, S. 266, (19.12.1926).

135. Die Fürstenenteignung, in: SAV 1926, Nr. 43, S. 226, (24.10.1926).

136. Versammlungskalender für die Wahlen in Thüringen, in: SAV 1926, Nr. 43, S. 228, (24.10.1926).

137. Tut Buße! in: SAV 1926, Nr. 47, S. 245, (21.11.1926).

138. Anfragen (Sowjetunion), in: SAV 1926, Nr. 48, S. 255, (28.11.1926).

139. Kongreß der Werktätigen, in: SAV 1926, Nr. 49, S. 260, (5.12.1926).

140. Schweizer Reise, in: SAV 1926, Nr. 49, S. 260, (5.12.1926).

141. Religiöse Verräter am Sozialismus, in: SAV 1926, Nr. 51, S. 267, (19.12.1926).

1927

142. Was wollen die religiösen Sozialisten, Schriften der religiösen Sozialisten, Nr. 1, 1927, 20 Seiten.

143. Wofür seid ihr gefallen, Brüder? in: Predigten sozialistischer Geistlicher Deutschlands, Schriften der religiösen Sozialisten, Nr. 4, 1927, S. 73–79.

144. Unsere Fahne (Gedicht), in: SAV 1927, Nr. 1, S. 1.

145. Besinnung, Geduld und Hoffnung (Tätigkeitsbericht), in: SAV 1927, Nr. 1, S. 1 f.; Nr. 2, S. 9 ff.

146. Das Kommunistische Manifest mit An- und Vorbemerkungen, in: SAV 1927, Nr. 1, S. 3; Nr. 2, S. 7; Nr. 3, S. 14 f.

147. Arbeit und Lohn (Predigt), in: SAV 1927, Nr. 8, S. 33 f.

148. Bringt das Wort Gottes bei Dir Furcht oder nicht (Predigt), in: SAV 1927, Nr. 10, S. 41 ff., (63.1927).

149. Die Badische Landessynode, in: SAV 1927, Nr. 12, S. 62 f., (203.1927).

150. Aufruf für die Erwerbslosen, in: SAV 1927, Nr. 13, S. 67, (27.3.1927).

151. An das christliche werktätige Volk (KPD), in: SAV 1927, Nr. 13, S. 70 f., (27.3.1927).

152. Dem Ziele zu (Badische Synode), in: SAV 1927, Nr. 14, S. 74 ff., (3.4.1927).

153. Die NSDAP, in: SAV 1927, Nr. 17, S. 102, (24.4.1927).

154. Aus dem Programm des Stahlhelmtages in Berlin am 8. Mai, in: SAV 1927, Nr. 19, S. 119, (8.5.1927).

155. Ist der Volkskirchenbund ein Teil der SPD? in: SAV 1927, Nr. 19, S. 119, (8.5.1927).

156. Der Parteitag der SPD in Kiel, in: SAV 1927, Nr. 24, S. 146 f., (12.6.1927).

157. Der deutsche evangelische Kirchentag in Königsberg, in: SAV 1927, Nr. 28, S. 166 ff., (10.7.1927).

158. Der SPD-Parteitag in Kiel und die religiösen Sozialisten, in: SAV 1927, Nr. 34, S. 194 f., (21.8.1927).

159. Die religiösen Sozialisten, in: SAV 1927, Nr. 38, S. 214 f., (10.9.1927).

160. Sind wir wirklich Christen (Predigt), in: SAV 1927, Nr. 41, S. 233 f., (9.10.1927).

161. Gerechtigkeit für Max Hölz, in: SAV 1927, Nr. 41, S. 236, (9.10.1927).

162. Maifeier (Gebet), in: SAV 1927, Nr. 42, S. 241, (16.10.1927).

163. Hindenburgrummel am 2. Oktober, in: SAV 1927, Nr. 42, S. 246 f., (16.10.1927).

164. Pressedienst der religiösen Sozialisten, in: SAV 1927, Nr. 42, S. 247 f.

165. Maifeier (Gebet), in: SAV 1927, Nr. 43, S. 249, (23.10.1927).

166. Der kirchlich-soziale Kongreß in Düsseldorf, in: SAV 1927, Nr. 43, S. 251 f., (23.10.1927).

167. Christus und die Schriftgelehrten, in: SAV 1927, Nr. 45, S. 257 f., (6.11.1927).

168. Die religiösen Sozialisten und die Erwerbslosen, in: SAV 1927, Nr. 46, S. 267, (13.11.1927).

1928

169. Herr Deine Augen sehen nach dem Glauben (Jahresbericht der Geschäftsstelle), in: SAV 1928, Nr. 1, S. 3–8, (1.1.1928).

170. Das Ziel der religiösen Sozialisten Deutschlands, in: SAV 1928, Nr. 2, S. 10 f., (8.1.1928).

171. Werdet keines Menschen Knecht (Predigt), in: SAV 1928, Nr. 4, S. 17 f., (22.1.1928).

172. Vom Wesen, dem Sinn und der Überwindung der Versuchung (Predigt), in: SAV 1928, Nr. 9, S. 38; Nr. 10, S. 45.

173. Auferstehung (Predigt), in: SAV 1928, Nr. 15, S. 70 ff., (8.4.1928).

174. „Christliche“ Parteien – Rede auf der badischen Synode vom 10. Mai 1928, in: SAV 1928, Nr. 21, S. 98 ff., (20.5.1928).

175. Die Badische Landessynode, in: SAV 1928, Nr. 22, S. 106 f., (27.5.1928)

176. Gebet – Maifeier in Mannheim, in: SAV 1928, Nr. 25, S. 117, (17.6.1928).

177. Begrüßungsworte bei der Eröffnung des 4. Kongresses, in: SAV 1928, Nr. 33, S. 171 f.

178. Arbeitsbericht der Geschäftsstelle für die Zeit vom 1. 8. 1926 bis 1. 8. 1928, in: SAV 1928, Nr. 34, S. 177–182, (19.8.1928).

179. Panzerkreuzer A, in: SAV 1928, Nr. 35, S. 191, (26.8.1928).

180. Gibt es einen religiösen Sozialismus? in: SAV 1928, Nr. 38, S. 209 ff., (16.9.1928).

181. Panzerkreuzer – Protest – Volksentscheid, in: SAV 1928, Nr. 38, S. 216 (16.9.1928); Nr. 39, S. 220 f., (23.9.1928).

182. Die Stellung der KPD zu den religiösen Sozialisten, in: SAV 1928, Nr. 40, S. 228 f., (30.9.1928).

183. Unser IV. Kongreß und die Presse, in: SAV 1928, Nr. 41, S. 234 ff., (7.10.1928).

184. Was wollen die religiösen Sozialisten (Flugblatt), in: SAV 1928, Nr. 41, S. 259 f., (7.10.1928).

185. Die Freidenker, die KPD und wir, in: SAV 1928, Nr. 42, S. 245, (14.10.1928).

186. Umsonst? Gedenkfeier für die Gefallenen in Ludwigshafen am 28. Oktober 1928, in: SAV 1928, Nr. 45, S. 265 f., (4.11.1928).

187. Urteile über den Bund der religiösen Sozialisten, in: SAV 1928, Nr. 45, S. 270, (4.11.1928).

188. Kavallerieschule ein „Gotteswerk“? in: SAV 1928, Nr. 45, S. 270, (4.11.1928).

189. Aufruf der religiösen Sozialisten gegen die Aussperrung der westdeutschen Hüttenarbeiter am 4.11.1928, im SAV 1928, Nr. 46, S. 279, (11.11.1928).

190. Richtlinien für die sozialistischen Vertreter in den Körperschaften der badischen Landeskirche (Entwurf), in: SAV 1928, Nr. 47, S. 282 ff., (18.11.1928) /Nr. 48, S. 290 f., (25.11.1928).

191. Die Kirchen haben Stellung genommen zur Aussperrung der Metallarbeiter, in: SAV 1928, Nr. 47, S. 285 f., (18.11.1928).

192. Der kirchlich-soziale Bund, der evangelisch-soziale Kongreß und die Aussperrung der Hüttenarbeiter, in: SAV 1928, Nr. 47, S. 286 f., (18.11.1928).

193. Zur Aussperrung an der Ruhr, in: SAV 1928, Nr. 48, S. 299 f., (25.11.1928).

194. Die soziale Arbeit der deutschen Landeskirchen, in: SAV 1928, Nr. 50, S. 307 f., (9.12.1928).

195. Orthodoxe Demagogie, in: SAV 1928, Nr. 51, S. 318, (16.12.1928).

196. Die „Frommen“ vom Lande, in: SAV 1928, Nr. 53, S. 330 f., (30.12.1928).

1929

197. Religiöser Revisionismus in der sozialistischen Bewegung? in: ZRS 1929, 1/1929, S. 21 ff.

198. Um die deutsche Wehrmacht – Ein Wort zum Wehrprogramm der SPD, in: ZRS 1929, 2/1929, S. 16 ff.

199. Zur kirchenpolitischen Lage, in: ZRS 1929, 3/1929, S. 63 ff.

200. Der Kampf um das preußische Konkordat, in: ZRS 1929, 5/1929, S. 13 ff.

201. Kein Sonntag mehr in Sowjetrußland, in: ZRS 1929, 6/1929, S. 16 ff.

202. Aus unserer Bewegung, in: SAV 1929, Nr. 6, S. 47, (10.2.1929).

203. Wir wollen keine Wehrmacht in Deutschland – Ein Wort zum Wehrprogramm der SPD, in: SAV 1929, Nr. 8, S. 59 ff. (24.2.1929).

204. Was verlangen wir von den Kirchen, in: SAV 1929, Nr. 8, S. 61, (24.2.1929).

205. „Und Ihr wißt es nicht!“ in: SAV 1929, Nr. 16, S. 121 f., (21.4.1929).

206. Trennung von Staat und Kirche (Rede auf der Bad. Landessynode 1929) in: SAV 1929, Nr. 17, S. 132 ff., (28.4.1929) Nr. 19, S. 149 f., (125.1929).

207. Gebet (Maifeier in Mannheim), in: SAV 1929, Nr. 18, S. 137, (5.5.1929).

208. Komm, heiliger Pfingstgeist (Predigt), in: SAV 1929, Nr. 20, S. 153 f., (195.1929).

209. Sollen Pfarrer bei Pfarrwahlen mitwählen? in: SAV 1929, Nr. 20, S. 155 f., (19.5.1929).

210. Niedriger hängen! in: SAV 1929, Nr. 23, S. 182, (9.6.1929).

211. Furchtlos vorwärts! (Predigt bei der 10jährigen Landesversammlung der bad. religiösen Sozialisten), in: SAV 1929, Nr. 26, S. 201 f., (30.6.1929).

212. Liebe Freunde – Das Disziplinargericht am 21. Juni, in: SAV 1929, Nr. 26, S. 202 ff., (30.6.1929).

213. „Christlicher Volksdienst“ und wir, in: SAV 1929, Nr. 27, S. 212, (7.7.1929).

214. Wo bleibt die Buße der christlichen Kirchen in: SAV 1929, Nr. 29, S. 227 f., (21.7.1929).

215. Bewußte Verächtlichmachung der Kirche? in: SAV 1929, Nr. 29, S. 227 f., (21.7.1929).

216. Ev. Kirche und politisches Rowdytum in Frankfurt, in: SAV 1929, Nr. 29, S. 229 f., (21.7.1929).

217. Gegen die Anmaßung der Freidenker, in: SAV 1929, Nr. 31, S. 245 f., (4.8.1929).

218. Zur kirchenpolitischen Lage, in: SAV 1929, Nr. 36, S. 266 f., (8.9.1929) /Nr. 37, S. 272 f., (15.9.1929) Nr. 38, S. 280 f., (22.9.1929) Nr. 39, S. 290 f., (29.9.1929).

219. Kirchengerichtliche Methoden (Zur Veröffentlichung des Urteils des Dienstgerichts vom 21. Juni), in: SAV 1929, Nr. 37, S. 269 ff., (15.9.1929).

220. Werdet keines Menschen Knecht (Predigt), in: SAV 1929, Nr. 39, S. 285 ff., (29.9.1929).

221. Wir und die Partei, in: SAV 1929, Nr. 40, S. 298, (6.10.1929).

222. Das heißt man politisch „neutral“, in: SAV 1929, Nr. 43, S. 315 f., (27.10.1929).

223. „Durch Gottes Hand“ Anmerkungen zu den bad. Landtagswahlen, im SAV 1929, Nr. 45, S. 334 f., (10.11.1929).

224. Arbeitsmethoden und Taktik der religiösen Sozialisten Deutschlands (Internationale Führertagung in Köln), in: SAV 1929, Nr. 49, S. 363 ff., (1.12.1929) Nr. 50, S. 373 f., (8.12.1929).

1930

225. Arbeit und Kampf der religiösen Sozialisten im Jahr 1929, in: ZRS 1930, 1/1930, S. 60 ff.

226. Sind wir Marxisten? in: ZRS 1930, 3/1930, S. 163 ff.

227. Eröffnungsrede auf dem V. Kongreß in Stuttgart, in: ZRS 1930, 5/1930, S. 277 ff.

228. „Unpolitische Frömmigkeit“? in: SAV 1930, Nr. 2, S. 12 f., (12.1.1930).

229. Kirchlicher Generalangriff auf die Sowjetunion, in: SAV 1930, Nr. 7, S. 52 f. (16.2.1930).

230. Die faschistische Internationale, in: SAV 1930, Nr. 7, S. 54, (16.2.1930).

231. Um des Glaubens willen vertrieben? in: SAV 1930, Nr. 8, S. 61 f., (23.2.1930).

232. Klare Fronten! (Sowjetunion), in: SAV 1930, Nr. 9, S. 70 f., (2.3.1930).

233. Die Martern Christi im Kriege – Reichsgericht hebt Freispruch gegen George Grosz auf, in: SAV 1930, Nr. 11, S. 82, (16.3.1930).

234. Internationale Kundgebung der religiösen Sozialisten zu den Religionsverfolgungen in Rußland, in: SAV 1930, Nr. 12, S. 89 f., (23.3.1930).

235. Sowjetrußland, in: SAV 1930, Nr. 12, S. 90 f., (23.3.1930).

236. Die nationalsozialistischen Vertreter des positiven Christentums? (Paul Levis Beschimpfung durch die Nationalsozialisten), in: SAV 1930, Nr. 12, S. 94 f., (23.3.1930).

237. Niedriger hängen (Sowjetunion), in: SAV 1930, Nr. 15, S. 116 f., (13.4.1930).

238. Gott – mein Gott – hast du mich verlassen (Gedicht), in: SAV 1930, Nr. 16, S. 121, (20.4.1930).

239. Religion und Kirche in Sowjetrußland, in: SAV 1930, Nr. 16, S. 126, (20.4.1930).

240. „Christen hört die Signale!“, (Sowjetunion), in: SAV 1930, Nr. 21, S. 167, (25.5.1930).

241. Auf dem deutschen ev. Kirchentag in Augsburg und Nürnberg vom 24.–30.6.1930, in: SAV 1930, Nr. 27, S. 212 ff., (6.7.1930)

242. Nicht reden und anklagen, sondern schweigen und Buße tun soll die christl. Kirche! in: SAV 1930, Nr. 28, S. 217 ff., (13.7.1930).

243. Die 400-Jahr-Feier des Augsburger Bekenntnisses vom 20.–25.6.1930, in: SAV 1930, Nr. 28, S. 219 f., (13.7.1930).

244. Wortlaut eines Briefes an den Präsidenten des dt. ev. Kirchentages, in: SAV 1930, Nr. 28, S. 221, (13.7.1930).

245. Als Sozialist auf dem dt. ev. Kirchentag in Augsburg u. Nürnberg vom 24.–30.6.1930. Berichte und Reden (Flugschrift), Juli 1930.

246. Kann die Ev. Kirche erneuert werden? in: SAV 1930, Nr. 29, S. 225 ff., (6.8.1930).

247. Professor Rade, Marburg, in: SAV 1930, Nr. 29, S. 228, (6.8.1930).

248. Der dt. ev. Kirchentag in Nürnberg, in: SAV 1930, Nr. 29, S. 228 ff., (6.8.1930).

249. Unverzagt vorwärts! in: SAV 1930, Nr. 30, 5. 234 ff., (13.8.1930)

250. Eröffnungsrede auf dem V. Kongreß in Stuttgart, in: SAV 1930, Nr. 32, S. 251 f., (27.8.1930).

251. Kundgebung des V. Kongresses, in: SAV 1930, Nr. 33, S. 257, (3.9.1930).

252. Niedriger hängen, in: SAV 1930, Nr. 33, S. 263, (3.9.1930).

253. Rückblick auf den V. Kongreß, in: SAV 1930, Nr. 34, S. 267 ff., (10.9.1930).

254. Opposition, nicht Koalition (Mannheimer SPD-Entschließung), in: SAV 1930, Nr. 40, S. 319, (5.10.1930).

255. Opposition, nicht Koalition, in: Klassenkampf, 4. Jahrgang, Nr. 20, S. 622–626, (15.10.1930).

256. Warum kämpfen die Kirchen nicht gegen den Faschismus (Rede auf der Bad. Landessynode Mai 1930), in: SAV 1930, Nr. 41, S. 321 ff., (12.10.1930).

257. Internationaler Zusammenschluß gegen Sowjetrußland „Zum Schutz der abendländischen Kultur“, in: SAV 1930, Nr. 46, S. 363 f., (16.11.1930).

258. Unser täglich Brot gib uns heute, in: SAV 1930, Nr. 46, S. 361 ff., (16.11.1930).

259. „Pfarrer Eckert und die Wahrhaftigkeit“ – Eine notwendige Antwort, in: SAV 1930, Nr. 46, S. 364 f., (16.11.1930).

260. Die christlichen Kirchen und der Faschismus (Seifenblasenmontage), in: SAV 1930, Nr. 48, S. 380 f., (30.11.1930).

261. Christus vom Militarismus gekreuzigt – Zum Dritten Georg Grosz Prozeß, in: SAV 1930, Nr. 50, S. 399, (14.12.1930).

262. „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden“, in: SAV 1930, Nr. 52, S. 411 f., (28.12.1930)

263. Der Papst für Hitler?, in: SAV 1930, Nr. 52, S. 415, (28.12.1930).

1931

264. Vorwärts zu neuen Aufgaben und Kämpfen, in: RS 1931, Nr. 1, S. 1, (4.1.1931).

265. Ist der ev. Kirche rettungslos dem Faschismus verfallen? in: RS 1931, Nr. 3, S. 11, (18.1.1931).

266. „Vor den Richter mit ihm“, in: RS 1931, Nr. 3, S. 11 f., (18.1.1931).

267. Der Völkische Beobachter lügt und verleumdet, in: RS 1931, Nr. 3, S. 12, (18.1.1931).

268. Der Völkische Beobachter lügt, verleumdet und kneift, in: RS 1931, Nr. 4, S. 15 f., (25.1.1931).

269. Die Kirche dient dem Hakenkreuz, in: RS 1931, Nr. 4, S. 15, (25.1.1931).

270. Rüstet ab! (Friedensfeier am 28.12.1930 in der Trinitatis-Kirche Mannheim), in: RS 1931, Nr. 4, S. 13, (25.1.1931) Nr. 5, S. 17, (1.2.1931) Nr. 6, S. 21, (8.2.1931).

271. Herabwürdigung des Abendmahls und des Lehramts? in: RS 1931, Nr. 6, S. 22, (8.2.1931).

272. Ich klage den Präsidenten der bad. Landeskirche an, in: RS 1931, Nr. 6, S. 23, (8.2.1931).

273. Christuskreuz – nicht Hakenkreuz! in: RS 1931, Nr. 7, S. 27, (15.2.1931)/Nr. 8, S. 32, (22.2.1931)/ Nr. 9, S. 38, (1.3.1931).

274. Der badische Kirchenpräsident flaggt schwarz-weiß-Rot und „entsetzt Pfarrer Eckert vorläufig seines Amtes“, in: RS 1931, Nr. 7, S. 29, (15.2.1931).

275. „Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider Deinen Nächsten“, in: RS 1931, Nr. 8, S. 33, (22.2.1931).

276. Brief an Herrn D. Wahl, in: RS 1931, Nr. 9, S. 40, (1.3.1931).

277. „Schädigung der Kirche, des Ansehens der Pfarrerschaft, Verunglimpfung des eigenen Standes, Unbotmäßigkeit der Behörde gegenüber“, in: RS 1931, Nr. 10, S. 45, (8.3.1931).

278. An alle evangelischen Männer und Frauen Württembergs, in: RS 1931, Nr. 10, S. 46, (8.3.1931).

279. Heraus aus der Kirche? (Rede am 19. Februar in Mannheim), in: RS 1931, Nr. 11, S. 47 f., (15.3.1931).

280. Die ev. Kirche eine Filiale der Faschisten? in: RS 1931, Nr. 12, S. 51 f., (22.3.1931).

281. Vor dem kirchlichen Verwaltungsgericht, in: RS 1931, Nr. 12, S. 53, (22.3.1931).

282. Wir fordern Gerechtigkeit (Rede am 16. März 1931), in: RS 1931, Nr. 13, S. 57 f., (29.3.1931).

283. „Recht“ geht vor Gerechtigkeit – Verwaltungsgericht entscheidet gegen Eckert, in: RS 1931, Nr. 14, S. 64 f., (5.4.1931).

284. Die politische Tätigkeit des deutschnationalen bad. Kirchenpräsidenten Wurth, in: RS 1931, Nr. 14, S. 65, (5.4.1931).

285. Das begrenzte Gewissen – Juristen an der Arbeit, in: RS 1931, Nr. 15, S. 69, (12.4.1931).

286. Noch eine „Berichtigung“ des Herrn Hindelang, in: RS 1931, Nr. 16, S. 74, (19.4.1931).

287. Gott und die Faschisten, in: RS 1931, Nr. 17, S. 76, (26.4.1931).

288. An die ev. Preußen – Ein Wort zum Stahlhelm-Volksbegehren, in: RS 1931, Nr. 17, S. 77, (26.4.1931).

289. Kirchliche Agitation für den Faschismus – Die Innere Mission Filiale des Nationalismus, in: RS 1931, Nr. 18, S. 80, (3.5.1931).

290. Die Reichsgottesgedanken des Christlich-sozialen-Volksdienstes, in: RS 1931, Nr. 19, S. 84, (10.5.1931)

291. Gläubige Christen und klassenbewußte Sozialisten, in: RS 1931, Nr. 19, S. 87, (10.5.1931).

292. „Es rettet uns kein Höhres Wesen, kein Gott, kein Kaiser, noch Tribun“, in: RS 1931, Nr. 20, S. 89 f., (17.5.1931).

293. Für Vaterland, Gott und Profit – gegen Marxismus und Gottlosigkeit, in: RS 1931, Nr. 21, S. 93, (24.5.1931).

294. Liebe Freunde! in: RS 1931, Nr. 25, S. 108.

295. Die ev. Kirche ist „politisch durchaus neutral“, in: RS 1931, Nr. 27, S. 116, (5.7.1931).

296. Protest, in: RS 1931, Nr. 33, S. 141.

297. Um des Gewissens willen (Rede vor dem Dienstgericht in Karlsruhe am 14. Juni 1931), in: RS 1931, Nr. 35, S. 147 f., (30.8.1931).

298. „An den Galgen“, in: RS 1931, Nr. 35, S. 149, (30.8.1931).

299. Nicht geistige Waffen – Pflastersteine gegen die Marxisten, in: RS 1931, Nr. 35, S. 150, (30.8.1931).

300. Für Sozialismus und Christentum! in: RS 1931, Nr. 36, S. 151.

301. Die Woche (Politische Wochenumschau vom 1.1.–23.8.1931).

302. Immer wieder die Klassenkampffrage, in: RS 1931, Nr. 38, S. 160, (20.9.1931).

303. Pfarrer als nationalsozialistische Agitatoren – Ein Beitrag zur „politischen Neutralität“ der ev. Kirche, in: RS 1931, Nr. 39, S. 165, (27.9.1931).

304. Der Auftrag Gottes an unsere Zeit (Predigt am 5. Juli 1931 in Mannheim), in: RS 1931, Nr. 40, S. 167 f., (4.10.1931).

305. Die Kirche und der Kommunismus – Stadtpfarrer Eckert kommt zur KPD (Broschüre hrsg. von der Bezirksleitung der KP, Bezirk Baden-Pfalz, Oktober 1931).

1932

306. Kommunistische Bereitschaft, in: Die Linkskurve, 4. Jg., Nr. 3, 5. 14 ff., (März 1932)

Verzeichnis der benutzten Periodika

1. CVB = Christliches Volksblatt
2. SAV = Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes
3. RS = Der Religiöse Sozialist
4. ZRS = Zeitschrift für Religion und Sozialismus
5. Der Klassenkampf
6. Die Linkskurve

[386]

Erwin Eckert – Kurzer Lebenslauf

* 16.6.1893 in Zaisenhausen (Baden), † 20. 2.1972 in Mannheim.

Der älteste Sohn eines kinderreichen Hauptlehrers besuchte nach dem Umzug seiner Eltern im Jahre 1898 nach Mannheim das Humanistische Gymnasium in Mannheim und studierte Theologie und Philosophie in Heidelberg, Göttingen und Basel. 1911 Mitglied der SPD. 1914 meldete sich E. kriegsfreiwillig. 1919 Vikar in Pforzheim, 1920 Heirat mit Elisabeth Setzer aus Mannheim, 1922 Pfarrer in Meersburg (Bodensee), Geburt des Sohnes Wolfgang. 1927 an der Trinitatiskirche in Mannheim. Am Beginn der zwanziger Jahre (1920 Gründung des „Bundes evangelischer Proletarier“ in Pforzheim, 1924 Mitbegründer der „Arbeitsgemeinschaft der religiösen Sozialisten Deutschlands“ in Meersburg, 1926 Mitbegründer des „Bundes der religiösen Sozialisten Deutschlands“ in Meersburg) schloß sich E. den religiösen Sozialisten in der evang. Kirche an, womit er sich in Gegensatz zur deutschnational orientierten Kirchenleitung steilte, die Ihn wiederholt maßregelte und bestrafte. Von 1926 bis 1931 war E. geschäftsführender Vorsitzender des Bundes der religiösen Sozialisten Deutschlands und Hrsg. des Bundesorgans „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“, seit 1931 „Der religiöse Sozialist“ (Auflage zuletzt 17.000). E.s antimilitaristische Haltung (gegen Panzerkreuzerbau 1928, gegen SPD-Wehrprogramm von 1929), seine Parteinahme für die UdSSR u.a. als einziger religiös-sozialistischer Abgeordneter auf dem Deutschen Evang. Kirchentag 1930 in Nürnberg und seine kämpferische antifaschistische Agitation auf Reisen durch ganz Deutschland (1931) brachten ihn in zunehmenden Konflikt mit der SPD (Ausschluß, 2.10.1931), dem Bund (Enthebung von seinen Ämtern, Nov. 1931) und der Kirche (Entlassung aus dem Kirchendienst, Dez. 1931). E. trat am 3. Oktober 1931 der KPD bei und verließ nach seiner kirchlichen Dienstentlassung Bund und Kirche. Als Redner kämpfte er gegen Faschismus und Krieg. Am 1.3.1933 verhaftet, wurde E. bis 17. Oktober 1933 gefangengesetzt. Nach illegaler Arbeit im Juni 1936 erneut inhaftiert, im Oktober 1936 wegen Vorbereitung zum Hochverrat in Kassel zu drei Jahren und acht Monaten Zuchthaus verurteilt. Nach seiner Entlassung lebte E. bis zur Befreiung unter Polizeiaufsicht.

In Baden gehörte er 1945 zu den aktivsten Antifaschisten der ersten Stunde, u. a. als geschäftsführender Vorsitzender der antifaschistischen Bewegung „Das neue Deutschland“ und Lizenzträger der antifaschistisch-demokratischen Illustrierten „Die Neue Demokratie“ (1946–1949). Maßgeblich kämpfte er als Vorsitzender der KPD in (Süd)Baden für eine einheitliche sozialistische Partei aus Sozialdemokraten und Kommunisten. März 1946 bis 1950 1. Vorsitzender der KPD Baden. April 1946 Staatsrat der provisorischen Regierung Badens (Französische Zone). November 1946 Mitglied und Vizepräsident der Verfassunggebenden Versammlung Badens. Staatskommissar für Wiederaufbau im ersten badischen Allparteienkabinett. Juli 1949 mit einem Stimmenanteil von 34,7% Oberbürgermeisterkandidat der KPD in Mannheim. Abgeordneter des badischen Landtages von 1947 bis 1952, des Landtages Baden-Württemberg von 1952 bis 1956 (Verbot der KPD). E. stand an herausragendem Platz in der internationalen Friedensbewegung (Mitglied des Weltfriedensrates von 1950 bis 1962) und kämpfte insbesondere gegen die Wiederaufrüstung der BRD. Das trug ihm Verurteilung („Düsseldorfer Prozeß“ von November 1959 bis April 1960) und Gefängnisstrafe (mit Bewährung) ein. Mitglied der DKP seit ihrer Neukonstituierung. Letzter Wohnsitz in Großsachsen bei Weinheim an der Bergstraße. Über seiner Todesanzeige stand der Wahlspruch: „Dem Ganzen dienen, sich selbst treu bleiben“.

[387]

Zu den Autoren

Friedrich-Martin Balzer	Jg. 1940, Lehrer am Landschulheim Steinmühle seit 1968, Studienleiter seit 1977, Promotion 1972 bei Wolfgang Abendroth; Buchveröffentlichungen: Klassengegensätze in der Kirche, Erwin Eckert und der Bund der religiösen Sozialisten Deutschlands 1973[1], 1975[2], 1993[3], zusammen mit Karl Ulrich Schnell: Der Fall Erwin Eckert, 1987[1], 1993[2], Miszellen zur Geschichte des deutschen Protestantismus 1990; Mitbegründer des Marburger Forum; seit 1982 Vorsitzender der Fördergemeinschaft Friedensarbeit – Marburger Forum e. V.
Hans-Werner Bartsch	Jg. 1915, Promotion 1939, Habilitation 1959, Ordinarius für das Neue Testament 1973–1980 in Frankfurt a.M., Veröffentlichungen u. a.: Gnostisches Gut und Gemeindetradition bei Ignatius von Antiochien, 1940[1],1983[2]; Jesus, Prophet und Messias aus Galiläa 1970, Der politische gekreuzigte Christus 1973; gestorben am 27. Dezember 1983.
Frank Deppe	Jg. 1941, Professor für Politikwissenschaft in Marburg, Veröffentlichungen u.a. zur Politischen Theorie, zu Fragen der Gewerkschaftspolitik und zum westeuropäischen Integrationsprozeß, darunter Louis-Auguste Blanqui, Frankfurt a. M. 1969; Niccolo Machiavelli, Zur Kritik der reinen Politik, Köln 1987; Jenseits der Systemkonkurrenz, Überlegungen zur neuen Weltordnung Marburg 1991; EG-Binnenmarkt, Hamburg 1991.
Walter Ebert	Jg. 1923, 1938–1940 Lehre als Elektroinstallateur, 1941–1946 Kriegsmarine und Gefangenschaft, 1946–1947 Elektromonteur, 1949–1955 Organisationssekretär der KPD, 1959–1961 22 Monate Haft im Zusammenhang mit dem KPD-Verbot, anschließend 18 Monate unter Polizeiaufsicht, 1968 Mitglied des Gründungsausschusses der DKP auf Bundesebene, 1968–1974 Bezirksvorsitzender der DKP in Baden, 1968–1977 im Bundesvorstand der DKP, 1974–1977 Kreisvorsitzender der DKP in Mannheim, 1946–1968 Mitglied der IG Metall, ab 1969 der HBV.
Emil Fuchs	Jg. 1874, Theologiestudium in Gießen, 1900 Licentiat bei Kattenbusch in Gießen, 1902 Vikar in Manchester, 1905 Pfarrer in Rüsselsheim, 1918 Pfarrer in Eisenach, 1921 Begründer der Gruppe der religiösen Sozialisten in Thüringen und Eintritt in die SPD, 1926–1930 Vorsitzender des Landesverbandes Thüringen des Bundes der religiösen Sozialisten, 1926–1928 und 1930–1933 Mitglied des Bundesvorstandes, 1927–1931 Mitglied des thüringischen Landeskirchentages, 1931 Professor für Religionswissenschaften an der Pädagogischen Akademie in Kiel, März 1933 Entlassung, Gefängnis, Berufsverbot, 1945 Frankfurt a. M., 1945–1949 Mitglied der SPD, 1949 Professor für christliche Ethik und Religionsphilosophie in Leipzig, 1954 Ehrenmitglied der CDU in der DDR, Mitglied des Friedensrates und des Präsidiums des Friedensrates der DDR, 9. Februar 1961 Gespräch mit Walter Ulbricht, das eine Wende in der Kirchenpolitik der DDR einleitete, gestorben am 13. März 1971 in Berlin (DDR).
Georg Fülberth	Jg. 1939, Professor für Politikwissenschaft in Marburg, Veröffentlichungen u. a.: Geschichte der Bundesrepublik in Quellen und Dokumenten, Köln 1989[3] KPD und DKP 1945–1990. Zwei kommunistische Parteien in der vierten Periode kapitalistischer Entwicklung, Heilbronn 1992[2]; Sieben Anstrengungen, dem vorläufigen Endsieg des Kapitalismus zu begreifen, Hamburg 1992; Eröffnungsbilanz des gesamtdeutschen Kapitalismus. Vom Spätsozialismus zum nationalen Universalismus, Hamburg 1993.
Günter Giesenfeld	Jg. 1938, Professor für Neuere deutsche Literatur und Medienwissenschaft in Marburg, Herausgeber und Redakteur der Zeitschrift „Augen-Blick“, Marburger Hefte für Medienwissenschaft, Bücher und Artikel zur deutschen Literatur, zur Film- und Fernsehgeschichte, Regisseur von Spiel- und Dokumentarfilmen, Vorsitzender der „Gesellschaft für die Freundschaft zwischen den Völkern der BRD und der SR Vietnam“.

Hans Heinz Holz	Jg. 1927, Professor für Philosophie Universität Groningen (Niederlande), zahlreiche Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen u. a.: Logos spermatikos. Ernst Blochs Philosophie der unfertigen Welt 1975, Dialektik und Widerspiegelung 1983, Gottfried Wilhelm Leibniz 1992, Philosophie der zersplitterten Welt. Reflexionen über Walter Benjamin 1992, Herausgeber der Zeitschrift „Topos – Internationale Beiträge zur dialektischen Theorie“, Präsident der Internationalen Gesellschaft für Dialektische Philosophie (1981–88), seitdem Ehrenpräsident.
Wolfgang Langhoff	Jg. 1901, Schauspieler, Regisseur, Intendant, ab 1928 am Schauspielhaus in Düsseldorf, 1928 Eintritt in die KPD, Mitbegründer der Agitpropgruppe „Nordwest ran“, nach der „Schutzhaft“ in Düsseldorf Derendorf 1933/34 KZ Esterwegen, 1934-1945 Exil in der Schweiz, Darstellung seiner Erlebnisse in „Die Moorsoldaten“ (1935), 1945 Rückkehr nach Deutschland, 1945/46 Generalintendant der Düsseldorfer Bühnen, 1946–1963 Intendant des Deutschen Theaters in Berlin (DDR), Mitglied der Kulturkommission des ZK der SED, 1950 Repressionen wegen seiner Bekanntschaft mit Noel H. Field, wird zeitweise aller seiner Funktionen enthoben, 1950 Gründungsmitglied der Deutschen Akademie der Künste (DAK), 1962–1966 Vizepräsident der DAK, 1966 Präsident des DDR-Zentrums des Int. Theaterinstituts, gestorben am 24.8.1966.
Hanfried Müller	Jg. 1925, Studium 1945–1950, vor allem bei Karl Barth (Bonn), Joachim Iwand, Ernst Wolf (Göttingen), starker theologischer Einfluß von Diem und Schempp, Beginn einer Dissertation in Göttingen 1950, (an einem Disziplinarverfahren wegen Kampf gegen Remilitarisierung gescheitert), 1952 Emigration in die DDR, Promotion mit einem anderen Thema in Berlin 1956 (Promotor Heinrich Vogel); Dozent 1959, Professor für systematische Theologie an der Humboldt-Universität 1964, Ordinarius 1968, Emeritierung 1990, Veröffentlichungen u.a.: Von der Kirche zur Welt. Ein Beitrag zu der Beziehung des Wortes Gottes auf die societas in Dietrich Bonhoeffers theologischer Entwicklung 1961[1],1966[2], Evangelische Dogmatik im Überblick 1979[1], 1989[2], Herausgeber der „Weißenseer Blätter“ seit 1982
Helmut Ridder	Jg. 1919, em. Professor für öffentliches Recht und Wissenschaft von der Politik, Habilitation Münster (1950), o. Professor Frankfurt a.M. (1952), Bonn, Gießen (seit 1965), langjährige Tätigkeit an der Akademie der Arbeit in Frankfurt a.M., Mitherausgeber der „Blätter für deutsche und internationale Politik“, „Neue Politische Literatur“, „Alternativkommentar zum Grundgesetz“, „Kommentar Versammlungsrecht“ (1992), Vorsitzender des „Kuratoriums Notstand der Demokratie“ (während der Auseinandersetzung um die Notstandsgesetze) und der „Deutsch-Polnischen Gesellschaft der BRD“.
Jürgen Scheele	Jg. 1963, Dipl. Politologe, arbeitet an einer Promotion über Henryk Grossmann.
Marie Veit	Jg. 1921, Studium der Theologie 1940–1944 in Marburg, Jena und Halle; zweites theologisches Examen 1946 in Kassel; Promotion 1946 bei Rudolf Bultmann; 1947–1972 im Schuldienst in Köln; 1968–1973 aktiv beteiligt am „Ökumenischen Arbeitskreis Politisches Nachtgebet“ in Köln; 1972–1989 Professorin für Didaktik des Religionsunterrichtes in Gießen; Veröffentlichungen u. a.: Stumme können selber reden 1978, Theologie muß von unten kommen. Ratschlag für Linke. Mit einem Vorwort von Dorothee Sölle 1991.
Manfred Weißbecker	Jg. 1935, o. Professor für Geschichtswissenschaft in Jena 1970–1992, Publikationen zur Geschichte des antifaschistischen Widerstandes, der NSDAP, anderer bürgerlicher Organisationen, des Neofaschismus, Mitherausgeber des Handbuchs (1968/70) bzw. Lexikons (1983/86) zur Geschichte der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland 1789–1945.
Gert Wendelborn	Jg. 1935, 1969–1977 Dozent, 1977–1989 a. o. Professor für Ökumenik und Neue Kirchengeschichte, 1989–1992 o. Professor für Kirchengeschichte an der Universität Rostock. Publikationen u.a.: Martin Luther. Leben und reformatorisches Werk 1983, Gott und Geschichte. Joachim von Fiore und die Hoffnung der

Christenheit 1974, Franziskus von Assisi. Eine historische Darstellung 1977[1], 1982[2], Bernhard von Clairvaux. Ein großer Zisterzienser in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts 1993, Kompendium für Neuere und Neueste Kirchengeschichte 1958–1969, 1988, Versöhnung und Parteilichkeit. Alternative oder Einheit 1974, Charta der Neuorientierung. Die Rezeption des „Darmstädter Wortes“ heute 1977, Gottes Wort und die Gesellschaft. Zum Verhältnis von Frömmigkeit und sozialer Verantwortung bei den Evangelikalen 1979.